Zeitschrift für Volkskunde

Im Auftrage des

Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde

unter Mitwirkung von Johannes Bolte

herausgegeben von

Fritz Boehm

Neue Folge Band 6

(44. Jahrgang. 1934)

(Mit 27 Abbildungen und 1 Bildnis)

Berlin und Leipzig 1936

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

Archiv-Nr. 48 1035

Inhalt.

Abhandlungen und größere Mitteilungen.

	Seite
Humanismus und Volkstum. Von Albert Wesselski	1— 35
Der Aronstab (Arum maculatum L.) im Wandel der Zeiten. Von Heinrich Marzell. (Mit 3 Abbildungen)	36— 50
Brautstand und Hochzeit im Lippischen, I. Von Karl Wehrhan	50— 61
Degner und Lussewinne. Eine niederdeutsche Ballade des 14./15. Jahrhunderts. Von John Meier	81— 93
Kinderherkunft aus Bäumen. Von Otto Lauffer. (Mit 1 Abbildung)	93—106
Bauopfer an Bord. Von Ernst Bargheer	107—108
Koloniale Abwandlung deutscher Volksart im ostelbischen Raume. Von Johann Ulrich Folkers	108—122
„Mein Kampf" als politische Volkskunde der deutschen Gegenwart auf rassischer Grundlage. Von Herbert Freudenthal	122—135
Graftbräuche beim Handwerk. Von Franz Fuhse. (Mit 6 Abbildungen)	135—144
Beiträge zur Methodik der städtischen Volkskunde am Beispiel der Stadt Braunschweig. Von Wilhelm Jesse	144—157
Volkskundliches und Volkskunstforschung zur Unterbauung neuer kunstgeschichtlicher Betrachtung. Von Alfred Kamphausen	158—168
Beiträge zur Geschichte der germanisch-deutschen Landwirtschaft. Von Heinz Maybaum. (Mit 1 Abbildung)	169—178
Mecklenburgische Heil- und Zaubersegen des 19. Jahrhunderts. Von Friedrich Rieck	178—186
Die Volkskunde als Grundwissenschaft der Kulturgeographie. Von Herbert Schlenger	186—197
Heilige Wasser in Segnungen und Volksbrauch. Von Georg Schreiber	198—209
Zum Märchen „Stumme Liebe" von Musäus. Von Hermann Tardel	209—214
Hochzeitssitten und Hochzeitsbräuche des Osnabrücker Landes. Von Ernst Heinrich Maßmann	214—232
Neue Beiträge zur Geschichte des Weihnachtsbaumes. Von Otto Lauffer	233—243
Bannfluch gegen einen unbekannten Honigdieb. Von Otto Altenburg	244—250
Volksrätsel aus der Mark Brandenburg. Von Johannes Bolte	250—260
Das schwäbische Kolonistenhaus in der Batschka. Von Luise Fick. (Mit 15 Abbildungen)	261—274

Kleine Mitteilungen.

Das Sternbild der Sense. Von Robert Lehmann-Nitsche	62— 63
Alte deutsche Hausnamen in Neuwerbaß (Batschka). Von Heinrich Réz	63— 65
Die Sator-Arepo-Formel patentamtlich geschützt. Von Albert Becker. (Mit 1 Abbildung)	66
Zwei scherzhafte Todesanzeigen (1866—1922). Von Albert Becker	275—277
Die volkskundliche Landesaufnahme im Gebiet der Freien Stadt Danzig. Von Erich Keyser	277—279
Warum der Hahn auf dem Kirchturm sitzt. Von Karl Lohmeyer	279—280
Masken mit Schwänzen. Von Friedrich Mößinger	280—281
Zum Fastnachtspferdreiten. Von Karl Plenzat	281—286
Lesefrüchte aus einem Kriegsbuch des 17. Jahrhunderts. Von Karl Wolf	286—287

Inhalt.

Bücherbesprechungen.

	Seite
P. Klein, Volkslied und Volkstanz in Pommern (K. Kaiser)	67— 68
B. Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa (A. Helbok)	68— 70
J. Meier, Deutsche Volkslieder, Balladen, 1. Teil (J. Bolte)	288—289
Neue Beiträge zur irischen Volkskunde (Reidar Th. Christiansen)	289—291
Anthropos, Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde, Bd. 27 (W. E. Peuckert)	291—292
G. Tessmann, Die Baja. Ein Negerstamm im mittleren Sudan (W. E. Peuckert)	292—293
O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen (L. Weiser-Aall)	293—296
Notizen . . . . . 71—80, Andersson, Beckwith, Brather, Claassen, Dörrer, Elisonas, Hansen, Henßen, Herg, Hoffmann, Hübner, Hveding, Kirschner, Krogmann, Kuhn, Lommatzsch, Loorits, Neckel, Nieuvenhuis, Olrik, Pieper, Rawolle, Rieck, Schick, Scholz, Solem, Stern, Tardel, Weber, Zepp. — Adrian, Ethnologischer Anzeiger, Bolte, Brandsch, Bundi, Clauß, Cocchiara, Diepgen, Egede, Ekkhart-Jahrbuch 1936, Festschrift Theodor Siebs, Frölich, Gocke, Hahne-Niehoff, Handbuch der Kulturgeschichte, Märkisches Heimatbuch, Hyatt, Kadner, Ludwig, Mauland, Mautner-Geramb, Meyers Kalender 1936, Meynen, Moser, Nowotny, Volkenkundige Opstellen, II, Peuckert, Deutsche Rassenkunde, hrsg. v. E. Fischer, Bd. 8—10, Retzlaff, Rommel, Schopp, Sohnrey, Storaker, Svensson, Vakarelski, Volk und Volkstum, hrsg. von G. Schreiber, Williams, Zender, Zoder, Zunker.	297—313
Resolutionen des ersten Märchenforscherkongresses in Lund	314
Nachrufe:	
Robert Mielke. Von Johannes Bolte	315
Wilhelm Wisser. Von Fritz Boehm	316
Register. Von Fritz Boehm	317—325

Humanismus und Volkstum.

Von Albert Wesselski.

Eine der geistreichsten Geschichten unter den vielen, die sich um den Pfarrer Arlotto ranken, diesen Liebling der Florentiner im 15. Jahrhundert und noch heute, und sicherlich die geistreichste unter den nicht allzu vielen, denen der Anspruch, für wahr genommen zu werden, zugebilligt werden darf, ist die Fazetie, die schildert, wie er dem päpstlichen Liebling, dem Kardinal von Siena Jacopo Ammanati, in Rom eine wohlverdiente Abfertigung oder Abfuhr hat zuteil werden lassen. Der Kardinal hatte ihn wegen seines gewendeten Rockes gehänselt, und daraufhin erzählte er ihm, was sich bei einem vornehmen Hochzeitsfeste in Brügge zu der Zeit seiner dortigen Anwesenheit ereignet hatte. Einem der Jünglinge, die den bei solchen Anlässen in Flandern üblichen Tanz aufführen sollten, war im letzten Augenblicke der enge Schuh oder Lederstrumpf geplatzt, so daß er ihn ausbessern lassen mußte, und diese Flickarbeit bemerkte in der ganzen Gesellschaft niemand sonst, als der Sohn eines neureichen Schusters. Der Kardinal versteht diese Anspielung, die eine Heimzahlung ist, nicht aber versteht sie Messer Falcone de' Sinibaldi, der römische Patrizier und Diplomat, der bei ihm den Pfarrer eingeführt hat, und so muß ihm dieser eine Erklärung geben; er erzählt ihm, wie der heute schier allmächtige Kardinal zu der Zeit, wo er ihn kannte, nämlich vor mehr als 36 Jahren, in Florenz in dem größten Elend lebte: „Er ging als armer Teufel in Holzschuhen durchs Trockene und trug seine Kleider auf jeder Seite zweimal, gewendet und noch einmal gewendet." Da diese Fazetie in dem Jubeljahre 1475 spielt, war Jacopo Ammanati, der 1422 geboren ist, zu der Zeit seiner solchermaßen geschilderten Not 16 oder 17 Jahre alt, und damals verdiente er sich wohl sein karges Brot als Hauslehrer; wenigstens finden wir ihn als solchen erwähnt bei den Söhnen von Agnolo und Neri Acciaiuoli und bei Pierfrancesco di Lorenzo de' Medici, der später Agnolos Eidam werden sollte. Armut und bitterster Mangel verließen ihn aber auch noch in Rom, wohin er sich 1450 gewandt hatte, erst, als ihn Kardinal Capranica, der große Gönner und Freund der Humanisten, in seine Dienste genommen hatte.

Eine solche Jugend der Entsagung und des Darbens war aber damals keineswegs eine Einzelerscheinung, sondern dieses traurige Schicksal war fast all den Jünglingen beschieden, die aus den Dörfern und den Städtchen in die Zentren der humanistischen Bildung kamen: ob sie nun nur Karriere

machen wollten, oder ob sie wirklich trunken waren von der Schönheit der alten Literatur, der alten Künste und der Lebensführung zu den Zeiten Platons und des ersten römischen Kaisers, allesamt hatten sie, um sich das notwendige Maß von Gelehrsamkeit aneignen zu können, die niedrigsten Dienstleistungen zu verrichten und mußten oft froh sein, wenn ihnen erlaubt wurde, Schüsseln zu waschen und das Haus zu reinigen und dafür dem Vortrage eines der Arrivierten zu lauschen; nebenher aber ging der Bettel um des Lebens Notdurft, und glücklich waren noch die zu nennen, deren Anlagen und Kenntnisse es zuließen, daß sie diesen Bettel durch lateinische und griechische Gedichte betrieben. So gedenkt denn auch Angelo Poliziano, der seine humanistische Lehrzeit ebenso wie Ammanati schon als Knabe begonnen hat, preisend jenes Meisters, der ihm „das bißchen Wissen", quod scio litterularum, beigebracht hat, dem er die Rettung aus der entsetzlichen Not verdankt[1]).

Es hätte keinen Zweck, beschreiben zu wollen, was ausführlich geschildert worden ist, den Aufstieg dieses Kleinstädters, der mit 14 oder 15 Jahren nach Florenz gekommen ist: wie er sich durchhungerte, wie er Protektion und Förderung suchte nicht nur bei dem Erlauchten Lorenzo, sondern auch bei Pietro Riario, dem Neffen des Papstes und, trotz seiner Jugend, Kardinal von San Sisto, wie ihn Lorenzo schließlich, damit er sich nicht dem Kardinal verdinge, in sein Haus aufgenommen hat, wie er die für Lorenzo verfertigte und ihm gewidmete lateinische Übersetzung des zweiten und dritten Gesanges der Ilias, wohl weil er bei Lorenzo noch nicht das gefunden hatte, was er suchte, dem Kardinal Ammanati nach Rom geschickt und die Antwort erhalten hat, nach seiner Meinung würde Homer doch wohl lieber Kolophonier bleiben als Florentiner werden, wie ihn dann Lorenzo, der ungekrönte Fürst von Florenz, zu dem Lehrer seiner Söhne machte, wie er, kaum 26 Jahre alt, Professor an dem Studio wurde, wie er, verbunden in Freundschaft mit den Großen in den Reichen der Wissenschaften und der Künste, ein griechisch-schönes Leben führen durfte, bis das freilich allzu häßliche Ende kam; das mag in den Literaturgeschichten nachgelesen werden. Für uns kommt nur Eine Seite seines Wesens in Betracht: sein Verhältnis zu dem Volke, zu dem Volkstum.

Die Weltanschauung des Mittelalters, die im allgemeinen nur auf den sich wenig ändernden Lehren der Kirche beruhte, ist durch die Wiedererweckung des Geistes des klassischen Altertums, die natürlich nur dort geschehen konnte, wo er zuletzt lebendig gewesen war, in Italien also, dessen Hauptstadt durch das Papsttum die Hauptstadt der Welt geblieben oder, besser, wieder geworden war, überwunden worden, aber diese Überwindung ging natürlich nur schrittweise vor sich, allerdings in immer weiter ausgreifenden und immer rascher einander folgenden Schritten, bis es endlich so weit war, daß mit den weltlichen Fürsten auch die der Kirche wetteiferten, der wiedererstandenen Kultur der Antike die Herr-

[1]) Prose volgari inedite e poesie latine e greche edite e inedite di Angelo Ambrogini Poliziano, raccolte e illustrate da Isidoro del Lungo (1867) S. 21; Isid. del Lungo, Florentia. Uomini e cose del Quattrocento (1897) S. 119.

schaft über die Geister zu sichern; länger als zwei Jahrhunderte hat es gedauert, bis von den Göttern des alten Hellas, die auch die Götter des alten Rom waren, die christliche Tünche, die sie zu Dämonen- und Teufelsfratzen verzerrt hatte, abgekratzt und der Schönheit ein neuer Olymp geschaffen war. Die Bewegung, die dieses leistete, war, da sie sich nur an die sogenannten Gebildeten wenden konnte, die gemeinhin die Vornehmen waren, durchaus aristokratisch; das Volk, das Vulgus, einzig geleitet von den unwissenden Clerici, mußte den Dingen, wenn nicht feindselig, so zumindest gleichgültig gegenüberstehen, aber die Adeligen der Geburt, einerlei, ob sie herrschten oder nicht, wurden Freunde, ja Schüler der Adeligen des Geistes, und der Klassenunterschied zwischen den zwei Ständen verschwand fast völlig. Beide wohnten auf neuerrungenen Höhen, aber auf diese Gipfel hatte den Fürsten der Sänger geführt, freilich nicht ohne zuerst in dem Gefolge des Fürsten gewesen zu sein. Die wissens- und schönheitsdurstige Oberschicht verbündete sich mit der weder ihr noch unter sich homogenen Menschengruppe, die ihr die Schönheit und das Wissen brachte, mit den Gelehrten und den Dichtern, und der Humanist, der seinen Namen latinisierte oder gräzisierte, führte den Stammbaum des Freundes auf die Zeiten der Trojaner oder der römischen Größe zurück. Dabei blieb natürlich der Aristokrat der Geburt das, was er war; der Gelehrte aber, der nun, wenn nicht geradezu in der Fremde, so doch in einer ihm ursprünglich fremden Umgebung lebte, mußte sich den Verhältnissen und den Menschen entfremden, aus denen er hervorgegangen war, und hier ist wohl bei vielen der Grund jener innern Zwiespältigkeit oder, wie man es später nannte, Zerrissenheit zu suchen, die sich in ihren Werken kund gibt.

Alle Bande aber, die sie als Kinder mit dem väterlichen Häuschen, mit dem Dorfe, mit der Landschaft verbunden haben, können diese nun zu Männern der großen Welt gewordenen Gelehrten doch nicht lösen, und je älter sie werden, je höher die Pracht der Kultur wird, die ihren Alltag umgibt, je tiefer die Probleme sind, die sie in ihren Studierstuben zu bewältigen versuchen, desto größer wird bei ihnen das, was international Nostalgie, deutsch aber Heimweh heißt.

Auch Polizian schritt im Anfang, wenn er nicht just die Holzschuhe des Bettlers trug, auf dem Kothurn einher, und in dem Orfeo, seiner, soviel wir wissen, ersten Dichtung in der Volkssprache, vertauscht er ihn nur einmal, als er den Hirtenknecht Tirsis seinem Herrn schildern läßt, was ihm dessen entlaufenes Kälbchen angetan hat, mit dem Plautinischen Soccus; sonst ist alles Ovid, Virgil, Horaz, Claudian, Statius usw., und hier und da schiebt sich auch eine Reminiszenz an Petrarca dazwischen. Nicht viel anders ist es, von den lateinischen Gedichten bis zu den Sylvae gar nicht zu reden, mit den Stanzen bestellt, die er um jene Tjost, bei der Lorenzos Bruder Giuliano in die Schranken geritten war, zu dichten begann, aber dann, als der liebenswürdige Jüngling dem Dolche eines Mörders zum Opfer fiel, unvollendet ließ. Sooft wir in dieser Giostra einen Gedanken finden, der uns volkstümlich scheinen will, stets handelt

es sich um Anklänge an das klassische Altertum oder an Dante und Petrarca. Wollte man etwa, um ein besonders anschauliches Beispiel zu geben, bei den Versen, zu denen die erhabene Schönheit der vergin sovrana den Helden begeistert (I, 49), so daß er sie schüchtern fragt, ob sie eine Göttin sei oder eine Sterbliche, an die in den Erzählungen des Morgenlands so häufigen Fragen denken, die sich auf die Formel bringen lassen: „Bist du ein Menschenkind oder ein höheres Wesen?", so würde man sich arg täuschen: Polizian hat die Verse der Odyssee (ζ 149f.) benutzt, die in Vossens Übersetzung so beginnen: „Hohe, dir fleh ich; du seist eine Göttin oder ein Mädchen!"[1]). Aber auch das uns so häufig im Märchen begegnende Motiv von der Hinde, die den sie verfolgenden Jäger in die Arme der ihm vom Schicksal zugedachten Schönen führt (1, 34f.), ob sie die nun selber ist oder nicht, stammt keineswegs aus dem Volksmunde, sondern ist Polizian entweder durch einen Kenner der bretonischen Literatur zugeflogen, oder er hat es einem heute verlorenen Werke seiner Zunge entnommen, wie er sich ja auch nicht gescheut hat, die zwei berühmtesten Verse Guinicellis für sein Gedicht zu übernehmen[2]). Unbekümmert in seiner Eklektik, hielt er sich selber an das, was er ein paar Jahre später andern empfahl, als er in der Oratio, mit der er sein Kolleg über Quintilian und Statius einleitete, auch diese und andere inferioris, quasique secundae notae autores als nachahmenswert erklärte und gleichsam als seinen Wahlspruch die Verse von Lucretius anführte:

Floriferis ut apes in saltibus omnia libant,
Omnia nos itidem depascimur aurea dicta[3]).

Diese Vorlesung hat Polizian im November 1480 gehalten, in dem ersten Jahre seiner Lehrtätigkeit an der Florentiner Hochschule; zwölf Jahre später las er an demselben Platze über die Priora von Aristoteles, und die einzige Stelle aus diesem Autor, die er in der Eröffnungsvorlesung, in der Praelectio, cuius titulus Lamia[4]), zitiert, ist der Satz, daß auch der Philosophos ein Philomythos ist[5]), ein fabulae studiosus. Da die fabula, die er dann nach Dion Chrysostomos wiedergibt, ohne ihn freilich zu zitieren, weniger eine Fabel als das ist, was wir Natursage zu nennen pflegen, nämlich eine Erzählung, die eine Tatsache der Natur erklären will, werden wir das Wort fabula, das er dem Worte mythos gleichsetzt, im Deutschen nicht mit Mythos, dem wir ja den Begriff einer von göttlichen Gestalten handelnden Erzählung unterlegen, sondern mit Märlein oder Geschichte wiedergeben müssen, um so zu einer halbwegs treffenden

[1]) Die entsprechenden Verse der Aeneis, mit denen Venus von ihrem Sohne, der nicht weiß, daß er es ist, angesprochen wird, stehen dem Texte der Giostra ferner; s. Le Stanze, l'Orfeo e le Rime di messer Angelo Ambrogini Poliziano, ed. Giosuè Carducci, 2ª ediz. (1912) S. 284.

[2]) Carducci S. 367.

[3]) Angeli Politiani Opera (Lugduni 1546) 3, 97. 102f.; s. Adolf Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur 2 (1888), 236.

[4]) Opera 3, 3—26; Florentia S. 133—174 (mit einer glänzenden italienischen Übersetzung von Del Lungo).

[5]) Metaphys. I 2, 982b.

Übersetzung der Einleitung der Praelectio zu gelangen, die wie eine Bekräftigung ihres Schlusses aussieht. Die Vorlesung Polizians beginnt also so:

„Wir wollen ein wenig Geschichten erzählen (fabulari), aber zum Gegenstande, wie Flaccus sagt; denn auch die, die als Alteweibergeschichten gelten (nam fabellae etiam quae aniles putantur), sind manchmal nicht nur Anfang, sondern auch Rüstzeug der Philosophie. Habt ihr je das Wort Lamia gehört? Mir erzählte, als ich ein Knäblein war, die Großmutter, abseits von den Menschen gebe es Lamien, die die weinenden Kinder fräßen, und so war mir die Lamia der größte Schreck, der ärgste Popanz. Und jetzt, da ist bei meinem Gütchen in Fiesole ein Quell, Fonte lucente heißt er, versteckt im Dunkel, und das ist, sagen die Weiblein, die dort Wasser holen, ein Ort der Lamien." Polizian zitiert dann Plutarch, der von der Lamia sagt, sie nehme zum Schlafe ihre Augen heraus[1]), und indem er ihm auch in dem Folgenden nachahmt, um die Lamia dem gleichzusetzen, mit dem sie Plutarch nur vergleicht, dem πολυπράγμων, dem Neugierigen, dem curiosus, hat er es Del Lungo möglich gemacht, Lamia mit strega oder Hexe zu übersetzen. Das ist aber sicherlich, schon im Hinblicke auf Polizians Satz 'Homines credas, Lamiae sunt' falsch; das Ungeheuer, mit dem der kleine Agnolo von der Großmutter geschreckt wurde, gehört natürlich zu dem Orco, der die Kinder frißt, die ihre Mütter erzürnen, wie ihn Jovianus Pontanus, der mit Polizian in Literatenfreundschaft lebende neapolitanische Humanist, in der Ekloge Quinquennius schildert, wo der Fünfjährige sein Sohn Lucius Franciscus und die Mutter seine Gattin Adriana oder Ariadna ist[2]). Pontanus nennt den Orco einen Schatten (umbra), und dem entspricht die Übertragung von Lamie mit larve, die der Kommentator von Lorenzo Lippis komischem Heldenepos zu einer sicherlich auf Polizian zurückgehenden Stelle vorzieht[3]). Natürlich ist der Quell, den Polizian meint, dasselbe wie questa grotta, o questa buca di fate, von der Antonfrancesco Doni spricht[4]), deren Erwähnung in der Literatur samt den Feen — auch Lippi spricht von den fate — außerordentlich häufig ist[5]), die aber zum Fabulieren wohl zum

---

[1]) De curiositate 2, 515F.

[2]) Philippe Monnier, Le quattrocento (1901), 1, 319f. Da Lucius 1468 geboren ist, so daß die Ekloge in das Jahr 1473 verlegt werden muß, ist es nicht ausgeschlossen, daß sie Polizian gekannt hat.

[3]) Il Malmantile racquistato di Perlone Zipoli colle note di Puccio Lamoni e d'altri (Venezia 1748) S. 615 zu C. 8, st. 36: Quì pare, che alluda (l'autore) alle Lamie, donne, o larve, per dir meglio ...

[4]) I Mondi [Inferni 1553] (Venetia 1583) S. 293, 292; s. S. 280, 308f., 311.

[5]) Doni, I Marmi (Vinegia 1552) 2, 71; derselbe, La Zucca [1552] (Venetia 1592) S. 103[a]; derselbe, La seconda Libraria [1555] (Venetia 1577) S. 89[a]f.: Nell'antichi scartafacci delle Cave di Fiesole, sconbiccherati da certe Fate, si ritrova scritto le nozze del Diavolo ... (folgt die Novelle von dem Arcidiavolo Belfegor, angeblich nach dem Manuskripte Giovanni Brevios); s. dazu, nämlich zu den Cave delle Fate, Giovanni Battista Fagiuoli, Prose toscane (Roveredo 1755) S. 225f. und Rime piacevoli (1729f.) 1, 325f.; Michelangelo Buonarotti il giovane, Opere varie (1863) S. 554f.; Lippi, Malmantile, C. 7, st. 53 (zit. Ausg. S. 551 und 553), Fagiuoli, Commedie (Firenze, 1734f.) 1, 282, 2, 433; derselbe, Rime 2, 72.

letzten Male dem Verfasser der Legends of Florence, Charles Godfrey Leland, Anlaß gegeben hat[1]); heute wenigstens wissen nicht einmal die Fremdenführer etwas von dieser Feengrotte oder Feenhöhle zu erzählen, von der uns durch Polizian überliefert ist, was ihm die Frauen seiner Nachbarschaft in Fiesole erzählt haben, in diesem Sitze alter Überlieferungen, wo, wie er feststellt, zu der Etrusker Zeiten die alte Zunft hauste, die aus den Blitzen wahrzusagen verstand[2]).

In allen lateinischen Schriften Polizians — und nur durch sie lernte das Ausland ihn kennen — ist das die einzige Stelle, aus der hervorgeht, daß der strenge Gelehrte, der auch bei seinen frühern Versuchen in dem heitern Spiel der heimischen Musen, in dem Orfeo und den Stanzen, nur klassischen Vorbildern nachgestrebt hatte, trotzdem nicht ohne Empfindung und Empfänglichkeit für etwas andres war: für das Fühlen, Glauben und Denken des Volkes, des Vulgus. Daß er zu dem Schlusse seiner Ausführungen Aristoteles zitiert hat, um den einleitenden Satz, auch die Geschichten der alten Weiber könnten Anfang und Rüstzeug der Philosophie sein, zu rechtfertigen, mag schließen lassen, daß er sich bewußt war, wie seltsam, wie fremd, wie verwegen diese Auffassung den Hörern klingen mußte, unter denen sicherlich die florentinischen Größen des Geistes gewesen sind; war es also ein Bekenntnis, abgelegt, um in harmonischen Einklang zu bringen, was nach der Meinung der Zeit einander widerstrebte? Nichts hindert uns, das anzunehmen, ja alles spricht für die Auslegung, daß hier ein Mann gesprochen hat, der das Volk liebte mit der schmerzlichen Liebe des abtrünnig Gewordenen, der sich in einsamen Stunden zurücksehnte nach der Heimat, diese Sehnsucht aber wenigstens vor denen verbergen mußte, die sich schon des Obstes erfreuten und die Eicheln verschmähten[3]); erwähnt er doch von seinen vielen Liedern in der Volkssprache selber nur ein einziges, und dieses, ein achtzeiliges Rispetto, ist nur eine Nachahmung griechischer Verse[4]). Schämte er sich der andern, in denen er die Lieder des Volkes nachahmte? Vor den Leuten, mit denen er vertrauten Umgang pflegte, vor Lorenzo, den Pulci, Matteo Franco, vor Botticelli sicherlich nicht, nicht auch vor Marsilius Ficinus, der ja in Wirklichkeit ein ganz anderer Mensch war, als was man sich unter einem „Fürsten der neuplatonischen Philosophie", wie ihn Ludwig Pastor nennt, vorstellen möchte, wohl aber vor der großen Schar der Humanisten draußen in Rom, Neapel, Venedig usw., die auch von den Poeten der neuen Zeit den seit Petrarca geltenden guten Ton beobachtet wissen wollte, der die italienische Sprache höchstens bei dem flüchtigen Spiel einer flüchtigen Laune duldete; hätte sich nicht dieser

[1]) 2 (1910), 34f.

[2]) Angeli Politiani (& aliorum virorum illustrium) Epistolae (Argentorati 1513) S. 3[b] = Opera 1, 9 mit Zitat des Verses von Silius Italicus: Affuit et sacris interpres fulminis alis Faesula. S. auch Leandro Alberti, Descrittione di tutta l'Italia [1550] (Venetia 1581) S. 48[b]f.

[3]) Epistolae S. 16[b] = Opera 1, 38; s. A. Otto, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer (1890), Nr. 762.

[4]) Miscellanea, C. 1, c. 22 = Opera 1, 511f.; s. Carducci S. 563f.

Areopag gegenüber einer Poesie, die sich das Volkslied zum Muster nahm, als Scherbengericht auftun müssen?

Der Gedanke, daß das Volk nicht produziert, sondern reproduziert, sollte erst nach Jahrhunderten gedacht werden. In Italien hat dies, ein Vorläufer John Meiers und Eduard Hoffmann-Krayers, zuerst Alessandro d'Ancona getan, indem er ausführte[1]): „Das italienische Volk von heute dichtet nicht, sondern wiederholt, erfindet nicht, sondern gibt einen Schatz von Versen wieder, dem es überlieferungsgemäß zugetan ist, und auch wenn das Volk glaubt, es improvisiere, so mischt und verquickt es nur wieder Bilder und Verse, die in verschiedenen Dichtungen verstreut sind. Diese Volkspoesie, die heute gesammelt und einer Offenbarung gleichgestellt wird, ist nichts als der letzte Widerhall der Jugend einer Gattung, einer Jugend, die sich in der bodenständigen Kraft, in der wuchtenden Echtheit, in der urwüchsigen Reinheit jener Lieder offenbart, die unser Volk heute nicht mehr so verfassen könnte, sondern die es, indem es sie von den Vorfahren übernimmt und den Nachkommen weitergibt, nur leichthin verändert." Solche Bilder und Wortfolgen, die noch heute in Volksliedern wiederkehren, fand D'Ancona in einem 1453 geschriebenen Kodex der Magliabechiana, dessen Rispetti dartun, daß ihre Dichter weit unter Lorenzo de'Medici und Angelo Poliziano standen. Giosuè Carducci, ein Dichter, unterstreicht die Worte des Gelehrten; er zeigt, was in diesen Liedern denen Polizians ähnlich und gemeinsam ist, und er findet, solcher Art müßten Polizians Vorbilder gewesen sein.

Tatsache jedenfalls ist, daß der Adept der Erneuerung des klassischen Altertums, der Verfasser philologischer Streitschriften, der Emendator der Pandekten Ton und Ausdruck des Volkslieds getroffen hat wie wenig andere. Lieder, wie etwa das 'Ben venga maggio E'l gonfalon selvaggio' und das 'I'mi trovai, fanciulle, un bel mattino Di mezo maggio in un giardino', sind von einer Volkstümlichkeit, die jedermann fühlt und wahrnimmt, für die es keinen Beleg braucht, die bestehen bleibt, auch wenn oder vielleicht weil die Literaturwissenschaft hin und wieder Anklänge an die Dichtkunst vergangener Zeiten findet, von der ja lebendig geblieben war, was dem Geschmacke des Volkes entsprach.

Das alles setzt natürlich voraus, daß sich Polizian im Volke und sonderlich in der ländlichen Bevölkerung, diesem vergangenheitsgetreuesten Volksteil, umgetan hat, daß er seinen Liedern gelauscht hat und seinen Scherzen. Glücklicherweise brauchen wir uns mit dieser erschlossenen Wahrscheinlichkeit nicht zufrieden zu geben: es hat sich auch ein Dokument erhalten, das das fast Selbstverständliche ausdrücklich bestätigt, nämlich ein Brief Polizians aus Acquapendente an den Magnifico, datiert vom 2. Mai 1488, geschrieben also mehr als 10 Jahre nach dem Tage, wo ihm die letzte Stanze der Giostra aus der Feder geflossen sein muß, und etwa 9 Jahre nach der Verfassung jenes einzigen Rispetto, zu dem er sich ein Jahr später bekannte. In diesem Briefe nun schreibt er: „Wir

[1]) Rivista contemporanea 30, sett. 1862; s. Carducci S. 177 (168).

(Piero di Lorenzo de'Medici und die Begleitung) sind allesamt vergnügt und lassen es uns gut geschehen und schnabulieren (becchiamo) auf dem ganzen Wege Gabenzoll und Maienlieder, die mir hier in Acquapendente phantastischer erschienen sind, alla Romanesca, teils in der Melodie selbst, teils im Inhalt[1])." Und so, wie er auf dem Lande Volkslieder schnabulierte, wird er dort wohl auch das betrieben haben, was er in der Stadt begonnen hatte: das Aufzeichnen von allerlei Geschichten, aber auch von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, nach denen er auch die in der Volkssprache geschriebenen Bücher durchsuchte. Seitdem es dem Verfasser dieses Aufsatzes gelungen ist, nachzuweisen, daß jene Handschrift des Padre Stradino, die Lodovico Domenichi 1548 hat drucken lassen, nichts andres ist, als eine Art Tagebuch Polizians, begonnen im Frühling oder im Sommer des Jahres 1477, beendigt etwa im Mai 1479[2]), sehen wir erst deutlich, wie eifrig Polizian zusammengetragen hat, was er einmal würde verwenden können, und so ist es uns, um einen Ausdruck Polizians zu gebrauchen, möglich geworden, 'a conoscere il pel nell'uovo', im Ei das Samenfädchen zu erkennen[3]).

Selbstverständlich hat Polizian die Fazetien-Sammlung des Florentiners Poggio gekannt, der 1459 als Kanzler seiner Vaterstadt gestorben ist, und wer behaupten wollte, er habe sie sich bei seinem Tagebuch als Muster vorgesetzt, wäre kaum zu widerlegen; trotzdem sind der Unterschiede, außer der Sprache, die bei Poggio lateinisch und bei Polizian italienisch ist, mancherlei, und der wichtigste ist, nach unserer Meinung, daß Polizian seine meist ganz kurzen Notizen, die stilistisch keineswegs gefeilt sind, schon wegen ihres oft recht heikeln und manches florentinische Geschlecht kränkenden Inhalts sicherlich nicht mit der Absicht einer Veröffentlichung in dieser Form und diesem Umfang niedergeschrieben hat, was ich in meiner Ausgabe des Tagebuchs nachgewiesen zu haben glaube. Die Geschichten freilich, die von dem zu der Zeit ihrer Eintragung noch am Leben gewesenen Pfarrer Arlotto handeln, dem auch Lorenzo in den Beoni ein heiteres Denkmal gesetzt hat, konnten, übrigens nicht

---

[1]) Prose volgari S. 74f.; dort auch Mitteilungen über den Anlaß dieser Reise nach Rom. Über die Textkritik, besonders über die Bedeutung des Wortes rappressaglia, das wir mit Gabenzoll wiedergegeben haben, vgl. Vitt. Rossi, Il quattrocento S. 429.

[2]) Angelo Polizianos Tagebuch (1477—1479), zum ersten Male herausgegeben von Albert Wesselski (Jena, Diederichs 1929) LVI, 244 S.

[3]) Serenata ovvero Lettera in istrambotti, v. 123: So che nell' uovo tu conosci il pelo (Carducci S. 526). Da hier der älteste Beleg für diese Redensart vorliegt (die Vokabularien zitieren als solchen einen Vers der Komödie La moglie von Giovanmaria Cecchi, 1550), hat Del Lungo recht getan, die Stelle in der Lamia: nulla eos (oculos Lamiae) praeterit quamlibet individua minuties, zu übersetzen: la trova il pel nell' ovo. Ansonsten s. zu der Phrase Doni, La Filosofia morale [1552], 1590, S. 84a; Bandello, Novelle, P. 1, Nr. 34 (1833, S. 166), Orlando Pescetti, Proverbi italiani [1. Ausg. angeblich 1598] (Venetia 1603), S. 4; Fagiuoli, Rime 1, 76; Lippi, Malmantile, C. 3, st. 50 (falsch zitiert bei Seb. Pauli, Modi di dire toscani [Venezia 1761] S. 41); Goldoni, Il Torquato Tasso, A. 1, sc. 11 (Collezione completa delle Commedie, Prato, 1819f., 10, 252).

unmittelbar nach dem Text Polizians, schon ein paar Jahre nach dessen Tode veröffentlicht werden; bei vielen andern rächte sich die Veröffentlichung noch in der Mitte des nächsten Jahrhunderts[1]). Dafür ist denn der Einfluß, den diese Fazetien unter dem Namen des Abschreibers Domenichi und mit den oft geänderten und oft verschwiegenen Namen ihrer lustigen oder traurigen Helden auf die Mit- und die Nachwelt übten, um so größer, wie es die Schwankliteraturen der Deutschen, der Franzosen, der Spanier, der Engländer usw. dartun. Mit den meisten dieser Geschichten und Schnurren aber haben wir uns, obwohl es kein zeitgenössisches Dokument gibt, das so viel intime Einblicke in das Florenz des Quattrocento gestatten würde, nicht zu befassen, weil in ihnen der Mann, mit dem wir uns zu befassen haben, völlig im Hintergrunde bleibt; uns geht hier nur das an, was sich für die Beurteilung seines Verhältnisses zum Volke und zu dem, was man heute Volkskunde nennt, als wesentlich ergibt.

Da sind vor allem, merkwürdigerweise, seine Lesefrüchte wichtig. Aus dem Kommentar Boccaccios zu Dantes Comedia übernimmt er, ihn zitierend, 'un proverbio, che la scrittura santa ha il naso di cera', ein Sprichwort, daß die Heilige Schrift eine wächserne Nase hat, d. h., daß man sie nach jeder Richtung drehen kann[2]), und aus dem Decameron notiert er zuerst vier Sprichwörter, dann das 'Così mille volte come una', das Tausendmal so gut wie einmal, das Maso del Saggio auf die Frage Calandrinos sagt, ob er schon in dem Schlaraffenlande Berlinzone gewesen sei[3]); nicht angeführt aber hat er das Verteidigungsargument, das in der 7. Novelle des 6. Tages die Ehebrecherin vor dem Podestà und dem Rate von Prato vorbringt: „Was soll ich denn mit dem machen, was er übrig läßt? es vor die Hunde werfen?", obwohl auf ihm der Vers 'Non si vuol gittar via quel che t'avanza' beruht, der zwei seiner Rispetti abschließt[4]), nicht angeführt auch aus dem Schlußwort die Phrase 'Macinare a raccolta', Mit gestautem Wasser mahlen, die er in einer Ballata verwandt hat[5]). Ohne Quellenangabe entnimmt er für sein Tagebuch dem Traktat De amore et dilectione Dei et proximi, verfaßt 1238 von Albertano von Brescia, 20 Sätze, von denen auch manche, die wir nicht als Sprichwörter bezeichnen möchten, schon früh in italienischen Sammlungen als Proverbi angeführt werden[6]), und 14 an der Zahl sind die Stellen, die er aus dem Istorie fiorentine von Giovanni Cavalcanti[7]) ohne sie zu nennen, ausgezogen hat, darunter der schöne Spruch 'La fortuna è uno de' senni di Dio',

---

[1]) Tagebuch S. XXXIVf.

[2]) Ebd. S. 200.

[3]) Ebd. S. 189f. und 199.

[4]) Carducci S. 524 und 540.

[5]) Ebd. S. 699; s. Doni, Tre libri di lettere (Vinegia 1552) S. 102 (dieser Brief auch schon in dem ersten, 1544 erschienenen Buche).

[6]) Tagebuch S. 226—231.

[7]) Ebd. S. 201—206; der Auszüge aus Cavalcanti mögen noch mehr sein, ja es mag der ganze Abschnitt 384 des Tagebuchs auf Cavalcanti zurückgehen, aber das ließe sich, da nicht alles handschriftlich Vorhandene gedruckt worden ist, nur aus den Manuskripten feststellen.

Das Glück ist einer der Sinne Gottes, den allerdings nur Eine italienische Sprichwörter-Sammlung als Sprichwort gelten läßt, der Erfahrungssatz 'È somma prudenza, quel che non si può vendere saperlo donare', Klug ist, wer, was er nicht verkaufen kann, zu verschenken versteht, und das burleske 'Tu fai come colui che si tagliò i coglioni per dispetto alla moglie, Du tust wie jener, der sich, seiner Frau zum Possen, verschnitten hat, das, so seltsam es klingen mag, ursprünglich der geistlichen Literatur angehört[1]). Natürlich sind Quellenangaben, die ja Polizian im allgemeinen vermeidet, mit Sicherheit nur dort möglich, wo es sich um eine ganze Reihe von Auszügen handelt; bei einzelnen Exzerpten haben nur Vermutungen statt. So könnte das Sprichwort im Tagebuche, wonach sich die großen Fische immer befreien, auf den florentinischen Geschichtschreiber Marchionne di Coppo zurückgehen[2]) und 'quel proverbio del diavolo . . ., Che non è, come si dipigne, nero', dieses Sprichwort von dem Teufel, der nicht so schwarz ist, wie er gemalt wird, das Polizian, wieder in einem Rispetto, anzieht[3]), der 133. Novelle Franco Sacchettis entnommen sein, in der Uberto degli Strozzi, einer der Prioren von Florenz, die Bürgerschaft, die über die angekündigte Ankunft Kaiser Karls IV. sehr erregt ist, mit einer Äußerung dieses Wortlauts zu beruhigen versucht[4]), während wir wohl bei dem 'Zara a chi tocca!' (Weh dem, den es betrifft!), das in dem vorhergehenden Verse steht, das sich aber Polizian schon in dem Tagebuche notiert hat, kaum mit der Wahrscheinlichkeit einer literarischen Entlehnung rechnen dürfen[5]). Der Vorwurf wieder 'Tu sai e puoi, e mancati el volere', den Polizian einer trionfante donna macht, die nicht so will, wie er wohl will[6]), könnte auf einem Ausspruch des 1476 verstorbenen Herzogs Galeazzo Maria Visconti beruhen, den er in das

---

[1]) Ebd. S. 204.

[2]) Ebd. S. 193.

[3]) Carducci S. 524.

[4]) Vgl. außer den in den Vokabularien zu Diavolo und zu Brutto angegebenen Stellen Teof. Folengo, L'Orlandino, C. 7, st. 45; Cecchi, I dissimili, A. 1, sc. 2 (Teatro comico fiorentino, 1750, S. 13); Doni, I Marmi 1, 47; M. Floriatus, Proverbiorum trilinguium collectanea (Napoli 1636) S. 211; Franc. Lena, Saggio di proverbi (1674) S. 340; Fagiuoli, Rime 1, 346; Jac. Ang. Nelli, I vecchi rivali, A. 3, sc. 14 (Commedie, ed. Moretti [1883f.] 1, 337); Gius. Giusti, Raccolta di proverbi toscani (1853) S. 120 und 391; G. Franceschi, Proverbi e modi proverbiali italiani (1908) S. 335; kurios ist die umgekehrte Fassung bei Giulio Varrini, Scuola del volgo (1642, 2ª ed., 1642) S. 229: 'Il diavolo è più negro di quello che si dipinge.' Ansonsten siehe Archer Taylor, The Proverb (1931), S. 65 und An Index to "The Proverb" (= FFCommunications Nr. 113, 1934), S. 26, weiter Wander unter Teufel, Nr. 234 und 409. Die älteste deutsche Erwähnung scheint sich in einer Nürnberger Handschrift zu befinden, enthaltend Predigten Luthers und Buggenhagens aus den Jahren 1528—32; dort steht zu einer Predigt Luthers von 1529 die Marginalnote 'Der Tewffel ist nicht ßo grewlich als man yhn malet' (Luther, Werke [Weimar 1883f.] 29, 693). Luther selber sagt 1526: 'Sie machen uns die Hellen heys und den Teuffel schwarz' (19, 355), hält sich aber gelegentlich auch an die der Marienlegende und dem Predigtexempel von dem Teufelsmaler entsprechende Auffassung: 'Der Teuffel wil nicht so schwartz sein, als man jn malet' (45, 702).

[5]) Tagebuch S. 193. [6]) Carducci S. 513.

Tagebuch eingetragen hat: Drei Dinge braucht es, um eine gute Torte zu machen: Wissen, Wollen und Können, hat aber seine Entsprechungen auch des öftern in Predigten des hl. Bernardino von Siena[1]); auch die in demselben Liede der Ermahnung an die Spröde, die blühende Jugendzeit zu nützen, beigegebene Begründung 'Chi ha tempo, e tempo aspetta, tempo perde'[2]) kann ich in früherer Zeit nur aus einem Werke der Predigtliteratur belegen, nämlich aus der Scala celi des 1350 verstorbenen Dominikaners Johannes Gobii, wo in dem Kapitel über die Conversio das proverbium commune angeführt wird: Qui tempus habet et tempus expectat, tempus deficiet ei[3]).

Vollständig im Dunkeln tappen wir leider, was ihre Herkunft betrifft, bei einer ganzen Anzahl von Sätzen, die sich als Sprichwörter geben oder später als solche rezipiert worden sind. Um nur ein paar Beispiele zu geben, wo in dieser Richtung eine Aufklärung wünschenswert wäre, so seien von den Notizen des Tagebuchs erwähnt 'Le tue bestemmie faranno come la processione che ritorna per l'uscio che l'esce', Deine Flüche werden es der Prozession gleichtun, die durch die Tür zurückkommt, bei der sie ausgeht, wozu es Parallelen bei Chaucer und Rabelais gibt, 'Ogni cane vuol pisciare al muro', Jeder Hund will an die Mauer pissen, 'A chi ha voglia di bere non giova lo sputare', Wer trinken will, hat nichts vom Spucken, und die ganz merkwürdige Behauptung 'La donna di buona razza fa sempre la prima figliata femina', Die Frau von guter Herkunft gebiert als erstes Kind immer ein Mädchen, deren jüngere Fassungen 'Beata quella sposa, che fa la prima tosa' und 'Chi vuol far la bella famiglia, incominci della figlia' der Sprichwörtersammler, aber auch Dichter Giusti als Trostsprüche für ein Paar, dessen erstes Kind ein Mädchen ist, gegenüber dem ziemlich allgemeinen Vorurteil betrachtet wissen will[4]); in der volkstümlichen Dichtung Polizians gehören hierher 'Ogni Santo aspetta la sua festa'[5]), Jeder Heilige wartet auf seinen Feiertag, wozu ich keinerlei Parallele beibringen kann, 'Fatta come la castagna C'ha ben bella la corteccia, ma l'ha drento la magagna', Sie ist wie die Kastanie, von außen recht, inwendig schlecht, das als ältester Beleg einer textlich schwankenden sprichwörtlichen Redensart gilt[6]), der in den Vokabularien ebenfalls erst

[1]) Tagebuch S. 85f.

[2]) Vgl. Pescetti S. 254[b]; Floriatus S. 49, 64; Lena S. 87; Giusti S. 277; Gabriel Meurier, Tresor de sentences dorees (Lyon 1582) S. 180: 'Qui temps a et temps attend, temps perd puis s'en repenz'. Ein besonderer Liebhaber des Spruches war Goldoni; s. Collezione 2, 186; 3, 197; 9, 218; 27, 12, 88.

[3]) Ulm 1480, S. 58[a]. In der Scala celi, in dem Kapitel De advocato (S. 8[a]), habe ich auch eine Version der Schnurre gefunden, die in Polizians Tagebuch als Nr. 326 steht; es war also meine dortige Angabe, Polizians Text sei die älteste Form des Schwankes, der gewöhnlich nach der Farce von dem Maître Pathelin benannt wird, unrichtig. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, Polizian hätte in dem einen oder dem andern Falle die Scala celi vor sich gehabt oder sie auch nur gekannt.

[4]) Tagebuch S. 219f. und 214f.

[5]) Carducci S. 606.

[6]) Carducci S. 675. S. u. a. Doni, Tre libri di lettere, S. 102; Pescetti S. 15; Floriatus S. 102; Lena S. 148, Giusti S. 121; Goldoni 10, 53, Giusti S. 102.

zeitgenössisch belegte Vergleich mit dem 'asinin del pentolajo', mit dem Esel des Töpfers, der bei jeder Tür stehen bleibt[1]), und besonders die auf den Glauben, den Biß eines tollen Hundes heile ein von diesem genommenes Haar, zurückgehende Versicherung 'Nessuno ha del mio pelo, Ch'i'del suo anche non abbi', Niemand hat etwas von meinem Haar, ohne daß ich auch von dem seinigen hätte[2]).

Gelegentlich freilich nennt Polizian, natürlich nur im Tagebuch, den Gewährsmann, aus dessen Munde er ein Sprichwort oder eine Redensart gehört hat. So verdankt er einem uns sonst unbekannten Giovanni Bartoli den Satz 'Le gran case sempre sono dishabitate da alto', Die großen Häuser sind oben immer unbewohnt, und dazu stimmt die scherzhafte Aufforderung, die er von Matteo Franco gehört hat, 'Appiccati un Volsi appigionare in testa!', Häng dir an den Kopf: „Zu vermieten"![3]). Von dem Ser Andrea, dem Prior von Lucardo, notiert er sich die Bemerkung über einen Zahnlosen 'Costui non tien mica l'anima con denti', Mit den Zähnen hält er die Seele gewiß nicht zurück, wenn es nämlich ans Sterben geht; das ist nicht nur seither sprichwörtlich bezeugt[4]), sondern Polizian hat auch damit jene Ballata, die sich gegen eine ihn angeblich mit ihrer Liebe verfolgende Greisin richtet, um eine sicher volkstümliche Wendung bereichert: 'Non tien l'anima co'denti, Chè un non ha per medicina', Die Seele hält sie mit den Zähnen nicht, denn als Arznei hat sie nicht einen[5]). Von Marsilio Ficino weiß er im Tagebuch u. a. zu erzählen, daß er zu einem, der nichts vor sich bringt, zu sagen pflege: 'Tu fai come il porco che tutto dì mena la coda, e mai non l'annoda', Du machst es wie das Schwein, das den ganzen Tag den Schwanz rührt, aber nie einen Knoten fertig bringt, und diesen Ausspruch verwendet er in einer andern, diesmal

---

[1]) Carducci S. 690. S. u. a. Pataffio, C. 6, v. 65 (Messer Brunetto Latini, Napoli 1788, S. 109); Cecchi, Gl'incantesimi, A. 1, sc. 4 (Teatro comico S. 19); Cecchi, I rivali, A. 1, sc. 3 (Commedie 1, 195); Bandello, P. 1, nov. 27 (S. 136) und P. 2, nov. 36 (S. 406); Angelo Monosini, Floris italicae linguae libri novem (Venetiis 1604) S. 417; Franc. Serdonati, Proverbi italiani (Cod. Med.-Palatino 62) 1, 65[a], 2, 29[b], 168[a] und 201[a]; Lena S. 165 und 198.

[2]) Carducci S. 673. Entwicklungsgeschichtlich ist wohl am ältesten eine Form, die dem Sprichwort in Florios Second Fructes (London 1591) entspricht: Con la pelle del cane si sana la morditura (Ianus Gruterus, Florilegium 2 [1611], S. 219) = Giusti S. 164 = L. C. M. Giani, Sapienza italiana (1876) S. 52 = Franceschi S. 280; vgl. Varrini S. 220 und 284; Lena (1694) S. 123 (noch nicht in der Ausgabe von 1674). Dann folgen Fassungen, wie die bei Cecchi, Le cedole, A. 2, sc. 2 (Commedie 2, 208): ... 'tieni A mente ch' e' non mi morse mai cane, Ch' io non avessi del pel suo'; vgl. Cecchi, La Maiana, A. 4, sc. 3 (2, 361f.); Monosini S. 338; G. C. Croce, Selva di esperienza (1618), Bologna, s. a. S. 24; Lena S. 358 (1694, S. 455), Lippi, Malmantile, C. 6, st. 6 (S. 423); Nelli, I vecchi rivali, A. 2, sc. 6 (1, 283); Franceschi S. 281. Für die jüngste Entwicklungsstufe, die durch Polizian gegeben ist, fehlt mir jeder anderweitige Beleg. Zu dem Gegenstande im allgemeinen vgl. A. Wesselski, Erlesenes (1928) S. 13f. und 9f., wozu noch manches nachzutragen wäre.

[3]) Tagebuch S. 194 und 33.

[4]) Ebd. S. 133f.

[5]) Carducci S. 679.

wieder an eine Spröde gerichtete Ballata, die so beginnt: 'I'son, dama, el porcellino Che dimena pur la coda Tutto 'l giorno e mai l'annoda', Ich bin, Dame, das Schweinchen, das usw.[1]); aus demselben Kreis aber stammt wohl auch, wenn er sie nicht dem Morgante maggiore seines Freundes Luigi Pulci entnommen hat, die noch groteskere Fortsetzung der Liebesklage, die die Schöne dem Esel vergleicht, der den Wert des verlorenen Schwanzes erst erkennt, wenn ihn eine Bremse sticht[2]).

Sprichwörtliche Wendungen solcher Art setzen eine Fabel voraus, die allerdings zumeist leicht rekonstruiert werden kann; in diesem Falle weiß sie der sizilianische Volksmund zu erzählen[3]), bei einem andern Sprichwort Polizians, 'Chi è asino, e cervo essere si crede, al saltare della fossa se n'avvede' hat das Bandello getan[4]), in einem dritten, 'Pon gli mente alle mani, e non a gli occhi, disse l'uccellino' ist die Fabel schon früher belegt[5]).

Sollen wir noch die Modi di dire verzeichnen, die sich an Geschichten knüpfen, die damals im Volksmunde oder vorerst noch bei den Großen lebendig waren? Täten wir das, so würden wir schwer ein Ende finden, und so mag, wer will, in dem Tagebuche nachlesen über den Hahn des Ser Piero Lotti, der in den Abtritt gefallen war und dort krähte, über Buttigrones Hund, der den gut angezogenen Leuten nachlief, über den Delinquenten, dem die Ohren abgeschnitten werden sollten, der aber keine mehr hatte, über den jungen Pecorone, der seiner Frau den Schnepfendreck vor der Nase wegaß und zu ihr sagte: „Ich bin nicht das Lämmchen, das den Bissen verliert, weil es Bäh sagt", wodurch er in ein Sprichwort gekommen ist, das ein älteres Sprichwort lebendig erhielt; wer will, mag sich auch überzeugen, daß zu Polizians Zeiten Aussprüche von Galeazzo Maria Sforza, Giuliano de'Medici, Donatello und andern sprichwörtlich umliefen, die dann vergessen worden sind, und mag mit Verwunderung zur Kenntnis nehmen, daß Polizian einer Schnurre, die von einem Hengste des Bischofs Gentile Becchi handelt, die Bemerkung angehängt hat: 'Parve novella da potersi ridurre in proverbio', Scheint eine Geschichte, die auf ein Sprichwort gebracht werden könnte. In einer Ballata wird uns andererseits erklärt, was das 'Mal del prete', das Übel des Priesters, ist: in der Beichte hat ihm einer bekannt, daß er ihm sein Schwein gestohlen hat, und nun darf er ihn nicht zur Verantwortung ziehen[6]); in einer andern jammert

---

[1]) Tagebuch S. 212.

[2]) Ebd. S. XXVIIIf. Den dortigen Verweisen auf italienische Sprichwörter-Sammlungen wäre noch beizufügen Monosini S. 29. Älter als die Sprichwörter, die von dem Esel handeln, scheinen aber die zu sein, die an seiner Statt die Kuh haben; s. Proverbia communia, hrsg. v. Hoffmann von Fallersleben (1854) Nr. 306; Jak. Werner, Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters, 1912, T, Nr. 22; Jos. Klapper, Die Sprichwörter der Freidankpredigten, lat. Nr. 607, deutsch Nr. 406; Les proverbes communs, Paris, s. a. (Neudruck in der Collection de poésies, romans, chroniques etc., 1838f., Nr. 6), F_3^b (Une vache ne sceit que luy vault sa queue, iusques elle l'a perdue); Meurier S. 237.

[3]) Gius. Pitrè, Usi e costumi, credenze e pregiudizi del popolo siciliano 3 (1889), 422; s. Dähnhardt, Natursagen 3, 177f.

[4]) Tagebuch S. 188f. [5]) Ebd. S. 236. [6]) Carducci S. 657f.

Polizian, es ergehe ihm so wie der Frau von Pappa la fave: die hatte sich 6 Tage lang geplagt, um ein Zierknöpfchen zu machen, bis es ihr ein Hahn wegschnappte, und weiter vergleicht er sich selber jener Schnecke, die einen Pfosten erklimmen wollte: 3 Jahre oder noch länger mühte sie sich ab, und als sie endlich ganz nahe dem Ziel war, fiel sie in ihrer Hast hinunter[1]). Wer denkt da nicht an jene zur Hochzeit geladene Schnecke, die gerade recht zur Kindstaufe gekommen ist, deren Geschichte in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm von der 6. Auflage an das Märlein von dem faulen Heinz abschließt[2])?

Auch das jedoch, was gemeiniglich Märchen genannt wird, fehlt bei Polizian nicht; aber merkwürdig: während er in seinem Tagebuch sonst, bei aller Kürze, die Anekdoten und Geschichten immerhin vollständig erzählt, so daß sie sozusagen verwendungsreif sind, begnügt er sich hier mit Schlagworten. Da ist zuerst das Märlein von dem hl. Martin, der sich einem Bauer als Knecht verdingt, dann das Märlein von dem Blinden, dem der Herrgott das Gesicht in dem Augenblicke wiedergibt, wo ihn seine Gattin mit ihrem Liebhaber oben auf dem Birnbaume betrügt, und endlich, nicht eine Parallele, sondern die Andeutung einer Parallele zu dem 71. der Grimmschen Märchen, das betitelt ist 'Sechse kommen durch die ganze Welt'; es ist jammerschade, daß er in diesem letzten Stücke, das überhaupt nur aus der Aufzählung der sechs Helfer und ihrer Wundergaben besteht, das Gerippe nicht wenigstens in dem Maße der zwei vorhergehenden mit Fleisch bekleidet und damit seine Einreihung in den Stammbaum dieses Märleins ermöglicht hat.

Märlein und Geschichten hat also Polizian aufgezeichnet. Lieder hat er, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, schnabuliert, Sprichwörter und volkstümliche Redensarten hat er gesammelt gleich einem Jünger jener Wissenschaft, deren Ziel die Erkenntnis ist, wie das Volk spricht und singt, erzählt und denkt; einen Teil davon hat er zurückerstattet, aber ebenso wenig, wie die Erforschung des Volkstums, war diese Zurückerstattung beabsichtigt, sondern sie ist ohne sein Zutun, ja schließlich gegen seinen Willen geschehen, als er nichts mehr einwenden konnte, daß seine Lieder der Öffentlichkeit geschenkt wurden. Vor der Mit- und der Nachwelt wollte er dastehen als der große Kenner, Erklärer und Vermittler des klassischen Altertums, als der Humanist, der das Erbe der gewaltigen Vergangenheit einordnete in die Gegenwart und es für die Zukunft vermehrte; lebendig geblieben aber ist von ihm, außer dem Orfeo und der Giostra, die den unvergänglichen Denkmälern der Literatur zugezählt werden und deren Schicksal teilen, das schlichte volkstümliche Lied,

---

[1]) Carducci S. 656f.

[2]) A. Wesselski, Versuch einer Theorie des Märchen (1931) S. 108. Den Parallelen bei Bolte-Polívka 3, 262 wären noch anzufügen John de Bromyard, Summa praedicantium A, 25, 26: '... cum testudine de qua fertur quod in dimidio anno arborem quandam ascenderit, et in fine ad flatum parvum ventri frigidi cecidit', Joh. Geiler von Kaisersberg, Navicula 27 P (Argentorati 1510, Gg_5^b) nach Bromyard und Wander 4, Sp. 289f.

diese Frucht einer reuigen Liebe zu dem Volke, dem er entstammte und von dem er sich nicht gänzlich zu lösen vermochte, dieses Zeugnis eines durch die Herrlichkeit der Antike vielleicht zeitweilig zu beschwichtigenden, nicht aber zu bannenden Heimwehs.

*

Etwa zu der Zeit, wo der 18jährige Polizian dem Herrn von Florenz die ersten von ihm ins Lateinische übertragenen Gesänge der Ilias überreicht hat, ist in Ingstetten bei Justingen Heinrich Bebel geboren worden, und diesem Sohne der Schwäbischen Alb hatte das Schicksal eine ähnliche Laufbahn vorgezeichnet wie dem Sohne des toskanischen Bergstädtchens. Vergleiche haben ja im allgemeinen etwas Mißliches, aber in dem Leben und den Tätigkeiten dieser zwei Männer würde der Historiker nicht viel Charakteristisches in das Dunkel zu rücken, nicht viel Gleichgültiges in den Vordergrund zu stellen brauchen, um ein Paar paralleler Biographien zu schreiben, das diese Bezeichnung nicht mit geringerer Berechtigung führen würde als die Plutarchischen.

Freilich, während es sich in Italien, zu Polizians Zeiten und schon lange vorher, um eine Renaissance, eine Wiedergeburt des heimischen Alten handelte, galt es in Deutschland, die Früchte dieses Wiederauflebens der Antike auf einen Boden zu verpflanzen, in dem etwas ganz andres versunken und begraben war: was in Italien mit kleiner Mühe gejätet werden konnte, weil es das Ursprüngliche nur überwuchert hatte: der Scholastizismus, der Wust des mittelalterlichen Denkens, das hatte in den deutschen Landen, wo von dem aus der eigenen Scholle Gewachsenen nur wenig noch lebte, feste Wurzeln gefaßt, und diese mußten mühselig gerodet werden, um den Acker für die neue Saat aufnahmefähig zu machen. Hier liegt der in der geschichtlichen Entwicklung begründete Unterschied zwischen dem italienischen und dem von ihm abhängigen deutschen Humanismus: Italien tat einen gewaltigen Schritt vorwärts in seiner Kultur, die wieder römisch wurde, und dieser Fortschritt sollte sich in derselben Richtung dort auswirken, wo die eigene Kultur längst der Zivilisation durch die Idee des Heiligen römischen Reiches gewichen war, bei der deutschen Nation, die der römischen Kultur zu folgen, ihr nachzuahmen hatte; wie sie das zuwege brachte, war ihre eigene Sache.

In dem Kampfe nun, der vorerst unter der bescheidenen Parole der Wiederherstellung der klassischen Latinität losbrach, war Bebel einer der tapfersten Streiter, und groß ist die Zahl der Schriften, die er ins Feld schickte; diese allerdings an den Arbeiten Polizians zu messen, ginge nicht an, man wollte denn den Sprachlehrer neben den Textkritiker stellen, und ebenso dürfte die Tätigkeit, die Bebel als Lehrer der Oratorien in Tübingen entfaltete, nicht auf der wissenschaftlichen Höhe gestanden haben, wie die Polizians an dem florentinischen Studio: ein Buch von der Bedeutung der Miscellanea hat der Schwabe nicht hinterlassen; aber Werkchen, wie die 'Commentaria de abusione linguae latinae apud Germanos' oder die 'Annotationes et emmendationes in Mammetractum sive Mammotreptum' oder der Brief an seinen Bruder Wolfgang 'De modo

bene dicendi et scribendi', in denen er übrigens Polizian des öftern zitiert, hin und wieder sogar tadelnd[1]), haben sicherlich das Ihrige getan, um das Hechinger Latein, das den päpstlichen Gesandten als ein Kauderwelsch geklungen hatte, verstummen zu machen. Widerstandslos freilich hat sich Bebel nicht durchsetzen können, und daß es oft hart auf hart zugegangen sein muß, beweist ein merkwürdiger Vorfall, der sich zudem noch sehr spät zutrug, zu der Zeit nämlich, als schon Melanchthon, dem wir die Kenntnis davon verdanken, in Tübingen studierte, also zwischen 1512 und 1518; wir teilen die Geschichte, weil sie, glauben wir, noch nie verwertet worden ist, in treuer Übersetzung mit: „Ein Mönch, Wigand mit Namen, zog heftig gegen die Poeten los, besonders aber gegen Bebel, weil dieser die Quantitäten (der Silben) beobachtet wissen wolle und die Mönche verspotte. Nun hatte damals der Herzog Teichgräber aus Polen kommen lassen, und als der Mönch die Poeten Ketzer nannte, meinten die Bauern, das gehe auf die Polecken — so nennen sie sie —, und darum wollten sie mit diesen nichts mehr zu tun haben und schimpften sie Ketzer, wodurch denn Gewalttaten und Aufruhr entstanden. Als die Obrigkeit, die sich die Ursache des Aufruhrs nicht erklären konnte, schließlich erfuhr, daß es die Predigt jenes Mönches gewesen war, befahl sie ihm, fortan weder von den Poeten noch von den Polecken zu predigen[2])." Da dieser Krawall, obwohl es dabei nach einer andern Darstellung nicht ohne viele Verwundete und einige Tote abgegangen wäre[3]), kein diplomatisches Eingreifen und keine zwischenstaatlichen Verwicklungen zur Folge gehabt zu haben scheint, brauchen wir uns damit nicht weiter aufzuhalten.

So, wie Polizian als moyen de parvenir bedenkenlos das Gedicht verwandte, etwa bei dem Erlauchten Lorenzo zu derselben Zeit wie bei dem unwürdigen Nepoten, tat dies auch Bebel, und die Berufung auf den Tübinger Lehrstuhl, die er zuerst durch Lobeshymnen auf Eberhard im Barte und nach dessen Tode auf Johannes Reuchlin betrieben hatte, folgte rasch auf die Verherrlichung des von Reuchlin arg mißhandelten und diesem verfeindeten Konrad Holzinger, den Eberhards Nachfolger, Herzog Ulrich, zu seinem Kanzler gemacht hatte. Die Krönung zum Poeta laureatus war ja der Lohn eines prosaischen Werkes, der 1501 in Innsbruck vor dem Kaiser gehaltenen 'Oratio ad regem Maximilianum de laudibus atque amplitudine Germaniae', aber daß Bebel diese halten durfte, verdankte er

---

[1]) Die Hauptstelle in dieser oft gedruckten Epistola; s. z. B. Bebel, Commentaria, etc. (Argentinae 1516) S. 123[b].

[2]) Die Geschichte, die Melanchthon wohl in einem Kolleg oder bei Tische erzählt hat, steht bei Johannes Manlius, Locorum communium collectanea [1563] (Gorlicii 1573) S. 452, und ihr Schluß lautet: 'Haec historia eo tempore accidit, quo fui Tubingae.'

[3]) Diese Darstellung, die mit den Worten schließt: 'Vera, non ficta est historia', findet sich in einer Wolfenbüttler Handschrift eines gewissen Heinrich Cöler, enthaltend Dicta Luthers und Melanchthons, über die G. Milchsack gehandelt hat (Gesammelte Aufsätze 1922, S. 211—252): hier heißt der Mönch, augenscheinlich verdorben, Bigantius, die Polen sollen einen Wall aufführen, und das Wort 'Polecken' ist in bochenn verzerrt, worin Milchsack „Böhmen" hat erkennen wollen (S. 243).

seinen Gedichten, und wenn ihm die Taxen für das kaiserliche Patent erlassen worden sind, so haben das die Distichen bewirkt, in denen er dem Kanzler Maximilians Cyprian von Serentin vorstellte, daß es ebenso unbillig sei, von einem Dichter, der nur Verse geben könne, Geld zu heischen, wie wenn er den Skythen Gold, den Geten Weihrauch als Tribut auferlegte oder von den Bergen im Inntal Fruchtbarkeit oder von den Schwaben Balsam verlangte. Ob Bebel mit diesen Vernunftgründen wirklich Erfolg gehabt hat, wissen wir nicht, wohl aber wissen wir das von einem andern Gedichte aus diesen Tagen, worin er den Bischof von Gurk und spätern Kardinal Matthäus Lang, damals Rat des Kaisers, durch den ihm schon die Reise nach Innsbruck ermöglicht worden war, um eine kleine Wegzehrung auch für die Heimkehr anging; denn auch das Eucharistikon ist erhalten, in dem er sich für die larga viatica bedankt[1]).

Daß Bebel außer diesem einen Anlaß seiner Dichterkrönung mit den Großen dieser Erde in persönliche Beziehungen getreten wäre, kann nicht behauptet, geschweige denn belegt werden; ist es doch nicht einmal sicher, daß er den Herzog Eberhard, dessen Heimgang er in einer Elegie betrauert hat, von Angesicht zu Angesicht hat kennen lernen, wie dies wahrscheinlich Polizian vergönnt gewesen ist, der damals auch die Bekanntschaft anderer Schwaben gemacht haben dürfte, unter ihnen auch des Mannes, dem Bebel später die ersten Bücher seiner Fazetien widmete.

Auf seiner Reise nach Rom (1482) hat nämlich Eberhard, damals noch Graf, auch Lorenzo de'Medici besucht, und den Empfang, den die Gesellschaft, zu der außer Reuchlin, dem Dolmetsch, noch Johannes Vergenhans oder Nauclerus, Gabriel Biel, Professor der scholastischen Philosophie in Tübingen, und Peter Jakobi, Propst von Backnang, gehörten, bei dem Magnifico gefunden hat, schildert Reuchlin in dem sein Buch De arte cabalistica (Hagenau 1517) einleitenden Widmungsbrief, gerichtet an Papst Leo X., den zweiten Sohn Lorenzos, der zu der Zeit des württembergischen Besuches erst $6^1/_2$ Jahre alt gewesen war. In dem Rahmen dieses Berichtes, der auch von Lorenzos hübschem, bei Eberhard jedoch wenig angebrachtem Wortspiel erzählt, daß ihm die liberi, die Kinder, den größern Schatz bedeuteten, als die libri, die Bücher, wird Polizian nicht erwähnt; vorher allerdings nennt ihn Reuchlin unter den gelehrten Zierden von Florenz und prägt den hübschen Ausspruch: 'Marsilius Graeciam duxit in Latium, Romanos in Graeciam Politianus' ($a_4{}^a$). Die im übrigen eine Selbstverständlichkeit unterstreichende Angabe, daß der Erzieher Pieros und Giovannis dabei gewesen sei, als Lorenzo dem Gaste seine Kinder vorstellte, macht erst Melanchthon[2]).

Melanchthon aber hat die Kenntnis der nähern Umstände dieser Fürstenbegegnung entweder von Reuchlin selber, der ja ein Großoheim

---

[1]) Bebeliana opuscula nova (Argentorati 1514) $b_4{}^b$—c^b.

[2]) Manlius S. 211; vgl. Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte 3 (1856), S. 591f.; nach Stälin hat die Erzählung Alfr. v. Reumont übernommen (Lorenzo de'Medici² [1883], 2, S. 340), und berichtigt hat sie, was das Datum betrifft, Ludwig Geiger (Johann Reuchlin [1871] S. 23f.).

von ihm war, oder, was wahrscheinlicher ist, von dessen viel jüngerm Bruder Dionysius, der, nachdem er in den Jahren 1491 und 1492 in Florenz Vorlesungen besucht hatte, 1494 in Tübingen Magister und 1498 in Heidelberg der erste Lehrer des Griechischen geworden war. Diesem Dionysius Reuchlin, der neben Chalkondylas und Landino auch Polizian gehört hat, verdankt ja Melanchthon auch eine andere Anekdote von Polizian, und diese hat er 1553 in einem der vielen Empfehlungsschreiben, die er Büchern seiner Freunde mitgab, veröffentlicht: Als Polizian gelegentlich gefragt wurde, was er von den Psalmen Davids halte und welchen Nutzen es seiner Meinung nach bringen könne, sie zu lesen, antwortete er, ihm gefielen zwar diese alten Lieder aus den und den Gründen, aber derlei Dinge stünden lieblicher und reichlicher in den Oden Pindars[1]). Melanchthon hielt natürlich mit der Mißbilligung dieser Erklärung, die er gleichwohl eine 'oratio speciosa' nennt, nicht zurück, und hier ist einer der Ausgangspunkte des ziemlich müßigen Streites, ob Polizian ein Atheist gewesen sei; den zweiten hat wieder Melanchthon gegeben[2]), und diesmal war ihm, von katholischer Seite, Luis Vives vorangegangen. Wir haben keinen Anlaß, all die Argumente für und wider zu erörtern, die man bei den deutschen Biographen Polizians, Mencken, Meiners, Mähly findet — die neuern italienischen kümmern sich kaum darum —, sondern stellen fest, daß zwar in seiner literarischen Hinterlassenschaft fromme Äußerungen selten, bedenkliche häufig, geradezu gottlose aber gar nicht anzutreffen sind: der Inhaber so vieler geistlicher Pfründen hat sicherlich jene Grenzen eingehalten, die einem Anwärter auf den Purpur auch damals gezogen waren; kein Gewicht sei dabei gelegt auf die Art des Wahnsinns seiner letzten Stunden und auf seinen letzten Willen, in der Kutte von Savonarolas Orden begraben zu werden[3]).

Von Bebel, von dem wir nicht nur nicht wissen, wie er gestorben ist, sondern nicht einmal, wo und wann, ist uns ein Wunsch, im Mönchskleide in den Sarg gelegt zu werden, nicht bekannt; dabei wäre solches mehr als bei dem ungezogenen Liebling der florentinischen Grazien bei dem biedern Sohne der Rauhen Alb zu begreifen gewesen, der alles andere eher gewesen ist als ein Freigeist und Dinge geglaubt hat, die wohl Polizian ebenso als fabulae aniles aufgefaßt hätte, wie die Erzählungen der Weiblein von Fiesole über die Unholdinnen des Fonte lucente. Hier, wo die Parallele jäh unterbrochen wird, kommen wir zu einer Seite von Bebels Wesen, die von allen, die sich bisher mit seinem Leben und seinem Werke beschäftigt haben, vollständig außer acht gelassen worden ist, und so muß, wohl oder übel, eine breitere Darstellung Platz greifen.

Anno 1505, also 21 Jahre seit der Bulle Innozenz VIII. und 15 Jahre seit der Veröffentlichung des Hexenhammers, ist in Tübingen, was dort

---

[1]) Corpus Reformatorum 8, 146f.; s. dazu Manlius S. 80f. und zu dieser Stelle, die auch bei den noch anzuführenden Biographen Polizians angezogen wird, noch Georg Loesche, Analecta Lutherana et Melanthoniana (1892) S. 144, Nr. 169.

[2]) Corpus Reformatorum 24, 719; Manlius S. 98.

[3]) Del Lungo, Florentia S. 275 und 266.

vorher noch nie geschehen zu sein scheint, eine Hexe verbrannt worden; in demselben Jahre hat aus diesem Anlaß der ehemalige Rektor der Universität, Dr. Martin Plantsch, in der Tübinger Stiftskirche eine Reihe von Predigten gehalten — auf eine von ihnen mag sich eine Fazetie Bebels beziehen[1]) —, und im Jänner 1507 sind diese Predigten im Drucke erschienen[2]). Für dieses Buch hat nun Bebel ein Epigramm geliefert, das den Verfasser lobt, weil er aufgezeichnet hat, welchem Afterglauben die Hexen huldigten, wie schauerlich ihre Absichten, wie entsetzlich ihre Verbrechen seien und welche Listen Satan gebrauche, der den Erdkreis durchwandere, um die irrgläubigen Menschen zu verschlingen[3]); aber das war ihm nicht genug der Empfehlung: er hat auch noch ein Schreiben an den schon erwähnten Propst von Backnang beigesteuert ($a_2{}^b$f.), datiert aus Tübingen vom 6. Juni 1506 (also vier Wochen nach dem Tage, wo er diesem Manne die ersten zwei Bücher der Fazetien widmete), worin er ausführte, er zweifle nicht, daß ihm das Werkchen ein kaum beschreibliches Vergnügen bereiten werde, weil dort der unheilvolle Afterglaube und die fluchwürdige Niedertracht der Hexen und Malefikantinnen so beredt, so scharfsinnig, so klug dem Abscheu preisgegeben, widerlegt und vernichtet würden, daß usw. usw.

Aber auch mit diesem Pamphlet sollte es noch nicht sein Bewenden haben. 1509 ließ Bebel den Triumphus Veneris erscheinen, den er schon 4 Jahre lang in der Lade verwahrt gehabt hatte[4]), jene groß angelegte, zum Schlusse jedoch abflauende Satire, die dartun will, daß Venus die Alleinbeherrscherin der Welt nicht nur ist, sondern auch bleiben wird, wenn nicht der Herrgott eingreift, und auch hier widmet er dem Hexenwesen einen erklecklichen Raum[5]): Dem Heere, das Venus sammelt, um

---

[1]) In dieser (1, Nr. 94) erzählt er, neulich habe er, als er zu einer Predigt „unsers Doktors Martin" in die Kirche eilte, einen Gesellen — im Texte: 'sodalis'; es handelt sich wohl um ein Mitglied der Sodalitas Neccaranorum, der auch Bebel angehörte — getroffen, der gerade herauskam, und der habe ihm, als er ihn zu der Predigt zurückführen wollte, entgegnet, er höre nicht gern, wie die Leute heruntergemacht und gescholten würden, wie es in diesen Predigten geschehe. In meiner Übersetzung (1907) habe ich leider die Worte 'in istis sermonibus' mit 'in solchen Predigten' übertragen.

[2]) Opusculum de sagis maleficis Martini Plantsch concionatoris Tubingensis (Phorcae 1507).

[3]) Das Epigramm ist samt Auszügen aus Plantschens Schrift abgedruckt bei Jos. Hansen, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns (1901) S. 259ff.

[4]) In einem Briefe an Benedikt Farner, datiert vom 9. Mai 1505, nennt er unter den 'a nobis composita, sed chartaceis arcis hactenus mancipata' als erstes Werk den 'Triumphum Veneris, sex libris heroico carmine descriptum, ubi mira et nova et iucunda inventione mores hominum taxantur, afferuntur etiam ibi causae tantorum bellorum per Germaniam et alibi, item causae famis, pestilentiae, morbi gallici et similium adversitatum, quibus iam multis annis mundus tam graviter est vexatus' (Commentaria 1516, S. 122^b). Natürlich schließt das nicht aus, daß Bebel an dem Gedichte später noch Änderungen und Einschiebungen vorgenommen hätte; bei den Fazetien nämlich, die er dort ebenfalls zugleich mit den Sprichwörtern erwähnt (Librum facetiarum et librum adagiorum germanicorum), sind Zusätze oft festzustellen.

[5]) Triumphus Veneris Henrici Bebelii poetae laureati, cum commentario Ioannis Altenstaig Mindelheimensis (Argentinae 1515) S. 90^{a}f.

der Tugend die Entscheidungsschlacht zu liefern, schließt sich auch, geführt von alten Vetteln, der Haufe der Hexen an; denn Schwaben hegt Hexen, die es verstehen, thessalische Kräuter zu Tränken zu mischen, wovon die Jugend zu brünstiger Liebe entflammt wird, wie es jüngst eine in Tübingen eingestanden hat. Die eine leugnet den Christenglauben, eine andere bekennt, sich mit Dämonen begattet, eine dritte, mit deren Hilfe die Ackerfrucht durch Hagel vernichtet zu haben. Die Hexen erregen das Wüten der Stürme, der Unwetter, des weißen Frostes, auf Stecken sitzend gelangen sie in kaum einer Stunde nach Rom oder wohin sie wollen, reitend verderben sie Ziegen, Stiere, Pferde ihrer Feinde, auch den Menschen fügen sie manchen Leibschaden zu, ja sie töten sogar das Kind im Mutterschoß. Und nun wird Deutschland angerufen:

> Solch aberwitzige Greuel sind bei den Hexen im Schwange,
> und die unselige Abgötterei, Germania, zwingt dich,
> daß du, nicht etwa grausam, so doch die Gesetze befolgend,
> richtest mit schwerster Strafe, nicht nur mit dem einigen Feuer,
> wenn du noch unverbrüchlich einhalten willst die Gebote
> strengster Zucht zu der Wahrung der heimischen Tugend und Sitte!

Sollen wir nun darlegen, daß wohl nur wenige Dichter gewesen sind, bei denen der Hexenwahn eine so rückhaltlose Bejahung gefunden hat? Sollen wir bei den im Original ebenso wie in der Übersetzung mühsam zusammenprosodierten Hexametern die poetische Form betonen, um das an diesem menschlichen Dokumente Erschütternde noch zu steigern? Oder wäre es nicht gerechter, zu sagen, daß jenem furchtbaren Wahn noch Männer wie Luther und Fischart angehangen haben? Nein, wir brauchen kein so schweres Geschütz auffahren zu lassen, sondern dürfen uns mit der Feststellung begnügen, daß sich Bebel, dessen außerphilologische wissenschaftliche Tätigkeit auf einem ganz andern Felde statthatte, niemals mit Fragen des Glaubens in dem Sinne beschäftigt hat, daß er sich eine eigene Meinung zu bilden versucht hätte. Das Haupt der Kirche hat gesprochen, die von ihm bestellten und vom Kaiser anerkannten Inquisitoren sind an einer Arbeit, von der nur Segen ausgehen kann, und ihn selber hat keinerlei Tadel getroffen, als er jenes Buch des 1495 verstorbenen Gabriel Biel, auf dessen Doktrinen die Tübinger Hexenpredigten fußen, dem Klerus in einer Apostrophe empfahl, in der viermal das fromme Distichon wiederkehrte:

> Disce sacros libros, Christo devote sacerdos,
> mystica sit fidei noscere cura tibi[1]).

Und dann, was vielleicht die Hauptsache ist: Was Biel vertreten hat,

[1]) Collectorium in quattuor libros sententiarum [1. Druck 1501] (Basileae 1508) 1, Cc_2^a. Ebenso hat Bebel 1500 den Sermones dominicales de tempore von Gabriel Biel einen Paean beigegeben, in dessen Überschrift er ihn einen Theologorum monarcha nennt, und in dessen Texte er von ihm sagt:

> Quam doctus fuerit, non est, quod multa requiras,
> cuius fama ferit Romulidumque lares

(zitiert nach dem Drucke von 1518, S. 8^a).

was sein Schüler Plantsch ebenso vertritt wie Bebels Freunde unter den Weltpriestern und den Mönchen, das ist, nehmt alles nur in allem, der Glaube des Volkes, und dieser Volksglaube darf, zumindest in seinen Wurzeln, nicht mit der Bezeichnung Aberglaube abgetan werden. Fabulae aniles? Gut; aber nicht jedem werden sie Rüstzeug der Philosophie, und besonders dem nicht, der, mit seinem Volke verwachsen, teilhat auch an dessen kleinen Schwächen und großen Fehlern.

Und Bebels Herz gehörte vor allem seinen schwäbischen Landsleuten. Nicht nur, daß er Bücher zu dem Preise der Schwaben geschrieben hat, nicht nur, daß er, auch in philologischen Schriften, jede Gelegenheit benützte oder heranzog, um seiner Liebe zu dem Schwabenlande und seinem Stolze, daß er ein Schwabe war, Ausdruck zu geben, hat er nach seinen Jugendfahrten, die ihren Abschluß durch die Tübinger Bestallung gefunden haben, den Zusammenhang mit seinem Stamme nicht mehr abreißen lassen, und sooft er nur konnte, eilte er aus der städtischen Gelehrtenstube hinaus in die Klöster, in die Pfarrhäuser, zu den Bauern. So sind es denn auch nur Landmädchen, von denen wir wissen, daß er ihnen sein Herz geschenkt hat, das flatterhaft nur hätte genannt werden dürfen, wenn er es auch einer Fremden zugewandt hätte, und daß wir für eine allerdings nur kurze Spanne seines Lebens sozusagen einen dies bewährenden Katalog seiner Liebsten geben können, verdanken wir — auch hier betreten wir Neuland — seinen eigenen Mitteilungen, die in diesem Falle glücklicherweise nicht gerade diskret genannt werden dürfen.

Als er sich Ende September 1504 bei seinem Freunde Leonhard Clemens, dem Pfarrer von Zwiefalten, aufhält, redet er in zwei Dutzend Distichen einem schönen Mädchen, Apollonia mit Namen, ebenso wie Polizian der trionfante donna, beweglich zu, die Jugend zu nützen, weil das Alter jegliche Schönheit tilgen werde, ja, er wird bei der Schilderung der ihr drohenden Verheerungen noch drastischer als der Toskaner, der übrigens für sich bittet, während der Schwabe der schwäbischen Schönen nur im allgemeinen rät, ihr Herz der Liebe aufzutun[1]). Daß er aber dabei doch an sich gedacht hat und daß er, was wir von Polizian nicht wissen, auch erreicht hat, was er wollte, freilich nicht ohne daß die Sinnesänderung der Jungfrau mit dem anmutigen Wesen, mit der liebreizenden Gestalt und dem blonden Haar dann auch andern zugute gekommen wäre, ersehen wir aus dem Triumphus Veneris, wo diese Apollonia, seine fax novissima, seine allerjüngste Flamme, schon unter der Mädchenschar einherzieht, die zu dem Heere der Venus stößt, verführt durch ein altes Weib, dem er ähnliche Überredungsworte in den Mund legt, wie er selber an Apollonia gerichtet hat[2]).

Die erste aber in dieser Truppe, die sich dem Dienste der Venus geweiht hat, ist, das Haar mit einem Rosenkranze umwunden, seine Ursula,

---

[1]) Opuscula (1514) $Oo_2{}^b$f.

[2]) Triumphus S. 83^b. Daß er Apollonia hier den Preis der Dörfer in dem schwäbischen Hügelland nennt, wo der Bussen weit in der Runde umherblickt, stimmt natürlich auch für Zwiefalten an der andern Seite der Donau.

mit der sich in der Schwäbischen Alb an Schönheit keine messen könnte, nicht einmal die Dryaden, die Nymphen, die Napaeen, und ihr folgt, von den Ufern der fischreichen Schmiech kommend, Agasina, die, an Holdseligkeit und guter Sitte alle Mägdlein so übertreffend, wie die Lilie den Dorn und Phöbus die Gestirne, lange Jahre sein Herz in ernster Liebe beherrscht hat. Haben wir denn auch von diesen Mädchen andere Kunde? Jawohl.

1502 war die Universität wegen der Pest, die in Tübingen wütete, nach Nagold und Dornstetten übergesiedelt, aber Bebel hatte sich irgendwie Ferien gemacht, und die brachte er in seinem Geburtsorte Ingstetten zu, wo ihm damals noch der Vater lebte; was er dort trieb, hat er seinem Freunde Johannes Brassicanus in einer Elegia hecatosticha, in einem hundertzeiligen Gedichte geschildert[1]). Da erfahren wir denn, daß er Pallas verlassen hat, um sich gänzlich der Venus zu widmen, und daß er anstatt lateinischer Verse 'barbarische' Rede bindet, um der Mädchen Herzen zu rühren. Um ganz aufrichtig zu sein, gesteht er, daß ihn eine doppelte Liebe gefesselt hält. Zuerst hat ihm lange, mehr als die städtische Buhle, die 'fax vetus', die alte Flamme Agasina gefallen, und noch jetzt ist er ihr hold; da sie aber derzeit auf hohem Berge weilt, so durchirrt er das kühle Tal der wieder fischreichen Schmiech und ist glücklich, wenn er sie, um derentwillen er einst kein Unwetter, keinen Schrecken der Nacht gescheut hat, einmal bei gläsernem Fenster herunterblicken sieht[2]). Die andere, nicht die letzte Zierde der ländlichen Schar, ist Ursula, die schon mit ihrem Feuer die alte Flamme lindert. Bei ihr sitzt er vergnügt die langen Nächte, während sie am Spinnrocken Faden zieht; da tut er alles, was der blinde Liebende tut, und fröhlich singt er Lieder nach heimischer Art. Seine Hauptsorge ist, wie er die 'barbarischen' Worte, die ihm die Liebe eingibt, anmutig zu Liedern setze, die der Herrin diese Liebe bezeugen sollen, er gibt sich nicht zufrieden, wenn nicht auch die Weise süß und beweglich klingt, und Geheimhaltung ist in diesen glücklichen Gefilden keineswegs notwendig:

> Nackt nur und hüllenlos wünscht sich zu zeigen Cupido,
> und an der Heimlichkeit ist nichts gelegen dem Gott[3]).

Und die Lieder werden leicht von den Mädchen gelernt, und sie gefallen dem Bauernchor, und so singt sie bald nicht nur die verliebte Jugend, sondern auch zu der Arbeit der Greis.

Das ist also, was von diesen drei Flammen Bebels zu sagen wäre, von Agasina, Ursula und Apollonia, und zu ergänzen wäre nur noch, daß er, wie er in dem Triumphus versichert, immer noch, kaum daß er ein paar freie Tage hat, hinausläuft, um diese Mädchen zu besuchen, deren Körper der Schmuck der Natur ziert, deren des Kusses gewärtige Lippen von selbst rot sind, deren Haar nur die Sonne golden gefärbt hat, bei

---

[1]) Opuscula (1514) Nn_8^a—Oo_2^a.

[2]) Agasina scheint also damals auf irgendeinem Schlosse gewesen zu sein.

[3]) Diese Verse kehren in Bebels Adagia wieder (Proverbia germanica, bearb. v. W. H. D. Suringar (1879) Nr. 278: 'ut ego alibi cecini'.

denen treue Liebe ist mit schlichten, glühenden Herzen —, worauf sich denn die städtischen Fräulein das gerade Gegenteil und noch viel Ärgeres sagen lassen müssen[1]); zu diesen mag jene Rosia gehört haben, an die Bebel, noch als Jüngling, wie er sagt, ein Distichon gerichtet hat, in dem er das Sprichwort Aus den Augen, aus dem Sinn umschreibt und hinzufügt:

In alle Ewigkeit gibts in der Lieb keine Treu[2]).

Dieser Zweizeiler und die Verse an Apollonia sind die einzigen Liebesgedichte, die wir von Bebel kennen; von den deutschen Liedern, die er der schönen Ursula gesungen hat, ist uns trotz dem Anklang, den sie bei ihren und seinen Dorfgenossen gefunden haben, nicht eine Zeile erhalten. Er hat sie aufzuschreiben verzichtet, aus denselben Gründen wohl, wie sich Polizian nicht zu seinen in der Volkssprache verfaßten Gedichten bekannt hat, und die einzigen deutschen Verse, die uns aus seiner Feder erhalten sind, gehören nicht ihm an, sondern er teilt sie nur als die Vorlagen seiner lateinischen Übersetzungen mit[3]). Nicht einmal das tut er leider bei der von ihm ebenfalls übertragenen 'Vulgaris cantio Suevorum': 'Ich stond an einem morgen gar heimlich an aim ort'[4]), und so stammt der älteste Text, den wir von diesem Liede kennen, das auch ins Wunderhorn aufgenommen worden ist, aus dem frühen 16. Jahrhundert[5]). Zu der Laute gesungen hat es ihm und seinem Freunde Johannes Streler ein gewisser Conradiolus oder Konzlin Hohenstetter, und in lateinische Verse hat er es, wie er scherzenderweise sagt, gebracht, auf daß es Konzlin, wenn er etwa im Himmel Musikpräfekt werden sollte, ebensowohl den Italienern wie seinen Landsleuten von der Alb singen könne[6]); es ist jammerschade, daß eine ähnliche Großzügigkeit nicht auch Polizian wenigstens mit jenen Maienliedern gezeigt hat, die ihm 1488 so eigenartig erschienen sind.

Die Parallele aber zwischen den zwei Humanisten wird am deutlichsten durch ihrer beider Interesse für die Schnurre und das Sprichwort. Die 'Facetiae' und die 'Adagia germanica' stellen ein Seitenstück zu dem Tagebuche Polizians dar, zumal da Bebel die Sprichwörter nicht nur

[1]) Triumphus S. 84[b].

[2]) Suringar Nr. 395.

[3]) Hier ist nicht der Ort, die ganze Frage aufzurollen, aber beispielsweise sei angeführt: Der Spruch von der Herrengunst und dem Aprilenwetter steht schon im Renner (v. 12515f.), und das 'Ich stirb und weiß nicht, wann' usw. wird samt dem bei Bebel ebenso, wie in einer Tübinger Handschrift des 15. Jahrhunderts, fehlenden ersten Verse 'Ich leb und weiß nicht, wie lang' in der „Ostschwäbischen Anthologie des Britischen Museums", einer noch vor 1470 zu datierenden Handschrift, unter dem Namen des Herrn Walther von der Vogelweide überliefert (S. Karl Euling, Das Priamel bis Hans Rosenplüt [1905] S. 408f.). — Eine kurze Abhandlung von Johannes Haller, die einen gewissen Haintz von Bechwinden, den Verfasser einer gereimten Geschichte des Schwabenkriegs von 1499, mit Bebel identifizieren will (Z. f. dt. Altertum 66, 51—54), sei nur der Kuriosität halber erwähnt.

[4]) Opuscula (1514) Qq_4^bf.; das Gedicht, dessen letztes Verspaar in den Adagia (zu Nr. 555) wiederkehrt, ist vom 15. August 1507 datiert.

[5]) Uhland Nr. 70; Erk-Böhme Nr. 742; Karl Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in Des Knaben Wunderhorn (1909) S. 297.

[6]) Opuscula (1514) Qq_3^bf.

für sich behandelt, sondern sie auch, wenigstens in dem später erschienenen dritten Buche der Fazetien — die ersten zwei, die natürlich auch hier und da ein Sprichwort anführen, sind zugleich mit den Adagia herausgekommen —, als selbständige Stücke mitten unter die Schnurren mischt, wie es sein ihm in dieser Hinsicht natürlich unbekannt gebliebener italienischer Vorgänger getan hat. Und doch besteht zwischen Polizian und Bebel in dieser ihrer Eigenschaft als Sprichwörtersammler ein ganz großer Unterschied; dieser wird uns allerdings richtig erst klar, wenn wir uns vor Augen halten, welche Erwägungen es waren, die Bebel bewogen haben, Sprichwörter, deutsche Sprichwörter zu sammeln und sie in lateinischer Übersetzung zu veröffentlichen.

Gewidmet hat er das Büchlein dem Kanzler des Herzogs Ulrich, dem ehemaligen Tübinger Professor Gregor Lamparter, und der Widmungsbrief trägt den Untertitel 'De laudibus atque philosophia Germanorum veterum'; diese lange Abhandlung ganz hierher zu setzen, wäre untunlich, aber wenigstens der Gedankengang soll, soweit er uns hier angeht, in Kürze wiedergegeben werden: Alle großen Völker des Altertums haben ihre Weisen und ihre Gesetzgeber gehabt; von den Deutschen wird Ähnliches nicht berichtet, und über die Gesetze, die einst, nach Berosus, der Riese Thuisco den Sarmaten am Rhein gegeben hat[1]), ist, wegen der Unkenntnis der Schrift, nichts auf uns gekommen, weshalb wir denn immer als Barbaren hingestellt wurden. Wir waren aber besser als die andern. Nach Tacitus haben bei unsern Vorfahren gute Sitten mehr gegolten, als anderswo gute Gesetze, und Tacitus zählt auch die vielen Tugenden auf, worin wir uns hervortaten.

„Da dies nun unsere Vorfahren keineswegs durch irgendeine niedergeschriebene Unterweisung erreicht haben, so kann nicht bezweifelt werden, daß damals die Eltern ihre Kinder zu gutem Lebenswandel und tapferm Betragen angehalten haben, und das hat nicht anders geschehen können, als durch allgemeine Lehren und Sprichwörter, die dem Volke zuerst von irgendeinem Weisen nicht minder klug, als knapp und zierlich dargelegt worden sind, womit er dem Volke eine Philosophie und einen Lebensspiegel gegeben hat. Auf daß nun offenbar werde, daß auch unsere Ahnen ihre Philosophie getrieben haben, und auf daß unsere Rede durch unsere trefflichen und durchaus wahren Sprichwörter (die an vielen Stellen als mitten aus der Philosophie der alten Griechen und aus dem Innersten der Philosophie geflossen betrachtet werden müssen) einigermaßen bereichert werde, habe ich diese wenigen, die Du nun siehst — sie sind in kaum einem halben Jahre gesammelt worden —, aus den unzähligen, denen ich künftighin nachgehen werde, der Latinität geschenkt."

Natürlich mußte es einem Humanisten am Herzen liegen, diesen Zusammenhang der heimischen Philosophie mit der der Griechen zu belegen, und so hat Bebel, wo es nur anging, griechische und auch lateinische Parallelen verzeichnet, ja diese, wenn nicht schon in der dritten, so doch sicherlich in der vierten Auflage noch erheblich vermehrt[2]); anderer-

[1]) Siehe Suringar S. 4, n. 2.

[2]) In der zweiten Auflage (1509) findet sich nur ein solcher Einschub, und zwar stellt da Bebel dem Sprichwort Es verdirbt viel Weisheit unter eines armen Mannes Rock, wie Seb. Franck das 'Multa prudentia perit in pauperum crumena' rückübersetzt, ein Zitat aus Cicero voran: 'Saepe (est etiam) sub palliolo sordido sapientia'

seits hat er selbstverständlich nicht bei jedem einzelnen Sprichwort den Ursprung aus dem deutschen oder schwäbischen Volksmund ausdrücklich vermerkt, was ja nach den Ausführungen des Widmungsschreibens gar nicht nötig gewesen wäre, aber oft genug finden sich Feststellungen, wie Dicunt nostri, Est nostris in proverbiis, Putaverunt patres nostri, Ut voluerunt seniores nostri, Ut nos docuere parentes, Est in proverbio vulgo germanico usw. usw. Trotzdem hat Suringar behauptet[1]), Bebel habe nach Büchern gearbeitet und dabei zwei Vorlagen benützt: seine Hauptquelle seien die in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts zumindest zehnmal aufgelegten Proverbia communia gewesen, und daneben habe er noch die vielleicht schon vor 1495 erschienenen Proverbia metrica von Johannes Faber de Werdea vor Augen gehabt. Nun, Fabers Proverbia kommen in solchem Zusammenhange so selten in Betracht, daß auf eine Erörterung der Frage an dieser Stelle verzichtet werden kann: in einem einzigen Falle ist die Übereinstimmung, nicht die des lateinischen Textes, sondern die des Sinnes, so groß, daß der Behauptung, Bebel sei hier von Faber abhängig, außer den auf dem Widmungsbrief beruhenden allgemeinen Argumenten nichts entgegengestellt werden kann als die Selbstverständlichkeit, daß in dem deutschen Priamel, das Faber neben der lateinischen Übersetzung mitteilt — es lautet:

Ein stolzer Pfaff,
ein kluger Aff,
ein unverschämtes Kind
sind des Teufels Hofgesind

—, nicht einmal die Form, geschweige denn der Inhalt sein Eigentum ist, weswegen sicherlich kein Hindernis bestanden hat, daß es, gerade so wie ihm, auch Bebel zur Kenntnis gekommen ist.

Während wir also solcherweise die Behauptung, Bebel habe aus Fabers Sammlung geschöpft, kurz abtun und den Beweis ihrer Richtigkeit denen überlassen dürfen, die ihr anhangen, wäre dies bei Suringars anderer These, die Hauptquelle der Bebelschen Adagia seien die Proverbia communia gewesen, nicht angängig: hier ist die Übereinstimmung oft so groß, daß es auf den ersten Blick schwer fällt, nicht anzunehmen, daß er sie nicht ausgebeutet hätte, zumal da sich das dieser Sammlung und der seinigen Gemeinsame hin und wieder auf eine Reihe von Sprichwörtern erstreckt. Nun ist es wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Bebel bei manchen schwäbischen Gemeinplätzen, die er sonst keiner Aufzeichnung

(s. Otto Nr. 1326); 1514 aber — die dritte Auflage (1512) ist mir nicht zur Hand — tilgt er den Hinweis wieder, wohl weil er bemerkt hat, daß er sinngemäß nicht am Platze gewesen ist. Trotzdem führt Suringar, der ansonsten den Text von 1514 abdruckt, den Satz aus Cicero an, noch dazu, ohne zu bemerken, daß er in diesem Texte fehlt, und gibt ihm überdies sogar eine eigene Nummer (33). Nicht nur aus solchen Gründen ist Suringars Buch, auch von der Zählung abgesehen, nur mit Vorsicht zu gebrauchen; auch gewaltsame Trennungen von Zusammengehörigem sind allzu häufig, und nur so war es möglich, die runde Zahl von 600 Adagia zu erreichen.

[1]) S. XXXIIf. und XXXVI.

für wert gehalten hätte oder deren Aufnahme ihm gar nicht in den Sinn gekommen wäre, erst durch die Begegnung mit ihren niederländischen Fassungen auf ihren Sprichwortcharakter aufmerksam geworden ist, d. h., daß er an sie durch das Buch des niederländischen Anonymus erinnert worden ist; daß er aber die lateinischen Verse, die in den Proverbia communia stets hinter der volkssprachlichen Prosa stehen, für seine lateinische Textierung benützt hätte, so daß man ihn schließlich der Abschreiberei, des Plagiats bezichtigen dürfte, kann denn doch nicht zugegeben werden. Bebels literarisches Eigentum ist die lateinische Übertragung der Sprichwörter; für den Redaktor der Proverbia communia mag solches — vielleicht! — bei einem kleinen Teile zutreffen, allgemein jedoch keineswegs, und die Entstehung seines Buches wird man sich nicht so denken dürfen, daß er niederländische Sprichwörter gesammelt und in lateinische Verse gebracht hätte, sondern daß er das Umgekehrte getan hat: er hat die im Umlaufe befindlichen lateinischen Verse aufgelesen und ihnen eine niederländische Entsprechung beigegeben; fand er eine solche schon im Volksmunde, so nahm er sie, fand er keine, so machte er eine. Zum Beispiel:

Der lateinische Text der Nr. 522 lautet:

Est prope sed propior mea lanea linea vestis,

und dieser Would-be-Hexameter ist nichts als eine Übertragung des 'Près est ma cotte, plus près est ma chemise'[1]); zu diesem und der lateinischen Fassung stimmt die niederländische Umschreibung 'Minen rock es mi na, mer theemde naerder', aber sprichwörtlich war sie wohl nie — zum Unterschiede von dem deutschen 'Das Hemd ist mir näher als der Rock', das Bebel (Nr. 286) durchaus glücklich so wiedergibt: 'Indusium propius tunica.'

Andererseits kann ja der Vers des 391. Stücks der Proverbia communia

Quod lupus est fugiens nemus, hoc facit esuriens dens

auf das Sprichwort 'La fains enchace le louf du bois'[2]), das auf französischem Boden schon früher in der Form 'Fames expellit lupum a nemore' belegt ist[3]), zurückgeführt werden, aber unmittelbar beruht er sicherlich auf den Versen des Roman de Renart (16, 58f.):

Mes la fain qu'il avoit aus dens
qui enchace le leu du bois . . .;

der niederländische Satz jedoch, den der Anonymus dem leoninischen Vers vorangestellt hat, 'Honger drijft den wolf uten bosche', gibt nicht diesen wieder, sondern das französische Sprichwort und ist sicherlich auch selbst

[1]) J. Morawski, Proverbes français (1925) Nr. 1717.

[2]) Nr. 331 der in einem Manuskripte vom Jahre 1317 erhaltenen Proverbes ruraux et vulgaux, hrsg. von J. Ulrich in der Z. f. franz. Spr. und Lit. 24, 10 und 22 und Morawski Nr. 1000. Siehe auch Ernst Voigt, Egberts von Lüttich Fecunda ratis (1889) S. 118, v. 607.

[3]) Anecdotes historiques, légendes et apologues, tirés du recueil inédit d'Etienne de Bourbon, publ. par A. Lecoy de la Marche (1877) S. 163.

schon damals ein Sprichwort gewesen, wie es bei dem deutschen 'Der Hunger treibt den Wolf aus dem Walde' zutrifft, das Bebel so übersetzt hat (Nr. 161): 'Fames pellit lupum ex silvis.' Das niederländische Sprichwort mag ja Bebel erinnert haben, daß es das deutsche Sprichwort gab, das, schon in erweiterter Form, bereits früher vorkommt[1]), aber daß er für das, was er niederschrieb, dem lateinischen Verse der Proverbia communia verpflichtet wäre, das wird doch wohl niemand ernsthaft vertreten wollen.

Des weitern läßt sich eine große Zahl der in den Proverbia communia angeführten Verse in handschriftlich erhaltenen ältern Sammlungen nachweisen, obwohl deren erst wenige ediert sind. Ein gutes Beispiel, wie fest diese Sprüche in dem Munde der Leute hafteten, die durch eine Lateinschule gelaufen waren, bietet das 217. Stück der Proverbia communia mit dem Hexameter

Saepe dat una dies, quod totus denegat annus,

den mit genau demselben Wortlaut mehrere Handschriften verzeichnen, deren älteste noch dem 13. Jahrhundert angehört[2]). Bebel hat ihn (Nr. 474) abgeändert:

Saepe dat una dies, quod non evenit in anno

— so wenigstens steht er 1508 in der ersten Ausgabe der Adagia (L_6^a) —; die zweite Ausgabe aber (1509) bringt ihn (o_2^a) mit dem Schlusse: quod totus denegat annus, und in der Ausgabe letzter Hand (1514) stellt Bebel (wenn er das nicht schon 1512 getan hat) den Text, den er dem Sprichwort zugedacht hatte, wieder her (Nn_2^a). Augenscheinlich ist also dem Grüningerschen Setzer der etwa 300 Jahre alte Spruch so vertraut gewesen, daß er unwillkürlich in dessen Wortlaut hinübergeglitten ist, als ob ein anderer unmöglich gewesen wäre. Und Bebel sollte diesen Vers und so viele andere, die ihm von der Schelklinger Schulbank her noch in den Ohren klingen mußten, so völlig vergessen haben, daß er, um sich ihrer als Fünfunddreißigjähriger zu erinnern, der Proverbia communia als Denkzettel bedurft hätte?

Sollen wir noch anführen, daß das, was wir bei dem Hexameter von dem Tage, der oft bringt, was ein Jahr verweigert hat, festgestellt haben, auch für andere Sprüche Bebels gilt, die sich ebenso in der niederländischen Sammlung finden, d. h., daß auch bei ihnen nicht daran zu denken ist, daß sie das literarische Eigentum ihres Redaktors gewesen wären? Brauchen

---

[1]) Vgl. Klapper, Freidankpredigten S. 67, Nr. 92.

[2]) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler[3] 1, 61, Nr. 76; Klapper a. a. O. lat. Nr. 561; Werner (1912) S, Nr. 6; vgl. Werner Q, Nr. 196; E. Stengel in der Z. f. franz. Spr. und Lit. 21, 3, Nr. 5; Ad. Hilka im 91. Jahresber. d. Schles. Ges. f. vaterl. Kultur S. 27, Nr. 48, aber auch Ulrich, Proverbes ruraux S. 4 und 31, Nr. 76 = Morawski Nr. 315 und Walter W. Skeat, Early English Proverbs (1910) S. 93, Nr. 221 (Chaucer's Canterbury Tales). Ob Friedrich Seiler Recht getan hat, das Sprichwort als ein ursprünglich deutsches anzufordern (Z. f. dt. Philologie 45, 277, Nr. 205), steht dahin, obgleich es sich in prosaischer Form schon bei Caesarius von Heisterbach findet (Dist. 6, cap. 33; Strange 1, 384).

wir noch langatmig darzulegen, daß Bebel bei Versen, die er nicht, so wie den Hexameter von dem Tage, als Sprichwörter bringt, sondern die er nur, ob sie nun in den Proverbia communia stehen oder nicht, gewissermaßen als Bekräftigung seiner Sprichwörter zitiert, mehr als despektierlich von ihren Verfassern spricht, so daß sein Urteil auch über die Proverbia communia, wenn er es hätte aussprechen müssen, kaum anerkennend gelautet haben würde? Nein, wir sind der Meinung, daß solche Ausführungen, ganz abgesehen davon, daß sie, wenn sie erschöpfend sein sollten, ein Buch füllen würden, an dieser Stelle nicht an ihrem Orte wären, und begnügen uns daher, in Kürze unserer Überzeugung Ausdruck zu geben, daß es auf keinen Fall angeht, die Proverbia communia, von Fabers Proverbia erst nicht zu reden, als Quelle Bebels zu bezeichnen und diesem damit zuzumuten, daß er mit seiner Angabe, er habe etwa 6 Monate an seinen Sprichwörtern gesammelt, einfach geflunkert hätte, zumal da eine große Anzahl dieser Sprichwörter nicht nur in der ältern deutschen Literatur, sondern auch in den mittelalterlichen Sammlungen deutscher Sprichwörter wiederkehren, von denen leider bisher nur wenige gedruckt sind. Bedauerlicherweise hat sich Friedrich Seiler[1]) nicht nur Suringars Thesen zu eigen gemacht, sondern ist noch weiter gegangen, indem er Suringars Meinung verwirft, Antonius Tunnicius aus Münster habe für seine zuerst 1514 erschienenen Proverbia aus Bebels Adagia geschöpft, und lieber annehmen will, Bebel habe außer den zwei ihm von Suringar zugeschobenen Quellen noch eine dritte benützt, die er mit Tunnicius gemeinsam gehabt hätte; daß er jedoch damit die Berechtigung zugibt, eine gemeinsame Quelle auch für die Proverbia communia und Bebels Adagia zu erschließen, ist ihm ebensowenig in den Sinn gekommen wie die Selbstverständlichkeit, daß man mit einer solchen Nutzanwendung seiner Konstruktionen das Richtige träfe, wenn man als diese Quelle den Volksmund bezeichnete, den richtigen Volksmund sowohl wie auch den Mund des Schulvolks: die Schulverse der schlechten alten Zeit hat der Niederländer abgeschrieben, der Schwabe, dem freilich auch dieses pedantische Zeug nicht fremd war, die Weisheit der Altvordern aufgeschrieben, und vielleicht ist auch ein oder das andere Sprichwörtchen darunter, das er den roten Lippen Apollonias oder Ursulas oder Agasinas verdankt.

Trotzdem ist es nicht angängig, daß ein für allemal auf die Erforschung der letzten Hintergründe von Bebels Adagia verzichtet, daß kein Versuch gemacht würde, wenn schon nicht jene Weisen zu ermitteln, die dem deutschen Volke eine Philosophie und einen Lebensspiegel gegeben haben, so doch den Grundlagen nachzugehen, auf denen viele dieser Sinnsprüche und Sprichwörter aufgebaut sind. Zahlreich sind da die sich aufwerfenden Probleme, die eine Lösung erheischen; in dieser Abhandlung allerdings können nur einige wenige angedeutet werden, aber schon aus den wenigen erhellt die Notwendigkeit einer eingehenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit Bebels schöngeistiger Hinterlassenschaft.

---

[1]) Deutsche Sprichwörterkunde (1922) S. 107f.

Da ist einmal das letzte Stück der Adagia, bei dem man vielleicht am meisten bedauert, daß Bebel nicht auch oder nur den deutschen Text mitgeteilt hat; dieser muß etwa so gelautet haben:

Selig ist, den seine Hand ernährt,
seliger, der das Seine recht verzehrt,
seliger, dessen Mund kein Lästern leidet,
seliger, der jegliche Sünde meidet,
seliger, dem Gott einen guten Tod verleiht,
doch der seligste, den er führt in die ewige Freud!

Bebel sagt, er habe den Spruch in dem Tafelgemach des Abtes von Zwiefalten geschrieben gefunden; aber woher stammt er? und wann beginnt in diesen damals und früher so häufigen Seligpreisungen die Steigerung? Und wann beginnt die Abwendung von den Seligpreisungen der Psalmen[1])? Und ist es nicht merkwürdig, daß ein paar Jahre nach der Veröffentlichung von Bebels Übertragung des Zwiefaltener Priamels, von dem wenigstens die ersten zwei Verse sehr alt sind, Erasmus von Rotterdam darangeht, solche fromme Sinnsprüche zu prüfen und für seinen Freund Beatus Rhenanus eine 'vere beati formulam divini Spiritus penicillo depictam' zu verfassen[2])?

Dann das Sprichwort ('Dicunt nostri'): Unser Gott Christus hat keinen Bruder haben wollen (Nr. 153). Ist darin eine Reminiszenz an den Streit über die in den Evangelien erwähnten Brüder des Heilands zu sehen, die die Kirche von alters her nur als Verwandte oder Vettern gelten ließ? Wenn nicht, wenn das Sprichwort wirklich nichts andres bedeuten soll, als was Bebel sagt, daß nämlich unter Brüdern nur selten Einigkeit herrscht, leicht aber wegen geringfügiger Dinge eine Todfeindschaft entsteht, wieso ist der, der den Satz zuerst ausgesprochen hat, darauf verfallen, ihn an Christus zu knüpfen?

Weiter: Hüte dich vor den Gezeichneten! oder, wie es Bebel umschreibt (Nr. 227), 'Eos cavendos nobis esse suasit antiquitas, quos natura signasset, hoc est, qui aliquo naturae defectu laborant'[3]). Es ist ja möglich, daß das solchermaßen aufgelöste Sprichwort in letzter Instanz auf den Satz 'Cave et praecave ab omni homine infortunato et diminuto in aliquo membro, sicut cavendum est tibi ab inimico' in den aus dem Arabischen bearbeiteten Secreta secretorum zurückgeht, die dem Aristoteles zugeschrieben wurden[4]), zumal da sich Faber, der die Warnung auch kennt,

[1]) Siehe Euling S. 327.

[2]) Briefwechsel des Beatus Rhenanus, ges. und hrsg. von A. Horawitz und K. Hartfelder (1886) S. 73; Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami, ed. P. S. Allen 2 (1910), 60.

[3]) Auch hier hat Suringar Zusammengehöriges getrennt; denn Bebel fährt unmittelbar fort: 'alii strabonum etiam societatem vitandam esse censent, de quibus ego nihil compertum habeo' (Suringar Nr. 228); da Bebel also sagt, daß er über die Schädlichkeit eines Verkehrs mit Schielenden keine Erfahrung hat, so darf man wohl schließen, daß er die Richtigkeit der Warnung vor den sonstigen Gezeichneten erprobt hat.

[4]) Scriptores physiognomici, rec. R. Foerster (1893) 2, S. 194f.; siehe weiter Wilh. Hertz, Gesammelte Abhandlungen (1905) S. 156—161.

in dem lateinischen Texte des entsprechenden Stücks ausdrücklich auf Aristoteles beruft[1]); ebenso leicht aber könnte es in den Volksmund auf dem Wege über das Buch De physionomia von Michael Scotus übergegangen sein, das nicht nur den Satz der Secreta verbreitert und auch den Angang heranzieht: ... 'valde cavendum est in omni tempore ab obviatione et societate hominis infortunati per opus naturae superioris, ut ab homine, cui diminutum sit aliquod membrum, ut oculus, manus, etc.', sondern außerdem noch, schon als Zitat, neben einer etwas längern Fassung die kurze Formel 'Cavete a signatis!' anführt, die unserm heutigen Sprichwort entspricht[2]). Woher aber stammt dieses Dictum?

Und: Wer hat zuerst die hierher gehörige Erfahrung gemacht, über die das 148. Adagium so berichtet: Es wird überliefert, man habe sich zu hüten vor einem roten Italiener, einem weißen Franzosen, einem schwarzen Deutschen? Nun, der einst hochangesehene Kanzelredner Gabriel Barletta sagt in einer Predigt für den fünften Fastensabbat, man pflege zu sagen: Gott schütze mich vor einem roten Lombarden, einem schwarzen Deutschen, einem weißen Spanier und vor einem Flamen beliebiger Haarfarbe[3]). Kann also dieses italienische Sprichwort, das solchermaßen in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts belegt ist — Barlettas Predigten sind erstmalig 1497, wohl erst nach seinem Tode erschienen —, die Quelle, nicht Bebels, sondern des von ihm aufgezeichneten deutschen Sprichworts gewesen sein? Diese Möglichkeit zuzugeben, ist berechtigt, da sich auch in den Fazetien Bebels einige Stücke befinden, die italienischen Ursprung vermuten lassen.

Mit dieser Feststellung gelangen wir zu der Frage, ob denn Bebel das, was er bei den Sprichwörtern getan zu haben behauptet, nämlich Volkswissen, Folklore gesammelt, d. h. dem Volksmunde nachgeschrieben zu haben, auch bei den Fazetien eingehalten hat; hier liegt keine Beteuerung vor, und so haben wir die Aufgabe, aus dem Buche selbst zu erschließen, wie er zu all diesen Schnurren gekommen ist. In meiner deutschen Aus-

---

[1]) Siehe Suringar S. 328 zu Nr. 227.

[2]) Liber de physionomia, c. 24 in fine, in dem Abdruck in dem Sammelwerke Infinita naturae secreta (Papiae 1515) S. 22^a.

[3]) Fructuosissimi atque amoenissimi sermones (Parisiis 1527) S. 116^b: 'Unde dici solet: Deus me protegat a Lombardo ruffo, Alemano nigro, Hyspano albo, Flamingo cuiusvis pili.' Schon ein halbes Jahrhundert vorher bringen die oben, S. 9, erwähnten Istorie fiorentine von Cavalcanti (1, 352) folgende dem Condottiere Nicolò Piccinino in den Mund gelegte Feststellung: 'Io vi ricordo un proverbio volgare che si dice tra i Toschi, parlando delle loro e delle altrui vestigie. E' dicono: Tosco rosso, Lombardo nero, e Romagnuolo d'ogni pelo', und ähnlich ist das Sprichwort bei Bartolomeo Bolla, Thesaurus proverbiorum italo-bergamascorum (1605) S. $G_3{}^b$: 'Spagnol rosso, Lombardo nero, Romano di ogni pelo.' Nicht weniger als 8 Glieder hat die Reihe in Girolamo Cardanos Praeceptorum ad filios libellus c. 16 (Opera 1663 1, 478f.), die übrigens Jean Paul in dem 97. Zykel des Titan zitiert. Ein Epigramm von Boissard(us) in den Delitiae C poetarum gallorum (1609) S. 612 (schwarzer Deutscher, roter Italiener und weißer Spanier) steht auch bei Samuel Gerlach, Eutrapeliae (1656) Nr. 994. Siehe ansonsten meine Ausgabe von Bebels Schwänken 2, 171 zu Nr. 20, weiter Taylor, Proverb S. 71 und Index S. 84.

gabe der Fazetien habe ich die freilich nicht allzu zahlreichen Übereinstimmungen mit Büchern ähnlicher Art zum Teile mit Nacherzählungen, die etwa Freunde von ihm aus Italien oder Frankreich heimgebracht hätten, erklären, ansonsten aber eine Benützung der mittelalterlichen Predigtliteratur, des damals längst schon ins Deutsche übersetzten Decameron, der Fazetien Poggios usw. annehmen wollen; daß ich aber damit in dieser Jugendarbeit zu weit gegangen bin, daß ich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet habe, ist schon lange meine Überzeugung, und hätte ich heute über die Quellen von Bebels Fazetien zu handeln, so würde ich die von mir vor mehr als 25 Jahren ausgesprochene Meinung in manchen Punkten berichtigen. Vielleicht würde ich sie bei der Mensa philosophica, aus der in dem ersten Buche der Fazetien acht Schnurren wiederkehren, aufrechterhalten und sie höchstens so weit ändern, wie es der Schlußsatz der letzten dieser Fazetien (Nr. 105) gestattet, wonach Bebel bei der Niederschrift die Worte des Freundes gebraucht hätte, der sie ihm schriftlich mitgeteilt hat, ich würde vielleicht als Bearbeitung deutscher Gedichte nicht nur das ansprechen, was er selber so bezeichnet, ich würde mich mit der Möglichkeit abfinden, daß er Dinge, die er einmal irgendwo gelesen hat, später nacherzählt, ohne daß das Buch, auf dem sein Schwank beruht, neben ihm läge, ich würde bei Schwänken und Schnurren, die in Italien oder in Frankreich längst der Literatur angehörten, die Vermittlung nicht auf Fälle beschränken, wo er die für ihn letzte Urheberschaft Leuten zuschreibt, wie dem später so bekannt gewordenen Hieronymus Emser oder dem uns fast unbekannt gebliebenen Georg Weselin, sondern würde mich erinnern, daß er eine lustige Geschichte, die sich zuerst bei Athenaios findet, die aber Abstemius erneuert hat, von seinem bäuerlichen Vater hat erzählen hören, ich würde zeigen, daß gar oft eine andere als mündliche Übertragung, gleichgültig, wie groß die Zahl der Märleinträger wäre, die man annehmen müßte, überhaupt nicht in Betracht kommt, ich würde beispielsweise anführen, daß die Atzel, die den Wein zu billig ausruft, ein Abkömmling jenes Papageis ist, der ein paar Jahrhunderte vorher aus Unvorsichtigkeit ein paar Flaschen Rosenöls zerbricht, und daß das Priamel, das angibt, was man zu tun habe, wenn man einen Tag, eine Woche, einen Monat, ein Jahr lang fröhlich sein will, ganz anders ausgesehen hat, als es seine Wanderung nach Europa weit hinten im Morgenlande antrat, und schließlich würde ich in das rechte Licht die Tatsache stellen, daß uns Bebel, indem er dem Munde anderer nacherzählte, Märlein erhalten hat, die sonst heute ebenso vergessen wären, wie es damals schon ihr erster Erzähler gewesen ist: so die Geschichten von dem Schneider im Himmel und von dem gescheiten Hans, die die Brüder Grimm nach spätern Bearbeitungen seiner lateinischen Darstellungen in die Kinder- und Hausmärchen aufgenommen haben, eine ganze Reihe von Schwänken, die in das Lale- oder Schildbürgerbuch übergegangen sind, und noch viele, viele andere, die heute zu dem eisernen Bestand der Schwankliteratur nicht nur des deutschen Volkes gehören. Bebel hat vieles zu dem Lobe der Schwaben geschrieben, er hat jeden Anlaß, der sich ihm bot,

benützt, um seine Heimat herauszustreichen, aber das Größte, das er in dieser Hinsicht geleistet hat, war doch, daß er dem dummen Schwaben, der freilich bei den andern deutschen Stämmen noch immer herumspukt, den über die Einfalt lachenden Schwaben gesellt und diesem die Welt erobert hat: schon in demselben Büchlein, in dem die Schwänke und Schnurren Polizians zuerst veröffentlicht worden sind, stehen auch anderthalb Dutzend Bebelscher Schwänke und Schnurren; daß sie freilich von Bebel stammten, wußte der Herausgeber, der sie nach der Anthologie Johannes Gasts ins Italienische übersetzte, ebenso wenig wie daß das Manuskript, das er in der vordern Hälfte abdruckte, Aufzeichnungen Polizians darstellte, und so, wie er von diesen später manches Heikle streichen mußte, so hatten auch Geschichten Bebels zu verschwinden, wie die von den drei Nonnen, die ihre Sünden mit verhüllender Rede beichten, oder die von dem Abte, der sich unter Berufung auf die von dem Papste gebilligten Ordenssatzungen weigert, ein von ihm geschwängertes Mädchen schadlos zu halten.

Mit dem Sammeln solcher Geschichten und Schwänke, das er viel früher begonnen hat, als das Sammeln von Sprichwörtern, und das er, mit diesem, noch jahrelang fortsetzte, hat sich Bebel nicht nur einen Ehrenplatz in der Literaturwissenschaft und der Volkskunde erworben: diese seine Tätigkeit gehört auch, als die eines frommen, durchaus gläubigen Humanisten, der Kirchengeschichte an. Indem er die für diese Zeit charakteristischen Dinge, die sich in Dorf und Stadt, Pfarrhäusern und Klöstern abspielen, klaren Auges beobachtet oder sie sich von andern Beobachtern, Äbten und Priestern, Studenten und Laien berichten läßt und die so gewonnenen Bilder scharf nachzeichnet, entstehen, mitten unter den lustigen Geschichten und oft auch als solche, Schilderungen der Unwissenheit, der Habgier, der sittlichen Verderbnis unter der Geistlichkeit, der weltlichen sowohl als auch der in Orden vereinigten, und so treten dieselben Gebrechen, Schändlichkeiten und Laster, die er in dem Triumphus Veneris planmäßig aufgezeigt hat, auch in den Fazetien zutage, in einer Art jedoch, die glaubhaft macht, es habe sich einfach nicht vermeiden lassen, auch über derlei zu sprechen; diese anscheinend arglosen, fast immer aber konkreten Darstellungen, die hin und wieder an die bittersten Satiren gemahnen, mußten eine ganz andere Wirkung üben, als die in dem epischen Versmaß vorgetragenen und durch keinerlei Beispiele aus dem Leben belegten Behauptungen und Anklagen. Auch auf den Dörfern gab es ja Leute, die der lateinischen Sprache halbwegs mächtig waren, und so haben wohl diese Dokumente, ohne daß eine Agitation hätte einzusetzen brauchen, bald eine gewaltige Verbreitung nicht nur im Schwabenlande, sondern überall gewonnen, wo die Verlotterung und Korruption der Diener der Kirche einen ähnlichen Grad erreicht hatte, woraus sich denn bald die Überzeugung ergeben mußte, daß es sich nirgends um örtliche Mißstände, sondern überall um dieselbe Landplage handelte. Allgemein muß da auch die entrüstete Zustimmung zu den Worten gewesen sein, womit Bebel die Ergebnisse der sogenannten Baseler Reformation

leidenschaftslos umschrieb: „Übel wird mit uns umgegangen; zu Mindern sind wir reformiert worden!", und sie konnten ganz gut als ein Schrei nach einer wirklichen Reformation aufgefaßt werden, da sie gewissermaßen als Moral an eine Geschichte von einem Mindernbruder oder Minoriten gehängt waren, der bei einer Ablaßpredigt in die Gemeinde gerufen hatte: „Wenn einer von euch einen halben Gulden hat, so wird er durch diesen Ablaß das Himmelreich gewinnen, und wenn einer einen Viertelgulden hat, so wird er auch teilhaben an diesem Reiche; wer aber nichts hat, wird des Teufels sein!" Wider diesen schändlichen Mißbrauch des Ablasses, für den nicht etwa eine kirchliche Zwischenstelle, sondern vor allem die oberste Leitung der Kirche die Verantwortung trug, sollten ein paar Jahre später jene Thesen streiten, mit deren Anschlag an der Wittenberger Schloßkirche die nächste, die letzte Reformation ihren Anfang nahm, die Reformation des Augustinermönchs aus Eisleben.

Es fällt uns selbstverständlich nicht ein, behaupten zu wollen, Bebel habe die Wirkung, die die Fazetien haben sollten, vorausgeahnt, geschweige denn beabsichtigt; diese Wirkung hat sich gewissermaßen beiläufig ergeben, wie denn allgemein die Schilderung von Häßlichem zuerst einen Widerwillen und dann den Wunsch, daß es abgeschafft werde, erregt, zumal wenn gegen die Schilderung nicht der Vorwurf der Übertreibung oder auch nur tendenziöser Ausnützung erhoben werden kann. Daß dies bei den Fazetien nicht zugetroffen hat, liegt auf der Hand, da sie zuerst jenen zur Kenntnis kommen mußten, denen sie Bebel verdankte, ob sie nun in ihnen agierten oder ob sie nur Erzähler waren; Bebel schrieb ja für seine Brüder in Apoll und Minerva, aber doch nicht nur für sie, wie es Polizian mit dem, was er zur Veröffentlichung bestimmte, und Poggio auch mit seinen Fazetien getan hat, sondern auch, durch seine Freunde in Stadt und Land, für das Volk, das sich in diesen Schwänken, Schnurren und Geschichten wiederfand. Bei ihm gab es kein einer Art von Schuldbewußtsein entsprungenes und daher zu verhüllendes Heimweh wie das, das den florentinischen Weltmann hinaustrieb zu der urwüchsigen Harmlosigkeit, die er von sich getan hatte; der Schwabe war durch nichts, auch nicht durch den Humanismus samt all dem Glanze des wiedererweckten klassischen Altertums, seinem Volke entfremdet worden, und das Gefühl, das ihn zu dem Volke hinriß, kann vielleicht am besten als ein Weh um die Heimat bezeichnet werden, um dieses nicht nur von Rom übel behandelte, sondern überdies innerlich zerrissene, trotz seiner Tüchtigkeit ohnmächtige Volk, dessen Recht es gewesen wäre, durch seinen erwählten König zu herrschen in dem Heiligen römischen Reiche, das seit undenklichen Zeiten der deutschen Nation zukam.

Seltsam freilich mutet uns Deutsche von heute an, daß Bebel in einer eigenen Abhandlung, die er 1509 herausgebracht hat, gegen den schon 1446 verstorbenen venezianischen Staatsmann Lionardo Giustinian, der auch als Dichter berühmt ist, Stellung genommen hat, weil dieser in einem an den bekannten Antiquarius Ciriaco (de'Pizzicolli) aus Ancona anläßlich der Kaiserkrönung des letzten Luxemburgers (1433) gerichteten Schreiben

die akademische Behauptung aufgestellt hatte, der Titel Imperator bezeichne eine geringere Würde als der Titel Rex, und trotz der Behauptung Giustinians, die Deutschen krönten auch Kaiser, die kaum vier Hufen Landes besäßen, begreifen wir nicht recht, daß sich die Erregung, in die Bebel durch dieses vor zwei Menschenaltern erschienene Schriftchen gebracht worden ist, nicht nur in einer heftigen Invektive gegen die Venezianer Luft macht, sondern auch in die Aufforderung an alle Deutschen ausläuft, mit Worten und sonderlich mit Waffen zu streiten, auf daß nicht des deutschen Volkes Ruhm und Ehre geschädigt würden. Nur wenn uns weiter der Versuch gelingt, uns richtig in jene Zeiten zurückzuversetzen und einzufühlen, bringen wir das Verständnis für einen ebenfalls 1509 veröffentlichten Traktat auf, in dem Bebel nachweisen will, daß der Titel des Allerchristlichsten Herrschers nicht dem Könige von Frankreich, sondern dem römischen Kaiser gebühre[1]). Durchaus jedoch verstehen wir die Bitterkeit, mit der er bei jeder Gelegenheit gegen die Schweizer wettert, denen es, 1499, in dem sogenannten Schwabenkriege, gelungen war, sich von dem Reiche zu lösen; nicht nur daß er sie in den Fazetien mit Spott überhäuft, beschwört er sie auch in einer Cohortatio, Vernunft anzunehmen und in die Oboedienz des Imperiums zurückzukehren, und seine Gedankengänge sind dieselben, die Wimpheling und andere Humanisten vertreten.

Mit ganz eigenartigen Gefühlen aber nimmt, wer auf dem Gebiete der Geschichte der Geschichtschreibung ein Laie ist, zur Kenntnis, daß man sich schon damals wissenschaftlich mit einer Frage beschäftigte, die, wenn der Weltkrieg nicht mit einem Diktat der andern geendet hätte, sondern wenn es zu Verhandlungen über einen richtigen Frieden gekommen wäre, hätte aufgeworfen werden müssen. Aus dem 'Opusculum de imperii a Graecis ad Germanos tralatione, in quo etiam disseritur, qui Galliae populi spectant ad ius et ditionem imperii' des Tübingers Michael Coccinius oder Köchlin, das 1506 in Straßburg erschienen ist, erfahren wir, daß die drei Richter des Schwäbischen Bundes, Johannes Reuchlin, Johannes Streler und Heinrich Winkelhoffer, als der Rat des Bundes in Tübingen tagte, in Gegenwart Köchlins und Bebels bei Schmaus und Trunk fünf Themen zur Erörterung gestellt haben, die lauteten: 1. Ist Straßburg eine Stadt der Helvetier, und sind die, die wir Elsässer nennen, Helvetier? 2. Sind die Straßburger, obwohl ihre Stadt in Gallien liegt, Deutsche, und sind sie es immer gewesen? 3. Stehen Straßburg und das ganze Elsaß unter Recht und Gebot der Franzosen? 4. Ist die Übertragung des Kaisertums von den Griechen an die Franzosen und nicht an die Deutschen erfolgt? 5. Welche Völker Galliens gehören, wenn auch als Lehensleute, unter Recht und Gebot des Reiches? Die ersten zwei Fragen hat Bebel zu erledigen übernommen, und sein Gutachten war, nach Köchlins Urteil,

[1]) Schon 1493 hat Heinrich Geßler aus Freiburg i. Br., Fürsprech des Großen Rats von Straßburg († 1519), in einem Titelbüchlein das Beiwort 'Christlichster' für den Kaiser verlangt, ohne es allerdings dem Könige von Frankreich abzusprechen; s. Justus Mösers Sämtl. Werke (1842f.) 9, 214.

durchaus unanfechtbar, da er es aus glaubwürdigen Schriftstellern mehr als zur Genüge belegt hatte[1]). Sonst ist uns darüber leider nichts bekannt, zumal da er auch seine Schrift über den Gegenstand, die vielleicht auf diesen Anlaß zurückzuführen ist, die Abhandlung 'Qui sint Helvetii, et an Rhenus disterminet Germaniam a Gallia'[2]) nicht veröffentlicht zu haben scheint; über den Sinn aber, in dem er die ihm von den drei Richtern inter epulas et pocula gestellten Aufgaben an seinem Schreibtisch gelöst hat, kann keinerlei Zweifel bestehen: Helvetia ist das Land an der Helva, Helva oder Alsa ist der Fluß, der heute Ill genannt wird, und zwischen dem Rhein und den Vogesen haben schon seit des Kaisers Augustus Zeiten deutsche Stämme gesessen. Das ist nämlich die Überzeugung Wimphelings und der andern deutschen Humanisten, und gegenteiliger Ansicht ist, von Männern, die ihre Zeit überlebt haben, nur der Franziskaner Thomas Murner, der etliche Jahre später die Kampfschrift Von dem großen lutherischen Narren verfaßt hat.

*

In deutschen Landen also hat der Humanismus, der in Italien gar bald seiner nationalen Sendung entsagte und in Frei- und Schöngeisterei ausartete, den seit den Tagen des Vogelweiders schier entschlafenen nationalen Gedanken zu neuem Leben erweckt und zu gewaltiger Erstarkung gebracht. In Italien hat der Humanismus die Kirche erobert und durchdrungen, sie nahm willig den Glanz hin, den er ihr um den Preis des Verzichtes auf das verlieh, worauf sie begründet war, und so hat Rom die Kraft zu der Abwehr der Dinge eingebüßt, die er jenseits der Alpen vorbereitete. Es liegt ein merkwürdiger Sinn in diesem Geschehen: eine Bewegung, die dort, wo sie ihren Ursprung genommen hat, der Lethargie verfällt und nicht viel mehr zurückläßt als wehmütige Erinnerungen, erreicht auf fremdem Boden die höchsten Ziele, und indem sie, sich selbst überwindend, in der Reformation der Kirche ausklingt, schenkt sie dem Mutterlande das, wofür dort ihr größter Feind vergebens den Feuertod gestorben ist: die Kirchenreform. Bebels Schüler Melanchthon tritt an die Seite des Augustinermönchs, um eine von Rom unabhängige Kirche errichten zu helfen, und den letzten Anlaß dazu hat, um eine Kirche in Rom ausbauen zu können, jener Papst gegeben, der als Giovanni de'Medici Schüler Polizians gewesen ist.

Prag.

---

[1]) Opusculum $A_3{}^a$f.

[2]) Bebel erwähnt sie in dem vom 9. Mai 1505 datierten Briefe an Benedikt Farner, der oben, S. 19, n. 3, zitiert ist.

Der Aronstab (Arum maculatum L.) im Wandel der Zeiten.

Von Heinrich Marzell.

(Mit 3 Abbildungen.)

Wenn sich im Frühling Laubwald und Busch wieder mit frischem Grün schmücken, dann finden wir an vielen Stellen besonders des südlichen und mittleren Deutschlands im Gebüsch, in schattigen, feuchten Laubwäldern, eine Pflanze, die ein merkwürdiges Aussehen hat, ja — möchte man fast meinen — gar nicht recht in unsere heimische Pflanzenwelt hineinpaßt. Sie ist etwa 20—30 cm hoch, hat langgestielte, am Grunde pfeilförmige Blätter und ganz eigenartige Blüten. Eine weißliche, oft rötlich oder grünlich überlaufene, tütenförmige Hülle („Blütenscheide" nennt sie der Botaniker) umschließt ein kolbenförmiges Gebilde, dessen sichtbarer Teil oben keulenförmig verdickt und braunviolett gefärbt ist. Es ist der Aronstab (Arum maculatum L.), den wir hier vor uns haben (s. Abb. 1). Er gehört zu einer Pflanzenfamilie, den Araceen, die hauptsächlich in den Tropen verbreitet ist. Verwandt mit dem Aronstab ist die bekannte, aus Südafrika stammende Zimmer-Calla (Calla aethiopica), deren blendend weiße „Tüte" ihr auch den Namen „Papierblume" verschafft hat. Unser Aronstab gehört zu den ganz wenigen Vertretern der Araceen-Familie in Mitteleuropa.

Es verlohnt sich wohl, dieser im deutschen Florenbild so einzig dastehenden Pflanze einmal nicht von der botanischen Seite her (das ist schon oft geschehen), sondern von der kulturgeschichtlichen und volkskundlichen etwas Beachtung zu schenken. Wie hat man den Aronstab im Laufe der Zeiten botanisch beschrieben, welche Kräfte hat man ihm zugeteilt, welche Rolle spielte er im Brauchtum und Volksglauben, wie benennt ihn das Volk?

Schlagen wir irgendein modernes botanisches Werk auf, etwa die große „Illustrierte Flora von Mitteleuropa" von G. Hegi, so ist hier der Aronstab (2, 132) folgendermaßen beschrieben:

„Ausdauernd, 15—40 cm hoch. Grundachse eine außen erdbraune, innen weiße Knolle. Blütenstengel hellgrün, meist kürzer (oder so lang) wie der Blattstiel, nur am Grunde beblättert und daselbst mit mehreren, zarten Niederblättern. Blätter im Frühjahr erscheinend, lang gestielt, im unteren Drittel scheidenförmig. Blattspreite länglich-eiförmig, spitz oder stumpflich, am Grunde pfeilförmig, oberseits gleichförmig grün oder bräunlich gefärbt. Blütenscheide (spatha) tütenförmig, weißlich oder grünlich überlaufen, innen oft violett gefleckt, bis 15 cm lang, am Grunde eingerollt (die Blüten einschließend), über den männlichen Blüten leicht eingeschnürt. Blüten nackt, eingeschlechtig, einhäusig, am Grunde des Kolbens weiblich, darüber die männlichen ... Frucht eine wenigsamige, rundliche, scharlachrote, 1 cm lange Beere. Samen kugelig, 4,5 mm lang, mit grubiger, dünner, fleischiger Schale, am Grunde mit fleischiger Anschwellung. Keimling walzlich, mitten im Nährgewebe ..."

Jetzt nehmen wir einmal eines der dickleibigen Kräuterbücher des 16. Jahrhunderts zur Hand. Die botanischen Beschreibungen der Pflanzen

sind darin meist recht dürftig. Weitaus den größten Teil nehmen die medizinischen Anwendungen der Kräuter in Anspruch, ja in dem ältesten gedruckten Kräuterbuch in deutscher Sprache, dem „Gart der Gesundheit" (Mainz 1485), fehlen die botanischen Beschreibungen fast ganz, und es ist nur von den Heilanwendungen die Rede. Eine Ausnahme macht das Kräuterbuch des Hieronymus Bock (erste deutsche Ausgabe 1539 in Straßburg erschienen), dessen Beschreibungen man es anmerkt, daß sie nicht einfach irgendwo abgeschrieben sind (es hätte zu Bocks Zeiten auch wohl wenig Quellen dafür gegeben!), sondern daß der Verfasser selbst draußen im Freien die Kräuter beobachtete. Bock schildert den „Aron" in seiner treuherzigen und anschaulichen Sprache folgendermaßen:

„Der Aron kompt auch im Hornung / wa die Sonn hinscheinen mag / herfür gekrochen / gewint schöne grüne bletter / schier als Mangolt bletter / ein jedes stöcklin hat selten über 4 oder 5 bletter / zwischen den selben schleufft ein spitziger stengel / etwan spannen lang uber sich / als ein gedrungene frucht äher [= -ähre] in jren kraut scheiden verschlossen / die thut sich im Aprillen auff darinn findt man ein purpurbraunes kölblin stehen / als ein kertzlin in einer laternen das selbig ist die blut des Arons / vnder den kölblin wachset har / solches kölblin würt mit der zeit größer / vnd besetzt sich zu rings umher mit grünen körnern / als ein dreublin anzusehen. So der herbst kompt / würt das dreublin ganz rot als die schöne rote Corallen. Das schön lieblich kraut verwelckt im ende des Meien / vnd bleibt allein das nacket dreublin biß in den herbst. Die wurtzel ist einem langen zwibelin oder einer oliven gleich / mit vilen harechten zaselen besetzt / erjünget sich alle jar als die Satyriones [= Orchisarten]."

Vergleicht man die biedere Beschreibung Bocks mit der „wissenschaftlichen" in Hegis „Flora", so wird man sagen müssen: Genauer und schärfer abgefaßt ist naturgemäß die moderne Beschreibung des Aronstabes, aber anschaulicher für den botanischen Laien ist wohl die des alten Kräuterbuches.

Mit welchen Augen sahen die Menschen vergangener Jahrhunderte den Aronstab an? Erfreuten sie sich auch schon am Anblick der merkwürdigen Blütenform oder der schön geformten Blätter, an dem Farbenspiel des Kolbens oder der Blütenscheide? Man möchte es wohl meinen! Jedenfalls finden wir das unserem Aronstab nah verwandte Arum italicum und A. Dracunculus nach Schweinfurth[1]) in den Pflanzenbildern des großen Ammontempels in Karnak (15. Jahrhundert v. Chr.) in Ägypten, dem einstigen „hunderttorigen" Theben, dargestellt. Oder spielten diese Pflanzen im Kulte der alten Ägypter eine Rolle? Wir wissen es nicht.

Was uns in den Schriften des Altertums und des Mittelalters über den Aronstab (und seine mediterranen Verwandten) erhalten ist, betrachtet die Pflanze lediglich vom Nützlichkeitsstandpunkte, d. h. hier von seiner Verwendung als Heilmittel, aus. Das 16. Kapitel in dem obenerwähnten „Gart der Gesundheit" handelt vom Aron und lautet:

„Aron grece. arabice Siricantica. latine Barba aaron vel Iarus vel Serpentaria minor vel luff minor. Pandecta in dem capitel Aaron spricht daz der sy heyß und drucken in dem ersten grad. Platearius spricht daz Aron sy warme und drucken in dem dritten gradt. Diß krut und wurtzel und samen nutzet man in der artzney.

[1]) Pflanzenbilder im Tempel von Karnak, Englers Botan. Jahrb. 55, 470.

als dan spricht der meister Diascorides. Daz die togent des arons sy in dem samen, in der wurtzel und auch in dem krude. Und wan der eyns gemenget wirt mit kuwe myste [= Kuhmist] und dar uß gemacht eyn plaster ist fast gut podagricis darüber gebunden. Die Wurtzel von aaron zücht uß viel böser feuchtikeit und macht den menschen mager der zu feyst ist die genutzet in der koste. Die wurtzel aaron und das krut gestoissen und den safft gedrunken benymet die pestilentz. Der meister Galienus in synem andern buch genant de Cibis spricht daz aaron genutzet in der koste ist fast gut der bestopten brust und der bösen lungen. vnd dribet uß den groben slyme [= Schleim] und machet den menschen lustig vmb das hertze" usw.

Wir sehen, eine botanische Beschreibung, Angaben über das Vorkommen der Pflanze fehlen vollkommen. Dagegen ist dem Kapitel ein Holzschnitt (s. Abb. 2) beigegeben, der die Erscheinung des Aronstabes im Gegensatz zu vielen anderen recht rohen und plumpen Pflanzenbildern im gleichen Werk ganz gut wiedergibt. Der Inhalt des ganzen Kapitels ist lediglich eine Zusammenstellung aus den Schriften der antiken (Dioskurides, Galenos) und der mittelalterlichen (Platearius) Ärzte. Die oberste Autorität war dem Kompilator (als solchen nimmt man den Frankfurter Stadtarzt Johann von Cube an) des „Garts der Gesundheit" die Arzneimittellehre des kleinasiatischen Arztes Dioskurides (1. Jahrhundert n. Chr.), der im 2. Buch des eben genannten Werkes (cap. 166 und 167) von den Pflanzen drakontion (wohl Arum Dracunculus) und aron (unser Aronstab oder das nah verwandte Arum italicum) schreibt. Ausführlich handelt auch Plinius[1]), der Zeitgenosse des Dioskurides, über die Arumarten. Das, was Bock in seinem Kräuterbuch über die medizinischen Kräfte des Aron bringt, deckt sich inhaltlich etwa mit den Angaben des „Garts der Gesundheit", weil eben beide die gleichen Quellen benutzten. Man könnte vielleicht meinen, daß der letzte Satz, der in Bocks Kräuterbuch von unserer Pflanze handelt, auf einen heimischen Brauch geht und von der Antike unabhängig ist: „Etlich weiber legen die Aron bletter auff die außwerffende käß/ so müssen die maden weichen/ und bleiben die käß desto werhafftiger." Aber auch dies ist dem Dioskurides entnommen, der angibt, daß der in Aronblätter gewickelte Käse vor Fäulnis verschont bleibt, ebenso wie auch Plinius[2]) sagt: „in foliis ari caseus optime servari traditur." Auch die übrigen Kräuterbücher des 16. Jahrhunderts bringen fast nur die „Heilkräfte" des Aronstabes, bis sich dann im 17./18. Jahrhundert die Botanik als Wissenschaft endgültig von der Heilmittellehre trennte, deren Anhängsel sie bisher war. Eine genauere Abbildung (Abb. 3) des Blütenstandes (bei geöffneter Blütenscheide), überhaupt wohl eine der ersten „Detailabbildungen" einer Pflanze in einem botanischen Werke, bringt der Arzt und Botaniker L. Fuchs (gest. 1566). Die äußerst interessanten blütenbiologischen Verhältnisse (Bestäubung durch kleine Mücken usw.), auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, wurden erst im 19. Jahrhundert durch den italienischen Blütenbiologen F. Delpino (gest. 1905) genauer erforscht[3]). In allen botanischen Lehrbüchern ist der Aronstab

[1]) Nat. hist. 24, 141ff.
[2]) a. a. O. 24, 148.
[3]) Kirchner, Blumen und Insekten, 1911, S. 207ff.

als das Paradebeispiel einer „proterogynen Kesselfallenblume" dargestellt. Durch die neuesten Untersuchungen von Knoll („Insekten und Blumen") hat sich diese Darstellung allerdings gewisse Berichtigungen gefallen lassen müssen.

Wenn man die vielen Angaben über die Heilkräfte des Aronstabes in den alten Kräuterbüchern liest, fragt man sich unwillkürlich, was denn daran wahr sei. Um es gleich vorwegzunehmen: in der heutigen Medizin hat der Aron seine Rolle ausgespielt. Früher war sein Wurzelstock in den Apotheken als Rhizoma Aronis (Radix Ari) gebräuchlich (offizinell). Sicher ist, daß unsere Pflanze pharmakologisch wirksame Stoffe enthält. Ihre Giftigkeit beruht auf einem flüchtigen Stoff, dem Aroin, daneben findet sich ein Saponin und ein Blausäure lieferndes Glykosid[1]). Der giftige Stoff kann aus den Knollen durch Trocknen oder Kochen entfernt werden, so daß sie ohne Schaden gegessen werden können. So schreibt Dioskurides, daß die Knollen des „drakontion" gekocht und roh (dies klingt allerdings wenig glaubhaft) gegessen werden, und fügt hinzu: „die Bewohner der gymnetischen Inseln, auch Balearen genannt, mischen die gekochte Wurzel mit viel Honig und setzen sie bei Gastmählern als Kuchen auf." Schon lange vor Dioskurides gibt Theophrast (geb. um 372 v. Chr.), der Schüler des Aristoteles, in seiner Pflanzengeschichte[2]) an, daß die Wurzel des „aron" eßbar sei. In der Umgebung Jerusalems werden übrigens noch heute Arumarten (A. hygrophilum und A. Palaestinum) gegessen[3]). Diese Genießbarkeit der Arumwurzel gibt uns vielleicht einen Fingerzeig für sein Vorkommen unter Hecken usw., oft in nächster Nähe der menschlichen Siedelungen. Sollte er nicht an manchen dieser Stellen ein altes Kulturrelikt sein? Auch Hegi[4]) bemerkt zu dem Vorkommen in Obstgärten: „hier zuweilen ursprünglich angepflanzt". Dodonæus[5]) gibt als Standort unserer Pflanze an: „Nascitur Arum in silvis, iuxta urbium fossas, sub sepibus." Diese Vorkommen an Stadtgräben, an denen oft die Gärten angelegt waren, spricht wohl auch dafür, daß es sich bei dem Aronstab oft um einen Gartenflüchtling handelt. Dadurch gewinnt auch Fischer-Benzons[6]) Meinung, daß die umstrittene Pflanze „dragontea" (dragantea) im „Capitulare de Villis" Karls des Großen (bzw. Ludwigs des Frommen) Arum maculatum sei, an Wahrscheinlichkeit. Die meisten Erklärer der Pflanzenliste im „Capitulare" verstehen unter der „dragontea" den Estragon (Artemisia dracunculus), der tatsächlich noch jetzt im Volksmunde, z. B. in der Rheinpfalz, als „Drachant" bezeichnet wird. Fischer-Benzon widerspricht dieser Deutung auch aus chronologischen Gründen, da der Estragon erst viel später (etwa zur Zeit der Kreuzzüge) nach Deutschland gekommen sei, und bemerkt, u. a.: „In Rostock steht Arum italicum,

---

[1]) Geßner, Die Gift- und Arzneipflanzen von Mitteleuropa, 1931, S. 263f.
[2]) Hist. plant. 7, 12, 2.
[3]) Löw, Flora der Juden 1 (1926), 215.
[4]) Ill. Flora von Mitteleuropa 2, 133.
[5]) Stirpium hist. Pemptad., 1616, S. 328.
[6]) Altdeutsche Gartenflora, 1894, S. 51ff.

nach Mitteilung von E. H. L. Krause, am ehemaligen Festungswall in unmittelbarer Nähe des Gartens, der vor Zeiten dem Nonnenkloster zum heiligen Kreuz gehörte, und zwar steht es hier unter Arum maculatum, wird also wohl mit diesem aus dem Garten hinausgeworfen worden sein ... Arum maculatum kommt aber an vielen Stellen vor (Schloßgarten von Glücksburg, Schleswig, Gelting, Husum etc.), die auf eine frühere Kultur mit Sicherheit schließen lassen." Die Frage, ob der Aronstab hauptsächlich als Arzneigewächs oder in seiner Eigenschaft als mehlliefernde Pflanze in den Gärten gezogen wurde, läßt sich heute schwer entscheiden. Vielleicht wurde dieses Aronmehl zum Strecken des Brotmehles verwendet, wie es heute noch in den Karpathen geschehen soll[1]).

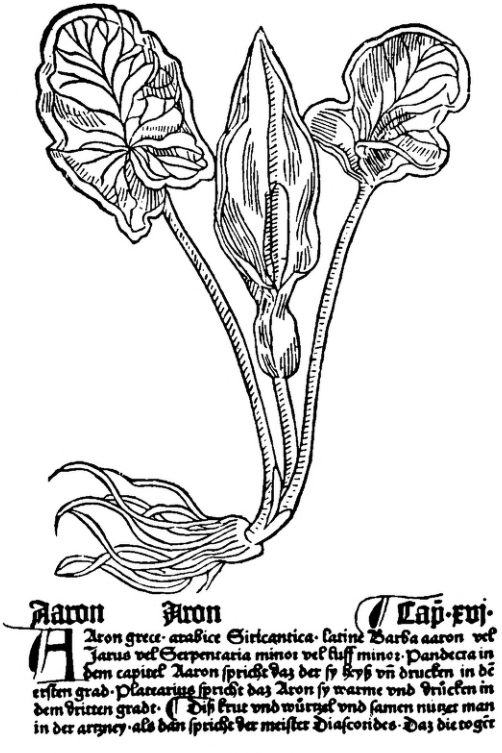
In der heutigen Volksmedizin genießt der Aronstab noch immer großes Ansehen, ja ein pfälzischer Volksspruch heißt: „Aron, aller Kräuter Kron", ein Spruch, der vielleicht auch auf die vermeintlichen geheimnisvollen Eigenschaften der Pflanze geht, wovon unten mehr die Rede sein wird[2]). Von den vielen Heilkräften, die dem Aron in den alten Kräuterbüchern zugeschrieben werden, sind zwar die meisten heute vergessen. Immerhin ist der gedörrte und pulverisierte Wurzelstock der Pflanze auch jetzt noch ein Mittel gegen Schwindsucht[3]) und Bronchialkatarrh[4]). In Gebirgsgegenden Steiermarks soll die Aronwurzel gegen „Schwindel" gekaut werden[5]), wenn hier nicht etwa eine Verwechslung mit „Schwindsucht" vorliegt. In der Rhön diente die Wurzel gegen die „Dörre"[6]), worunter wohl auch die Schwindsucht zu verstehen ist[7]). Aus den Blättern wird ebenfalls ein Tee gegen Husten und Brustkrankheiten bereitet. Im badischen Oberland werden die abgebrühten Blätter (durch das Abbrühen verschwindet der scharfe Geschmack) ganz verschluckt[8]). Auch die Slowaken nehmen den Arontee gegen Husten[9]). In der Schweiz werden einige fein zerschnittene Blätter des Krautes in eine Omelette verbacken und dem Hustenkranken zu essen gegeben, während morgens und abends eine halbe Tasse Tee des Krautes mit etwas Zucker und altem Weißwein getrunken wird[10]). „Arontotsch" heißt in der Schweiz ein Kuchen, in den man das Aronkraut hineingebacken hat. Er wird den Kindern gegen „verdorbenes Geblüt" gegeben[11]). Wie wir aus Plinius[12]), der sich dabei auf die Ärzte Dieuches und Diodotus beruft, sehen, sind diese Mittel schon

---

[1]) Trost, Angewandte Botanik, 2. Aufl., 1890, S. 217.
[2]) Wilde, Die Pflanzennamen im Sprachschatze der Pfälzer, 1923, S. 11.
[3]) z. B. Rhiner, Volkstümliche Pflanzennamen der Waldstätten, 1866, S. 5.
[4]) Veckenstedts ZfVk. 4 (1892), 147.
[5]) Fossel, Volksmedizin usw. in Steiermark, 1886, S. 88.
[6]) Jäger, Briefe über die hohe Rhön 2 (1803), 124.
[7]) Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch, 1899. S. 99.
[8]) Zimmermann, Badische Volksheilkunde, 1927, S. 30.
[9]) Hovorka u. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin 2 (1909), 25.
[10]) Stoll, Zur Kenntnis des Zauberglaubens usw., 1909, S. 97; vgl. auch Kummer, Aus der Schaffhausener Volksbotanik, 1924, S. 5.
[11]) Rochholz, Alemannisches Kinderlied, 1857, S. 333.
[12]) Nat. hist. 24, 145.

Abb. 1.

Abb. 1. Aronstab (Arum maculatum L.) im Buschwald des Fränkischen Jura (Phot Marzell). — Abb. 2. „Aaron" aus Hortus Sanitatis (deutsch). Mainz (Peter Schöffer) 1485. — Abb. 3. Aronstab aus Fuchs, Primi de stirp. hist. comment. tomi vivae imagines. Basileae 1545.



Aaron Aron Cap·cvj·

Aaron grece· arabice Sirieantica· latine Barba aaron vel Jarus vel Serpentaria minor vel kluff minor· Pandecta in dem capitel Aaron spricht daz der sy kyhs vñ drucken in dē ersten grad· Platearius spricht daz Aron sy warme vnd drucken in dem dritten gradt· ¶ Diß krut vnd würtzel vnd samen nutzet man in der artzney· als dann spricht der meister Diascorides· Daz die trgit

Abb. 2.

Arum.
Aron.

Abb. 3.

STADTBIBLIOTHEK
ELBING

an die 2000 Jahre alt, so daß man fast glauben möchte, sie seien über ein altes Arzneibuch dem antiken Autor entnommen. Bei Plinius heißt es nämlich: Dieuches gab sie (die Aronwurz) mit Mehl vermischt und zu Brot gebacken gegen den Husten, das Keuchen, die Engbrüstigkeit (= Dörre!) und den Eiterauswurf, Diodotus mit Honig als Lecksaft gegen die Schwindsucht und Lungenübel." Wieder ein Beweis, wie beharrlich sich solch alte Volksmittel von Jahrhundert zu Jahrhundert forterben! Dagegen ist die Verwendung der Aronwurzel als Volksmittel gegen Magenbeschwerden, wie sie z. B. aus dem Oberharz und aus Nordthüringen berichtet wird, anscheinend in der Antike unbekannt gewesen. Im 16. Jahrhundert war aber die Arumwurz als Stomachikum offenbar schon gut bekannt, denn man nannte sie damals den „teutschen Ingber", stellte die also dem berühmten, auch heute noch offizinellen Magenmittel, dem aus Südostasien stammenden Ingwer (Rhizoma Zingiberis), an die Seite (vgl. unten die Namen des Aronstabes). Die Arumwurzel sollte den Menschen „lustig zum Essen machen"[1]), und ein altes handschriftliches Arzneibuch aus der Schweiz gibt sogar an, wie man „ein ganzes Schaf essen und verdauen" könne: „Iß Kindleinwurzel (= Aronstab, vgl. unten), sonst Aron genannt, einer halben Haselnuß groß, wenn du zu Bette gehst und aufstehst oder henke sie an den Hals, es hilft auch[2])." Nach Dodonaeus[3]) fressen auch die Bären, wenn sie aus dem Winterschlaf erwachen, die Aronwurz, und er fügt dann mit Bezug auf den Aronstab hinzu: „cuius natura ventosa intestinum diducit dilatatque; et facultatem recipiendi cibi adfert", eine Stelle, die auf eine Bemerkung Plutarchs (Tractatus de sollertia animalium) zurückgeht. Offenbar gebrauchte man in früheren Zeiten die Aronwurzel, um den Magen tüchtig „auszuputzen" und um ihn dann wieder aufnahmefähig für — Bier zu machen: „Die Bawren in Sachsenland / vnd fürnemlich die Biersauffer / fressen dieser wurtzel vil / sauffen darnach sehr / werden auch so voll wie die Säw / bedörffen selten andere Artzneyen[4])." Daß der Genuß der scharf schmeckenden Aronwurzel einen tüchtigen Durst hervorruft, ist nicht verwunderlich.

Auch als „Sympathiemittel" erscheint der Aronstab. In Felden bei Frauenfeld (Schweiz) müssen die Kinder, die an einer Entzündung der Augenbindehaut leiden, die Wurzel des Aronstabes in einem Leinwandsäckchen an einer hausgewobenen Schnur um den Hals tragen[5]). Es ist bemerkenswert, daß man gerade Augenleiden durch Umhängen von derartigen Pflanzenamuletten auf „sympathetische" Weise zu heilen versucht. Meist werden dann diese „Augenbündeli" oder „Augenbüscherl" in fließendes Wasser geworfen[6]).

[1]) Apollinaris, Kurtzes Handtbüchlein und Experiment vieler Artzneyen, 1607, S. 96v.
[2]) Schweiz. Arch. f. Volksk. 6, 56.
[3]) Stirpium historia Pempt., 1616, S. 329.
[4]) Schnellenberg, Experiment Büchlein von 20 Pestilentzwurtzeln, 1607, S. 177r.
[5]) Schweiz. Arch. f. Volksk. 23 (1921), 188.
[6]) Marzell, Bayer. Volksbot., 1925, S. 167f.; Hwb. d. dt. Abergl. 1, 1705ff.

Als echte Frühlingspflanze genießt der Aronstab im Volke ein besonderes Ansehen. Frühlingsblumen sollen ja besonders heilkräftig sein; den Menschen, vor allem den schwachen und kranken, führen sie nach der vitaminarmen Kost des langen Winters wieder neue, lang entbehrte Stoffe zu. Der Genuß dieser Frühlingskräuter ist nicht selten mit magischen Vorstellungen verknüpft, die wieder mit alten Vegetationskulten in Verbindung stehen. Das „neunerlei Grün", das als „Neunstärke" am Gründonnerstag in manchen Gegenden (besonders im Niederdeutschen) genossen wird[1]), ist eine alte Kultspeise. Wenn auch der Aronstab wegen des scharfen Geschmackes der Blätter sich nicht für den menschlichen Genuß eignet, so wurde er doch als Frühlingspflanze in die allgemeine Verehrung dieser Blumen miteinbezogen. Der Himmelfahrtstag, der auch sonst mit den Vegetationskulten des Frühlings in Verbindung steht (alte germanische Frühlingsfeier!), ist besonders geeignet, Heilkräuter zu suchen. In Frankfurt a. M. zog früher besonders das junge Volk in den Stadtwald, um die Aronwurz zu suchen[2]). Auch in der Rheinpfalz (Gegend von Waldmohr) wird die Aronwurzel am Himmelfahrtstag ausgegraben[3]), während man an anderen Orten der Rheinpfalz die Wurzel im Mai im Vollmonde aus dem Walde holt, um sie dann mit Branntwein anzusetzen[4]). Nicht nur Heilkräfte, auch fruchtbar machende und (oft in verhüllter Form) aphrodisische Wirkungen teilte man vielen Frühlingspflanzen zu, vielleicht ganz besonders dem Aronstab, der ja, wie unten gezeigt wird, als Orakel für die vegetative Fruchtbarkeit gilt und der mit Bezug auf sein Aussehen verschiedene erotische oder obszöne Benennungen führt. So scheint dieses Suchen des Aronstabes am Himmelfahrtstag nicht allein um der Heilkräfte der Pflanzen willen stattgefunden zu haben. H. W. Geißler läßt in seinem Roman „Der letzte Biedermeier" (1916 S. 192) sein Frankfurter Mädchen sagen: „Morgen (am Himmelfahrtstag) muß der Prinz mit ihr vor Tau und Tag in den Wald gehen, denn sie wolle die Aronswurzel suchen; wer sie am Himmelfahrtstage ausgrabe, dem bringe sie Glück und Schönheit." Noch eine andere erotische Beziehung des Aronstabes scheint zu bestehen. Die „Chemnitzer Rockenphilosophie", die bekannte Aberglaubensammlung des 17. Jahrhunderts, verzeichnet: „Wenn Jungfern zum Tanze gehen, sollen sie Zehrwurzelkraut in die Schuhe legen und sprechen: Zehrwurzelkraut ich zieh dich in meine Schuh, ihr Junggesellen lauft alle zu[5])." Dann müssen die Junggesellen alle dem Mädchen zulaufen und mit ihm tanzen[6]). Es läßt sich zwar nicht mit Sicherheit feststellen, ob hier unter „Zehrwurz" der Aronstab zu verstehen ist, jedenfalls ist aber „Zehrwurz"

[1]) Hwb. d. dt. Abergl. 3, 1187; Marzell, Die heimische Pflanzenwelt, 1922, S. 20ff.; Uitten, Kruutmoos, kool en nog wat. In: De Levende Natuur 35 (1931), 377—380.

[2]) Askenasy, Die Frankfurter Mundart, 1904, S. 170; Reinsberg, Festl. Jahr[2] 1898, S. 182.

[3]) Wilde a. a. O. S. 11.

[4]) Mitt. von Müller 1909.

[5]) Grimm, Myth.[4] 3, 447.

[6]) Sterzinger, Bemühung den Aberglauben zu stürzen, 1785, S. 183.

auch ein alter Name für den Aronstab. Der gleiche Spruch ist übrigens auch vom Niederrhein bekannt, wo aber an Stelle des Zehrwurzelkrautes die „Körfcheswurzel" (Bryonia dioeca) genannt wird[1]). Im Kreise Schmalkalden gehörte der Aronstab mit Schwarzkümmel, Allermannsharnisch und Heidnisch-Wundkraut (Solidago virgaurea?) zu den Räucherkräutern, durch deren Verbrennung man sich die Liebe eines Mädchens zu erwerben glaubte[2]).

Als Frühlingspflanze und besonders durch die Gestaltung des Blütenstandes ist der Aronstab in den Ruf eines pflanzlichen Fruchtbarkeitsorakels gekommen, er ist das „Zeigkraut" für die kommende Ernte. An dem von der tütenförmigen Blütenscheide eingeschlossenen Blütenkolben sitzen unten die etwa kugeligen Stempelblüten (weibliche Blüten), darüber stehen die Staubblüten (männliche Blüten), und ganz oben befinden sich in Form von borstigen Gebilden verkümmerte, geschlechtslose Blüten. Auch zwischen den weiblichen und männlichen Blüten ist ein kleiner Kranz von diesen borstenartigen, verkümmerten Blüten. Aus der Ausbildung dieser verschiedenen Blütengebilde schließt man auf dem Lande, besonders im Schwäbischen und Fränkischen, auf den Ertrag an Feldfrüchten und an Wein, und zwar zeigt der obere Kolben das Getreide, die darauffolgenden Fäden das Heu, die nachher kommenden viereckigen Körperchen das Obst und die untersten Samen die Trauben an[3]). In Thüringen bedeuten die Stempel am Grunde des Kolbens die Erbsen, die rudimentären Stempel darüber den Weizen, die wohl ausgebildeten Staubgefäße zeigen das Korn an, die verkümmerten Staubgefäße darüber die Gerste und den Hafer[4]). Die alten Winzer im Wiener Wald behaupten, daß die „drei Ringe" des Aronstabes völlig auswachsen müssen, wenn ein gutes Weinjahr kommen soll[5]). Ja sogar in der einstigen Herzegowina ist das Orakel des Aronstabes bekannt[6]).

Wenn nach vereinzelten Angaben der Aronstab auch als Zaubermittel gilt, so hat hier vielleicht der Anklang des Namens an den des „Alrauns", der alten Zauberwurzel, mitgewirkt, auch mundartliche Namen, wie „Araunechrut" u. ä. (siehe unten), weisen auf diese Verbindung hin. Es scheinen aber doch noch tiefere Beziehungen zwischen Arum und Alraun als dieser zufällige Gleichklang vorhanden zu sein. Der hebräische (Mischna) Name für Arum-Arten heißt „luf"[7]), im „Liber fundamentorum pharmacologiae" des persischen Arztes Abu Mansur Muwaffak (10. Jahrhundert n. Chr.) ist „luffah" der Alraun (Mandragora)[8]), und Arum Dracunculus

[1]) Montanus, Die deutschen Volksfeste, 1854/58, S. 143; Ztschr. Ver. f. rhein. und westf. Volksk. 3 (1906), 63.

[2]) Veckenstedts ZfVk. 4 (1892), 147.

[3]) So in der Rhön nach Jäger a. a. O. 2, 124; vgl. auch Panzer, Beitr. z. dt. Myth. 1 (1848), 248; Marzell, Bayer. Volksbotanik, 1925, S. 124; Schmeller, Bayer. Wb.[2] 1, 121; Wilde, Pflanzennamen im Sprachsch. d. Pfälzer, 1923, S. 11; Mitt. Bad. Landesver. f. Naturk. u. Naturschutz 1915, 369; Martin u. Lienhart, Wb. d. els. Ma. 2, 72; Ztschr. Ver. f. rhein. u. westf. Volksk. 6 (1909), 139.

[4]) Regel, Thüringen, 1895, S. 677.

[5]) Weinkopf, Naturgeschichte auf dem Dorfe, 1926, S. 60.

[6]) Wissensch. Mitt. aus Bosnien u. d. Herceg. 6, 623.

[7]) Löw a. a. O. 1, 214.

[8]) Hist. Studien aus d. pharmak. Inst. d. Univ. Dorpat 3 (1893), 402.

hieß in Spanien „sarracha", weil man glaubte, die Pflanze schreie am St. Johannistage, und wer den Schrei höre, müsse im selben Jahr sterben[1]). Also ein ganz ähnlicher Aberglaube, wie er vom Ausgraben des Alrauns bekannt ist. An den spanischen Aberglauben erinnert übrigens der alte Name „Johannishaupt" für den Aronstab (vgl. auch unten: Namen von Arum maculatum). In der Schweiz legte man das „Aronechrut" gegen Gespenst und „Töggeli" (Alpdrücken) unter Hausschwellen und in die Wiegen[2]). Vielleicht ist der Aronstab wegen seiner merkwürdigen Blütenform in den Ruf eines Zauberabwehrmittels gekommen, ähnlich wie etwa der sagenberühmte „Dorant" (Dosten und Dorant!), der gewöhnlich als das kleine Löwenmaul (Antirrhinum Orontium) gedeutet wird. In einem Schweizer Hexenprozeß vom Jahre 1597 sagt eine Hexe, die Veronika von Willisau, aus: Hanßli, der Teufel, habe ihr geraten, wenn sie irgendwo Milch heische und keine bekomme, solle sie „Maronenkraut" nehmen und dem Vieh geben, die Kühe würden dann rote Milch haben[3]). Dieses „Zaubermittel" dürfte recht einfach zu erklären sein: Die scharfen im Aronstab befindlichen chemischen Stoffe bewirken beim Vieh innerliche Entzündungen und eine Hyperämie des Euters, so daß mit der Milch Blut ausgeschieden wird. Im ländlichen Aberglauben wird blutige Milch meist als das Werk von Hexen hingestellt.

In Sagen finden wir den Aron hin und wieder zusammen mit der Bibernelle (Pimpinella) genannt. Als einst in Fuld (= Fulda?) ein Hexenmeister verbrannt wurde, sagte er: „Hätt' ich Aron und Biberell gekannt, so würd' ich nicht verbrannt[4])!" Nach einer oberpfälzischen Sage bleiben die Töchter des Helden Attila, der in seiner Burg auf dem Engelberg hauste, unfruchtbar, weil sie vom Aronkraut und Bibernell genossen[5]). Hier sei darauf hingewiesen, daß schon Dioskurides[6]) das aron als Abortivmittel nennt; nach ihm soll sogar schon der Geruch der Blüte nach dem Verwelken im ersten Stadium der Schwangerschaft den Embryo töten. Den Schlüssel für diese Verbindung „Aron und Bibernell" gibt wohl der weitverbreitete Pestspruch, in dem die Bibernelle (oft zusammen mit einer anderen Pestpflanze) von einer geheimnisvollen Stimme usw. gegen Pest empfohlen wird[7]). Unter diesen vielen Dutzenden von „Pestsprüchen" kenne ich allerdings nur zwei, in denen auch das Aronkraut genannt wird. Einer stammt aus der Rheinpfalz (Wolfstein) und lautet:

„Iß Aron und Bibernell,
So stirbst nit so schnell[8])!"

der andere wird aus der Saarbrückener Gegend angegeben:

„Aron un Bimpernell
Helen [heilen] de Krankheiten so schnell[9])."

---

[1]) Löw a. a. O. [2]) Rochholz, Alem. Kinderlied S. 333.
[3]) Lütolf, Sagen usw. aus den fünf Orten, 1865, S. 382.
[4]) Panzer a. a. O. 1, 248.
[5]) Lammert, Volksmedizin in Bayern, 1869, S. 158.
[6]) Mat. med. 2, 166.
[7]) Marzell, Die Bibernelle in der Pestsage, ZVfVk. 35/36, 164—174.
[8]) Wilde a. a. O. [9]) Müller, Rhein. Wb. 1, 258.

Jedenfalls war die Aronwurz in früheren Zeiten ein berühmtes Pestkraut, und Tarquinius Schnellenberg zählt sie in seinem im 16./17. Jahrhundert oft aufgelegten „Experiment-Büchlein von 20 Pestilentzwurtzeln“[1]) als eine davon auf und schreibt, wie sich die „Aronwurtzel“ in einer Pestepidemie bewährt habe: „Zum ersten hab ich im Jahr unsers Herren 1519 da ich ungefehrlich biß inn das 20 jar / daselbst in Sachsenland inn eim gemeinen Pestilentz sterben gewesen / viel guts mit diser Wurtzelen außgerichtet / durch glückes hilff / unnd Gnade deß Allmächtigen / denn wo kein glück ist / da hilfft weder kunst noch reichthumb oder gewalt / welches bey den alten Historien offt gelesen wirdt.“ Auch Bock[2]) sagt: „Ich weiß zu der pestilentz und derselben blater kein heilsamer kraut als eben die grünen bletter von Aron / darüber gelegt.“ Wie aber ist diese Verbindung „Aron und Bibernell“ in die Sage vom verbrannten Hexenmeister oder gar in die von den Attilatöchtern hineingekommen? Ist vielleicht eine ungenaue Überlieferung daran schuld? Sind hier zwei Sagen miteinander vermengt?

Um ein möglichst vollständiges Bild von der Stellung des Aronstabes in der Volkskunde zu bekommen, ist es notwendig, auch seine Namen, besonders die Volksnamen, zu betrachten. Es ist leicht erklärlich, daß eine in ihrer äußeren Erscheinung so auffallende und zudem nicht gerade seltene Pflanze viele Volksnamen führt. Nach dem Grunde der Namengebung lassen sich verschiedene Gruppen von Bezeichnungen aufstellen.

1. Nach Plinius[3]) stammt der Name aron (lat. arum) aus Ägypten („in Aegypto aron vocant“), er ist aber nicht, wie Leunis[4]) behauptet, arabisch[5]). Schon früh wurde der Name volksetymologisch mit dem Hohenpriester Aaron, dem Bruder des Moses, in Verbindung gebracht, daher auch die Schreibweise Aaronstab, Aaronwurz. Als „aron barba“ wird unsere Pflanze schon in den altdeutschen Glossen bezeichnet, und Brunfels[6]) sagt, daß der „Aaronbart“ ein Blatt habe, dessen „undertheil einem gespaltenen Bart gleiche“, und erklärt weiter, daß „es vielleicht seinen nammen dahär hab“. Daß das Volk bei dem Namen an den jüdischen Hohenpriester denkt, beweist auch der Pfälzer Volksspruch:

Aron, de Judd, de alt!
Find' sein Namensfreund im Wald[7]).

In Schwaben erklärt man den Namen Aaronstab damit, daß Josua und Kaleb, als sie ins Gelobte Land zogen, den Stab des Aaron mitnahmen und auf ihm die großen Weintrauben aus Kanaan trugen. Nachdem sie diese abgeladen hatten, steckten sie den Stab in die Erde, und wo er gesteckt

---

[1]) Apollinaris Handtbüchlein usw., 1607, S. 177r.
[2]) Kräuterbuch, 1551, S. 295v.
[3]) Nat. hist. 19, 96.
[4]) Synopsis d. Pflanzenkunde[2], 1877, S. 1144.
[5]) Löw a. a. O. 1, 214.
[6]) Contrafayt Kreuterbuch, 1532, S. 68.
[7]) Wilde, Der Aron bei den Pfälzern, Pfälzer Heimat vom 12. 9. und 19. 9. 1925, 728.

war, wuchs das Arum, das bis jetzt als das Bild des Früchtesegens gilt, von dem Josua und Kaleb erzählten[1]). Eine echt „etymologische" Sage (ob aber auch wirklich volkstümlich?), die eine Stütze darin findet, daß der Aronstab, wie oben dargetan, vielfach als Fruchtbarkeitsorakel gilt. In England[2]) heißen fünf verschiedene Pflanzen „Aaron's Beard" (Hypericum calycinum, Spiraea salicifolia, Orchis masculus, Linaria cymbalaria, Saxifraga sarmentosa), aber gerade unser Aronstab ist nicht dabei. Im Deutschen gibt es ebenfalls verschiedene Pflanzen mit dem Volksnamen „Judenbart" (z. B. Saxifraga sarmentosa), und auch der Aronstab führt mehrere „Judennamen" (siehe unten). Bei dieser Umdeutung in „Aaron" ist aber die Volksetymologie nicht geblieben, manche Bezeichnungen sind deutlich an „Alraun" angelehnt, so Alrone-, Aleronechrut[3]) oder Alrune[4]) in der Schweiz. Die Anlehnung an den Alraun konnte um so leichter erfolgen, als ja die Aronwurz zu zauberischen Zwecken benutzt wurde (siehe oben), man vergleiche übrigens auch den englischen Volksnamen „mandrake" (Mandragora, Alraunwurzel) für den Aronstab in Yorkshire. Faronenwurzel im Oberharz[5]) scheint gar an den ägyptischen Pharao angelehnt zu sein und Ronichrut (Schweiz) an die Koseform für Hieronymus. Patroneditteli (siehe unten) ist natürlich auch eine volksetymologische Umdeutung. Veronikenwurz[6]) ist sicher aus Aronwurz entstellt, dürfte aber nur ein Büchername sein. Am originellsten ist es aber, wenn aus dem „Aronetee" (Tee aus dem Aronstab) um Waldsee (Württemberg) ein „Narr-ohne-Tee" wird[7])!!

2. Nicht nur im Deutschen, auch in vielen anderen Sprachen führt unsere Pflanze Namen, in denen der aufrechtstehende Blütenkolben mit dem Membrum virile verglichen wird. Nicht nur die Form des Blütenkolbens, auch der Geruch der blühenden Pflanze nach Pferdeharn hat hier mitgewirkt. Fast alle diese Bezeichnungen stehen in Verbindung mit dem „Pfaffen" (Priester, Mönch), der ja in erotischen Pflanzennamen immer eine große Rolle spielt, so im 16. Jahrhundert Pfaffenzagel, Pfaffenpindt (Penis sacerdotis), vgl. dazu holl. Papen-kullekens (kulleken = testiculus), fläm. Papekulen, engl. Priest's pintle, dän. præstpintle, munkesvands, im franz. Patois (Fribourg) codze de preire (queue du prêtre), keuie de prête (Vogesen), couille de prêtre (Guernesey), ferner vit de prêtre.

Das Anstößige wurde dann volksetymologisch zu Pfaffenbinde, sogar zu Pfefferbinde[8]) abgeschwächt. Auch die zahlreichen mundartlichen Formen, wie sie sich besonders im Rheinischen und im Niederdeutschen erhalten haben, lassen meist nicht mehr die ursprüngliche Bedeutung des Pflanzennamens erkennen. Oft lassen sie sich von der folgenden

[1]) Menzel, Christl. Symbolik 1, 3.
[2]) Britten and Holland, Plant-Names, 1878, S. 4.
[3]) Schweiz. Idiot. 3, 888.
[4]) Lüscher, Flora des Kant. Solothurn, 1898.
[5]) Ztschr. f. dt. Ma. 1910, 141.
[6]) Mattuschka, Flora Silesiaca 2 (1777), 326.
[7]) Fischer, Schwäb. Wb. 1, 325.
[8]) Mattuschka a. a. O. 2, 326.

Namensgruppe nicht scharf trennen: Papenpitten (Mecklenburg, Göttingen), Peypenpäten, Papenpiädken, Piepenpapen, Pittenpattenpüffkes (Westfalen), Pitschepatschen, Pitzepatzen, Paffendötzchen (bergisch), Pafechichzer (Eifel). Das rheinpfälzische (Glantal) Buwespitz (oder zu „Büpi" = Brustwarze? siehe unten) wird wohl auch hierher gehören. Eine gewisse Ideenverbindung mit den obenangeführten erotischen Namen scheint die Bezeichnung nackte Hure[1]) darzustellen, sonst eine Benennung für die ohne Blätter dastehende Blüte der Herbstzeitlose. Der wie nackt dastehende Blütenkolben des Aronstabes hat natürlich zu diesem Namen auch beigetragen.

3. Sehr hübsch ist der Vergleich des durch die Blütenscheide eingehüllten Blütenkolbens mit einem kleinen Kinde oder einem Püppchen, das in die Windeln oder in ein Wickelkissen (Steckkissen) eingehüllt in der Wiege liegt. Diese Benennungen erhalten sich wohl besonders im Munde der spielenden Kinder. Bei den Zusammensetzungen mit „-büppi" und „-ditti", die in der Kindersprache meist für Puppen gelten, haben aber wohl auch die Bezeichnungen „Bübbi" und „Tutte" für die weibliche Brustwarze[2]), mit der die Spitze des Blütenkolbens verglichen wird, mitgewirkt. Bei „-ditti" ist überdies noch der Anklang an „Tüte" (tütenförmige Blütenscheide des Aronstabes!) heranzuziehen. Auch Verschleierungen des Namens „Pfaffenpint" (vgl. oben) liegen offenbar vor. Zusammensetzungen mit „Kind" sind: Pitzepatzekengken (= Kindchen) im Bergischen, Papenkind (Göttingen), Pfaffakendl (Schwäbische Alb), Papenkinder, Papenjungen (Braunschweig), Paffekindcher (Nahegebiet) und daraus in der Gegend von Heinsberg Affenkindchen (!), Pafekenkches (Rheinprovinz), Hurenkinder (Nahegebiet), Chrippächindli und daraus entstellt Rippechindli in der Schweiz, Merzechindli (Schweiz), Märzkinneler (Lothringen), Aronskindchen (Eifel), Arochindli (Schaffhausen), Chindli und Büebli (Schweiz; vgl. dazu die englischen Volksnamen Adam-and-Eve, Men-and-Women, Gentlemen-and-ladies, Lords-and-Ladies für den Aronstab!), Judekendla (Schwäbische Alb), Jüddekängke (Niederrhein), Guggerchindli (Schweiz; als Frühlingspflanze nach dem Kuckuck benannt, vgl. den englischen Volksnamen Cocky-baby), Kinneken in der Wiege (Rheinprovinz; vgl. das engl. Jack-in-the-box!), Chindli, Chindlichrut (Schweiz), Kindlekrut (Baden). Zusammensetzungen mit „Puppe" usw. sind: Beginnenpüppchen (Niederrhein), Arone-, Ranebuppele, Merzebüppel (Elsaß), Puppen, Puppele (Baden), Pittenpattenpüppkes (Westfalen), Poppali, Popelichrut, Lyräpopeli (Schweiz; was bedeutet „Lyrä"-?). Zu alemannisch „Ditte, Ditteli" = Puppe gehören: Dittelichrut (Schweiz), Patronedittelli (Solothurn; der erste Bestandteil ist natürlich eine volksetymologische Umbildung aus „Arone"). Das rheinische Heckenditzchen (Eifel) ist wohl auch hierher zu stellen. Wenn Judedockelich (Künzelsau) zu Docke (ahd. tocka) = Puppe zu stellen ist, würde es etwa dem „Judekendla" entsprechen. Judendocken,

---

[1]) Wilde a. a. O.
[2]) Vgl. Höfler, Krankheitsnamenbuch S. 80. 758.

-döcklein ist aber auch eine alte Bezeichnung für die Judenkirsche (Physalis alkekengi), die ihre Benennung wohl der Ähnlichkeit des aufgeblasenen Kelches mit der mittelalterlichen Kopfbedeckung der Juden (mhd. tocke aus franz. toque = Haube) verdankt. Das Tertium comparationis zwischen Judenkirsche und dem Aronstab, die botanisch nicht näher miteinander verwandt sind, wäre die aufgeblasene Hülle (Blütenscheide bei Arum, Kelch bei Physalis). In Lothringen sieht man den Blütenkolben des Aronstabes als ein Männle an.

4. Auch zu anderen Vergleichen gibt die Gestalt der Blütenscheide bzw. des Blütenkolbens Anlaß: Trummelschlegel (Thurgau), Beginnenklüppel, Aronklöppel (rheinisch), Schwengelblume (Oberbayern; der Name könnte aber auch zu den unter 2 angeführten gehören, da Schwengel auch Penis bedeutet). Vergleicht man in dem Volksnamen Johanneshaupt (Wien; die Bezeichnung wird übrigens schon im 16. Jahrhundert von Fischart aufgeführt) den aus der Blütenscheide hervorragenden Teil des Blütenkolbens mit dem auf dem Teller liegenden Haupt des hl. Johannes (des Täufers)? Die Erklärung des Namens: „Im Geheimen unter das Kopfkissen gelegt, erregt der Knollen glückbringende Träume“[1]), ist doch wohl recht gesucht! Wilde Skarnitzelblume (die echte Skarnitzelblume ist die verwandte Zimmer-Calla, vgl. oben!) in Steiermark bezieht sich auf die tütenförmige Blütenscheide. Stranizl, Schdanizl ist im Bayerisch-österreichischen die Papiertüte von italien. scarnuzzo. In dem lothringischen Perdche (Pferdchen), dem luxemburgischen Perdercheswurzel, dem oberbayerischen Samarößl (Saumroß) vergleicht man den hin und her wippenden Blütenkolben wohl mit dem Kopf des trabenden Pferdes. Diesen deutschen Volksnamen entspricht das franz. cheval bayard (im Patois der französischen Schweiz „tzavan baija“); damit ist offenbar das Roß Bayards, des Ritters ohne Furcht und Tadel, gemeint[2]). Beim schweizerischen Liachtli (St. Gallen) denkt man wohl an eine Kerze (Blütenkolben) in einer Laterne (Blütenscheide). Antensnepel (Entenschnabel; Braunschweig) und Eselsohren (Luxemburg, Südhannover; auch Büchername) beziehen sich auf die Form der Blütenscheide. Nicht recht ersichtlich ist, worauf der Büchername Kalbsfuß gehen soll, jedenfalls haben schon die althochdeutschen Glossen kalbes wuz ‘iarus’, cabeswz ‘iliarus, pes vituli’, und auch im Holländischen, Englischen, Italienischen und Französischen treffen wir diese Bezeichnung[3]). Nach Dodonaeus (1563) sollen die Blätter des Aronstabes einer Kalbsklaue gleichen. Das trifft jedoch eher für das südeuropäische Arum Dracunculus zu.

5. In der Gegend von Landsberg a. L. (Oberbayern) ist der Aronstab die Leidensblume. Man sieht in dem Blütenkolben die Marterwerkzeuge Christi, und zwar in dem Kolben selbst den „Prügel zum Geißeln“ und in den kreisförmig angeordneten Haaren des Kelches die Dornenkrone. Der Aronstab ist also ein einheimisches Gegenstück zur südamerikanischen,

[1]) Höfer u. Kronfeld, Volksnamen der niederösterr. Pflanzen, 1889, S. 22.
[2]) Vgl. Marzell, Tiere in deutschen Pflanzennamen, 1913, S. 5.
[3]) Marzell a. a. O. S. 60.

manchmal bei uns kultivierten Passionsblume (Passiflora coerulea), in deren Blütenteilen man ebenfalls die Marterwerkzeuge, Dornenkrone, Nägel und Geißel sieht[1]). Hier sei auch der englische Volksname Gethsemane für den Aronstab erwähnt, weil man die dunklen Flecken auf den Blättern der Pflanze als die Bluttropfen, die Christus am Ölberg vergoß, deutete. Auch gewisse Orchis-Arten mit dunkelgefleckten Blättern heißen so[2]).

6. Fruchtblume (Eifel) weist auf das oben angeführte Orakel für die Feldfrüchte hin, ebenso der Name Zeigkraut, weil der Kolben die künftige Ernte anzeigt.

7. In Pfingstblume (Nassau) ist der Aronstab nach der Blütezeit benannt, was allerdings nur dann stimmt, wenn Pfingsten verhältnismäßig früh fällt.

8. Nach dem unangenehmen, etwas harnartigen Geruch heißt unsere Pflanze in Oberbayern auch Stinkblume, im Bergischen Kattenpiß. Auch nach Kirchner[3]) sendet der ganze Blütenstand einen „starken, harnartigen Geruch" aus. Andere harnartig riechende Pflanzen werden ebenfalls als Hundsseiche (Lepidium ruderale), Chatzaseich (Polemonium coeruleum), Roßsoachet (Primula farinosa), Pferdeseigen (Stachys arvensis) bezeichnet[4]).

9. Schlangenbeeren (Oberharz) und Judenbiren (im Bergischen) heißen die giftigen Früchte des Aronstabes. „Schlange"[5]) und „Jude" (vgl. Judenkirsche, -beere für die giftige Tollkirsche) dienen in Pflanzennamen oft zur Bezeichnung giftiger oder doch verdächtiger Beeren.

10. Manche Bezeichnungen gehen auf die medizinische Verwendung des Aronstabes, so Lungechrut (im Alemannischen), Zehrwurzel (als Mittel gegen Auszehrung), Fieberwurz (Büchername), Läberchrut (Baden), Magenkraut, -wurzel (Büchername). Das Ansehen, das der Aronstab als Magenmittel genoß, äußert sich auch in der Benennung deutscher Ingwer, nach dem in der alten Medizin so hochberühmten Magenmittel, der ostindischen Ingwerwurzel (Rhizoma Zingiberis). In einem Apothekerherbarium des 16. Jahrhunderts wird der Aronstab Bruchwurtz genannt[6]), offenbar weil „das gebrannt Wasser den Bruch heilen soll"[7]).

11. Für einige Volksnamen des Aronstabes vermag ich keine befriedigende Erklärung zu finden, so für Russerle[8]), etwa zu „Roß" gehörend (vgl. unter 4) oder zu „Ruß" wegen der dunklen Farbe des oberen Teiles des Blütenkolbens, Dreherblume (nach Stebler im Aargau), Ziakörnawurzel (Nordwestböhmen); es scheint hier eine Übertragung von den ähnlichen Beeren des Seidelbastes (Daphne Mezerum) vorzuliegen, die ebenda „Zierkörner, Zierbier" heißen, angeblich nach dem germanischen Gott Ziu,

[1]) Vgl. Dähnhardt, Natursagen, 2 (1907), 297.
[2]) Dähnhardt 2, 229.
[3]) Blumen und Insekten, 1911, S. 209.
[4]) Marzell a. a. O. S. 78f.
[5]) Marzell S. 111.
[6]) Archiv d. Pharmazie 261 (1923), 50.
[7]) Bock, Kreuterbuch, 1551, S. 295v.
[8]) Fischer, Schwäb. Wb. 1, 325; 5, 498.

wahrscheinlicher aber als „Zehrbeeren" zu deuten sind[1]). Die Namen Marienblume, Muttergottesblume, die der Aronstab angeblich im Hildesheimischen führt, gehen anscheinend auf eine Legende zurück.

So sehen wir in dem Aronstab eine Pflanze, die schon immer die Aufmerksamkeit der Menschen erregt hat; kein Wunder, bei der merkwürdigen Gestaltung der Blüte. Lange bevor es eine botanische Wissenschaft gab, war unsere Pflanze naturnahen Menschen eine vertraute Erscheinung.

Gunzenhausen (Bayern).

Brautstand und Hochzeit im Lippischen.

Von Rektor K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

1. Werbung und Verlobung[2]).

Jedes junge Mädchen möchte gern unter die Haube kommen; denn über die alten Jungfern hat die böse Welt auch bei uns ihr Gespött. „Do will äok köiner anhacken", sagt man von ihnen. Darum ist es eine wichtige Frage, ob und mit wem es sich verheiratet. Es versucht den Liebhaber durch Wahrsagung oder durch andere Mittel zu erfahren, wie auch der junge Mann zu erkunden sucht, wer seine Liebste wird. In der Silvesternacht wird Blei gegossen und daraus die eigene Zukunft sowie die Beschäftigung und das Handwerk des Zukünftigen festgestellt. Junge Mädchen schälen am Silvesterabend einen Apfel so, daß die ganze Schale von der Blume bis zum Stiel eine einzige Schlange bildet, werfen sie über den Kopf hinter sich und suchen dann aus der Richtung, die das Schalenband angibt, zu erfahren, aus welcher Gegend ihr Schatz stammen wird; oder die verschlungene Schalenlinie hat Ähnlichkeit mit einem Buchstaben — mit diesem Buchstaben fängt der Name des Zukünftigen an.

Als Mittel, die Männer zu fesseln, sieht man „Bräutigamskraut" an, das man dem Erwählten seines Herzens in die Schuhe legen muß, dann wird er dem betreffenden Mädchen nachlaufen.

Aber auch der Ruf, den ein Mädchen hat, spielt eine Rolle. Hat es den Namen, daß es ausschweifend gelebt und gar uneheliche Kinder zur Welt gebracht hat, so bekommt es darum noch wohl einen Mann; ist es aber im Verdacht, daß es Garn nicht vollgehaspelt oder sonst im kleinen etwas veruntreut hat, so bleibt es sitzen. Wenn ein Jüngling sich wirklich verlobt hat, und er erfährt etwas von Unehrlichkeit, so tritt er zurück. Bei den Bauern kommt es vor allem auf standesgemäße Heirat an. So verheiratet ein Großbauer seine Tochter ungern auf einen kleineren Hof, der Bauer mit Pferden nicht gern an einen Kuhbauern; vor allem aber haben die großen Meier in der Beziehung einen wahren Ahnenstolz.

[1]) Erzgebirgszeitung 19 (1898), 172.

[2]) Für die einschlägige Literatur sei ein für allemal verwiesen auf Sartori, Sitte und Brauch 1, 48—122 (1910).

Für die Einleitung eines Verhältnisses zwischen zwei jungen Leuten spielt in ländlichen, besonders großbäuerlichen Kreisen der Werbesmann eine große Rolle. Ich habe einen solchen Mann gekannt, einen Schmied in Heidenoldendorf, dessen Haus an verkehrsreicher Straßenkreuzung lag und der dadurch mit vielen Leuten in Berührung kam. Er war weit und breit als Werbesmann bekannt, geschätzt und in Anspruch genommen, und man sagte von ihm, er habe mit seiner Werberei mehr Geld verdient als mit seinem Handwerk.

Ist irgendwo ein heiratsfähiges junges Mädchen und suchen dessen Eltern einen passenden Mann, oder wird umgekehrt für einen jungen Mann eine passende Frau nötig, so wird der Werbesmann aufgesucht. Nicht selten geht dieser auch aus eigenem Antriebe vor und macht seine Vorschläge. Wenn er von den Eltern gerufen ist, wird er gut bewirtet. Alsdann geht er zu der anderen Seite und weiß in verblümter Rede ganz allmählich auf seinen Auftrag hinzuweisen. Je nach der Aufnahme, die er findet, und nach der vorgefundenen Stimmung kann er sich dann schon einen Vers daraus machen, wie sich die Sache gestalten wird.

Als Werbesleute treten meistens fremde Männer auf, Händler, selbst Geschäftsjuden, nicht selten aber auch Verwandte, doch darf sich der Vater des jungen Mädchens oder des jungen Mannes niemals dazu hergeben. Eine solche Sache einfädeln, nennt man „uppe Spohr krüigen". Wenn man also zwei junge Leute miteinander in Verbindung bringen will, so wird niemals mit der Sprache frei heraus geredet. Der Werbesmann tut so, als ob er auf dem Hofe etwas kaufen will. Die Hauptsache bei diesem Besuch ist für ihn aber, sich zu erkundigen, wie es mit den Verhältnissen auf dem Hofe bestellt ist. Dabei sind ihm viele Dinge von entscheidender Wichtigkeit, nicht nur die Größe des Hofes und der Felder, sondern auch ihr Zustand, der allgemeine Eindruck, den der Hof macht, die Reinlichkeit in den Ställen, das saubere Vieh; eine ganz besondere Bedeutung mißt der Bauer auch dem Misthaufen zu und noch anderen Sachen, die man an solchen Orten findet (ob fett oder mager usw.).

Kommt der Werbesmann endlich mit seiner Sprache heraus, was selten bei dem ersten Besuche geschieht, so wird ihm oft gleich eine klare Antwort zuteil mit „Ja" oder „Nein". Häufig genug bleibt die Antwort unentschieden, und es heißt: „Wir wollen bis dann und dann Bescheid sagen." Wenn dieser Bescheid nicht kommt, weiß der Werbesmann, wie er dran ist; die Sache hat sich dann zerschlagen. Ist der Werbesmann von vornherein angenehm, so wird ihm tüchtig aufgetischt, soviel Küche und Keller nur bieten können.

Der Werbesmann kann aber auch anders vorgehen. Er bestellt den einen oder den anderen Teil oder auch beide jungen Leute an einen bestimmten Platz, wo sie sich treffen, sehen und beurteilen können, ob sie sich gegenseitig gefallen. Ist das der Fall, so wird eine neue Zusammenkunft, gewöhnlich auf dem Besitztum des einen oder des anderen verabredet. Dabei ist meistens der Werbesmann zugegen, wenn sonst keine Beziehungen zwischen den beiderseitigen Familien bestehen. Ist auch der

zweite Besuch auf dem einen Hofe zur Zufriedenheit ausgefallen, so wird von dieser Seite die dritte Zusammenkunft auf dem andern Hofe veranlaßt.

Natürlich gibt es auch Heiratsanträge, die unmittelbar von dem jungen Burschen an die Ersehnte des Herzens gerichtet werden, aber meistens recht verblümt. So wurde der Heiratsantrag in der Gegend von Schlangen mit den Worten: „Luit, giff müi'n Appel!" (Mädchen, gib mir einen Apfel!) eingeleitet. Je nach der ihm erteilten Antwort konnte er seine Schlüsse ziehen. Wenn das Mädchen ganz und gar ablehnte, so antwortete es: „Ich habe keinen!" oder „Du bekommst keinen!" Zeigte es sich geneigt, auf den Antrag einzugehen, so erwiderte es: „Nimm ihn gleich mit!" oder „Hole ihn heute abend!" oder „In nächster Zeit!"

Schon in alten Verordnungen ist die ausschlaggebende Rolle der Eltern festgelegt worden, ja, es sollten die ohne ihren Willen geschlossenen Ehen „als Kuppelei ganz vor Null erkannt" werden.

Hat die Werbung zu ihrem Ziele geführt, so folgt bald darauf die Löfte, die Verlobung. Bei der Löfte verhandeln und sprechen nur die beiderseitigen Eltern und, wenn er anwesend ist, der Werbesmann. Die beiden Hauptpersonen, das junge Mädchen und der junge Mann, sitzen stumm beiseite. Ich habe eine solche Löfte gesehen, wo der angehende Bräutigam stundenlang hinter dem Ofen saß, ruhig zuhörte und nur hie und da auf eine gleichgültige Frage (vom Wetter, der Ernte, den Früchten usw.) eine schüchterne Antwort gab. Wenn eine solche Löfte stattfindet, heißt es nicht selten in der Nachbarschaft: „Büi N. N. wärcht vandaje 'n Quick upsett't" (bei N. N. wird heute ein neuer Zweig aufgesetzt).

Bei der Löfte wird alles festgemacht, wie man sagt; es wird genau bestimmt, was die Braut mithaben soll und was der Bräutigam bekommt. Die beiderseitigen Eltern machen unter sich aus, „wie sich das alles verhält"; diese nebst Braut und Bräutigam sind allein bei der Löfte zugegen. Sind die Eltern gestorben, so tritt an ihre Stelle der Vormund. Ist man einig geworden, was häufig erst nach stundenlangen Verhandlungen der Fall ist, so gibt man sich die Hand; mit dem Handschlag ist alles besiegelt, was ausgemacht wurde. Ein reichliches Essen und ein guter Trunk schließen sich an. „Die Ehen", so urteilt schon von Cölln[1]), „werden in vielen Gegenden nur aus Bedürfnis und nach dem Wert der Mitgabe geschlossen. Ein Schrank, ein Bett, ein Teller u. dgl. kann einen Ehevertrag zerschlagen."

Sofern alles glatt geht, gibt der Bräutigam seiner Braut bei der Löfte ein Geschenk; ein neues Kleid, ein Tuch, aber keinen Schmuck, wenigstens in früherer Zeit nicht. Die Eltern der Braut erhalten von ihm ebenfalls Geschenke; die Mutter etwas zum Kleide, ein schönes Tuch, Schürzenstoff, der Vater etwas zur Weste, ein Halstuch, eine Pfeife u. dgl. Der Werbesmann erhält einen bestimmten Lohn. In früherer Zeit ist die Löfte mit großen Auslagen gefeiert worden. Das verbot die Polizeiverordnung von 1620 und bestimmte, daß von jeder Seite oder Freundschaft der beiden

[1]) v. Cölln in Weddigens Westfäl. Magazin 1784, S. 114.

Verlobten nicht mehr als vier Mannspersonen nebst deren Weibern geladen werden sollten.

Nach der „Löfte" wird alsbald an die Vorbereitung der Hochzeit gegangen. Das entspricht schon alten obrigkeitlichen Vorschriften; denn nach der Kirchenordnung von 1684 sollte nach dem Eheverlöbnis von den Eltern oder Vormündern möglichst bald der Hochzeitstag bestimmt werden, „auf daß dem Satan und bösen Leuten kein Raum gegeben werde, etwas Unrichtiges dazwischen einzustreuen". — Die Braut fertigt ihre Aussteuer an; in früheren Zeiten wurden die Möbel dafür immer in dem Dorfe der Braut von dem ortsansässigen Tischler hergestellt, während die Möbel heute meist fertig gekauft werden.

2. Vorzeichen und Tagewählerei.

Für die Braut gibt es natürlich eine Reihe von Vorzeichen. Brennen gleichzeitig drei Lichter in der Stube, so ist eine heimliche Braut im Hause. Wer die Butter anschneidet, muß nach allgemeiner Annahme noch sieben Jahre mit der Heirat warten, so daß junge Mädchen oft lieber trockenes Brot essen, als daß sie die Butter anschneiden. Ein junges Mädchen feiert als erste Hochzeit entweder ihre eigene, oder sie muß, wenn sie zuerst an der Feier einer anderen Hochzeit teilnimmt, erst sieben Hochzeiten mitmachen, ehe die ihre kommt.

Die meisten Hochzeiten in Lippe finden am Anfang des Winters oder auch schon etwas früher statt. Auf großen Bauernhöfen aber wird die Hochzeit gewöhnlich in der Brachzeit, also kurz vor der Ernte, gefeiert, wo die Bauernarbeit nicht so drängt. In der Weihnachtszeit, den Zwölften bis Heilige drei Könige, und in der Fastenzeit setzt man nicht gern eine Hochzeit an; aber „die neue Welt" hält sich wenig an diese Überlieferung. Leute, die „noch etwas darauf halten" und „etwas vorstellen wollen", wählen nur einen Werktag, einen Alltag, zur Hochzeit. Von den Alltagen gilt der Dienstag günstig für Trauungen, niemals aber der Donnerstag; denn an diesem Tage soll man nichts Wichtiges unternehmen, und wenn trotzdem an Donnerstagen geheiratet wird, donnert's in der Ehe. Der eigentliche Hochzeitstag ist und bleibt aber immer noch der Freitag. Neuerdings findet die Hochzeit öfter Sonntags statt, was in früherer Zeit wohl häufiger der Fall gewesen sein muß, da die obrigkeitlichen Verordnungen strenge Gebote dagegen erließen.

Für die Hochzeit wünscht man natürlich gutes Wetter. Da muß der Dorfschäfer in seinem Kalender blättern und den Tag aussuchen helfen. Aber auch die Braut kann dafür sorgen; denn „wenn sie die Katze gut füttert", gibt es an ihrem Hochzeitstage schönes Wetter.

3. Der Brautwagen.

Am Tage oder am zweiten Tage vor der Hochzeit wird der Brautwagen gefahren. Ihn schmückt hoch oben ein Besen mit bunten Bändern und ein Spinnrad mit fertigem Wocken, mit „knalligen" Bändern verziert. Die

Pferde haben solche Bänder oder einen künstlichen Blumenstrauß ans Geschirr gebunden (am Kopf in der Nähe des Ohres). Die Peitsche des Kutschers erhält ebenfalls ein buntes Band und einen Blumenstrauß. Beim Aufladen des Brautwagens gibt es reichlich Schnaps. Die dabei helfenden Leute werden reichlich bewirtet, und vor dem Abfahren nehmen sie ein gutes Frühstück oder ein warmes Mahl ein.

Der Brautwagen wird von den jungen Mädchen aus der Nachbarschaft und den Freundinnen der Braut „gebunden", d. h. mit Blumen und Grün geschmückt. Um das Spinnrad mit dem Wocken für den Brautwagen herzurichten, werden am Abend vorher die Nachbarmädchen geladen zum „Briutdüißenmaken", wie man sagt. Jedes der Mädchen muß eine Dieße mitbringen; alle Dießen werden zu einer einzigen großen, oft sehr gewaltigen Brautdieße vereint, um die man rundherum eine Menge von Flachsflechten macht, die nach unten hin halb offen hängen. In die Brautdieße versuchen die Mädchen allerlei Kinderzeug einzuschmuggeln: Wickelband, Hemdchen, Bostümpchen (Brustjäckchen), Schühchen usw. Das gibt natürlich Anlaß zur Heiterkeit. Die Brautdieße ist häufig so groß, daß der gewöhnliche Wockenstock die Last nicht zu tragen vermag; dann wird ein anderer Stock dafür genommen und hoch im Wagen befestigt.

Wie die Brautdieße von den Mädchen, so wird der Brautbesen von den Knechten gemacht. Zwischen den Reisern, die von der Rinde befreit werden, damit sie hübsch weiß aussehen, befinden sich einige härtere und stärkere Stäbe, meist aus Weidenholz, die ebenfalls ohne Rinde sind. Auf sie werden Äpfel gesteckt, schöne rote, auch vergoldete. Zugleich werden bunte Bänder, besonders rote und gelbe, an einen Faden gereiht und rund um den Besen gebunden. Die Helfer und Helferinnen werden meist mit einer Branntwein-Kaltschale, d. i. Branntwein mit eingebrocktem Honigkuchen, bewirtet. Die Frauen tun sich an den süßen Honigkuchenbrocken gütlich und fischen sie mit dem Löffel heraus, was immer allgemeine Heiterkeit hervorruft.

Im lippischen Osten ist der Brautbesen ganz vorn auf dem Leiterwagen befestigt und besteht aus einer langen, frisch geschälten, weißen Stange, deren oberer Teil mit einem bunten Papierstreifen schräg umwunden ist. An der Spitze befindet sich ein starker, gebundener Knauf, von dem zahlreiche bunte Bänder herabflattern. Die Brautbesenstange ist etwa so hoch, daß sie über die Leiter des Brautwagens so weit hinausragt, wie die oberen Kanten der Leitern von dem Erdboden entfernt sind. Hinten auf dem Brautwagen sitzt ein Mann mit der Schnapsflasche in der Hand.

Der Brautwagen enthält Möbelstücke aller Art, je nach dem Vermögen der Eltern in größerer oder geringerer Menge und in besserer oder in einfacherer Ausführung. Auch darf eine Wiege nicht fehlen, die von den Hochzeitsgästen und anderen Anwesenden natürlich mit Heiterkeit begrüßt wird. Neuerdings ist ein Kinderwagen an ihre Stelle getreten. Als Brautwagen wird gewöhnlich ein Leiterwagen genommen, auf dem sich die Möbelstücke bequem verladen lassen. An den Leitern baumeln links und rechts Speckseiten, Schinken und Würste in möglichst großer Aus-

wahl. Es ist alter Brauch, der Braut von jeder Viehart wenigstens ein Stück mitzugeben. Das Schwein wird allerdings für gewöhnlich nicht lebend geliefert, sondern, wie eben angedeutet, in verarbeiteter Form. Von einem Bauernhofe muß deshalb auch eine Kuh, ein Kalb, ein Hahn, ein Huhn, eine Ente usw. mitgegeben werden, je nach der Anzahl des vorhandenen Viehs in ein oder mehreren Stücken. Ich habe erlebt, daß ein Brautwagen aufgeladen war und abfahren wollte und ein Teilnehmer entdeckte, daß man vergessen hatte, ein Huhn mitzunehmen. Im ganzen Hause suchte man nun eins der versteckten Hühner zu ergattern, und das erste beste, das man antraf, wurde mit großem Hallo in eine Lattenkiste gesteckt und auf den Brautwagen gestellt.

Ein Brautwagen von Holzhausen bei Horn wurde 1830 am Tage vor der Hochzeit gefahren, wozu einige Frauen aus der Nachbarschaft eingeladen waren. Sie luden nach damaliger Sitte alles, was nicht niet- und nagelfest war und den jungen Eheleuten in dem neuen Hausstande nützen konnte, auf den Brautwagen, namentlich Flachs, Garn, Leinwand, Butter, Eier, Wurst, Spinnräder, Haspel usw.

In einigen Ortschaften, z. B. in Haustenbeck und Schlangen, muß der Hochzeitsbitter den Brautwagen begleiten und führen.

Hinter dem Wagen kommt das Vieh, eine Kuh und ein Rind, häufig auch noch mehr. Jedes Stück Vieh wird von einem besonderen Führer am Strick geleitet. Pferde, Wagen und Vieh sind bekränzt oder mit Bändern geschmückt. Oft wird auch das Vieh, das zum Brautwagen gehört, erst später gebracht, macht also den Brautwagenzug nicht mit.

Auf einem Brautwagen darf auch das Saatkorn (Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Rauhfutter usw.) nicht fehlen; von jeder Sorte muß etwas mitgenommen werden. Auch Vitzebohnen, Erbsen, Linsen und andere Früchte werden mitgegeben, außerdem ein ganzes Brot.

Einzelne Stücke des Brautwagens sind besonders ausgestattet. In die Molle gehört statt des „Kloppspäon" die große „Flëomenhiut", d. i. die dickste Mettwurst, sie bildet den „Kloppspäon" für die Hochzeit. In die Tonne werden die Hühner gesteckt. Hin und wieder zeigt sich eine Verzerrung des alten Brauches, so, wenn aus Blomberg berichtet wird[1]), daß der mit Bändern geschmückte Besen des Brautwagens auch mit Würsten behängt war und dem Gefährt ein altmodischer Kinderwagen, Alter nicht unter 50 Jahren, folgte und eine als Rotkäppchen angezogene Puppe den Beifall der Kinder erregte. Ähnlich war es in Detmold[2]), wo der buntbekränzte Besen ebenfalls mit vielen Würsten versehen war. Hoch oben auf dem Bock saß zwischen den Wagenlenkern der glückliche Bräutigam. Ziehharmonikamusik begleitete den Wagen.

In früheren Zeiten mußten sich die jungen Mädchen für ihre Aussteuer viel mehr plagen als heute. So erzählte jemand von einer Pastorstochter, die mit einem mehrere Stunden entfernten Amtsbruder

[1]) Lippische Landeszeitung vom 29. 11. 1930.
[2]) Ebenda vom 13. 10. 1927.

ihres Vaters verwandt war. Als der Bräutigam eines Werktags unvermutet zu Besuch kam, fand er seine Braut hinter dem Webstuhl sitzen; doch durfte sie ihren Platz nicht verlassen, weil es ihre gestrenge Mutter, die Frau Pastor, nicht gestattete. Als der Bräutigam schließlich fortging und bat, seiner Braut zu erlauben, daß sie ihn wenigstens ein Stück Weges begleite, antwortete die Mutter: „Ja, wenn sie ihren Tall hat!" Da das aber nicht der Fall war, mußte der enttäuschte Bräutigam Abschied nehmen, ohne mit seiner Braut mehr als ein paar Worte gewechselt zu haben[1]).

Die Töchter wurden vor allen Dingen mit selbstgewebter Leinwand ausgesteuert. Auf einem Bauernhofe konnte der Vorrat davon gar nicht groß genug sein. Die Kinder wurden von klein auf zum Spinnen und Weben angehalten. Seit den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ist diese Arbeit zurückgegangen. Und nicht nur die Mädchen mußten spinnen. Ich selbst habe schon als sechsjähriger Junge flott spinnen können und mußte täglich meinen „Tall" haben. Bei meinen jüngeren Geschwistern wurde das schon nicht mehr so streng genommen. Das Leinen in großen Stücken und die Leinenwäsche wurden früher in einem oder mehreren Koffern auf dem Brautwagen mitgeführt. Heute sind auch die Koffer und Truhen sehr selten geworden; an ihre Stelle ist der neuzeitliche Wäscheschrank getreten.

So hatten es die Bräute in alter Zeit nicht leicht, dafür hatten sie aber viel mehr Freude an den selbstgefertigten Sachen, von denen jedes Stück seine eigene Geschichte hatte, als die jungen, oft leichtlebigen Mädchen der heutigen Zeit. Selbst auf dem Lande würde heute wohl kein junges Mädchen mehr um eine Feder über drei Zäune springen, wie sie es nach dem alten Sprichwort tun mußten. Und die dicken Federbetten, die früher zu einer anständigen Aussteuer gehörten, und die mit Enten- und Gänsefedern eigener Zucht gefüllt waren, werden ebenfalls seltener.

Eine fürsorgliche Braut mußte früher auch für die Strümpfe sorgen, sowohl für wollene wie baumwollene, für sich wie für ihren Bräutigam. Altem Herkommen gemäß hatte eine Braut einen Scheffel Strümpfe mit in die Ehe zu bringen, das sind, als Hohlmaß gerechnet, etwa 75 Liter. In früheren Zeiten sah man deshalb kein junges Mädchen, wenn es irgendeine freie Stunde hatte, wenn es die Milch von der Weide holte, auf den Acker mußte und wiederkam, wenn es Sonntags zu Freundinnen ging, oder wo sich überhaupt die Möglichkeit bot zu stricken, ohne den Strickstrumpf. Besonderer Wert wurde auf weiße baumwollene Strümpfe gelegt, die kunstvoll durchbrochene Rändchen und Blumenmuster aufwiesen. Es herrschte ein förmlicher Wettbewerb unter den Bauerntöchtern, wer die hübschesten Muster besaß. Überall suchte man sie zu erlangen, gab aber die eigenen Muster nicht gerne ab. So entrüstete sich eine alte Großmutter noch, wenn sie erzählte, wie eine Nachbarstochter heimlich herzugeschlichen war, als ihre Brautwäsche auf der Bleiche lag, und ihr die schönsten Muster ab-

[1]) Dorothea Theopold, Lippisches Bauernleben. Die Dorfkirche 7 (1913/14).

gestrickt hatte[1]). Von der Reichhaltigkeit der Ausstattung an Kleidern und Wäsche, die früher eine Braut mitbekam, können wir uns heute kaum noch einen Begriff machen. Selbst wenn die Braut ein Lebensalter von 80 Jahren erreichte, hatte sie sicherlich genug daran.

An dem Brautwagenzuge nehmen auch die Nähterin, die das Hochzeitskleid und die Weißwäsche hergestellt hat, und der Zimmermann teil. Sie erhalten ihren Ehrenplatz vorn auf dem Wagen. Vielfach, z. B. im lippischen Osten, sitzen dort auch zwei Frauen, die den geschmückten Brautbesen und das Spinnrad nebst der Brautdieße halten. Eine besondere Ehrenstelle nimmt der Mann ein, der die Branntweinflasche in Verwahrung hat, meistens der nächste Verwandte des Bräutigams, der nicht nur über den „Schluck", sondern auch über das Schattegeld verfügt. Die Braut muß an diesem Tage zu Hause bleiben.

Der Brautwagenzug wird unterwegs von den Wissenden mit Schüssen begrüßt. Kann man auch einen Brautwagen äußerlich erkennen, so knallt doch der Fuhrmann noch tüchtig mit der Peitsche, um darauf aufmerksam zu machen. Jeder, der den Brautwagen begrüßt, ihm begegnet oder nur betrachtet, erhält Schnaps eingeschenkt; denn damit knickerig sein brächte der neuen Ehe kein Glück. Selbstverständlich wird auch in jedem Wirtshause eingekehrt, an dem der Zug vorbeikommt. Wo der Brautwagen vorbeikommt, wird „geschattet". Man hält dem Zug eine Stange entgegen oder spannt eine Leine über den Weg. Die dabei dargebrachten Glückwünsche werden mit Schnaps oder einem Trinkgelde bezahlt. Unter die Kinder werden Pfennige gestreut, die schon Wochen vorher von der Braut gesammelt waren. Wie ein Haufen Wölfe fällt die Dorfjugend über die im Straßendreck liegende Beute her, raufend und johlend. Ein Pfennig auf diese Weise gewonnen, gilt mehr als ein Groschen durch Arbeit verdient.

Der Brautwagen darf nicht mit Wasser begossen werden, wie das bei dem Flachswagen und dem gefüllten Ahnhahn der Fall ist. Eine Strecke vor dem Hofe des Bräutigams, etwa 100 Meter, hält der Brautwagenzug inne, um eingeholt zu werden. Der Bräutigam geht darauf zu und wird von dem sich an der Spitze befindlichen Hochzeitsbitter begrüßt: „Hüer bringe wüi den Briutwajen! Söit teo, off ollens recht es. Wenn nich, dann kehrwe wier ümme!" Der Bräutigam geht nun an den oder die Wagen heran, hält Umschau und sagt: „Jo, et es müi oll recht, öwwer dat Rechte (d. h. die Braut) failt doch, dat kümmt örst moern!" Dann erst kann der Brautwagenzug auf den Hof fahren.

Wenn der Brautwagen angekommen ist, gibt es als Bewirtung nach alter Sitte ein Rinderwurstessen. Dann werden die einzelnen Gegenstände auf den für sie bestimmten Platz gestellt und die Schränke und das Bett aufgeschlagen, das die Nähterin mit besonderer Sorgfalt herrichtet. Sie muß das Bettstroh zurechtzupfen, und gern reicht ihr dann der Großknecht ein Bund mit vielen Disteln, das er aber durch ein besseres ersetzen muß. Ist nun unter allerlei Scherzen und Heiterkeit alles in Ordnung

[1]) Dorothea Theopold. Lippisches Bauernleben. Die Dorfkirche 7 (1913/14).

gebracht, müssen sich (so war es früher und so wird es hier und da noch heute gehandhabt) Zimmermann und Nähterin unter das Deckbett des Brautbettes legen, in das oft ein Schalk schnell einige Brennesseln steckt. Im Bette erhalten sie von den Hochzeitsleuten und deren Anverwandten das ihnen zustehende Trinkgeld in einem vollgefüllten Branntweinsglase gereicht. Im Bett liegend oder halb sitzend sind sie gezwungen, das Glas auszutrinken, um an das Geld heranzukommen. Der ganze Vorgang löst naturgemäß viel Heiterkeit aus. Vor allen Dingen weigert sich die Nähterin, das Bett zu besteigen und läuft für gewöhnlich fort. Dann gibt es eine große Jagd hinter ihr her, und wo sie sich auch versteckt hat, auf dem Boden oder im Keller, auf der Bühne oder im Stalle, man sucht so lange, bis man sie findet, holt sie hervor und zwingt sie, mit dem Zimmermann oder Tischler das Bett zu „probieren", wie es heißt. Nachdem die Probe gut verlaufen, Zimmermann und Nähterin ihren Schluck getrunken und das Trinkgeld in Empfang genommen haben, erhalten auch alle Zuschauer den ihnen zustehenden üblichen „Schluck". Um Braut und Bräutigam kümmert man sich bei alldem kaum. In das Brautbett wird an einigen Orten, so in Schlangen, immer ein kleines Stückchen Brot, ein wenig Wermuth, ein paar Pfefferkörner und ein Stück Geld eingenäht, damit das Ehepaar später niemals ohne Brot und Geld sein möchte.

Wenn der Brautwagen abgeladen ist, folgt eine gute Bewirtung in dem Hause, je nach der Zeit, die die Gesellschaft hat, und ein mehr oder weniger ausgedehntes fröhliches Zusammensein schließt sich an.

Neben der großen Ausstattung mußte jeder Bauer seiner Tochter oder dem sich vom Hofe verheiratenden Sohne noch ein gutes Stück Geld als Aussteuer mitgeben. Die Summe war nach der Größe des Hofes im allgemeinen bestimmt. Die Aussteuer selbst verschlang schon recht ansehnliche Gelder; denn der Bauer mußte sich den alten Gebräuchen fügen und durfte es an nichts fehlen lassen, um nicht ins Gerede der Leute zu kommen, die bei der Hochzeit eine äußerst scharfe Besichtigung der Brautausstattung vornehmen. Als ein Bauer einmal mehrere Töchter hintereinander ausgestattet hatte, wies er den Freiersmann der letzten ihm übriggebliebenen Tochter mit den Worten ab: „Wü mött us öerst wedder bügresen (begrasen; das Gras muß erst wieder wachsen), süß kann dat iose Hoff nich dregen."

Vielfach haben sich die bäuerlichen Hofbesitzer bei der Ausstattung ihrer Kinder übernommen, nicht nur um deren weitergehende Wünsche zu erfüllen, sondern auch wegen des Ansehens bei den Leuten; denn je nach dem Brautwagen zog die Öffentlichkeit Rückschlüsse auf das Vermögen des Hofes. Darum haben die Behörden schon seit jeher durch eine Reihe von Verordnungen gebremst, ohne aber wesentlichen Erfolg zu haben.

4. Der Hochzeitsbitter.

Der Hochzeitsbitter, der in feierlicher Weise zur Hochzeit einladen muß, ist eine wichtige Persönlichkeit. Er ist festlich geschmückt und hat um seinen Hut oder die Mütze ein rotes Band und ein hohes Blumensträuß-

chen aus „gemachten" Blumen, meist in knalligen Farben. Seine Brust ziert ebenfalls ein solches Sträußchen, an dem wieder ein rotes Bändchen flattert. In der Hand trägt er den band- und blumengeschmückten Stock, den er beim Betreten eines Zimmers recht kräftig aufstößt. Ich habe in Heidenoldendorf in meiner Jugend mehrmals die Einladung eines solchen Hochzeitsbitters gehört. Der Reim ist mir leider entschwunden; ich weiß nur noch, daß er beginnt: „Einen freundlichen Gruß von der Jungfer N. N. als Braut und dem Herrn N. N. als Bräutigam . . ." Dann folgt die Einladung zur Hochzeit, die Aufforderung, zu erscheinen, Gabel, Messer und Löffel mitzubringen, ein Versprechen, daß selbst hochgespannte Erwartungen erfüllt würden, denn der Herr habe eingeschlachtet, Rind und Ochs, Kalb und Schwein, Hühner und anderes Geflügel, und bemühe sich, den Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Der Schluß lautete wörtlich:

Un wer nich betracht' Strümpe un Scheoh,
kann danzen bet'n annern Moern henteo.

Zuweilen sagte der Hochzeitsbitter als Einleitung: „Niu lustert mol teo, eck will juff mol watt vertellen!" Und dann legte er erst mit dem Reime los.

In der Schwalenberger Gegend war der Hochzeitsbitter mit schwarzem Anzug und Zylinder bekleidet. In der Hand trug er einen langen Stab, der oben einen Busch Blumen oder einen vergoldeten Apfel trug und mit einem Leinentuche und bunten Bändern geziert war. Das Schmücken des Stabes besorgten die Brautjungfern, das Leinentuch erhielt der Hochzeitsbitter als Lohn.

Bei einer Hochzeit hinter den Bergen, d. h. nach der Senne hin, z. B. in Haustenbeck, erhält der Hochzeitsbitter, bevor er seinen Einladungsgang antritt, von der Braut um seinen Stock ein Stück Leinen von etwa einem Meter Länge gewickelt und festgebunden. Oben an dem Stocke wird dann noch eine Blume befestigt. Das Leinen behält er als Eigentum. Auch wechselt das Amt des Hochzeitsbitters in Haustenbeck fast bei jeder Hochzeit, und jedes junge Brautpaar wählt den Mann dazu, den es wünscht.

Anders ist oder war es in dem benachbarten Schlangen. Hier wurde das Amt immer von ein und demselben Manne ausgeübt, der sich übrigens auch ganz vorzüglich darauf verstand. Er trug keinen „Gundachstock" mit Bändern, sondern einen Stab mit einer großen weißen „Dieße" (einem Bund Flachs), die mit bunten Bändern umwunden und geziert war. In älterer Zeit hatte der Hochzeitsbitter in Schlangen, der an den ersten drei Tagen der Hochzeitswoche umherging und einlud, einen hellroten Blumenstrauß an der Mütze und an einem langen Stabe ein von der Braut geschenktes buntes Halstuch.

Wenn der Hochzeitsbitter dann in ein Haus oder auf einen Hof trat, wandte er sich der Wohnstube zu, begrüßte die Anwesenden, besonders die Hausfrau und den Hausherrn und sagte in recht freundlichen Tone, nachdem er Tageszeit geboten hatte: „Eck soll juff äok schön gruissen van (beispielsweise) Hajemästers Line und Schopmöjjers Heinerich, un et gifft äok'en

lustigen Kaffehochtüit!" Und da er noch die eigentliche Einladung vorzubringen hatte, fügte er hinzu: „Eck woll juff dat man ollhand söjjen, dajje Beschöid wüssten!"

Natürlich war man schon längst auf den Hochzeitsbitter aufmerksam geworden, und es sammelten sich alle Hof- und Hausbewohner, auch alle Knechte und Mägde, in der Stube. Sie standen an Tür und Wänden umher, lachend und scherzend, und wenn alle anwesend waren, nahm der Hochzeitsbitter seine geschmückte Mütze in die rechte Hand, so daß der hohe bunte Blumenbusch waagerecht nach vorn wies, faßte den Stock mit der bebänderten Flachsdieße mit der linken Hand und drückte ihn wie ein Gewehr senkrecht an die Schulter, stellte sich richtig und würdevoll hin und begann dann ernst und feierlich die Einladung vorzutragen.

Um 1900 noch lebte in der Gegend von Bösingfeld (Nalhof) ein Mann, der als Hochzeitsbitter besonders geschickt war. Er schrieb in seinem Spruche vor, wie sich die jungen Mädchen einfinden sollten:

„Die Brüste rund,
die Schürzen bunt,
die Schuh' geschmiert,
das Haar geziert."

So sollten die jungen Mädchen zum Tanzboden kommen, doch nicht in den Ecken und Winkeln stehen, sondern sich frei den jungen Burschen zum Tanz anbieten:

„Denn die Ecken und Winkel, die sind bedenklich,
da werden sie nachher leicht schwächlich und kränklich."

In Alverdissen wurde zu der „Briutdüissen" mit den Worten eingeladen: „Niu häwweck'n schönen Grius van N. N. un süiner Briut, un Söi möchten vanobend teon lustigen Krengel un Böier un Brannewüin vürspreken!"

In Brakelsiek erschien der Hochzeitsbitter mit einem Taschentuche im Knopfloche und Blumen an der Mütze und sagte seinen Spruch: „Niu lustert mol olle teo! Briut und Bruime lod't jök inlaan, teo der Mohltuit no öhren Hiuse teo kumen teon Kaffeedrinken, Boor un Brennewuin un lustiger Musüik. Mäste un Gowels mügge mie bringen. Drei Oxfort Wein liegen noch jenseits dem Rhein. Wenn sie herüberkommen, sollen sie auch mit verzehret sein."

In Schlangen sagte der Hochzeitsbitter folgenden Spruch:

Ich habe ein freundliches Kompliment an Sie zu bestellen,
das müßt ihr nicht verweigern noch verschmähen,
und sollt ich was dabei versehen,
dann müßt ihr mich nicht für dumm ansehen.
Ich bin jung von Jahren und schwarz an Haaren,
viel Komplimente weiß ich nicht zu machen.

Ich bin ausgesandt von Braut und Bräutigam; die Braut ist N. N. und der Bräutigam N. N., die lassen Sie bitten, ihren Ehrentag am Freitag mit zu verzieren und der priesterlichen Kopulation beizuwohnen.

Potztausend, was fällt mir nun noch ein:
Ihr Mädchen, machet euch recht hübsch und fein,
die Haare frisiert und den Kranz verziert!

So seid ihr nun alle geladen, Herren und Frauen, Söhne und Töchter, Knechte und Mägde und das ganze Hausgesinde.

Ich habe doch wohl keinen vergessen,
der irgendwo im Winkel hat gesessen?

Traktiert werden von 2—300 Scheffel Weizen-Krengel und Kuchen, 8 Faß Branntwein und 8 Ohm Wein.

Sollte uns aber der Fuhrmann betrügen,
daß wir den bestellten Wein nicht kriegen,
dann muß Bier und Branntwein das Beste sein[1]).

Die Einladung, die etwa 3—8 Tage vor der Hochzeit erfolgt, wird von dem Hochzeitsbitter nur dann vollzogen, wenn die Hochzeit nicht in einem ganz engen Kreise stattfindet, besonders bei lustigen Hochzeiten. Wird er nicht benötigt, so laden die Angehörigen selbst ein, doch dürfen es die Brautleute niemals selber tun, höchstens bei der allernächsten Verwandtschaft. Der Hochzeitsbitter lädt auch die Brautknechte und Brautmädchen ein.

Der Hochzeitsbitter muß ein gewandter Mann und, wie man sagt, „tüchtig mit der [!] Mund versehen" sein, auch seine „Männeken" dabei machen können. Gewisse Ämter befinden sich im Dorfe gewöhnlich in festen Händen. Ich erinnere an den Britzemeister, der mit seinem Stabe vor dem Schützenfestzuge hergeht und später der Schußanzeiger ist. So ist es auch mit dem Hochzeitsbitter, der zugleich für Haushebungen und andere bäuerliche Feste einlädt. Auch der Mann am Schenktische wird gewöhnlich für alle Hochzeiten in Anspruch genommen, wie ebenso in der Kuchenstube eine und dieselbe Frau bei den verschiedensten Hochzeiten ihres Amtes waltet. Diese Personen, deren Dienst man bei der Hochzeit in Anspruch nimmt, erhalten eine Vergütung in Geld, haben freies Essen und Trinken und bekommen von der Braut Taschen und Schürzen voll für ihre Angehörigen oder für den eigenen Gebrauch.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Weitere Hochzeitsbittersprüche aus Lippe habe ich in der Z. f. rhein. u. westf. Volksk. 20—21, 51—60 (1923/24) mitgeteilt.

Kleine Mitteilungen.

Das Sternbild der Sense.

In einer früheren Studie (oben 3, 161f., vgl. 5, 212f. und 281f.) kamen wir gelegentlich auf ein Sternbild zu sprechen, das „die Sense" (Singular) heißt. Diese Benennung lernten wir, jedoch wohlgemerkt als Plural und nach unserer Meinung als Synonym für Schnitter bei verschiedenen slawischen Völkern kennen, sie kommt nun aber auch als Singular bei manchen oberdeutschen Stämmen vor. Die mir zur Zeit bekanntgewordenen Belege dafür sind folgende:

In Bayern heißt es in einem Volksschauspiel: „Die Sensen steigt schon hoch empor."[1]) Als Sternbildname ohne weitere Angabe wird „Sense" am Ende des 18. Jahrhunderts für das Zillertal belegt[2]). Mundartlich heißt das Sternbild in Tirol „Die Segnes'·[3]). Für Kärnten wurde „Sèngase, Sèngis'n, Sèngst'n" als Bezeichnung für „das Sternbild des Orion" angegeben[4]) und für die Steiermark lesen wir bei Unger-Khull[5]): „Die drei Mahder sind die drei Sterne der ‚Sense' oder des Jakobstabes." Das Schweizerische Idiotikon gibt für „das Sternbild des Orion" als heutige Form „Sëgens" und für 1560 „die Sägeisen" und den erweiterten Ausdruck „die Himel-Sëgens" (für 1658 und die Jetztzeit)[6]).

Im italienischen Alpengebiete (Ladinia, Trentino, Veneto) finden sich die dem *la falce* der Schriftsprache entsprechenden mundartlichen Ausdrücke für den Gürtel des Orion[7]); Volpati hat dafür viele Zeugnisse zusammengestellt. Gelegentlich trifft man das Diminutiv oder, vielleicht beeinflußt durch den ebenfalls gebräuchlichen Namen „Die heiligen drei Könige", den Plural an. Gemeint mit *falce* oder dessen mundartlichen Formen ist die Sense, wie der Verfasser ausdrücklich hervorhebt (S. 173); damit sind auch die nur je einmal belegten Namen *dañ* und *ranza* anderer Abstammung gemeint (ebenda). Eine letzte Namensgruppe schließlich zeigt ma. Formen wie *segés* u. dgl., die unseres Erachtens den vorhin aufgeführten aus dem Oberdeutschen für „Sense" sehr nahekommen; Verf. betrachtet sie aber als Diminutiva einer Wurzel **sek-* und infolgedessen das sie bezeichnende Erntegerät als Sichel, während man wohl eher die Sense heranziehen muß, da sich aus diesen Sternen so gar nicht eine Sichel bilden läßt. Und damit kommen wir zur Astrothese.

Daß mit dem Namen „die Sense" der Gürtel des Orion gemeint ist, wird von Unger-Khull und Volpati ausdrücklich angegeben (das DWb. bringt die Beleg-

[1]) Hartmann und Abele, Volksschauspiele. In Bayern und Österreich-Ungarn gesammelt (Leipzig 1880) S. 354, 21; nach Grimm, DWb. 10 (Leipzig 1905), 1905.

[2]) Schrank und v. Moll, Naturhistorische Briefe über Oestreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden 1 (Salzburg 1785), 98.

[3]) Thaler, Die deutschen Mundarten in Tirol. In: Die deutschen Mundarten. Eine Monatsschrift. 3 (Nürnberg 1856) 462. Auch DWb a. a. O.

[4]) Lexer, Kärntisches Wörterbuch (Leipzig 1862) S. 232.

[5]) Steirischer Wortschatz (Graz 1903) S. 446.

[6]) Schweizerisches Idiotikon 7 (Frauenfeld 1913), 475—476.

[7]) Volpati, Nomi romanzi degli astri Sirio, Orione, le Pleiadi e la Iadi, Zeitschrift für romanische Philologie 52 (Halle 1932), 172—173, 185—186.

stelle aus Bayern und die eine aus Tirol, vgl. Anm. 1 und 3, denkt an das Sternbild der Krone, versieht aber diese Vermutung mit einem Fragezeichen; die nördliche Krone kommt jedenfalls unter keinen Umständen in Frage, da ihre Kontur nicht das geringste mit der einer Sense zu tun hat, was für die primitive Sternbildererfindung ausschlaggebend ist). Für das Sternbild der „Sense" müssen also die drei Gürtelsterne herangezogen werden, wir glauben aber zunächst nur als Grundlage, denn ihre so gut wie gerade Linie kann wohl das Sensenblatt darstellen, nicht aber das vollständige Erntegerät: der Stiel fehlt. Dieser dürfte durch Verbindung des lichtstarken Sternes β Orionis sive Rigel mit einem der das Ende des Gürtels markierenden Sterne gebildet werden, also entweder mit ζ oder mit δ (vgl. die Abb. 1 oben 3, 156). Während ich früher (oben 3, 161 bei der Sense des finnischen Wäinämöinen) an das Alignement Rigel—c—ζ_1 als Sensenstiel dachte, von dessen ungefährer Mitte die Schwertsterne c—ϑ—ι als Griff abgehen, möchte ich nun die Verbindung Rigel—δ als Sensenstiel vorziehen; dann entspricht nämlich die Richtung des Griffes, der sich ja nach der Sensenblattspitze zu richtet, eher den Verhältnissen beim wirklichen Erntegerät.

Auch Volpati glaubt S. 173 nicht, daß die Gürtelsterne zur Herstellung einer sideralen Sense genügen und konstruiert diese daher in folgender Weise: β—α sei der hölzerne Stiel, α—γ das Blatt und die Gürtelsterne δ—ε—ζ der Griff. Es scheint, daß er zu dieser Auffassung kam, weil zweimal aus der Provence berichtet wird, daß der Gürtel „Sensengriff" heiße, was ich für einen Irrtum der Gewährsmänner halte. Die von Volpati geäußerte Annahme ist deswegen abzulehnen, weil Stiel- und Blattachse bei dem wirklichen Geräte einen rechten, bei dem vorgeschlagenen Alignement dagegen einen spitzen Winkel von etwa 45° bilden; außerdem säße dann auch der Griff genau auf der entgegengesetzten Kante des Stiels. In jenen zwei Fällen aus der Provence dürften also die Ensissterne gemeint sein.

Vorderhand läßt sich also für das oberdeutsche und oberitalienische Sprachgebiet ein Sternbild der „Sense" (sing.) nachweisen, an dem jedenfalls die Gürtelsterne des Orion, wahrscheinlich aber auch Rigel und vielleicht auch die Ensis-Sterne beteiligt sind. In Finnland wird ein auf diese Art markiertes Sternbild „Die Sense des Wäinämöinen" genannt[1]) (vgl. auch oben 3, 161). Haben wir nun zwischen Oberdeutschland—Oberitalien und Finnland einen Zusammenhang zu vermuten oder handelt es sich um selbständige Schöpfungen der menschlichen Phantasie?

Berlin-Schöneberg. Robert Lehmann-Nitsche.

Alte deutsche Hausnamen in Neuwerbaß (Batschka).

Neuwerbaß gehört zu den protestantischen deutschen Siedlungen des 18. Jahrhunderts in Südungarn, die in kurzer Zeit wirtschaftlich und kulturell stark aufblühten. Diese Großgemeinde hat das alte Ungarn und jetzt Jugoslawien mit einer Reihe studierter Köpfe beschenkt. Sie selbst hatte nur insofern davon Nutzen, als ihre Mundart[2]) und Siedlungsgeschichte wiederholt ausführlich bearbeitet wurden[3]) und ihr Name dadurch weit und breit guten Anklang fand. Jetzt ist die Gemeinde eifrig am Werke, im nächsten Sommer ihr 150jähriges Ansiedlungsfest zu begehen (1785—1935), wozu auch die Pfälzer Brüder aus dem Reiche freundlichst eingeladen wurden. Zur 150. Jubelfeier wird auch eine umfangreiche Monographie der

[1]) Petrelius, Suomalaisia täktien nimityksiä. Fennia 1 No. 10 (Helsingfors 1884), S. 3, 5.

[2]) H. Schmidt, Lautlehre der rheinfränkischen Mundart der Sprachinsel Werbaß in Südungarn, ZfdMaa. 1911, 97—132.

[3]) Die vollständige Zusammenstellung der einschlägigen Arbeiten bei H. Réz, Bibliographie zur Volkskunde der Donauschwaben. Budapest 1935. (Als 1. Bd. der Schriftenreihe der Deutsch-ungarischen Heimatblätter. Unter „Neuwerbaß [Ujverbász, Novivrbas]" im Ortsverzeichnis.)

Gemeinde im Druck erscheinen, worin alle Merkwürdigkeiten der Ortsgeschichte und des Volkslebens behandelt werden. Dieser kurze Artikel sei eine Festgabe zum Jubelfest meines Geburtsortes Neuwerbaß!

Folgende Arbeit will alte deutsche Hausnamen besprechen, die als Überreste beinahe ausgestorbener alter Bräuche noch weiterleben. Diese sind nicht nur vom Standpunkte der Ansiedlung und Volkskunde wertvoll, sondern auch für die Philologie von Bedeutung, da in ihnen zumeist alte, heute nicht mehr lebende sprachliche Formen erhalten blieben. Die Gemeinden in der Batschka an den Hauptverkehrslinien, z. B. an der Budapest-Belgrader Eisenbahnstrecke, haben sich um die Jahrhundertwende in kürzester Zeit zu Städten oder städtische Sitten nachahmenden Großgemeinden entwickelt, wodurch auch die alte Welt des Volkslebens, die alten angestammten Sitten und Bräuche ziemlich verlorengingen. Nur ganz alte Leute kennen und pflegen noch die alten Volksbräuche. Der umgestaltende Vorgang hat sich fast in einem Menschenalter vollzogen. Möglich, daß diese schnelle Umwandlung durch die Wirrungen nach dem Weltkriege herbeigeführt oder zumindest beschleunigt wurde. Die einfachen Landbewohner kamen in fremden und deutschen Ländern herum, in unsere friedlichen Dörfer kamen Soldaten, und nach dem Kriege, da es Jugoslawien zugesprochenes Gebiet ist, Zivilpersonen aus den verschiedensten Gegenden des neuen Staates. Alle neuen Bewohner brachten etwas Neues, etwas ganz anderes mit sich, und dadurch verloren leider die alten Sitten und Bräuche auch ständig an Umfang und Bedeutung. Die deutschen Gemeinden sind in ihrem Denken und Fühlen ebenso deutsch geblieben, wie sie früher waren, aber die Sitten sind ganz andere geworden. Diese starke Veränderung sehen wir auch bei den Deutschen (rheinfränkischer Mundart) in den zwei Schwestergemeinden Neu- und Altwerbaß in den letzten 20—30 Jahren.

Die Hausnummern hat man erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts eingeführt, und obwohl in den nach 1780 angesiedelten deutschen Kolonistendörfern die Hausplätze von Beginn an numeriert waren, haben die Neuangesiedelten ihre alten Haus- und Familiennamen auch weiter beibehalten. John Meier sagt in seiner Volkskunde, daß die amtlichen Familiennamen in Deutschland auf dem Lande auch heute nur in Verwaltungsschriften, in Matrikeln und im brieflichen Verkehr vorkommen; die Dorfbewohner kennen sie kaum[1]). Jedes Haus, jeder Meierhof (Wirtschaft) hat seinen Namen (Marke), und der bleibt oft auch dann im Gebrauch, wenn der Eigentümer ein anderer geworden ist[2]). Diese alten Bräuche haben auch die Deutschen unserer Gemeinde aus der alten Heimat mitgebracht. Die alten Hausnamen und Zeichen waren meistens am Rhein, in der Urheimat unserer Deutschen, zu finden[3]), wo diese oft älter sind als die im 12.—14. Jahrhundert entstandenen Familiennamen. Alte Hausnamen, die aus Hauszeichen entstanden sind, gibt es in Neuwerbaß nur bei einigen Gasthäusern (z. B. „Weißes Schiff"); dazu war eben die Ansiedlung zu spät durchgeführt, als daß solche hätten bleiben können. Bei den altansässigen Siebenbürger Sachsen kann man solche noch finden, obzwar die Hauseigentümer sie oft nur darum herunternehmen ließen, weil ihnen die Tierköpfe usw. nicht vornehm genug waren.

Vor etwa zwei Generationen (50 Jahren) wurden in Neuwerbaß die meisten Familien nicht mit ihrem Familiennamen bezeichnet, sondern mit dem Taufnamen ihres Vaters oder Großvaters. Diese Namen waren sehr häufig. Die Generation vor uns hat sie noch gekannt, aber auch schon die Familiennamen gebraucht. Bei uns haben die alten Leute meistens umsonst in dieser Art und Weise nachgefragt, wir haben diese Namen nur ab und zu gekannt. Die Großeltern kennen die alten Hausnamen noch, aber manche Familien hören diese Bezeichnungen nicht mehr gerne. Daß die Namen alt sind, meistens aus der Zeit der Ansiedlung stammen, beweisen die sprachlichen Formen, die selbst von den alten Leuten nicht mehr gebraucht

---

[1]) J. Meier, Deutsche Volkskunde (1926), S. 135.
[2]) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde[2] (1921), S. 34.
[3]) A. Wrede, Rheinische Volkskunde[2] (1922), S. 69.

werden, z. B. Jāb (Jakob), Jerch, Jer (Georg), Nikel-Nikl (Nikolaus) usw. Solche alten Familien- bzw. Hausnamen in Neuwerbaß sind folgende: (das Haus des) Hannespeter, Hanadam, Hanjer (Hanjerch), Handiveld, Hanikl, Hannevert, Jābhenrich, Jābmichl, Jābfriedrich, Jerchpeter, Jerchhannes, Jerchphilipp, Jerchkrischan (Christian), Peterhenrich usw. Die alten Leute sagen daher zum Jungen: „Du bischt Peterhenrichs Philippche", trotzdem der Familienname ein ganz anderer war und die Jungen oft nicht wußten, wohin sie ihn einreihen wollen, da sein Vater doch ganz anders heißt.

Eine andere Bennenungsart war, wenn mehrere Träger desselben Familiennamens in einer Gemeinde wohnten, daß man den Vornamen des Großvaters mit hinzusetzte, z. B. „Es is' Vinzebeckers Johann", trotzdem sein Vater nicht mehr Vinzenz hieß. Oder man fügte dem Vornamen das Handwerk hinzu, z. B. Schuhkunrad (Konrad der Schuster). Von dieser Familie weiß ich genau, daß ihr Ahne als Kolonist 1785 nach Neuwerbaß kam, Konrad Schmidt hieß und Schuhmacher war, daher der Hausname, obgleich sie heute nicht mehr in ihrem alten Haus wohnen. In diesem Falle hat das neue Haus den alten Namen der Familie angenommen. Ähnliche Namen sind: Schusterpeter (heute eine wohlhabende Bauernfamilie), Kaporschneider (heute eine Wirtsfamilie), Millerhannes, Millersophie (da sie lange Zeit als Witwe die Mühle geleitet hat, heute eine reiche Bauernfamilie), Fischermichl, Mauerphilipp (heute studierte Familienglieder) usw. Einige Familien (Häuser), bei denen sich wahrscheinlich das Handwerk Generationen hindurch weiter verpflanzte, oder deren Handwerk nur selten war, wurden nur mit dem Handwerk bezeichnet: Schmieds, Schneiders, Schusters, Sälers (Seiler), Kamplmachers (Kammacher) usw. An einigen Häusern blieb auch der Name des alten Besitzers mit der Ortsbezeichnung haften, wie in Eckschwartz (an der Ecke wohnhaft, trotzdem das Haus heute nicht mehr dem Schwartz gehört), Froschewert (Wirt neben dem Wasser), Brickjud (ein jüdischer Greisler neben der Brücke) usw. Sogar einfache Vornamen wurden als alte Hausnamen gebraucht, anscheinend solche, die in der Ortschaft sehr selten vorkamen, wie Jochem (Joachim), Lui (Louis, die französische Form von Ludwig, wahrscheinlich aus dem Elsaß mitgebracht), Luke (Lukas) usw. Heute ist keiner dieser Vornamen mehr gebräuchlich, aber die Häuser heißen auch jetzt noch so. Die Vornamen wurden häufig mit auffallenden Eigenschaften, körperlichen Gebrechen, mit Spitz- und Beinamen verbunden, was in der pfälzischen Urheimat ebenfalls gebräuchlich war[1]), aber über diese Namen will ich nicht berichten, da man leicht jemanden beleidigen oder kränken könnte. Als Eigentümlichkeit, die in gemischtsprachigen Gemeinden nicht selten vorkommt, will ich noch anführen, daß man deutschen Bauern irgendeinen treffenden ungarischen oder serbischen Beinamen gegeben hat. Ähnliche Fälle erwähnt auch Elmar Schwartz in einem Artikel über die Deutschen in den Ortschaften Westungarns[2]).

Die hier angeführten alten Hausnamen waren auch in der Urheimat bekannt[3]) und lebten in der neuen Heimat als alter Brauch weiter. Die neue Staatsangehörigkeit nach dem Weltkriege und die neue Staatssprache haben das Aussterben der alten Haus- und Familiennamen beschleunigt und fast vollendet. Da es ein alter Brauch aus der Urheimat war, der fast 150 Jahre weiterlebte, wird er wahrscheinlich nicht nur für Neuwerbaß, sondern auch für andere Siedlungen des 18. Jahrhunderts von Bedeutung sein.

Budapest. Heinrich Réz.

[1]) A. Becker, Pfälzer Volkskunde (1925), S. 172.

[2]) Schwartz, Elemér, Csúf és ragadványnevek (Spitz- und Beinamen). Ethnographia 29 (1918), 112.

[3]) J. Meier a. a. O. S. 136.

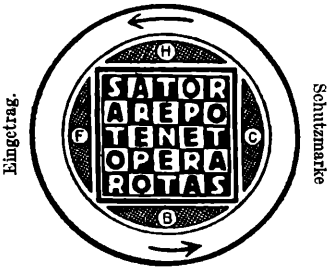
Die Sator-Arepo-Formel patentamtlich geschützt.

(Mit 1 Abbildung.)

Die uralte Sator-Arepo-Formel gehört zu den Dingen, die von Zeit zu Zeit immer wieder in neues Licht gerückt erscheinen, ohne dabei doch je eine entscheidende Deutung zu erfahren. Einer der jüngsten mir bekanntgewordenen Lösungsversuche geht auf die Lesung der einzelnen Zeilen teils vor-, teils rückwärts, also βουστροφηδόν, zurück, und dem entspricht die Übersetzung: Der Sämann erhält das Menschenwerk, es erhält das Menschenwerk der Sämann — sator opera tenet — tenet opera sator. Vgl. auch A. Spamer, Die Deutsche Volkskunde 2, 6f., 340f. (1935).

Eine merkwürdige Verwendung fand die vielumstrittene und vielgedeutete Formel, wie ich zu meiner Überraschung sah, in der reizenden Duodezresidenz Blieskastel (Saar), im pfälzischen Teil des Saargebiets, und das erst in unseren Tagen. Um so auffallender wirkt es, an einem neuzeitlichen Geschäftshaus die Formel über Tür und Fenster angemalt, dann auch auf den Briefbogen und Warenschildern des Geschäfts aufgedruckt zu sehen. Und noch mehr: das deutsche Reichspatentamt hat die Verwendung der alten Schutzformel als Warenzeichen unter dem 30. Juni 1921 bzw. 9. Februar 1922 Nr. 279771 eingetragen, den Schutz des Zeichens im Jahr 1931 erneuert und es gegen andere ähnlich klingende Warenbezeichnungen verteidigt. Geschützt aber sind unter der alten Zauberformel nun reichspatentamtlich — Strumpfwaren, Trikotagen, Bekleidungsstücke, Leib-, Tisch- und Bettwäsche, wie sie das Haus Franz Heim & Co. in Blieskastel herstellt und vertreibt. Als eine ähnliche Firma in Chemnitz vor Jahresfrist das Wort „Koopera" geschützt haben wollte, da lehnte das Reichspatentamt dieses Ersuchen ab mit der Begründung: Das widersprechende Zeichen 279771 ist ein aus Wort und Bild zusammengesetztes Zeichen; es enthält eine schachbrettartige Darstellung mit Buchstaben in den einzelnen Feldern, welche waagrecht und senkrecht gelesen mehrere Worte, unter anderen das Wort „opera" ergeben. Erfahrungsgemäß pflegt sich der Verkehr von einem Zeichen, das mehrere selbständige Bestandteile aufweist, häufig nur den einen oder anderen Bestandteil zu merken, da er meist nicht in der Lage ist, das Zeichen mit allen seinen Einzelheiten im Gedächtnis zu behalten. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß sich viele Abnehmer das Widerspruchszeichen 279771 unter der Bezeichnung „Opera" eingeprägt haben bzw. noch einprägen werden und so zu Verwechslungen mit dem angemeldeten Zeichen „Koopera", worin das Wort „opera" als Wortstamm und unverändert enthalten ist, gelangen. Mit dieser Begründung, die zugleich eine patentamtliche Würdigung unserer Formel darstellt, wurde dem Nebenbuhler „Koopera" die Eintragung versagt.

„Opera"



Der Inhaber des geschützten Warenzeichens war, wie er mir sagte, von einer in diesen Dingen kundigen Verwandten auf das Zeichen aufmerksam gemacht worden, ohne daß etwa abergläubische Schutzabsichten bei der Wahl für ihn entscheidend gewesen wären. Ich möchte vielmehr vermuten, daß bei der Wahl des auch von anderer Seite dann angestrebten Wortes „Opera" der Gedanke an das französische „opéra", an Oper und Opernhaus den Strumpffabrikanten näher lag als der an das lateinische „opera"; so hebt sich auch gerade dieses Wort aus der Inschrift heraus, die wohl zum erstenmal in ihrer tausendjährigen Geschichte patentamtlich behandelt wurde. Mit den Buchstaben F H C B, die die Seitenmitten des magischen Vierecks begleiten, ist eben die Firma Franz Heim & Co. in Blieskastel bezeichnet; die Pfeile aber oben und unten sollen, wie der Geschäftsinhaber meint, andeuten, daß, wie das Rad sich immerzu dreht, so auch seine Erzeugnisse nach allen Seiten sich in stets gleicher Solidität ausbreiten möchten.

Heidelberg. Albert Becker.

Bücherbesprechungen.

Klein, Paul: Volkslied und Volkstanz in Pommern. Diss. Greifswald 1934. Greifswald, L. Bamberg 1935. 191 S. (Vorarbeiten zum Pommerschen Wörterbuch 6.) — Pommern bedeckt über 30000 Quadratkilometer und zählt fast zwei Millionen Einwohner. Über „Volkslied und Volkstanz in Pommern" eine geschlossene Darstellung zu geben, ist also eine sehr schwere Aufgabe. Denn es kommt ja nicht nur darauf an, die gegenwärtigen Verhältnisse erschöpfend und lebensgetreu zu behandeln, es ist auch erforderlich, daß die geschichtliche Entwicklung wenigstens kurz umrissen wird. Zwar sind Volkslied und Volkstanz in Pommern verhältnismäßig gut erforscht. Auf keinem anderen Gebiete der Pommerschen Volkskunde stehen so viele Vorarbeiten zur Verfügung wie hier. Aber es ist auch bekannt, daß diese Vorarbeiten sich im wesentlichen auf die Darbietung von gesammelten Aufzeichnungen beschränken, und daß die pommersche Volkslied- und Volkstanzforschung kaum erst angefangen hat, ihre Aufgaben zu erkennen (vgl. meinen Aufsatz: Das pommersche Volkslied. Unser Pommerland 19, 1935, 210ff.). Man sollte also erwarten, daß nur ein erfahrener Forscher nach langer Arbeit und zu einem späteren, gegebenen Zeitpunkt es wagen würde, sich das Thema „Volkslied und Volkstanz in Pommern" zu stellen.

Klein aber läßt sich eine $2^1/_2$jährige Beschäftigung mit dem Stoff genügen und schließt seine Arbeit Ende 1932 ab. Damals war das Pommersche Volksliedarchiv, von dessen Sammlungen der Verfasser zunächst ausging, kaum sechs Jahre alt. — Das Buch umfaßt 181 Textseiten. Zwölf davon gehen durch die offenbar unentbehrlichen begrifflichen und arbeitstheoretischen Auseinandersetzungen verloren. Vor allem setzt sich Klein mit Martha Bringemeier (Gemeinschaft und Volkslied 1931) auseinander. Max Ittenbach (Mehrgesetzlichkeit 1931) wird leider noch nicht berücksichtigt. S. 21—58 folgt eine großlinige Zusammenstellung von „geschichtlichen Belegen". Sie verrät, trotz der vorangegangenen „Klärung der Begriffe", eine merkwürdige Unklarheit über das, was unter Volkslied und Volkstanz verstanden werden soll. Vollständig ist sie längst nicht, und da, wo sie zu verweilen scheint, treibt sie Raubbau an den Quellen. S. 58—89 werden die „Unterschiede der einzelnen landschaftlichen Gebiete im Volkslied und Volkstanz" behandelt. Hier kommt Klein nirgends über vage Betrachtungen hinaus. Die volkstumsgeographische Gliederung Pommerns, die auch 1932 schon in Umrissen sichtbar war, ist nicht erkannt. Die Scheidung in eine östliche und westliche Tanzlandschaft im Odermündungsgebiet etwa, tritt längst nicht klar genug hervor. S. 90—110 ist von den „Trägern des Volksliedes und Volkstanzes" die Rede. Hier werden einige Repertoires abgedruckt. Leider sind die Angaben dazu so unscharf, daß der Quellenwert nur gering ist. In dem Abschnitt „Gelegenheiten für das Erklingen von Volkslied und Volkstanz" (S. 111—170) werden lange Schilderungen von Hochzeiten, Altenfesten, Heischeumzügen usw. geboten, die weit vom Thema abführen. Sie sind außerdem belastet durch einige sonderbare Hypothesen und Deutungsversuche, für die der Verfasser eine eigenartige Vorliebe zu haben scheint. Es ist übrigens offenbar nicht die Absicht des Verfassers gewesen, alle „Gelegenheiten" zu nennen. — Ein gewisser Wert ist vielleicht in dem allerdings ganz rohen Versuch zu sehen, Fastelabendheischesprüche geographisch nach Typen zu ordnen (S. 158). Leider arbeitet der Verfasser dabei mit den völlig unbrauchbaren und irreführenden Begriffen Westpommern, Mittelpommern, Ostpommern. Den Beschluß bilden ein Kapitel „Volksmusikinstrumente" (S. 170—183), das sogar eine kleine Karte über die Verbreitung des Brummtopfes in Pommern enthält (S. 183), sowie einige zusammenfassende Bemerkungen.

In diesem verwirrenden Buch findet man, von einem Falle abgesehen (S. 170), kein einziges Notenbeispiel. Der Verfasser schreibt aber (S. 155), auf besonderen Wunsch könnten Melodien von ihm bezogen werden. Überall da, wo Klein wirklichen Stoff bietet, verbaut er sich den Weg zur Wirkung durch die unbegreifliche

Ungenauigkeit des Ausdrucks und durch seine unklaren Quellenangaben. Er hat das Pommersche Volksliedarchiv ausgewertet. Er ist im Lande herumgefahren. Schließlich hat er besondere Fragebogen ausgeschickt. Zu guter Letzt hat er auch noch einiges aus den pommerschen Sammlungen für den Atlas der Deutschen Volkskunde herausgegriffen. Nirgends ist zu sehen, wo er die eine oder die andere Quelle benutzt. Dazu kommt eine ungewöhnliche Zahl von glatten Fehlern. Zahlreiche pommersche Ortsnamen sind falsch gedruckt, und es ist unverkennbar, daß das keine Druckfehler sind.

So kam, was kommen mußte. Mit lächerlich unzulänglichen Mitteln unterliegt ein ungeschulter Arbeiter bei einer Aufgabe, die auch ein Besserer heute kaum befriedigend hätte lösen können. Dieses „Buch" von Klein ist für die Pommersche Volkskunde eine schlechte Empfehlung. Seine ganze Vermessenheit ist spürbar, wenn man sich erinnert, wie gleichzeitig an anderen Stellen der Ernst der deutschen Volksliedforschung erkannt worden ist. Martha Bringemeier sammelte alle Kraft in der Beschränkung auf ein einziges Dorf. Fritz Spieser (Das Leben des Volksliedes im Rahmen eines Lothringerdorfes 1934) widmete ebenfalls seine Arbeit ganz dem Volkslied eines einzigen kleinen Ortes. Klein hatte in den letzten Jahren wohl nur einen Vorgänger, dessen Ziel vielleicht so weit war wie das seinige: Max Böhm (Volkslied, Volkstanz und Kinderlied in Mainfranken. Diss. Erlangen 1929). Es ist bedauerlich, daß Klein gerade diese Arbeit nicht gekannt zu haben scheint, denn vielleicht hätte das Beispiel ihn geschreckt.

Greifswald. Karl Kaiser.

Schier, Bruno: Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. Reichenberg, Kraus 1932. VIII, 456 S. (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, gel. v. G. Jungbauer, Bd. 21.)

Der ostdeutsch-slawische Raum entbehrte bisher einer tiefergreifenden Behandlung seiner Hausformen, trotz nicht weniger Arbeiten über einzelne seiner Gebiete. Die Schwierigkeit, in die ferner gelegene slawische Formenlandschaft einzudringen, lief parallel der Vorenthaltung jener europäischen Altformen, die uns den Schlüssel geben können für unverständlich gewordene Relikte im Westen. Wir wußten vom westöstlichen europäischen Kulturgefälle, besonders seit uns die Volkskunst Wege der Erkenntnis wies (vgl. die Arbeiten von A. und M. Haberlandt im Jahrbuch für historische Volkskunde 1925 und 1926), von dem wir heute immer stärker in unseren deutschen Landschaften des ganzen Raumes, auch innerhalb der Alpen, Wahrnehmungen machen. Das tiefere Eindringen in die slawische Formenwelt aber war uns bisher versagt. In den Tagen, da wir Deutsche als Staatsvolk über den Slawen standen, war sie vor allem ein durchaus vernachlässigte Angelegenheit. Es ist nicht nur psychologisch, sondern gerade kulturmorphologisch hochinteressant, daß heute, wo Deutsche in von Slawen geführten Staaten auf die zweite Stufe der Staatsberechtigung gesunken sind, in ihrem Kreise das Studium der bisher gering geschätzten slawischen Formen beginnt. So wirkt die überlegene deutsche Wissenschaftskultur als wissenschaftsfördernder Sauerteig im anderen Volke. Das deutsche Volk trägt die Fackel überlegener Wissenschaftskultur nach dem Osten, der früher das Stadtrecht und, wie wir in dem vorliegenden Buche sehen, die germanische Wohnkultur neben vielen anderen vorangegangen war. Das Eindringen in die slawische Zone bringt der wissenschaftlichen Erkenntnis des Mutterlandes große Förderung, denn wir nähern uns dem Zeitpunkte, wo wir das untergegangene Bild einer alten Kulturformenlandschaft rekonstruieren können.

Das Buch von Bruno Schier faßt zum ersten Male den Osten in einem großen Bilde zusammen. Es wurde in der Hand jener Generation möglich, die durch die staatsrechtlichen Verhältnisse, in denen sie leben muß, genötigt ist, die Fremdsprache zu erfassen und so befähigt ist, in die Welt der bisher fremden Kulturformen einzudringen.

Dabei kommt ein weiteres heran. Wir erfahren, daß Formen aus einem Volkskreise in den anderen wandern, indem sie die ihnen ursprünglich verbundene Sprache

nicht mitnehmen, sich herausschälen aus einem Kulturorganismus und frei für sich fortwandern. Das, was die anfangs auf der Suche nach Typen befindliche Hausforschung nicht wahrnehmen konnte, wird jetzt, da wir gelernt haben, Isoergenforschung zu betreiben, offenbar, daß die Formen einzeln wandern, sich verschiedentlich vergesellschaften, und so fangen die Typen an, uns als wissenschaftliche Abstraktionen weniger als einst zu interessieren, mehr hingegen die Mischformen, und so ist unsere Kulturforschung aus dem statischen Prinzip ins dynamische übergetreten. Wir sprechen wie die Sprachforschung von Bewegungen, die in diesem vorliegenden Falle den Forscher zwingen, im nationalen Interesse seinen nationalen Boden zu verlassen.

Die hochentwickelte deutsche Forschung, das große Verdienst der Prager deutschen Universität, ist der Führer in diesem großen nun anhebenden Kulturvorgange geworden, den das Buch von Schier glücklich kennzeichnet. Es ist ein gesamtdeutsches Interesse, daß der hier beschrittene Weg ungehemmt und in ausschließlicher Spezialisierung auf die deutsch-slawischen Grenzzonenprobleme lange Zeit fort begangen werde. Es ist geradezu eine Forderung wissenschaftspolitischer Klugheit, geeignete Kräfte an solchen Posten zu erhalten und zu fördern, so stark als es nur möglich ist.

Eines der bedeutendsten Ergebnisse dieses Buches ist die positive Erkenntnis, daß wir im Osten mit einer sehr starken ostgermanischen Grundschicht zu rechnen haben, die schon für die Bildung der Westslawen als erster Former in Frage kommt, so daß diese für die spätere Ostwanderung der deutschen Kultur empfängnisbereit wurden. So hatten sie unter ostgermanischem Einflusse das Vorhallenhaus ausgebildet und durch Übernahme eines selbständigen Stalles die Grundlage für das spätere Wohnspeicherhaus und die Zwiehofanlage übernommen, den Schlaf- und Wohngaden verwenden gelernt. Es ist durch Schier sehr wahrscheinlich geworden, daß wir mit zwei großen europäischen Kulturkreisen zu rechnen haben: Skandinavien, Osteuropa und Alpenländer sind der eine, dessen Träger Nord- und Ostgermanen sowie Slawen waren. Der andere umschließt Nieder- und Mitteldeutschland, in welchem die Westgermanen zum Teil unter romanischen Einflüssen standen. Hier entstand ein hochstehendes Wohnwesen, das dann die Wanderung nach Osten, Norden und Südosten aufnahm und dann weiterhin über den Westen strahlte. Über die Ergebnisse Schiers hinaus wird man für den ersten Kreis die illyrische Frage in Zukunft stärker umschreiben müssen und das Problem der Lausitzer Kultur. Andererseits scheint mir der Alpenraum in der Richtung seiner Zugehörigkeit zu diesem Kreise noch einer gewissen Abgrenzung bedürftig. Ostgermanen können wir vielleicht noch in Tirol, nicht mehr aber westlicher in diesen Zusammenhängen trotz Hunzikers Gedanken suchen. Man wird hier auf die Alemannen weisen müssen, die offenbar Formen des Ostkreises in den westlichen hineintrugen und in deren alpinen Altformen solche des Ostkreises noch weiterleben können.

Das alpenländische Gebiet hat nach Schier folgende Kulturformen aus dem Ostkreise behalten: Dach: Pfettendach, Wirrstrohdach und Übergangsformen zum Schaubenstrohdach, Sicherung durch Randbretter und Latten. Wand: Blockbau mit Wettkopfbindung, Drischkel (Hochschwelle), Wölbdecke. Grundriß: Giebellasche, Wohnspeicherhaus, Zwiehof. Feuerstätten: Grundform des Koch- und Wärmofens, Rauch- und Lichtloch, Kienspanhalter in Form eines Menschenkopfes. Stube: Schwitzbadestube, Warmraum der Türnze. Einrichtung: Hohe Schlafbühne, Hängewiege. Wirtschaftsgebäude: Umlaufstall, Dörrhaus und Rauchboden, Gadenwesen. Schier stellt fest, daß wir nicht daran denken können, daß hier Rückzugsformen einer alteuropäischen Wohnkultur vorliegen, die in Mittel- und Niederdeutschland durch höhere Formen verdrängt wurde, weil uns die Vorgeschichte schon eine große Mannigfaltigkeit der alteuropäischen Wohnformen zeigt. Er unterscheidet das mittel- und niederdeutsche Wohnstallhaus, das Mensch und Tier unter einem Dach vereinigt, vom Zwiehofsystem des Ostkreises, in welchem ein rascheres Aufsteigen zu höheren Kulturformen gewährleistet ist. Das ist richtig, jedoch wird die scharfe Scheidung der beiden Haussysteme schon für die Neolithik nicht aufrechtzuerhalten sein, denn der Grosgartacher Typ hat getrennte Viehställe.

Gleichwohl scheint mir erwiesen, daß die Ostgermanen die höhere Wohnkultur

hatten und daß die Westgermanen von ihnen lernten. Ob diese als „Erfinder des Sparrendaches als die besseren Techniker" zu betrachten sind, soll noch erörtert werden. So macht Schier auch wahrscheinlich, daß die Stube aus dem ostgermanischen Kreis stammt, in den Alpen im Wege der germanisch-romanischen Kultursymbiose eine Veredelung der Urform des Ofens im Sinne der Wölbetechnik erfuhr und daß dieses alpenländische Sterngebiet der Ausstrahlungsherd wurde für die südnördliche Wanderbewegung der Stube. Durch alle diese Vorgänge wurde Deutschland das große europäische Herdgebiet der Wohnkultur. Seine Formen befruchten Frankreich und Osteuropa. Aus seinem Raum dringen nach Erfindung des Sparrendaches (nach Schier zwischen 500 und 800 n. Chr. in Niederdeutschland) folgende Formen zu den Slawen. Dach: Sparrendach, Steilgiebel, Schaubenstrohdach. Wand: Blockbau mit abgebandeten Stämmen, Schwalbenschwanz- oder Hakenverblattung, Fachwerk, verbesserter Fensterbau mit Glasscheiben. Grundriß: geregelte Hofanlage. Feuerstellen: Herd und Heizofen. Stube: Kachelofen, Wannenherd, Stube als Kulturraum. Einrichtung: Bewegliches Bett, Kufenwiege, Tisch- und Sitzgeräte. Wirtschaftsgebäude: Ständestall, geregelter Misthaufen. Heuberge und Scheune. Technisch geläuterter Speicher.

Ein schöner Beleg für die große Hilfe, die die Hausforschung der lediglich auf das seelische Volksleben gestützten volkskundlichen Forschung liefern kann, ist der Fall der Kammertenne. Im Gegensatz zu den anderen deutschen Scheunen ist sie nicht zum Einfahren eingerichtet, weil ihr Boden kniehoch über dem Erdboden liegt. So stimmt sie genau mit der altdänisch-schwedischen Hochtenne überein. Sie liegt in Nordthüringen zwischen Elbe und Elz, dort wo die Ortsnamen auf -leben liegen. Ihr dänisch-schwedisches Gebiet zeigt solche auf -lev! R. Much hat die Hypothese ausgesprochen, daß der thüringische Gau Engelin von Angeln besiedelt wurde. Schiers Tatbestand liefert jetzt den endgültigen Beweis. Ich verweise übrigens darauf, daß im vorarlbergischen Montafon in hochgelegenen Rückzugsgebieten dieselbe Tenne vorkommt. Man müßte hier aber erst noch die Terrainverhältnisse untersuchen, denn am Wiesenhang kann es ratsam sein, den Tennboden höher zu legen, da man ohnedies nicht einfahren kann.

Nach den obengenannten Schlagworten führt Schier in sieben Kapiteln die konstruktiven Tatsachen mit dem Wortschatz vor. Zahlreiche Einzelergebnisse treten hier vor uns. Wir können auf sie nicht eingehen. Nur eine der wichtigsten Fragen soll herausgegriffen werden, da es sich hier auch noch um methodisch wichtige Dinge handelt. Schier kommt an Hand des vorgeschichtlichen Materials unter starker Heranziehung der Hausurnen zum Ergebnisse, daß das Pfettendach mit seinen landschaftlichen Arten bis um 500 n. Chr. in Alteuropa herrschend war. Dieser Schluß scheint mir nicht genügend gestützt. Denn selbst der Fall des frühbronzezeitlichen Grabhauses von Leubniger, dessen die Dachhaut tragende Sparren in den Firstbalken eingespundet sind, kann auch noch für die Konstruktionsidee des Sparrendaches herangezogen werden. Man muß auch daran denken, daß die Firstsäule einem großen Sparrendach in anderer Form dienstbar sein konnte, als in jener des reinen Pfettendaches. Es ist für die Großformen viel eher an eine Ur-Kombinationsform zu denken, aus der sich diese Formen in konstruktiver Hochzüchtung erst herausbildeten. Daß das Sparrendach seit der Vorzeit vorhanden war, zeigt uns ja doch die Hausurne von Königs an (Ebert, Reallexikon Bd. 5 Tfl. 66). Ich stelle mir die Sache so vor, daß das Zeltdach sowohl in seiner viereckigen Lang- als in der Rundform als Primitivsparrendach vorhanden war. Die Aufstellung dieses Daches aus der Grube hat die Firstsäule nötig gemacht, weil die konstruktive Fähigkeit den neuen Aufgaben der Statik, die jetzt entstanden, nicht gewachsen war. So entstand eine uns als Mischung zweier Prinzipien erscheinende Form. Aber in den primitiven Urformen waren beide Ideen vorhanden. Immerhin wird hier noch manches zur Klärung dieser Fragen zu tun sein.

Der oben aufgeführte Ertrag des Buches von Schier stellt uns in große europäische Zusammenhänge, die aus solider Kleinarbeit gewonnen sind.

Leipzig. Adolf Helbok.

Notizen.

Andersson, Otto: Finlands Svenska Folkdiktning V: Folkvisor 1. Den äldre folkvisan, utgiven. Helsingfors 1934. XXX, 632 S. (Skriftor utgivna av Svenska Litteratursällskapet i Finland 246). — Dem bewundernswerten Eifer, den die Finnen der Sammlung und Pflege ihrer Volksdichtung zuwandten, tritt die Tätigkeit der schwedischen Literaturgesellschaft Finnlands rühmlich an die Seite. Von Landtmans Werk über den Volksglauben und Weßmans Sagensammlung war schon mehrfach (zuletzt ZVfVk. 33, 32; ZfVk. 3, 210) die Rede. Jetzt legt uns O. Andersson nach 15jähriger Arbeit den ersten Band der Volkslieder vor, der 79 ältere Balladen enthält, während Lagus 1887 in seinen 'Nyländska Folkvisor' nur 46 aufweisen konnte. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß Lagus meist nur eine Fassung jedes Liedes gibt, während A. uns den ganzen Reichtum der finnländischen Überlieferung vorlegt. Als bewährter Musikforscher teilt er sämtliche Melodien mit; und das sind z. B. bei Nr. 65 (Kärestans död) und 67 (Oväntad bröllopsgäsl) 45 und 82 Weisen. Kürzer faßt er sich bei den Texten; bei Nr. 65 gibt er von 52 Fassungen nur 21 vollständig, die übrigen in Lesarten. Als Beispiel für die Zähigkeit der Überlieferung führt er S. XXIV an, daß ihm eine Frau 14 Balladen mit etwa 200 Strophen vorsang, die sie von einer Greisin, die 1855 schon 85 Jahre alt war, gelernt hatte. Für die Geschichte der Lieder liefert A. also höchst wertvolles Material; nur müßten natürlich auch die im eigentlichen Schweden vorhandenen Fassungen herangezogen werden, auf die hier mit keinem Zitat hingewiesen wird. Deutsche Leser wird interessieren, daß in Nr. 63 unsere Beiden Königskinder (Erk-Böhme Nr. 84) und in Nr. 78 das Schloß in Österreich (Erk-Böhme 61) vorliegen. J. B.

Beckwith, Martha Warren: Mandan and Hidatsa tales, third series. Pougkkeepsie, New York. Vassar College 1934. S. 264—320 (Publ. of the Folk-Lore Foundation Nr. 14). — Die aus der Indianersprache übersetzten Märchen Nr. 34—46 (deren frühere Teile 1930—32 erschienen) erzählen von Gaunerstreichen des Weltschöpfers Coyote (Präriewolf), die oft boshaft ausfallen. Er läßt beim Wettlauf mit dem Büffel diesen in die Schlucht stürzen, bestiehlt zwei Blinde, stellt sich tot, um unerkannt als Freier seiner eigenen Tochter wiederzukehren u. a. Interessant ist ein angehängter Kalender über die Winterereignisse der Jahre 1835—70 in Bilderschrift. J. B.

Brather, Fritz: Deutsches Volksgut. Ein volkskundliches Lese- und Arbeitsbuch. Berlin und Leipzig, de Gruyter & Co. 1934. VIII, 271 S. geb. 3 RM. — Der erste Teil des Buches erinnert durch seine Überschrift „Bilder aus der deutschen Volkskunde" an die ebenso betitelte Sammlung Meisingers (s. ZVfVk. 31, 35. 1921). Während jedoch dort das Hauptgewicht auf den Inhalt der ausgehobenen Stücke gelegt wird und dementsprechend die Proben fast ohne Ausnahme aus der volkskundlichen Fachliteratur stammen, beherrscht hier die Rücksicht auf die künstlerische Gestaltung volkskundlicher Stoffe die Auswahl: Freytag, Storm, Rosegger, Ganghofer, Sudermann, Rilke, Hesse, Finckh, Viebig, Weismantel, Kröger, Fock — das sind nur einige und die klangvollsten Namen des Registers; das einleitende Kapitel „Deutsche Stämme und Gruppen" aus E. Banses Deutscher Landeskunde ist eigentlich der einzige Abschnitt, der keinen literarischen Anspruch erheben dürfte. Der zweite Teil „Wegweiser zu volkskundlicher Forschung" gibt für die einzelnen Teilgebiete der Volkskunde Literaturangaben und Hinweise auf wichtige Probleme der Wissenschaft und auf die Wege und Ziele eigener volkskundlicher Betätigung, z. T. in Form von Fragebogen, z. T. wertet er auch die literarischen Schilderungen des ersten Teils nach der formalen Seite aus, ja er will sogar (S. 229) „zu fesselnder Gestaltung deiner eigenen Forschungsergebnisse Anregung geben". „Vier Gebote für die volkskundliche Forschung" warnen, an den Anfang gestellt (S. VIII), vernünftigerweise vor Voreiligkeit und Verallgemeinerung, anderseits sind die Auf-

gaben, die der zweite Teil dem doch als Anfänger gedachten Benutzer stellt, z. T. recht schwierig und ohne sehr gründliche Kenntnisse nicht zu bewältigen, wenn man nicht in jene Fehler verfallen will, z. B. „Stelle den Zusammenhang unserer Osterbräuche mit der Götterverehrung der Germanen her". Ohne Zweifel bringt das sichtlich mit großer Liebe und offenem Blick für die Gegenwartsaufgaben der Volkskunde geschriebene Buch eine Fülle von Anregungen, seine Hauptschwächen liegen sogar in einem Zuviel an Fragen und Hinweisen. Dazu kommt eine gewisse Verschwommenheit in der Zielsetzung. Wer ist der von der ersten Seite an mit dem herzlichen Du angeredete Leser, an den sich der Verfasser wendet? Es ist nicht, wie man zumal nach dem Untertitel annehmen könnte, ein speziell für Schulzwecke gedachtes Buch, es richtet sich vielmehr an jeden Volksgenossen, dem die Erkenntnis seines Volkstums am Herzen liegt. Wir glauben trotzdem, daß es, wenigstens zunächst, seinen Zweck am besten in der Hand eines erfahrenen Lehrers erreicht; andernfalls werden, so fürchten wir, nur wenige dem Verfasser folgen können. Die meisten würden bei der heute trotz allem guten Willen in weiten Kreisen noch herrschenden Unklarheit in volkskundlichen Dingen gerade gegenüber der Fülle des hier Gebotenen Mut und Richtung verlieren. Bei dieser Einschränkung fassen wir anderseits den Begriff „Schule" möglichst weit, wozu unsere Zeit mit ihren zahlreichen Schulungsunternehmungen durchaus das Recht gibt. Allen denen, die hier zu volkskundlichen Lehren berufen sind, wird das Buch als Wegweiser und Unterlage eines fruchtbaren Unterrichtes sehr dankenswerte Dienste leisten, wozu sein überaus billiger Preis nicht wenig beitragen wird. Für spätere Auflagen würden wir freilich eine Ausgestaltung des ersten Teiles sehr empfehlen. Stärker als die Titelangaben des zweiten Teiles wirken entschieden geeignete Proben unmittelbar aus den Grundwerken unserer Wissenschaft und regen zu eigener Forschung an. Es geht heute nicht mehr an, daß in einem volkskundlichen Lese- und Arbeitsbuch kein Stück von Riehl zu finden ist, der noch dazu als Muster der Sprache den meisten der hier exzerpierten Poeten gewachsen ist. Auch sonst enthält das volkskundliche Schrifttum genug Werke, die Zuverlässigkeit des Inhalts mit edler und klarer Form vereinigen. Vorderhand wird man also Meisingers anfangs erwähnte Sammlung als unentbehrliche Ergänzung neben dieser das Literarische zu einseitig betonenden Auswahl zu verwenden haben. F. B.

Claassen, Oswald: Die Ahnen des Mondes. Eine indianische Edda. Krefeld Hohn 1933. 271 S. — Der Dominikanerpater Franciscus Ximenez (vgl. Angelus Maria Walz, Compendium historiae ordinis praedicatorum 1930, S. 390f.) rettete uns einen mythologischen Text der Qu'iche, das Popol Vuh. Nachdem W. Krickeberg 1928 in seinen „Märchen der Azteken und Inkaperuaner Maya und Muisca" größere Stücke aus ihm in deutscher Übersetzung mitteilte und (freilich astralmythologisch) kommentierte, legt nun C. in freierer Nachdichtung die Schrift vor. Über die Texttreue haben Mexikanisten mit ihm zu rechten. Uns sind die märchenhaften Elemente des Popol Vuh wichtig. Neben manchen klugen stehen auch manche wunderliche Bemerkungen, so etwa wenn C. auf die Welteislehre expliziert. Schön ist der Versuch gelungen, die Geschichte der Unterwerfung jenes Hochkulturvolkes in Guatemala durch Alvaredo vorzutragen. W. E. Peuckert.

Dörrer, A.: Die Thierseer Passionsspiele 1799—1935. Ringen um Bestand und Gestalt eines Tiroler Volksbrauches. Innsbruck, Mar. Vereinsbuchhandlung 1935. 153 S. 1,50 RM. — Die in diesem Jahre wieder ins Werk gesetzte Aufführung des Thierseer Passionsspiels hat den gründlichsten Erforscher des religiösen Tiroler Volksdramas, A. Dörrer, der schon dem Erler Passionsspiele ein besonderes Buch widmete und unseren Lesern durch mehrere Aufsätze bekannt ist, veranlaßt, der Entwicklung auch dieses Spielbrauches nachzugehen. Maria Theresia und Josef II. hatten die meisten geistlichen Bauernspiele als unziemlich verboten; aber die Bedrohung der Heimat durch Napoleon veranlaßte 1799 die Thierseer Bauern zu dem Gelübde, alljährlich in der Fastenzeit das Leiden Christi darzustellen. Sie entliehen ein Spielbuch der Oberaudorfer und errichteten eine gedeckte Bühne vor der Kirche. Es kostete in der Folgezeit bis 1848 manchen Kampf, die Erlaubnis der Behörde zu erlangen. 1854 wurde eine neue Spielgesellschaft gegründet und ein Schauspielhaus errichtet, dem 1885 und 1927 neue Bauten folgten. Auch die Spieltexte wechselten. 1873 übertrug J. Mayrhofer das alte Spiel in Prosa und änderte es nach dem Oberammergauer Vorbilde um; 1885 folgte ein neuer Text von R. Weißenhofer. 1895 eine Umarbeitung von J. Juffinger, 1921 ein neues Christusspiel von J. Reimer, das auch jetzt mit einigen Änderungen aufgeführt wird. J. B.

Elisonas, Jurgas: Dievas Senelis [Gott als Alter Mann], in: Musų Tautosaka 9. Kaunas 1935. 272 S. — Wie wir aus dem deutschen 'Anhang' von Jonas Balys entnehmen, enthält der Band, wie schon Bd. 2, 3, 5 derselben Zeitschrift, 460 litauische Sagen und Märchen, aus dem Volksmunde gesammelt, die den Ursprung der leblosen Natur, der Pflanzen und Tiere und in der vierten Abteilung den Wandel Gottes auf Erden darstellen. Aus den Literaturnachweisen des Anhanges erfahren wir, daß hier zahlreiche Fassungen verbreiteter Märchenstoffe vorliegen, z. B. Nr. 172, 380, 381 Fleißiges Mädchen wird Gattin des Faulen (Bolte-Polívka 3, 209); 268 Roggenähre des Hundes Anteil (B.-P. 3, 417); 285 Lagertausch (B.-P. 3, 451); 337 Köpfe vertauscht (B.-P. 1, 30); 350 Greise ausgesetzt, liebevoller Sohn (B.-P. 2, 394); 387 Drei Wünsche (B.-P. 2, 212); 388 Christus und Einsiedler (Pauli c. 682); 389 Schmied und Teufel (B.-P. 2, 149); 454 Der Räuberbräutigam (B.-P. 1, 370); 457 Gevatter Tod (B.-P. 1, 377); 461 König Jovinianus und der Engel (Chauvin, Bibl. arabe 2, 161). J. B.

Hansen, Jörgen: Volkskunde und völkische Schule. Ausgewählte Aufsätze. Braunschweig, Westermann o. J. 142 S. 3 RM. — Der erste Teil des Buches enthält einige in pädagogischen Zeitschriften erschienene kurze Aufsätze grundsätzlichen Inhalts, die die Heimat- und Volkskunde in ihrer allgemeinen Bedeutung für eine volkhafte Erziehung und in ihrer Stellung in der Schule, besonders der Volksschule, kurz und schlicht behandeln. Ein ausführlicher Stoffplan der Volkskunde, aufgeteilt auf die üblichen Unterrichtsfächer, ist S. 22 aufgestellt; immer wieder sollte bei solchen Entwürfen betont werden, daß die schönsten Lehrpläne Gefahr laufen, auf dem Papier stehen zu bleiben, solange es an volkskundlich solide vorgebildeten Lehrern mangelt. Die Erfahrungen des ersten Nachkriegsjahrzehnts werden hoffentlich dazu führen, für Volks- und vor allem auch für die höheren Schulen diese Vorbedingung eines wirklich erfolgreichen volkskundlichen Unterrichts zu schaffen: erst Lehrer, dann Lehrpläne! Der zweite Teil vereinigt Darstellungen volkskundlicher Stoffe verschiedener Art, wohl geeignet, dem Lehrer inhaltliche und methodische Unterlagen und Hinweise zu geben. F. B.

Henßen, Gottfried: Volk erzählt Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke. Gesammelt und herausgegeben mit 7 Bildtafeln und 1 Karte. Münster i.W., Aschendorff 1935. XV, 408 S. Kart. 8 RM. — Freudig begrüßen wir diese längst erwartete Veröffentlichung der Provinzialinstitute für westfälische Landes- und Volkskunde, welche die Behauptung, heute sei das Volksmärchen ausgestorben, bündig widerlegt. Denn H. hat im Regierungsbezirk Münster in den Jahren 1927 bis 1932 bei bäuerlichen Erzählern aller Lebensalter (von 10—90 Jahren, 100 Männern und 30 Frauen) über 1000 Geschichten gesammelt und bietet daraus hier 99 wohlgeordnete Sagen und 488 Märchen und Legenden sowie 100 Schwanksprüche (apologische Sprichwörter) genau in der Mundart des jedesmaligen Erzählers mit trefflichen vergleichenden Literaturnachweisen. Im angehängten Wortverzeichnis weist er darauf hin, daß die Wortformen nicht bloß nach den drei Hauptgebieten der Mundart, sondern auch nach dem Alter der Erzähler wechseln. Wenn also hier die oft erhobene Forderung nach unverfälschter Wiedergabe der mündlichen Überlieferung aufs beste erfüllt wird, so ist für den Forscher die Einführung auf S. 1—40 vielleicht von noch größerem Werte. Wir erfahren hier, daß die meisten Geschichten nach der Abendmahlzeit in der geräumigen Küche beim Herdfeuer erzählt wurden. Die Erzähler, von denen H. mehrere ausführlich charakterisiert, waren durchweg humorvolle, schlagfertige, auch mit Rätseln und Liedern vertraute Persönlichkeiten, deren Begabung allgemein anerkannt wurde. Ein Blinder lieferte 31 Geschichten, andere je 45 und 60. Meist waren diese von den Vorfahren überkommen, also bodenständig; Geschichten vom Alten Fritz waren aus der Kaserne mitgebracht, einiges stammte von Landfremden her, aus literarischen Quellen (Grimm, Bechstein) nur wenige. Oft läßt sich ein schöpferisches Verfahren der Erzähler, Änderung des Stoffes oder der Form mit Rücksicht auf die Hörer beobachten. Während die Märchen als bloße Unterhaltung betrachtet werden, gelten die Sagen als 'alte Wahrheiten'. Interessant ist endlich die Gegenüberstellung des Volksgutes im Industriegebiet der Ruhr und der holsteinischen und flämischen Märchen. J. B.

Herg, E.: Deutsche Sprichwörter im Spiegel fremder Sprachen unter Berücksichtigung des Englischen, Französischen, Italienischen, Lateinischen und Spanischen. Berlin und Leipzig, de Gruyter & Co. 1933. II, 130 S. Kart. 5 RM. — Die Sammlung enthält etwa 600 neuhochdeutsche Sprichwörter, größtenteils aus Düringsfeld-Reinsberg entnommen, denen Entsprechungen aus den im Titel genannten

Fremdsprachen tabellenartig beigefügt werden; sehr bedauerlich ist das Fehlen der griechischen Parallelen, die ja oft die Urform darstellen, sowie älterer deutscher und nordischer Gegenstücke. Der Verfasser will, wie er selbst angibt, durch seine Zusammenstellung veranschaulichen, wie sich die gleichen Spruchweisheiten in den verschiedenen Sprachen ausdrücken, ferner soll das Büchlein dem Übersetzer aus fremden Sprachen als Handwerkszeug und schließlich auch den Zwecken der Schule dienen. Das mag alles hingehen, ob aber ein Bedürfnis für diese immerhin recht karge Sammlung vorlag, darf man bezweifeln. Sie gibt weder eine Vorstellung von den wissenschaftlichen Problemen des Sprichwortes (es fehlt jeder Hinweis auf die gangbare Literatur, wie er doch auch dem interessierten Laien erwünscht wäre) noch wird über das mundartliche Sprichwort, die eigentliche Lebensform, ein Wort gesagt; schwer zu verstehen ist auch aus diesem Grunde, wie der Verfasser von einem „kleinen Beitrag zur vergleichenden Sprachwissenschaft" sprechen kann. So steht die trockene Kompilation noch weit unter dem ähnlich aufgebauten, z. T. auch benutzten italienischen Buch von Arthaber (s. o. 3, 82). F. B.

Hoffmann, Johannes: Deutsche Vorgeschichte. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, Weidmann 1935. 96 S. Geb. 2,40 RM. — In der „Weidmannschen Bücherei" gab der Verfasser bereits im Jahr 1926 ein Heft „Aus Deutschlands Urzeit" heraus, das besonders als erste Einführung für Schulzwecke gedacht war. Die gleiche Absicht verfolgt die hier vorliegende Neubearbeitung, die sich in der Hauptsache ziemlich eng an die ursprüngliche Fassung hält, was für ihre wissenschaftliche Zuverlässigkeit ja kein schlechtes Zeichen ist. Selbstverständlich aber sind die Forschungsergebnisse der letzten 10 Jahre berücksichtigt, so daß die bei aller Stoffülle frisch geschriebene Einführung dem Lehrer sehr willkommen sein dürfte. Daß der Zweck des Buches und sein knapper Umfang ein näheres Eingehen auf die Einzelfragen verbot, versteht sich; immerhin wäre in einer so wichtigen Frage, wie der der Indogermanenherkunft (S. 26), eine etwas eindringendere Begründung wünschenswert gewesen. F. B.

Hübner, Arthur: Hermann Wirth und die Ura-Linda-Chronik. Berlin und Leipzig, de Gruyter & Co. 1934. 41 S. 0,60 RM. — Wenn es um die Ura-Linda-Chronik seit längerer Zeit still geworden ist, so ist das nicht zuletzt das Verdienst A. Hübners. Wer der Aussprache, die am 4. Mai 1934 in der Berliner Universitätsaula für und gegen die Echtheit veranstaltet wurde, beigewohnt hat, wird den überwältigenden Eindruck, den seine Ausführungen in dieser Disputation machten, nicht vergessen. Wirths eigene Verteidigung und die Hilfsstellungen seiner Freunde versanken, aber auch alles von den Vorrednern gegen Wirth Vorgebrachte mußte hinter seiner überlegenen Beweisführung zurücktreten. Er ging nicht von außen an die Sache heran und begnügte sich nicht mit der Feststellung von sachlichen Einzelirrtümern, sondern ließ die Persönlichkeit und die Tendenz des Fälschers aus seinem Machwerk entstehen und stellte dies selbst in den geistesgeschichtlichen Zusammenhang, in den es gehört. An jenem Abend wurde die „Urbibel der Germanen" für jeden Unbefangenen abgetan; gegen etwaige Wiederbelebungsversuche durch Unentwegte hat man keine bessere Waffe zur Hand, als dies schmale und schneidige Heft. Wenn man sieht, wie stark der Fälscher den „Volksfesten" des selber so unzuverlässigen Montanus-Zuccalmaglio verpflichtet ist, so ist man versucht, in der volkskundlichen Literatur der fünfziger Jahre noch weiter Umschau zu halten. Aber lohnt es noch die Mühe? F. B.

Hveding, Johan: Folketru og Folkeliv på Hålogaland (Norsk Folkminnelag Nr. 33). Oslo, Norsk Folkeminnelag 1933. 121 S. — Die erste Abteilung (S. 9—48) berichtet über norwegische Bräuche des täglichen Lebens und Vorstellungen über Wetter, Gestirne, Tiere; die zweite behandelt den Glauben an Kobolde und bringt Sagen von Örtlichkeiten und merkwürdigen Personen. J. B.

Kirschner, Heinrich: Beiträge zum deutschen Volksliedstil um 1500. Jena, E. Diederichs 1935. 66 S. (Deutsche Arbeiten der Universität Köln Nr. 8). — Die aus dem Seminar Friedrichs v. d. Leyen hervorgegangene Arbeit geht einem interessanten Problem energisch und mit einer, wie es S. 58 heißt, sprunghaften Methode zu Leibe. An einzelnen Liedertexten legt K. dar, daß das deutsche Volkslied auf der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit kein bloßes gesunkenes Kulturgut aus dem späten Minnesang oder dem bürgerlichen Meistergesang ist, sondern die Tradition des älteren Minnesangs fortsetzt und entgegengesetzte Elemente, wie Gefühl und Sachlichkeit, realistische und mythische Darstellung vereinigt. Er ordnet es nach der

äußeren Form in die Abteilungen: episch, reflexiv, lyrisch-reflexiv, lyrisch, episch-lyrisch und zeigt an vielen Beispielen die Offenheit gegenüber fremden Stileinflüssen, namentlich der Musik, die in einer Periode des Kontrapunktes und der Mensuralmusik den Texten bisweilen durch groteske Kehrreime den Gehalt entzieht und so zur 'Geistferne' führt. Die Wesensanalyse wird dann fortgesetzt an den Gruppen: realistisches, humoristisches, phantastisches, idyllisches, heroisches Lied. Als Ergebnis der Stilanalyse erhalten wir endlich eine Tabelle, die in Schlagworten die äußere, die innere Form und das Wesen des Volksliedes nach den Stufen: primitiv, organisch, konzentriert und atmosphärisch charakterisiert. J. B.

Krogmann, Willy: Der Rattenfänger von Hameln, eine Untersuchung über das Werden der Sage. Mit 1 Tafel und 1 Abbildung im Text. Berlin, E. Ebering 1934. 85 S. (Germanische Studien, Heft 156). — Die weitbekannte Sage von den 130 Hameler Kindern, die am Johannistage 1284 von einem Rattenfänger zum Ostertor hinausgelockt und in den Koppenberg entführt wurden, ist 1934 durch eine festliche Veranstaltung der Stadt Hameln ins Gedächtnis zurückgerufen worden. Ihr gilt auch die vorliegende Untersuchung, in der die mit der Mitte des 16. Jahrhunderts einsetzende Überlieferung nach dem Vorgange von Meinardus (1882) und Jostes (1905) geprüft und das Werden der Sage mit eigenem Urteil dargestellt wird. C. F. Fein vermutete, daß sie entstanden sei in Erinnerung an die Schlacht bei Sedemünde (1259?), in der die Hameler Stadtkinder von dem Bischof Wedekind von Minden geschlagen wurden, und Jostes hat sich dieser Ansicht angeschlossen. Krogemann dagegen erblickt mit Meinardus die Grundlage der Überlieferung in einem Tanzwutfall, wie er sich im Juli 1236 bei einer großen Zahl von Erfurter Kindern ereignete und 1374 beim Johannisfest in Aachen wiederkehrte. Aus dem Pfeifer, der den Zug der tanzenden Kinder begleitete, ist in der Volkssage dann ein Entführer geworden. Ein weiterer Fortsetzer außerhalb von Hameln machte aus dem Pfeifer einen von den Stadtvätern um seinen Lohn betrogenen und sich rächenden Rattenfänger, wie Ähnliches in Drancy-les-Nouës bei Paris um 1240 ein Kapuziner getan haben soll. Die Untersuchung ist übersichtlich und sorgsam geführt. Einige Druckfehler fallen in den lateinischen Stellen S. 16, 19, 25. 29 auf. J. B.

(Kuhn, F.): Die Räuber vom Liang-Schan-Moor. Mit 60 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. Leipzig, Insel-Verlag 1934. 839 S. — Franz Kuhn übersetzte für die Insel einen großen chinesischen Räuberroman, den kennenzulernen sich verlohnt. Es ist die „Wasserufergeschichte" eines Schi Nai An, der im 13. Jahrhundert gelebt haben soll. Über seine Verdeutschung wie über manches sonst Wichtige hat Kuhn im Nachwort einige Angaben gemacht. Ich hebe daraus vor allem hervor, daß der Roman in China in weitesten Kreisen gelesen wird. Den Ausdruck „Volksbuch", der öfters in Hinsicht auf ihn vom Übersetzer wie Verlag gebraucht wird, möchte ich lieber vermieden sehen; er rückt für uns das Buch in einen Zusammenhang, der nicht der rechte ist. Kuhn will mit ihm andeuten, daß hier ein frisches, lebendiges Buch geschrieben worden ist, das nicht in feineren Gesellschaftskreisen, sondern „im Volke", auf der Straße wie in der Kneipe, unter Beamten, Gutsbesitzern, Bauern und Fischern spielt. Dem Volkskundler wird es durch seine reichen Beschreibungen des alten chinesischen Lebens wichtig. Er wird darüber hinaus an diesem, vom frischen Wind durchpulsten, Räuberbuch die helle Freude haben. Dies oder jenes herauszuheben, halte ich hier für ungeschickt; nicht hundert kleine Notizen, die Sitten, Bräuche, Glauben, Lebensstil betreffen, sondern die ganze Atmosphäre, welche dem Buch entströmt, das wirklich Chinesische an ihm, ist, was es wichtig macht. W. E. Peuckert.

Lommatzsch, Erhard: Hundert altfranzösische Sprichwörter des Gemeinen Mannes, zum 100. Geburtstag Adolf Toblers 23. Mai 1935 neu herausgegeben. Limburg a. d. Lahn, Limburger Vereinsdruckerei 1935. XI, 47 S. mit Porträt Toblers. — 1895 veröffentlichte Tobler eine in 6 Handschriften überlieferte altfranzösische Dichtung, in denen der wohl zu Ende des 12. Jahrhunderts im Dienste des Grafen Philipp von Flandern stehende Autor eine Reihe von Bauernsprichwörtern in je einer Strophe glossiert, z. B. (nach Toblers Verdeutschung): 'Ins heilge Land zum Streit | Zieht mancher froh bereit | Mit Jauchzen und Juchhei. | Kommt endlich er zurücke, | Dann schleicht er an der Krücke; | Ihm liegts im Leib wie Blei. | Ein müder Ochs wandelt sachte, sagt der Bauer.' Aus dieser fast vergriffenen Ausgabe, die oft Seminarübungen zugrunde gelegt wurde, hat L. zum Andenken an seinen Lehrer eine hübsche Auswahl veröffentlicht, indem er 100 von den 280 Strophen heraus-

nahm und mit einem Glossar versah, auf die Lesarten und Anmerkungen aber verzichtete. Dafür stellte er den Texten eine ansprechende Würdigung von Toblers Leben und Schaffen voran. J. B.

Loorits, Oskar: Das mißhandelte und sich rächende Feuer, I. (Commentationes Archivi traditionum popularium Estoniae 1. Tartu 1935). 98 S. — In 84 Varianten aus Finnland, Estland, Polen, Rußland, Rumänien, aber auch von den Ostjaken, Tataren, Burjaten wird uns eine auf alten Feuerkult in Sibirien und im Baltikum zurückweisende Sage vorgelegt. Zwei Herdfeuer unterhalten sich; das eine wird von der Hausfrau gesegnet und nur mit reinem Wasser gelöscht, das andere zürnt, daß es mit unsauberem Wasser gelöscht wird, und rächt sich durch Niederbrennen des ganzen Hauses, wobei nur ein aus dem ersten Hause geliehenes Sieb verschont bleibt. Loorits fügt Abbildungen der verschiedenen Herdanlagen bei und verheißt eine vergleichende Analyse dieser im übrigen Europa unbekannten Sage. J. B.

Neckel, Gustav: Sagen aus dem germanischen Altertum (Deutsche Literatur herausgegeben von W. Brecht, D. Kralik und H. Kindermann, Reihe Deutsche Sagen Bd. 1). Leipzig, Ph. Reclam jun. 1935. 314 S. — Es wird viele Kenner des vortrefflichen von Heinz Kindermann geleiteten Sammelwerks überraschen, daß neben den zahlreichen Entwicklungsreihen deutscher Literaturdenkmäler auch eine dreibändige Sagensammlung erscheint, die man sonst dem Gebiete der Volkskunde zuzuweisen pflegte. Wir lassen uns aber diese Erweiterung des ursprünglichen Planes gern gefallen, zumal sie in so bewährte Hände gefallen ist. Der vorliegende erste Band schöpft zwar aus den Sagensammlungen des 19. und 20. Jahrhunderts, zeigt aber in der Einleitung, daß diese Stücke zum Teile ins Heidentum zurückgehen. Nach einer auf F. Ranke zurückgehenden Charakteristik der deutschen Volkssage bespricht Neckel hier die Überlieferungen vom wilden Jäger und dem wilden Heer, von den Toten und ihren Erscheinungsformen, besonders von den Toten im Berge, zum Teil auf altnordische Parallelen hinweisend. Darum schließen sich die Sagen von Zwergen, Wassergeistern, Riesen, Hexen, Erzählungen von Geisterkämpfen, Werwölfen, von der Nachtmahr, endlich einige Zeugnisse fortlebenden Heidentums mit geschichtlicher Grundlage. Im zweiten und dritten Bande sollen Teufels- und Heiligengeschichten, Schatz- und Tiersagen und anderes folgen. J. B.

Nieuwenhuis, A. W.: Die dualistische Kultur in Amerika. Internationales Archiv für Ethnographie. Supplement zu Bd. 32. Leiden 1933. 150 S. 4°. — In einer Reihe von Arbeiten, die Nieuwenhuis veröffentlichte, wird eine auch den Volkskundler angehende Erklärung sowohl sozialer Einrichtungen wie mythischer Anschauungen und sprachlicher Eigentümlichkeiten versucht. N. geht von der Feststellung aus, daß den primitiven Völkern die prokreative Bedeutung der Begattung fremd sei. Sie betrachten dementsprechend den Menschen hervorgegangen aus einem besonderen Schöpfungsakt, und zwar gelten für Mann und Frau zwei verschiedene Totemahnen. Damit teilt sich die Gesellschaft in eine männliche und weibliche Hälfte. Die Welt wird hier, entsprechend der Lévi-Bruhlschen Partizipationslehre, in männlich und weiblich aufgeteilt. „Es wurde nachgewiesen, daß eine solche Partizipation der Erscheinungen in der oberflächlich betrachteten Umwelt sich u. a. noch in der Astrologie der späteren Zeiten findet." „Im Wesen dieses Dualismus der Natur und seiner großen Verbreitung, auch in anderen Teilen der Welt, findet man die Wurzel des natürlichen grammatikalischen Geschlechts." N. hat diese seine Anschauungen in den Arbeiten „Der Geschlechtstotemismus an sich und als Basis der Heiratsklassen und des Gruppentotemismus in Australien", „Der Sexualtotemismus als Basis der dualistischen Kulturen und deren Exogamie in Ozeanien. Die Wurzeln des natürlichen grammatikalischen Wortgeschlechts" (Supplement zu Bd. 31 des Internat. Archivs f. Ethnographie), „Die Urform des naturwissenschaftlichen Denkens und der Naturauffassung auf dem amerkanischen Festlande" (Janus 1932. 1933) veröffentlicht. Er setzt sie in dieser Studie mit dem Untertitel „Ihre Entstehung in Südamerika. Verbreitung und Erlöschung ihrer Elemente in Nordamerika. Sonderstellung von Mittelamerika" fort. Ich greife uns Wichtiges heraus. Der Sozial-Dualismus und Gegensatz zwischen Männer- und Frauengruppe führt zum mythologischen Dualismus. In der entwickelten dualistischen Kultur wird der Ahn der weiblichen Naturhälfte zum minderen Schöpfer oder Schöpfer des Bösen; in Kalifornien entsteht aus ihm die mythologische Tricster-Figur Coyote, bei den hochentwickelten Algonkins der Kulturheros Gluskap. Weitere Einzelheiten interessieren nicht, außer der Feststellung, daß in der Mythologie der Übergang von

einer primitiveren zur dualistischen Kultur bezeichnet wird als Verwüstung der Vorwelt(en) durch Sintflut, -brand usw. — N.s Arbeit trifft unsere Bemühungen in einem Kernpunkt, der sichtbar wird, wenn ich ihn über die Kágaba (S. 143) zitiere: „Es kann nur der gleichartigen menschlichen Begriffsbildung zugeschrieben werden, daß bis in Einzelheiten der Sexualtotemismus der Kágaba-Indianer dieselben Erscheinungsformen wie die der Südostaustralier aufweist." Der Streit um die anthropologische Methode wird also hier von neuem aufgenommen und damit von neuem die Notwendigkeit, diese Methode für unsere Versuche zu prüfen, erzwungen. Wenn ich diesen Umstand auch für den hier wichtigsten ansehe, so möchte ich doch die Augen vor N.s These nicht verschließen, besonders nachdem uns O. Dähnhardt im ersten Bande seiner „Natursagen" reiche Materialien aus den Hochkulturgebieten Europa-Vorderasien bescherte. Auf einzelne Punkte, wie Sintflut, -brand, Schöpfung, Weltende, werde ich in den diesbezüglichen Artikeln des HDA. eingehen.

W. E. Peuckert.

Olrik, Axel: Nordens Trylleviser, udgivet af Anders Bjerrum og Inger M. Boberg. København, J. H. Schultz Forlag 1934. XIV, 209 S. — Wir erhalten hier Vorlesungen über die dänischen Zauberlieder im zweiten Bande von Grundtvigs Danmarks gamle folkeviser, die der 1917 verstorbene Axel Olrik vor 40 Jahren an der Kopenhagener Universität gehalten hat. Andere Arbeiten, deren Bedeutung Roediger in seinem schönen Nachrufe (ZVfVk. 26, 429) gewürdigt hat, hielten ihn ab, zu diesem Gegenstande zurückzukehren; aber wir müssen den beiden Herausgebern dankbar sein, daß sie dies Manuskript Olriks den Freunden der Volksdichtung zugänglich gemacht und mit den nötigen Fußnoten begleitet haben. — Olrik beschäftigt sich nicht mit dem Verhältnis der verschiedenen Liedfassungen zur Urform, sondern vertieft das Verständnis, indem er die zugrunde liegenden Motive des alten Geisterglaubens nachweist. Die in den Gewässern und Bergen hausenden Naturwesen zeigen sich dem Menschen durchweg feindlich. Die weise Meerfrau verkündet der Königin ihr Ende; ein fliegender Meerdrache entlockt einer Mutter das Versprechen des neugeborenen Kindes. Der Nix führt die Jungfrau vom Tanz in die Tiefe; der Zwerg lockt sie in den Berg; die Elfin rächt sich an dem sie zurückweisenden Oluf. Eine andere Liedergruppe handelt von den durch eine böse Stiefmutter veranlaßten Verwandlungen in ein Tier, einen Lindenbaum oder ein Schwert, während die Erlösung nur durch Benetzung mit menschlichem Blut oder einen Kuß oder ein bestimmtes Wort erfolgen kann. Inge erlöst den in einen Lindwurm verzauberten Ritter durch ihren Kuß; Nilus Erlandsohn schneidet sich ein Stück Fleisch aus der Brust, um die Hinde zurückzuverwandeln; Hildeborgs Brüder werden aus der Gestalt eines Raben und eines Rosses durch diese beiden Mittel erlöst. In einer anderen Balladenreihe wird die bald Glück bringende, bald verderbliche Macht der Runen gezeigt, die von einem Jüngling einer Jungfrau zugeworfen diese zwingen, nachts zu ihm in die Kammer zu schleichen. Ein anfänglich geplantes Kapitel über Geisterspuk und Legenden ist vom Verfasser nicht ausgeführt worden. Überall aber hat dieser die verwandten Züge in der nordischen, keltischen, englischen Dichtung und in den Märchen nachgewiesen, auch die Herkunft der 'Agnete' (Wassermanns Braut) aus Deutschland besprochen. Vielleicht darf ich noch bemerken, daß die meisten Stücke bei W. Grimm (1811) und Rosa Warrens (1858) verdeutscht zu finden sind. Zu S. 50, wo der Troll die Kiste mit dem geraubten Mädchen zurückträgt, sei verwiesen auf Bolte-Polívka, Anm. 1, 319; zu den drei Wahrheiten S. 52 auf B.-P. 2, 230; zu S. 186, wo Svejdal sich bei der toten Mutter Rat holt, wie er den Auftrag der Stiefmutter erfüllen soll, auf Aschenputtel bei B.-P. 1, 165. J. B.

Pieper, Max: Das ägyptische Märchen. Ursprung und Nachwirkung ältester Märchendichtung bis zur Gegenwart. Leipzig, J. C. Hinrichs 1935. 89 S. 3 RM. (Morgenland, Heft 27). — In den drei ersten Abschnitten bespricht der Verfasser die ägyptischen Märchen in chronologischer Folge: die der älteren Zeit, die wunderbare Begebenheiten ohne weitere Verwicklung darstellen, während mythologische, ätiologische und Tiermärchen fehlen, die des Neuen Reiches, zu denen der jüngst bekannt gewordene Streit zwischen Wahrheit und Lüge (oben 3, 172) gehört, endlich die von Herodot aufgezeichneten und die demotischen Stücke aus der griechischen und römischen Periode. Er verdeutlicht ihre Stilform und ihren Charakter durch Vergleichung mit räumlich und zeitlich entfernten Parallelen anderer Völker, die er zugleich zur Ergänzung trümmerhafter Überlieferung benutzt. Der vierte Abschnitt 'Fortleben des ägyptischen Märchens in der Weltliteratur' führt Piepers Artikel 'Ägyptische Motive' im Handwörterbuch des deutschen Märchens 1, 24 weiter aus;

er sieht in den Erzählungen von übermäßigem Wissensdrang der Zauberer die Wurzel der Faustsage, vergleicht primitive Südsee- und Indianermärchen, Berichte des Josephus und Lucian sowie spätere europäische und indische Parallelen. Dankenswerte Literaturnachweise liefern die angehängten Anmerkungen. Dazu vgl. die Fabel vom Magen und den Gliedern Pauli, Schimpf und Ernst c. 399 und Gombel (Dt. Litztg. 1934, 2461); über das Schutzhaus des Rhampsinit Bolte-Polívka, Anm. 3, 395 und Penzer, Kathá sarit ságara 5, 245. 9, 157. J. B.

Rawolle, Erich: Mundart und Kolonisation in der sächsisch-böhmischen Schweiz. Halle a. d. Saale, Niemeyer 1934. 68 S. 4,80 RM. (Mitteldeutsche Studien 8, Teuthonista Beiheft 11). — Die Nachwirkung der Besiedlung (Kolonisation) für die Ausbildung von Mundarträumen im Gebiete der sächsisch-böhmischen Schweiz ist Gegenstand der Untersuchung. Zwei Gesichtspunkte heben sich dabei heraus: 1. Wirken sich Siedelräume auf die Bildung der Mundarträume aus? — Verfasser bejaht mit Einschränkung. Es muß dem Einfluß der Kleinterritorien, wie im südlichen und westlichen Stammland, entscheidende Bedeutung zugestanden werden; die Bildung der Großterritorien wirkte ausgleichend. Ausnahmsweise helfen Naturgrenzen, die Mundart zu gestalten. Das die Elbe begleitende Linienbündel ist besonders wichtig im Hinblick auf die methodischen Ausführungen von W. Mitzka, Teuth. 11, 3. Eine weitere Einschränkung erfolgt dahingehend, daß R. sagt: Zwar finden wir nicht die alten Siedlergrenzen wieder, aber wir spüren die alten Räume nachwirken (S. 65). Seiner — als solche gekennzeichneten — Verallgemeinerung, eine Siedlungseinheit dann zu erschließen, wenn die sprachliche Gruppierung sich jeder näherliegenden Deutung widersetzt, wird man sich kaum anschließen können. 2. Kann die Herkunft der Siedler aus der Mundartstruktur erkannt werden? — Verfasser verneint aufs entschiedenste und bestätigt damit die Erkenntnisse von Böhmer und Ehrhardt. R. stützt sich auf reiche Sammlungen, die unabhängig vom Sprachatlas sind (wegen des zeitlichen Abstandes). Denn bei dem starken Neubildungscharakter und der relativen Kleinheit des untersuchten Gebiets kommt es auf die einzelne Ortsmundart und sogar deren inneres Gefüge an. Die Gliederung des Buches ist übersichtlich und folgerichtig, die Darstellung wirklichkeitsnah. Im Anschluß an die 19 Kartenpausen, deren Linien überzeugend kombiniert sind, wünscht man sich noch eine kartographishe sprachlandschaftliche Gesamtdarstellung. Dieser Wunsch sei jedoch als Anregung aufgefaßt, nicht als Kritik!

Anneliese Bretschneider.

Rieck, Friedrich: Johann Friedrich Schütze und die Volkskunde. Ein Beitrag zur Geschichte der niederdeutschen Volkskunde des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Diss. Hamburg 1934. 68 S. — Die von O. Lauffer angeregte Arbeit gibt zunächst einen Überblick über Leben und Werke von J. F. Schütze (1758—1810), dem seine Stellung als Generaladministrator des Hamburger Lottos Muße genug zu einer vielseitigen schriftstellerischen Tätigkeit ließ, die sich teils auf belletristischem, teils auf wissenschaftlichem Gebiet entfaltete. Für die Volkskunde wurde bekanntlich sein „Holsteinisches Idiotikon" (4 Bände, Hamburg 1800—1806) eine wertvolle Quelle, zumal in ihm dem Brauchtum, soweit es irgendwie in der Mundart niedergeschlagen, ein weiter Raum gegönnt ist. Den Stoff dazu sammelte Sch. nicht nur aus der gedruckten Literatur, besonders den Journalen seiner Zeit, sondern auch auf häufigen Reisen im Lande. Den Hauptinhalt der Dissertation und ihren Wert macht eine sorgfältige Ausschöpfung dieser Fundgrube aus; die übrigen zahlreichen Schriften Sch.s erwiesen sich nach des Verfassers Angabe in volkskundlicher Hinsicht als „erstaunlich unfruchtbar". F. B.

Schick, J.: Corpus Hamleticum, I. Abt. Sagengeschichtliche Untersuchungen, 4. Band: Die Scharfsinnsproben, 1. Teil: Der fernere Orient. Leipzig, O. Harrassowitz 1934. XII, 450 S. — Die Hamletsage, die Saxo Grammaticus in seiner Dänischen Geschichte berichtet, ist längst als ein aus verschiedenen Märchentypen zusammengesetztes Gebilde erkannt. Das eine vom Glückskinde mit dem Todesbriefe hat Schick in ausführlicher Untersuchung durch den Orient und das europäische Mittelalter verfolgt (1907. 1932); jetzt wendet er sich mit gleicher Energie der Geschichte des zweiten Bestandteiles zu, den Scharfsinnsproben, die der dänische Prinz Amlethus am englischen Königshofe ablegt, und die ihm die Hochachtung des Königs und die Hand seiner Tochter einbringen. Im Gespräch mit seinen Begleitern hatte er geäußert, die Speisen der königlichen Tafel hätten nach Leichen geschmeckt, der König habe Knechtsaugen und seine Gattin Magdsitten. Diese Züge begegnen uns schon bei den Indern, Juden und Arabern, haben aber auch andere Geschichten

ähnlichen Charakters (z. B. die Beobachtung von Elefanten- oder Kamelspuren, Urteile im Erbschaftsstreit, Kästchenwahl, Edelmutsprobe) angezogen und zu einheitlichen Erzählungen von klugen Rätsellösern zusammengeschweißt. Dabei werden die Scharfsinnsproben oft auf drei (S. 90) oder vier (S. 134) verschiedene Kenner verteilt, die bisweilen (S. 194, 230, 308) Brüder sind und über das rätselhafte Testament ihres Vaters streiten. Der Ausgangspunkt dieser Geschichten ist Indien, von wo der Übergang nach Tibet und China leicht war. An Alter stehen die hebräischen Texte vom babylonischen Talmud an den indischen am nächsten; die persischen stammen erst von arabischen Fassungen ab, und auch diese leitet Schick S. 313 aus der jüdischen Kolonie ab, die in dem arabischen Handelsplatz Jemen daheim war. Seine Untersuchung ist mit außerordentlicher Gründlichkeit geführt und überrascht durch die Mitteilung der ursprünglichen, z. T. kritisch verbesserten Texte in indischen, tibetischen, chinesischen, arabischen und hebräischen Lettern. Da er auch auf die neuere Volksliteratur eingeht, seien ein paar bescheidene Nachträge angeführt: Indian Antiquary 1, 285 (1872). Dracott, Simla village tales 1906, p. 115 'Who stole the ruby?' Kingscote and Natesa Sastri, Tales of the sun 1890, p. 140. North Indian Notes 5, 15 nr. 3. Basset, Contes populaires d'Afrique 1905, p. 50, 110. Monteil, Contes soudanais 1905, p. 102. Frobenius, Der schwarze Dekameron 1910, S. 331 und Atlantis 8, 98. Mischlich, Neue Märchen aus Afrika 1929, S. 49 'Ein unbestechlicher Richter'. J. B.

Scholz, Adolf: Deutsche Mundarten-Wörterbücher. Versuch einer Darstellung ihres systematisch-historischen Werdeganges von Anbeginn bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig, H. Eichblatt 1933. IX, 84 S. (Form und Geist Bd. 30). — Diese Greifswalder Dissertation will die Entwicklung des deutschen Wörterbuchs von den lateinisch-hochdeutschen Vokabularien des Mittelalters bis zu den historisch erläuternden Werken der Brüder Grimm und Schmellers darstellen und gibt zur Veranschaulichung Probeseiten dieser Bücher in photographischer Reproduktion wieder. Die ältesten Stücke wollen die lateinischen Begriffe vermitteln, nicht das hochdeutsche Sprachgut zusammenstellen, sie sind vielfach nicht alphabetisch, sondern nach fachlichen Gruppen geordnet. Erst Fabian Frangk (1531) kehrt sich vom Latein ab, ebenso Josua Maaler (1561) und Georg Henisch (1616). Von der Mundart wandte sich Schottelius (1663) der grammatischen Erfassung der Schriftsprache zu. Im 18. Jahrhundert folgten eine Reihe 'Idiotika' der lebenden Mundarten von Richey (1743), Dähnert (1781), F. C. Fulda (1788) u. a., wobei die niederdeutschen Dialekte am besten wegkamen. J. B.

Solem, Erik: Lappiske Rettsstudier. Oslo, Aschehoug 1933. 342 S. 8 RM. (Institutet for sammenlignende kulturforskning, Serie B: Skrifter, XXIV). — Gegenstand der Untersuchung sind in erster Linie die Lappen der norwegischen Finnmark, bei denen der Verfasser 8 Jahre lang als Richter tätig gewesen ist; außer der eigenen Anschauung lieferte ihm eine ziemlich reichliche, mit großem Fleiß durchforschte gedruckte und ungedruckte Literatur den Stoff zu der vorliegenden Darstellung. S. schildert zunächst als Hauptgrundlage lappischen Lebens die Renntierzucht und gibt einen Überblick über die nach Herkunft, Wohnsitz und Kultur verschiedenen Gruppen der Fluß-, See- und Renntierlappen. Darauf folgt die spezielle Untersuchung über die Gesellschaftsordnung (Namen, Familie, Stellung der Frau, Spuren des Matriarchats, Sii'dâ-Institution, d. i. ein gewisser Kommunismus bezüglich der Fangerträgnisse), Ehe (Verlobung, Hochzeit, Endogamie und Exogamie, Brautwerbung), Erbteilung (durch Lose) und Nachlaßverwaltung (auffallend die Bevorzugung des jüngsten Kindes) und die wirtschaftlichen Rechtsverhältnisse, die fast vollständig auf den besonderen Voraussetzungen der Renntierhaltung beruhen. Der Verfasser geht bei vielen Einzelerscheinungen dieser eigenartigen Kultur auf die Herkunftsfrage ein, deren Beantwortung oft große Schwierigkeiten macht, und gibt Parallelen aus dem Leben anderer arktischer Völker. Germanische Einflüsse sind vorhanden, treten jedoch hinter den finnisch-ugrischen zurück. Eine ausführliche deutsche Inhaltsangabe ist dem gründlichen Werke angehängt. F. B.

Stern, Carl von: Estnische Volkssagen, ins Deutsche übertragen, mit einem Nachwort von Prof. Dr. Lutz Mackensen. Riga, Verlag Ernst Plates 1935. 247 S. 4,50 RM. (Veröffentlichungen der Volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga Bd. 1). — Von der Fülle der estnischen Volkssagen und Märchen, die fortdauernd vermehrt wird, mag die Tatsache eine Vorstellung geben, daß im Dorpater volkskundlichen Archiv 56000 Nummern aufbewahrt werden. Die 305 Sagen der vorliegenden Sammlung, bei deren Auswahl Walther Anderson mitwirkte, sind

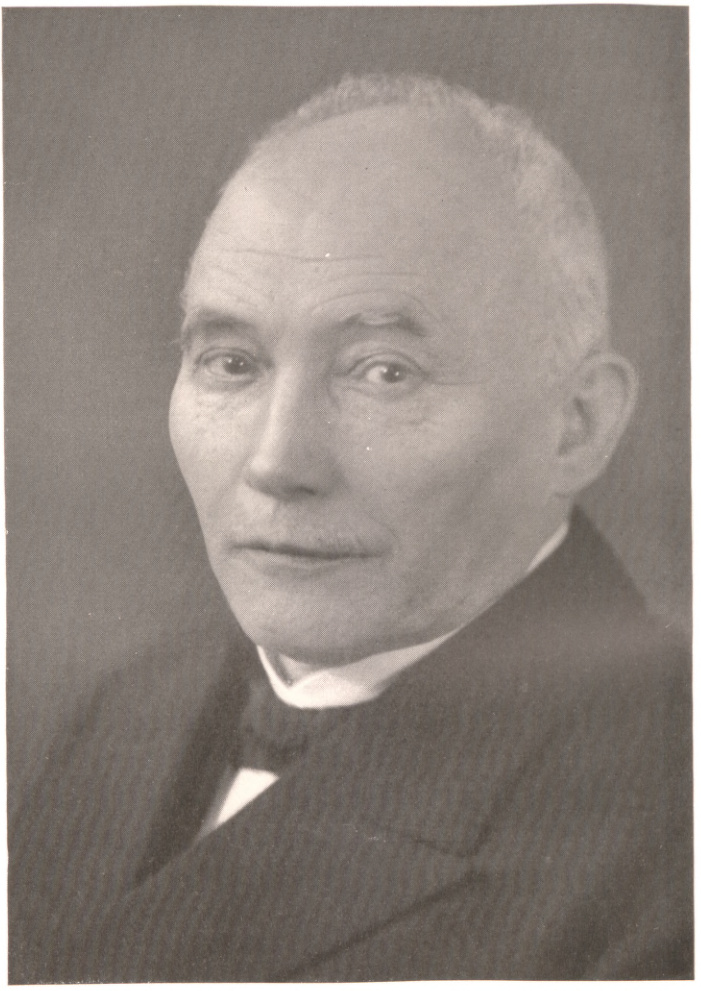
jedoch nur aus gedrucktem Material übersetzt und in den früheren Verdeutschungen von Rußwurm, Jannsen, Bienemann, Löwis of Menar u. a. nicht enthalten. Eine willkommene Charakteristik, die Mackensen in seinem Nachwort liefert, weist darauf hin, daß sich neben den urtümlichen Gestalten der Hundsschnäuzigen, der räuberischen Sissid und anderen Dämonen und Zauberhandlungen auch Stücke finden, die aus Skandinavien und Deutschland eingewandert sind. So die Werwolfsagen, die gestörte Mahrteneho, die Todesbotschaft (Pan ist tot), die Salzmühle, die aus Sand zu drehenden Stricke, die drei Feldscherer, die Geisterkirche, der Traum vom Schatz auf der Brücke, die Didosage von der zerschnittenen Tierhaut, biblische Legenden (Nr. 293—297, 160 Behemot. 252 Pharao). Ich mache ferner aufmerksam auf Nr. 77 Spielleute auf dem Teufelsfest, 88 Hexe als Pferd beschlagen (R. Köhler, Kl. Schr. 1, 220. 586. 3, 265; Wesselski, Mönchslatein Nr. 125), 101 Zauberschnur gibt Fahrwind (Sack des Aeolus. Homer, Od. 10, 47), 263 Seele verläßt als Käfer den Schlafenden (Grimm, DS. 433. 461), 295 Der Teufel in der Kirche (Bolte, Zs. f. vgl. Litgesch. 11, 249), 299 Entrückung am Hochzeitstage (R. Köhler 2, 224; Pauli c. 561; FFC. 74, 74 nr. 470). J. B.

Tardel, Hermann: Zum Problem der Entstehung und Wesensart des Volksliedes (Abhandlungen der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft 8—9, 221—256). — Feinsinnig untersucht der Verfasser den Anteil der Frau an der Formung und Verbreitung des Volksliedes. Wenn Freiligrath im 'Prinz Eugen' die Entstehung eines Männerliedes schildert, so haben schon Böckel und Bücher die Prädisposition der Frau erörtert, und die Serben scheiden die lyrischen Frauenlieder von den epischen Heldenliedern. Um eine festere Grundlage zu gewinnen, untersucht T. hier das ursprünglichere litauische Volkslied und teilt 44 (verdeutschte) Dainos mit, die ihrem Wesen nach Frauendichtung sind und alle Empfindungen des liebenden Mädchens und der werdenden Frau darstellen. J. B.

Weber, Georg: Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung. Völlig neu bearbeitet von F. Th. Poland. 25. Jubiläumsauflage. Leipzig, Engelmann 1935. XV, 576 S. Geb. 9,80 RM. — Von den drei Weberschen Darstellungen der Weltgeschichte hat die zuerst 1851 erschienene einbändige Fassung die weiteste Verbreitung gefunden. Die vorliegende 25. Auflage führt den historischen Bericht bis auf die allerjüngste Gegenwart, nämlich bis zur Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland am 16. März 1935. Gegenüber den bisherigen Neubearbeitungen ist der Stoff stark gekürzt, Grundlage und Ziel des Buches aber völlig umgestaltet. Es will, wie der Bearbeiter in der Vorrede sagt, aus dem Urgrunde des deutschen Ichs, aus der deutschen Volksgemeinschaft heraus ein neues volksbiologisches Weltbild in der Geisteshaltung des Dritten Reiches entstehen lassen. Es stellt den Rassengedanken und die Führerpersönlichkeit in den Mittelpunkt und lehrt den Volksgenossen, Weltgeschichte als den auf das eigene Volk bezogenen Kampf der verschiedenen Rassenseelen erkennen. Überall, in der allgemeinen Einleitung, in den zusammenfassenden Kapitelüberschriften und in der Deutung der Einzelgeschehnisse ist dieser Gedanke durchgeführt. War der „kleine Weber" von jeher ein volkstümliches und echt deutsches Geschichtsbuch, so öffnet ihm diese Neuformung im nationalsozialistischen Geiste zweifellos noch mehr den Weg in die Gemeinschaft aller volkstumsbewußten Deutschen. Übrigens ist das vierbändige Webersche Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte in der Neubearbeitung von A. Baldamus zu dem wohlfeilen Preis von 4,80 RM. für den Band bei dem gleichen Verlage nach wie vor erhältlich, ebenso Band 1—4 der „Allgemeinen Weltgeschichte" in der Neubearbeitung von L. Rieß zu gleichem Preise; das Erscheinen der weiteren Bände (5—16) dieser Ausgabe ist freilich unwahrscheinlich. F. B.

Zepp, Peter: Land und Volk der deutschen Westmark. Eine rheinische Heimatkunde. Düsseldorf, Schwann 1935. 104 S. Kart. 1,60 RM. — Das inhaltreiche und zu eigenem Nachdenken anregende, mit zahlreichen Abbildungen und Karten versehene Buch will in erster Linie dem Schulunterricht dienen und dürfte diesen Zweck ausgezeichnet erfüllen; darüber hinaus bietet es auch dem Erwachsenen eine gute Grundlage für das Verständnis der Heimat. Erfreulich ist, daß auch die Volkskunde der einzelnen rheinischen Landschaften nicht vergessen wird; Dorfanlage, Hausformen, Tracht und Eigenart der Bewohner werden behandelt, nur vermißt man einen Abschnitt oder wenigstens Hinweise auf Brauchtum und Mundart, zwei so überaus vielseitig entwickelte und lebendige Äußerungen rheinischen Volkstums. F. B.

STADTBIBLIOTHEK
ELBING



Phot. M. Dührkoop, Hamburg

Lehmann

Lieber Herr Kollege Lehmann!

Als Festgabe zum siebzigsten Geburtstag überreichen wir Ihnen im Namen einiger Ihnen nahestehender Forscher eine Reihe volkskundlicher Arbeiten, die in Zukunft dauernd mit Ihrem Namen verbunden sein sollen. Wir wollen damit den Dank zum Ausdruck bringen, den die deutsche Volkskunde Ihnen für einen großen Teil Ihrer Lebensarbeit schuldig ist.

Von naturwissenschaftlicher Forschung ausgehend, haben Sie sich bei dem Aufbau der Sammlungen des durch Sie gegründeten und zu höchster Blüte gebrachten Altonaer Museums von Anfang an planmäßig auch der Pflege der Heimat- und Volkskunde, zunächst mit bewußter Beschränkung auf Schleswig-Holstein, zugewandt. Von hier aus aber haben Sie, beobachtend und deutend, Ihren Arbeitsbereich über den gesamten deutschen Volks- und Kulturboden ausgedehnt und so in jahrelanger erfolgreicher Tätigkeit die deutsche Volkskunde, insbesondere auch durch Ihre Teilnahme an der Leitung des Atlas der deutschen Volkskunde, gepflegt und gefördert.

Ihre reichen Kenntnisse wie der Eindruck Ihrer Persönlichkeit sind es gewesen, die die Fachvertreter Deutschlands

und des Auslandes veranlaßt haben, Sie an die Spitze der Internationalen Volkskunstkommission des Völkerbundes zu berufen. In dieser Stellung haben Sie nicht nur der deutschen volkskundlichen Forschung unschätzbare Dienste geleistet, sondern zugleich auch ein gut Teil dazu beigetragen, den deutschen Namen in der Welt nach dem unseligen Ausgange des großen Krieges in seine alten Ehren wieder einzusetzen.

Als volkskundlicher Forscher sind Sie uns in der Zuverlässigkeit und Gründlichkeit Ihrer Arbeiten und in der Unbestechlichkeit Ihres Urteils immer ein Vorbild gewesen. Als Mensch haben Sie sich ebenso durch die ruhige Geradheit und schlichte Sachlichkeit Ihres Wesens wie durch Ihre überragende Klugheit unsere Wertschätzung und unsere Anhänglichkeit erworben.

So danken wir Ihnen für alles, was Sie in vorbildlicher Treue für deutsche Volkskunde und deutsches Volkstum getan haben, und wünschen von Herzen, daß Ihnen auch in dem neuen Jahrzehnt Ihres an Erfolgen reich gesegneten Lebens Lust und Kraft zu weiterer Arbeit noch lange erhalten bleiben.

Freiburg i. Br., Hamburg und Berlin, den 1. November 1935

JOHN MEIER OTTO LAUFFER FRITZ BOEHM

Degner und Lussewinne.

Eine niederdeutsche Ballade des 14./15. Jahrhunderts.

Von John Meier.

Es ist wohl einer der köstlichsten Augenblicke für einen Kunstwissenschaftler oder Museumsmann, wenn er einen in Form und Farbe zerstörten Gegenstand von Schmutz und Rost der Jahrhunderte befreien und aus den einzelnen Teilen in seiner früheren Reinheit und seiner ursprünglichen Gestalt in liebender Hingabe wieder herstellen kann, und es ist diese nachschaffende Tätigkeit beinahe eine zweite Schöpfung.

In gleicher Weise sucht der Philologe aus der verwitterten und verwilderten Gestalt eines literarischen Denkmals, wie sie die jahrhundertelange Weitergabe von Mund zu Mund und von Papier zu Papier geschaffen hat, die Urgestalt herauszuformen und aus zerstückelten und verstellten Teilen durch Paarung von Kritik und Phantasie den einstigen Aufbau des Ganzen und seine Zusammenhänge zu ermitteln.

Ein Beispiel solchen Tuns sollen die nachfolgenden Seiten geben und den Versuch machen, eine Ballade des 14./15. Jahrhunderts wenigstens im großen der Form aus der bruchstückartigen und verderbten Überlieferung aufzubauen, um ein nicht ganz unbedeutendes kleines Kunstwerk alter Zeiten so für die Nachfahren zu retten.

Geben wir zunächst einen Abdruck der Ballade[1]), da wir im folgenden vielfach auf ihren Text einzugehen haben:

1. Ennmach hir niett ain meykenn jonck
   Ghan spellenn al inn der afennt stunt?
2. Woe schnelle was dar ain badde bereit!
   Hie dede datt im Lussewinne riett,
   Hie rett end hie gennck to richtte,
   Dar hie denn Degner woste.
3. „Auch Degner, lieber Degner holtt,
   Ainn harttich, ain greff, ain rider also stoltt,
   Hir hefft my Lussewin gesanntt,
   Datt y woldenn taeffentt bey or sienn,
   Sie woltt ow schencken krutt end wienn."

[1]) Hier nach der Handschrift. Der Abdruck von E. Marriage-Minkoff in der Tijdskrift voor Nederl. Taal- en Letterkunde 38, 91ff. ist nicht ganz genau. 2,1 Hs.: Wae. — 2,1/2 'im' ist zu tilgen: er tat was L. geraten hatte. — 2,2 Lies: wiste. — 3,2 Ist 'ain greff' zu tilgen? Daß jemand zugleich Herzog und Graf ist, erscheint ausgeschlossen. Vgl. Str. 18,2. — 3,3 Lies: Hir heft gesant my Lussewin. — 3,5 ist zu tilgen.

4. „Wo gerne woltt ich datt daden,
Woltt sie my niett verradenn.
Datt sey end datt sey, wo datt sey,
So will ich noch taeffentt bey or sienn."

5. Hie liett sinn pertienn betomen,
Hie rett so schnell tot den bomen,
Hie rett end hie gennck so drade;
Dar wortt die helt verradenn.

6. Sie namen bey or schnewittzer hantt,
Sie leydenne al dor datt borchgreffen lanntt
Al onter eine linde, die stontt gronne,
Or twier reden die waren schonnen.

7. Hie lede sien hofft in oren schoett,
Sie scheydeltt im sien harre wan golde was roett;
So manchen scheydel ass em scheydeltt,
So manchen tran ass sie weynett.

8. Hie borde sien hofft vtt oren schott,
Hie sach or onnter or bron augen waren roett:
„Schonder wieff dann die sunne,
Verratt my niett sus junge!

9. Ich hor an, ich hor ann gennem tayll,
Ich hor an, ich hor so wonderlichen schal,
Ich hor die schwerde klincken,
Ich hor die rosse wrenntzelenn."

10. „Daett sinnen minne kamerwieff,
Sie kieffen dar all vmb denn pris;
Die sieden hebet sie verwirtt,
Sie rammelen mett denn scheren."

11. „Nw seytt my, Lussewine,
Die alderliefste minne,
War sinnen v bruders alle dery,
Datt sie vns hir niett derdenn?"

12. „Die enne ist in Schwitzerlanntt,
Die ander ist inn Schwaben gesanntt,
Die derde ist vnter der erden,
Sie ensoltt vns hir niett deren."

13. Sie namen bey or schnewitzer hantt,
Sie leyde al dor ain kamer, die was lanck,
Inn eine kamer, die was nade,
Dar wortt die hellt verradenn."

4,1 Hs.: dader. — 5,3/4 Lies: genk to richte, dar hie Lussewinne wiste. — 6 ist zu tilgen und durch Str. 13 zu ersetzen. — 7,2 Lies: Sie scheydelt sin har von golde was roet. — 7,3/4 Lies: als se im toch, So manchen tran se vergot. — 8,2 Lies: Hie sach er onder or ogen waren roet. — 9,1/2 Lies: Ik horen, ik horen in genem dayl, Ik horen, ik hor. — 9,3 Vgl.: de swerder giengen den klinker de klank MndWb. 2, 484. — 9,4 Lies: wrinschen. — 10,3/4 Lies: verwerret. — 11,2 Hs.: liefstw minnen. — 11,3 Lies: dry. — 11,4 Lies: Dat sie uns niet enderen hir. — 13,2 Lies: kamp was lank (?). — 13,3 Lies: kamer was nage.

14. Sie namen inn oren blancken arm,
Sie schmetten al op ain bede, datt was warm,
„End nw wal ann, y rische man
Die nw mins faders thoett vreken sall!“

15. Sie kwemen dar an gedrongen
Mytt scharpenn schwerden geklingen,
Sie hiewen denn Degner aeffermoett,
Datt im sien rode blott aeffer flott.

16. Doe sprack die jonngste bruder:
„Wer die Degner vnnse schwager,
Woe node woltt wy hen dodenn! etc.“

17. „Nw nem ich datt op mien hennefaertt,
Dat ick sins lieues niett schuldich enworde
Mer dan ain hendlein ennd ain kussen;
Dar was sien schleyer tusschen.“

18. „Auch Degner, lieber Degner hollt,
Ain harttich, ain greff, ain ridder also stoltt,
Wem befely now v rotte goltt,
Datt y hebbett lighen inn dem sollt?“

19. „Datt geb ich Lussewyne,
Die alderliefste minnen;
Hefft sie my ferradenn,
Wie node woltt ich or kwat daden!“

Die Weimarer Handschrift, die als einzige unser Lied überliefert, ist am 3. Januar 1537 geschrieben, und zwar in dem holländischen Ort Zutphen (Prov. Gelderland), der dem niedersächsischen Sprachgebiet der Niederlande angehört. Hier, in Teilen der Provinzen Gelderland, Groningen, Drenthe und Overijssel, haben wir einen niedersächsischen Sprachraum, der eng mit dem westlichen Westfälischen zusammenhängt und von einem Teil der Forscher auch als westfälisch angesprochen wird, doch auch manche Eigenheiten in Formen- und Wortschatz mit dem Ostfriesisch-Oldenburgischen gemein hat (vgl. A. Lasch, Mittelnd. Grammatik § 13 und 12 Anm. 3 und Pauls Grundriß² 1, 787). Entsprechend der geographischen Lage und den maßgebenden Kultureinflüssen zeigen sich daneben deutliche Spuren des Mittelniederländischen und Mittelfränkischen, aber der Körper der Mundart ist doch niedersächsisch.

Der angegebene Ursprungsort der Handschrift und ihre Schreibung stimmen zusammen, wie wir noch im einzelnen sehen werden, aber auch das Lied selber ist niederdeutscher Herkunft und kann wohl in westniederdeutschem Raum beheimatet sein. Gegen die Annahme niederländischen

---

14,2 Lies: bedde was warm. — 14,4 Lies: Die'k (= Die ich) minen fader vreken sall. — 15,2 Lies: geklungen. — 16,4 Zu ergänzen: He stunde uns bî in noden? — 17,2 und 4 Ursprünglich hat wohl *ors lieues* und *or schleyer* dort gestanden; vgl. unten S. 87. Lies: enwart. — 18,2 Siehe zu 3,2. — 18,4 Lies: sol. — 19,2 Hs. tiefstw. Lies: Der alder liefster miner. — 19,3 Lies: my ok verraden. — 19,4 Lies: Wie node ik or kwat dade.

Ursprungs spricht der Reim: *golt : soll*[*t*][1]) Str. 18, der ndl. *goud : soll* heißen müßte.

Daß in Str. 3 der Text in Unordnung ist, zeigt schon die Fünfzeiligkeit der sonst vierzeiligen Strophe. Der Schreiber hat, um eine neue Reimbindung statt der in dem ihm vorliegenden Text zerstörten zu geben, die fünfte Zeile hinzugefügt, die kaum Richtiges bringt und ohne Schwierigkeit wegfallen kann. Das alte Reimwort steht im Innern der 3. Zeile, und es ist wohl zu schreiben: *Hie heft gesant mi Lussewin.* Gleiche Vokale assonieren im Gedicht ohne Rücksicht auf ihre Kürze oder Länge auch sonst[2]). Ist aber die vorgetragene Annahme richtig, so liegt ein weiterer Beweis gegen ndl. Herkunft des Liedes vor: eine Assonanz *Lussewin : sijn* ist nicht tragbar. Ein fast gleicher Fall findet sich Str. 11, wo in der zweiten Strophenhälfte die Reimbindung mangelt. Auch hier steckt das Reimwort im Innern der 4. Zeile, und es ist zu schreiben: *dat si uns niet enderen hir* (*: dri*). Eine ndl. Bindung *hir : drij* wäre ebenfalls unmöglich.

Aber auch hochdeutsch kann das Original des Liedes nicht gewesen sein. Der Reim *aeffermoett: flott* (Str. 15) müßte hochdeutsch *übermuot : flôz* lauten, was eine nicht zulässige Assonanz wäre.

Die Namen[3]) helfen uns nicht viel weiter. *Degner* (< *Degener* mit Ausstoßung des Mittelvokals) ist eine Koseform patronymikalen Charakters zu *Degenhard*, ähnlich wie z. B. *Regener* zu *Regenhard*, und gehört einer Gegend an, die nicht die Kontraktionsform *ege* > *ei* (*Deinhard* und *Reinhard*) hatte. Das aber trifft auf Niederdeutschland durchaus zu.

Lussewinne geht auf altes **Liut-swind* zurück, neben das unter dem Einfluß flektierter Formen und vielleicht des Latein eine Form **Liut-swinde* trat, in der *-inde* > *-inne* assimiliert wurde. Bei *Liut-* (*Lut-*)*swinne* wirkte dann das Nebeneinander von *-in*, *-în* und *-inne* bei den Femininen (*künegin*, *-în*, *-inne*, *herzogin*, *-în*, *-inne*) ein und ließ Doppelformen, wie *Liutswinne* und *Liut-swin* entstehen. Die Assimilation *ts* > *ss* ergab die Formen *Lusswinne* und *Lusswin*, aus denen dann mit dem häufig eintretenden Sekundärvokal *Lussewinne* und *Lussewin* wurde.

Gegen die Zuweisung auf niederdeutsches Gebiet spricht nicht die Bildung *-swind* statt *-swîd*, da auch auf niederdeutschem Boden neben den Schwundformen Formen mit erhaltenem *n* vorkommen, worauf E. Schrö-

---

[1]) *soll* (das *-t* ist vom Schreiber bei dem ihm unverständlichen Worte wohl wegen des Reimes auf *golt* zugesetzt) ist = Söller, *solarium*, dessen Formen sich öfter mit denen von *sul* = Schwelle vermischen. Vgl. Schiller-Lübben 4, 462[b]: *Davit spatzeerde up den sullen sines huses* (*in solario*) 2. Sam. 11, 2; *de sik twoch up oren sulle* ebenda. *sollen* = aufspeichern, auf den Söller legen Schiller-Lübben 4, 287. Umgekehrt tritt *sulre* = Schwelle auf: *dat he betreden scholde de sulre des tempels* Lüb. Passional f. 35c, *to gande ouer de hilligen sulre* ebenda 95c (Schiller-Lübben 4, 463). Daß der Söller zur guten und heimlichen Aufbewahrung von Schätzen diente, zeigt die bei Schiller-Lübben 4, 287a angeführte Stelle: *der ander hatt it boven in den solder gehuet* (Münst. Chr. 2, 140).

[2]) Eine Ausnahme bildet die Assonanz *bruder* : *schwager* Str. 16, die aber in einer auch sonst verdächtigen Strophe steht (vgl. unten S. 88f.).

[3]) Hier habe ich, wie so oft, der freundlichen Hilfe und Auskunftsbereitschaft Edward Schröders zu danken.

der schon in den Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philolog.-hist. Kl. 1933, S. 364, aufmerksam gemacht hat (*Merswind* und *Merswid*). Auch außerhalb des Gebietes der Eigennamen findet sich die Erhaltung des *n*: so z. B. *gesinde* und *gesinne* (< *gesinde*) statt *geside*; vgl. u. a. Z 10 § 23 *gesunde*, Z 91 § 8; 111 § 4; 137 § 1 *gesinde*, Z 144 § 21 (a. 1462) *gesynne* und A. Lasch § 261 und Anm. 2 und 3; § 323[1]). Die Assimilation *-nd-* > *-nn-* findet sich außer bei *Lussewinne* in unserer Ballade noch bei *sinnen* (< *sinden*) Str. 10; 11, wofür eine mir nicht mehr erinnerliche Stelle in Z *sinde* (< *sinden*) hat. Das Nebeneinander von *Lussewinne* und *Lussewine* in der Orthographie unseres Textes will nichts besagen, da in umgekehrter Schreibung auch *mînne* statt *mîne* geschrieben wird. Somit werden wir auch aus den Namen keinen Grund gegen die Annahme einer niederdeutschen Herkunft unserer Ballade ableiten können.

Das lautliche Bild der Handschrift unserer Ballade zeigt eine fast vollständige Übereinstimmung mit den Rechtsdenkmälern der Stadt Zutphen wie die folgenden Nachweisungen im einzelnen dartun.

a statt *o* in *badde* (= Bote) Str. 2; vgl. Z: *baden, baven, daerbaven* 5, *aver* (über) 22, *marges* (Morgens) 13; 30 u. a. m.

Nach kurzen oder langen Vokalen (*a, o, e*) findet sich *i, y, e* als Nachlaut, auf dessen Charakter hier nicht näher eingegangen werden soll: *meyken* Str. 1 (oder Diphthong *ei*?), *tayll* Str. 9; vgl. Z: bei *a* und *o* fast durchgängig, aber z. B. auch *weige, beveill* 137 Anm. 2, *zeyndet* 33, *reijntemeyster* 39.

Ein nachklingendes *u* in *Auch* (= *ach*) Str. 3; 18. Auch sonst fast regelmäßig in der Weimarer Handschrift (im folgenden W genannt): Nr. 11 Str. 1 und Marriage-Minkoff, a. a. O. S. 91; vgl. Z: *scout* (Schoß, Abgabe) 117.

ie erscheint als *ie* und *e* in *niett* Str. 1 u. ö., *lief, riett* Str. 2; 11, *liett* (ließ) Str. 5, *hiewen* Str. 15, aber *gennck* Str. 2; 5; vgl. Z: *niet* überwiegend, daneben *neyt* 24, *neet* 52, *gemyedet* 31, *bieden* 32, *kyesen* 40, *hielde* 41, *liete, beliepe* 152, aber *gescede* 10 neben *geschiede* 137, *denen* (dienen) 144, *scheeten* 154, *verlesen* 22.

ei als *ei (ai)* und *e*: *bereit, ain* Str. 2, *rett* Str. 2; 5, *scheydelt, lede* Str. 7, *leyde* Str. 6; 13; *seyt* 11, *enne* (eine) Str. 12, *schmetten* Str. 14; vgl. Z: *reide* gewöhnlich, daneben *rede* 7; 39 u. ö., *stene* (Steine) 5, *ede* 7, *heet* 10 (andere Hss. *heyten*), *fleys* 14, *seyt* 89; 90; 96, *gheleide* 21. Daneben *ei* als *i*: *twier* Str. 6; vgl. Z: *twie* 64; 156; 158, *stiene* (Steine) 64, *ghine* (keine) 43, *ride* (reide) 36, *bieden* (beiden) 43 u. ö.

Ob die diphthongierten Formen *bey* Str. 6; 13 und *sey* Str. 4 (vgl. auch *beseinn [besîn]* W Nr. 20 Str. 5) schriftsprachlich beeinflußt sind, ist unklar; vgl. auch *augen* (Augen) Str. 8; 18. In Z kommt vielleicht in Betracht: *bij, wijs* 10, *wijns* neben *wine* 8, *lijftoght, wiif* 72, *rijden* 101, *vreijhet* 7 Anm.

u(w) und *ouw* tritt nebeneinander auf in *u* (= *uwe*) Str. 11, *ow* (*u*) Str. 3, *now* (*nû*) Str. 18 gegen *nw* Str. 14; vgl. Z: *u* 98; 101, *uwen, nu* 104, aber *trouwe* 11; 103, *untrouwe* 27, *getrowet* 43, *druweworde* 37, *browen, browede* 91, *bouwen, bouluden* 117.

Das anlautende *j* fällt in *u* und *i* (*y*) fort (aber W Nr. 40 Str. 2; 5; 8: *iw, iwen*); vgl. die ebengenannten Formen und *y* Str. 3; 14, *bevely* Str. 18 (aber W sonst fast immer *ghi, ghy*). Dagegen Z stets: *ghy, ghi, gi*; vgl. auch Lasch § 403 Anm. 9.

In unserer Ballade schreibt W *ich* für *ic* Str. 4; 9; 19; dagegen Str. 17 *ick*. In andern Liedern steht in W *ick* und *ich* nebeneinander (vielfach in der gleichen Strophe), so daß wir *-ch* wohl als *-ck* aufzufassen haben werden. Vgl. Lasch § 9 Anm. 2 und Z: *ic* 21; 26; 33, *ick* 92, aber vgl. die Schreibungen *pennynch, wonynche* 64, *lighende, lichende,*

---

[1]) Z = Rechtsbronnen der Stad Zutphen van het begin der 14de tot de tweede Helft der 16de Eeuw (1881); nach Seiten zitiert (Freundl. Hinweis von Th. Frings), Lasch = A. Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik (1914).

(*lechen*, liegen) 64; 65, delincge, delinghe 72, delinchen 71; 79, die *ch* für den Explosivlaut *g* verwenden.

er wechselt mit *ar*: *hartich* (Herzog) Str. 3; 18; vgl. Z: *hertogen* 8; 9, *anderwarve*, *thegenwardecheyt* 18, *werve* und *warve* 21, *warken* (Werken), *darden* (dritten) 36, *barnen* (brennen) 43, *karken*, *kerken* 44.

In der Lautverbindung *-ls* fällt das *l* aus: *ass* Str. 7; vgl. Z: *alst* 6, *ast* 111, *as dan* 125; 130; 133.

Das *n* in *uns*, *ons* ist in unserer Ballade Str. 11; 12, wie auch durchweg in Z erhalten.

Die Form *nade* für nahe, die niederd. im allgemeinen *nage* lautet, tritt auch W Nr. 4 Str. 3 auf; vgl. Z: *nae* und so immer, aber *versmader des richtes* 153 (16. Jahrh.).

Ein euphonisches *-n* (vgl. J. Meier, Bruder Hermanns Iolande S. LIff.) finden wir *hor an* (I. Sg Präs. = *horen*) Str. 9; vgl. Z: *wondeden* (wundete) 118, *geschieden* 121, *vorsuenden* 143, *geboerden* 151, *schiedent* (= *schiede et* = geschähe es) 144. Dadurch ergibt sich ein Nebeneinander von Formen mit *n* und ohne *n* und infolgedessen ein Schwanken, so daß auch *-e* für *-en* auftritt: Str. 13 *leyde* (= *leyden*); vgl. Z: *wapene* (*wapenen*) 9, *lave wi* 5; 6; 29, *wil wy* (< *wile wy* < *wilen wy*) 22.

Wenn in W stets, und nicht nur in unserer Ballade, *sl-*, *sm-*, *sn-*, *sr-*, *sw-* > *schl-*, *schm-*, *schn-*, *schr-*, *schw-* geworden sind, so ist es zunächst unklar, ob wir hier einen Einfluß der deutschen Schriftsprache oder eine mundartliche Entwicklung haben, wenngleich mir das erstere wahrscheinlicher ist. In Z zeigt sich die Wandlung in den Hss. des 16. Jahrhunderts, während die älteren noch *s-* haben: *geschlathen* 88; 130; 131; 152; 155; 156, *sclaen* 97 (Hs. C), *beschlaghen* 97, *geschlagen* 131, *gheschweckt* (geschwächt) 129, *wandtschniders* 132, *schweren* 154. Auch Lasch § 333 macht darauf aufmerksam, daß dieser Wandel über die mundartlichen Gebiete, die heute hier eine Entwicklung von *s -rsch-* zeigen, hinausgegriffen hat. Nach dem Material des Deutschen Sprachatlas scheint, wie ich durch eine freundliche Mitteilung W. Mitzkas lerne, das westfälische Grenzgebiet des Niederländischen, besonders in der Höhe von Zutphen, vielfach den Wandel von *s* > *sch* in diesen Fällen zu kennen. Aber die Gegend von Zutphen hat in moderner Zeit ausschließlich *s-*, wie mir Professor Jan de Vries freundlich mitteilt. In Z und W ist daher die Wandlung als schriftsprachlicher Einfluß aufzufassen.

Bei der Pluralbildung des Verbums finden sich für alle drei Personen Formen auf *-en* und *-et*: *sie hiewen* Str. 15, *y wolden* Str. 3, *sinnen* (< *sinden*) Str. 10; 11, *bevely* Str. 18, aber *hebet* (*hebbet*) Str. 10; 18, *solt* Str. 12. Vgl. Z: *wi willen* 5, *solen se* 10; 16; 22, *zelen* 30 Anm. 3, *heit ende beit*, *hoelt* (sie hießen, bieten, halten) 10 (wo andere Hss. haben *heyten*, *beiden*, *holden*), *zuent sies*, *comet se*, *wilt se* (daneben *zoenet*, *willen se*), *set* (*settet*) 16 (andere Hss. *zoenen*, *willen*, *comen*, *zetten*), *wil wy* 22, *doet se* 24 (andere Hss. *doen sy*), *sie sint*, *ghy sin* (andere Hss. *synt* und *zyt*) 21, *die nu zijt* 104; 139, *ghi lavet*, *ghi sullen*, *weten*, *weren* 101.

Die Vorsilbe *ge-* im Part. Prät. und in nominalen Bildungen ist erhalten: *gedrongen*, *geklongen* (Hs. *geklingen*) Str. 15; vgl. Z, wo Erhaltung und Verlust des *ge-* nebeneinander stehen, z. T. sogar in den gleichen Paragraphen, wie etwa *meynte* und *gemente* 37.

heft und *hebet* treten in unserer Ballade wie in Z in gleicher Weise nebeneinander auf.

Ebenso sind beim Substantiv die Pluralbildungen auf *-s* in beiden zu finden: *bruders* Str. 11; vgl. Z: *richters* 111, *burgermeisters* neben *burgermeisteren* 111, *richters*, *marckmeisteren* 114, *volgers* 145, *burgers* 154, *wantschniders*, *kremers* 154, *mans*, *zoens* 144.

Als Deminutivsuffix herrscht *-ken*: *meyken* Str. 1 (W Nr. 23 Str. 1 ebenfalls *meyken*); vgl. Z: *helueken* (Münzname) 44. Das in unserer Ballade stehende Suffix *-lein* (*hendlein* Str. 17; unechte Strophe!) mag schriftsprachlicher Eindringling sein (vgl. Lasch § 9 Anm. 2, S. 10).

Die starke Flexion des Adjektivums herrscht in gleicher Weise in unserer Ballade wie in Z: *bey or schnewittzer hantt* Str. 6; 13; vgl. Z: *in der nyer stadt* 31, *der doder vrouwen* 77, *ter ierster missen*, *in der groeter kercken* 114.

der und *her* werden in der Ballade wie in Z > *die*, *hie* (*hy*, *hi*). Ebenso finden sich Formen wie *or*, *oren* regelmäßig in unserer Ballade, wie in Z: *om* 5, *one* 6; 26, *oer* 13, *or*, *oer*, *orre enech* 24. Aber in beiden treten *e*-Formen daneben auf: *hen* Str. 16 (W Nr. 5 Str. 4 *hem*). Z: *hem* 22; 42; 112, *het* 38, *er* neben *or* 27, *eren* 55 (die meisten Hss. *oren*), daneben *hore* 9, *horen* 12, *hoer* 22; 24.

tot in unserer Ballade Str. 5, wie regelmäßig in Z. *daden* (tun) Str. 4; 19 scheint niederdeutsch und nicht niederländisch zu sein.

Aus der vorstehenden Übersicht, die sich auf die hauptsächlichen sprachlichen Eigenheiten der Überlieferung unserer Ballade beschränkt und die übrigen Texte von W beiseiteläßt, geht zur Genüge die Tatsache hervor, daß ihre vorliegende Aufzeichnung mit großer Wahrscheinlichkeit in der Gegend von Zutphen gemacht ist.

In welche Gegend Niederdeutschlands aber die Dichtung selbst gehört, läßt sich, soweit ich sehe, nicht feststellen, da bei ihrem geringen Umfange und der Ungenauigkeit, wie Mehrdeutigkeit der Reime und Assonanzen entscheidende Kriterien fehlen.

Die uns vorliegende Handschrift von 1537 ist sicherlich die Abschrift einer älteren, wofür auch ein gewisses Schwanken in der Orthographie spricht, und die Überlieferung unseres Liedes hat somit schon ein längeres Leben hinter sich. Der erhaltene Text ist bruchstückartig und auch verderbt, und die auf uns gekommene Form gibt nur den Schlußteil der Ballade; von der ersten Partie haben sich nur die zwei als erste Strophe gegebenen Zeilen erhalten, die weder nach dem Vorausgehenden noch nach dem folgenden unmittelbaren Anschluß haben. Str. 16 besteht nur aus drei Zeilen. Soll das *etc.* nach Zeile 3, wie sonst öfter, auf eine Wiederholung dieser Zeile hinweisen, oder hatte der Schreiber das Bewußtsein, daß etwas fehle, was er aber nicht ergänzen konnte, und wollte er dies andeuten?

Str. 17 ist vollständig fehl in unserer Ballade: Lussewinne, die den Geliebten eben der Rache ausgeliefert hat, kann nicht solche, beinahe sentimentalen Worte sprechen, und es zeigt sich bei näherem Zusehen auch, daß diese Strophe größtenteils ihren Inhalt einem andern Liede und vielleicht der ndl. Fassung des Brembergerliedes (DVL[1]) Nr. 16, 1) entlehnt hat, wo es heißt:

Str. 16 dat nem jc op myn heenevaert,
dat jc hoer lif niet sculdich enwaert. (Hs.: enben)

Str. 11 omvanghen v mit armkens blanck,
een vriendelick kusgen mede.

Im Brembergerliede spricht gemäß der dortigen Situation der Liebhaber, nicht die Frau, die Strophe, und das wird das Ursprüngliche und der Wortlaut in unserem Liede nur dem neuen Zusammenhange angepaßt sein. Es ist hier rein mechanisch das ursprüngliche und notwendige *ors* und *or* durch *sîns* und *sîn* ersetzt, und der Urheber dieser Änderung hat nicht gemerkt, daß dadurch in der vierten Zeile etwas Fehlerhaftes herauskommt: Männer tragen doch keine Schleier, und die Gelehrten haben des-

[1]) Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien. Herausgegeben vom Deutschen Volksliedarchiv 1 (1935).

halb auch hier *ain* statt *sin* setzen wollen. Zum richtigen Verständnis der ursprünglichen Bedeutung dieser Strophe eröffnet nun ihre vierte Zeile den Weg: Warum sagt der Held, daß der Kuß sie nur über den Schleier getroffen habe? Das ist offenbar hier mehr als eine bloße Erwähnung der Tatsache. Was gemeint ist, sagt uns das Weistum von Melrichstädt 1523 (Grimm, Weist. 3, 892), wo es heißt: *wand woe eine genotzucht wurd, so soll sie lauff mit gestraubtem hare vnnd nasser mautzen, iren schleyer an der hand drag, allermeniglich wer ir begegent vmb hilff anschreyen vber den theter.* So will der Mann hier durch die Erwähnung des Kusses über den Schleier darauf hindeuten, es habe von seiner Seite keine Vergewaltigung stattgefunden, die den Schleier entfernt und etwa zerrissen hätte, sondern eine freundlich geduldete, züchtige Liebkosung. Seine Verteidigung gibt aber eine ganz andere tatsächliche Voraussetzung, als sie in unserer Ballade besteht[1]).

Diese Erwägung bringt uns auch zum Verständnis der 16. Strophe. Was soll das heißen, wenn gesagt wird, die Brüder hätten Degner nicht getötet, falls er ihr Schwager wäre? Die Pflicht der Blutrache wurde durch ein schwägerliches Verhältnis doch nicht aufgehoben. Die Deutung E. Minkoff-Marriages (Tijdschrift 38, 94) scheint mir abwegig zu sein. Sie meint, der jüngste Bruder drücke seine Zweifel aus, ob nicht von Degner Nachkommenschaft in der Familie bleibe. Das wäre aber ohne Zweifel deutlicher ausgedrückt[2]).

Mein Kollege Frhr. von Schwerin weist mich nun darauf hin, daß, wenn es sich um einen Gewaltakt gegenüber einem Mädchen handle, der Verzicht auf persönliche und gerichtliche Ahndung, wie sie in der Strophe angedeutet wird, bei einer späteren Ehe mit der Verletzten allerdings möglich sei. Bei dieser Annahme stimmt die Verteidigung des Mannes in Str. 17 gut mit der obigen Deutung von Str. 16 zusammen, und beides stützt sich gegenseitig. Wir werden darum wohl anzunehmen haben, daß Str. 16 und 17 zusammengehören und gleichzeitig in unser Lied eingedrungen sind. Woher aber? Vielleicht aus einer uns unbekannten Ballade, aus der unter Umständen auch das Brembergerlied seine 16. Strophe entlehnt hat, oder hat, was weniger wahrscheinlich ist, das unbekannte Lied für die 17. Strophe unserer Ballade das Brembergerlied (Str. 16 und 11) als Vorlage gehabt? Diese Fragen sind kaum zu entscheiden, nur das dünkt mich einigermaßen

[1]) Die feine und graziöse Ballade Börries Freiherrn von Münchhausens 'Das dünne Tüchlein' (früher: 'Der dünne Schleier'), die nach freundlicher Mitteilung des Dichters im Jahre 1913 entstanden ist (Das Balladenbuch. Stuttgart und Berlin o. J. [1924], S. 344), läßt die Liebenden sich durch einen zwischen den Lippen liegenden Stoff hindurch küssen und zeigt dadurch in diesem Zuge eine gewisse Ähnlichkeit mit unserem Liede. Der Dichter hat aber, wie er selber meint, den Stoff frei erfunden. Ein interessantes Zusammentreffen zweier Dichter über Jahrhunderte hinweg!

[2]) In der fehlenden 4. Zeile kann kaum etwas Einschlägiges gestanden haben. Falls es sich nicht um eine bloße Wiederholung der 3. Zeile handelt (oben S. 87), könnte man mit einem Vers des Brembergerliedes (DVL 16, 1 Str. 5) vielleicht ergänzen: *hie stunde uns bi in noden.*

sicher zu sein, daß Str. 16 und 17 in unserm Liede ursprünglich keinen Platz hatten — die tatsächlichen Voraussetzungen sind ganz andere — und daß sie wohl im Zusammenhang miteinander herüber gewandert sind.

Auch an einer andern Stelle scheint der Text in Unordnung geraten zu sein. Sehen wir Str. 6 und 13 an, so finden wir, daß beinahe mit den gleichen Worten fast gleiches erzählt wird: Dieselbe Handlung spielt sich zweimal an zwei verschiedenen Orten und zu zwei verschiedenen Zeiten ab, was kaum für den Ablauf des Ganzen tragbar ist. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß Str. 13 an die Stelle von Str. 6 gehört, und daß Str. 6 als späterer Eindringling entfernt werden muß. Sie ist vielleicht unter dem Einfluß des 'Baumgartens' in Str. 5 vom Tagelied her, das oft eine ähnliche Situation schildert, hier eingetreten: sie ergreift ihn oder er sie bei der schneeweißen Hand und führt ihn oder sie unter die Linde, wo die Liebenden die Nacht ruhen (Vgl. u. a. Siebenbürg. Vierteljahrschrift 55 [1932], 180; Antwerpener Ldb. Nr. 97; 60; 22.)

Daß die 4. Zeile von Str. 6 ein elender und nichtssagender Flickvers ist, wird man ohne weiteres zugeben, aber auch die tatsächlichen Verhältnisse stimmen nicht zu dem Geschilderten: wie kommen die Kammermägde in die unmittelbare Nähe des Baumgartens, und wie kann Lussewinne denken, daß ihre falsche Auskunft über das Klappern der Scheren, das man angeblich hört, Glauben finden kann.

Allerdings, wenn man Str. 13 an die Stelle von Str. 6 bringt, so müssen die auch aus sonstigen Gründen verdächtigen beiden Schlußzeilen von Str. 5 durch anderes ersetzt werden, denn in zwei Strophen nacheinander kann nicht die gleiche Zeile (*dar wort die helt verraden*) stehen. Wir erwarten aber auch in Str. 5 Z. 4 eher eine Angabe des Zieles des Reitenden als die Vorausdeutung des späteren Geschehens. So werden wir vermutlich, ganz dem balladesken Stile gemäß, hier eine Wiederholung der formelhaften Zeilen der 2. Strophe haben:

Hie ret end hie genk to richte,
Dar hie Lussewinne wiste.

Doch auch der Wortlaut von Str. 13 ist verderbt: Zeile 2 und 3 kann man nicht vereinen. Heißt es vielleicht in Zeile 2 *dor einen kamp was lank in eine kamer was nage*[1])? Die Bäume als Ort des Zusammentreffens würden zu dem Kamp nicht übel stimmen. Das von den Liebkosungen der beiden noch warme Bett wäre nach den Str. 7/8 durchaus sinnvoll, und das Ganze (das Nahen der Brüder Str. 9 und der Vollzug der Rache Str. 14) rückten enger zusammen.

Daß in Str. 2 Z. 2 *im* gestrichen werden muß, möchte ich nicht für unwahrscheinlich halten. Behalten wir es bei, so würden wir bei der Wei-

[1]) Der von der Handschrift in Str. 13 Z. 2 gebotne Text ist formelhaft (vgl. z. B. 'Grausamer Bruder': Er nahm sie bei ihrer schneeweißen Hand, Er führt' s' in ein Kammer, die war lang Schottky's Mpt. Wien E 10247, Da nahm er sie bei der rechten Hand Und führte sie in eine Kammer, die war sehr lang Schlesien A 54348; ähnlich im 'Südeli' Erk-Böhme 1, 550 Nr. 178 Str. 10) und kann deshalb leicht das Ursprüngliche verdrängt haben.

sung an den untergebenen Boten eher ein *seit* als ein *riet* erwarten. Belassen wir aber *riet* und tilgen *im*, so haben wir hier wieder eine Hindeutung darauf, daß Lussewinne in bezug auf die Rache und ihre Ausführung die treibende Kraft ist: „Er tat, was Lussewinne geraten hatte." Sie hat also den Mordplan entworfen. In Str. 14 wirkt bei dem Singular *sall*, der durch den Reim gesichert ist, die Beziehung auf die Mehrheit der Rächer etwas hart, wenn ich sie auch nicht für unmöglich halte. Daher möchte ich vorschlagen zu schreiben: *Die'k minen vader wreken sall.* Auch dadurch tritt wieder die entscheidende Rolle der Lussewinne als Rächerin stärker hervor.

In Str. 19 ist zu lesen:

Dat geb ik Lussewinne
Der alderliefster miner:
Heft sie mi ok verraden,
Wie node ik or kwat dade!

Mit Absicht habe ich die Besprechung der Str. 7/8 bis jetzt hinausgeschoben. Daß in Str. 7 der Wortlaut nicht in Ordnung sein kann (die zweite Strophenhälfte hat eine Hebung zuviel), ist klar, und wir vermögen hier das Ursprüngliche mit ziemlicher Sicherheit wieder herzustellen, denn die beiden Strophen sind in der Hauptsache aus dem Ulingerliede entlehnt. Man vergleiche die folgenden Fassungen, die fast alle Elemente unseres Liedes, wenn auch nicht in einer Zusammenfassung, bringen:

So mengi Locke sie ihm zerzog,
So mengi Träne ihr abefloß.
Er schaut ihr wohl unter die Augen:
Schöns Jümpferli, was tuet di bedaure?

Holziken (Aargau), A 28611

Er legte sein Haupt in ihren Schoß,
Mit heißen Tränen sie ihn begoß.
Er schaut ihr wohl unter die Augen:
Feinsliebchen, was bist du so traurig?

Bechtheimer Ldb. Nr. 111, A 79926

So mengi Locke, daß 's Anneli verzieht,
So mängi Thrän, daß im Anneli entfiel;
Er schaute ihm unter die Augen:
Was weinist du, Schönste der Frauen?

Schweizerblätter 2 (St. Gallen 1833), 210

Und so viele Scheitel er sich zog,
So viele Tränen sie vergoß.
Er schaut ihr in die Augen:
Feinsliebchen, warum bist du so traurig?

Kol. Kapfen (Kr. Leningrad) 1929, A 127334

Auf ihren Schoß er sein Haubt that legen,
Mit Thränen thut sie ihr Schicksal erwegen,
Er hebt dann auf sein Haubte:
Was weinist du, schöne Jungfrau, ase?

Lötschental (Wallis), A 18185

Nach diesen Beispielen wird man die Zeilen unseres Liedes unschwer so herstellen können:

Hie lede sin hoft in oren schot,
Sie scheidelt sin har van golde was rot,
So manchen scheidel ass em toch,
So mancher tran ut den ogen flot.
Hie borde sin hoft ut oren schot,
Hie sach or onder or ogen waren rot[1]).

Nachdem wir hier die Aufnahme von Strophenteilen aus einer andern, sehr alten Ballade festgestellt haben, könnte man vermuten, daß das gleiche der Fall sei mit der 12. Strophe, die allerdings an gewisse Zeilen der „Dienenden Schwester" erinnert, worauf schon E. Minkoff-Marriage (a.a.O. S. 95) hinweist. Dort heißt es etwa:

Die erste zog nach Ungarland,
die zweite zog nach Schwabenland,
die dritte vor der Schwester Tür
Gottschee, A 109743

Die erste zog nach Niederland
Die andre zog nach Sachsenland,
Die dritte zog vor der Schwester Tür
Breisgau, A 65101

Eine starke Gruppe läßt in der Überlieferung des Liedes die dritte Schwester den Vater begraben: *die dritt hat ihn ins Grab gelegt* (so z. B. Wunderhorn-Manuskript). Das könnte, etwas anders gewendet, an den dritten Bruder unseres Liedes erinnern, der unter der Erde liegt. Dreiheiten von Menschen und Dingen sind aber formelhaft, und ebenso formelhaft ist die Gliederung der Dreiheit in 2 : 1, wie auch die freundlichere Einstellung gerade des Jüngsten, so daß ich hier eine Entlehnung kaum für wahrscheinlich halten möchte.

Schon oben habe ich erwähnt, daß die zwei Anfangszeilen des Liedes außer allem Zusammenhange stehen. In diesen Zeilen verteidigt sich offenbar Lussewinne, daß sie als junges Mädchen abends lustwandle, und ihre Worte können uns vielleicht gewisse Auskünfte über den allgemeinen Inhalt des fehlenden Teiles der Ballade geben. Wie ich mir diesen etwa denke, kann man aus der nachstehenden Skizze des Aufbaues und des Hauptinhaltes unseres Liedes ersehen:

Degner versucht, trotzdem er ihren Vater getötet hat, die Liebe der Lussewinne zu erwerben, was ihm auch gelingt. Als deren drei Brüder dem heimlichen Liebesverhältnis auf die Spur kommen, machen sie der Schwester Vorwürfe darüber. Sie verteidigt sich, und ein Bestandteil dieser Verteidigung hat sich in dem Bruchstück der 1. Strophe

Ennmach hir niett ain meykenn jonck
Ghan spellenn al inn der afennt stunt?

erhalten. Als aber die Brüder dann ihr die Ermordung des Vaters durch

[1]) Es besteht natürlich auch die, jedoch mir nicht wahrscheinliche Möglichkeit, daß in unserm Liede die zweite Hälfte von Str. 7 und die erste von Str. 8 Zusätze sind und ursprünglich Str. 7 Z. 2 direkt an Str. 8 Z. 3 anschloß. Gleichheit der Situation und Anklingen des Wortlauts hätten dann später die Bestandteile des Ulingerliedes hier eindringen lassen.

Degner, die dieser aus Furcht, Lussewinnes Liebe zu verlieren, ihr verschwiegen hatte, mitteilen, lodert ihr Zorn in hellen Flammen auf und vernichtet die bisherige Liebe: Grimm über das unverzeihliche Verschweigen seitens Degners und die Pflicht der Vaterrache erfüllen sie ganz. Sie entwirft mit den Brüdern einen Plan, um die Strafe an Degner zu vollziehen, und schreitet zur Ausführung. Ein Bote lädt ihn zu einer abendlichen Zusammenkunft ein. Degner entschließt sich nach anfänglichem Zögern, trotzdem ihm Schlimmes ahnt, zu kommen. Sie treffen im Baumgarten zusammen, und Lussewinne führt den Geliebten in die nahe Kammer. Sie lassen sich auf dem Bett nieder, und Lussewinne, in der die alte Liebe von neuem sich regt, liebkost den Geliebten. Aber in Gedanken an das Kommende drängen sich Tränen zwischen die Liebkosungen und röten ihr die Augen. Wieder erwacht in Degner der Argwohn, und er bittet sie eindringlich, ihn, den Jungen, nicht zu verraten. Sein Argwohn wird verstärkt, als er das Wiehern der Rosse und das Klirren von Waffen zu hören glaubt, das aus dem Tal heraufdringt. Auf Lussewinne hat das Nahen der Brüder eine andere Wirkung: verdrängt ist die Weichheit, die sie einen Augenblick erfüllte, sie strafft sich und sieht nur mehr die Aufgabe, den Vater zu rächen, vor sich. Lügnerisch beschwichtigt sie Degner, es seien nur ihre Kammermädchen, die sich stritten und mit den Scheren klapperten. Aber durch ihre Worte ist Degner noch immer nicht beruhigt. Er fragt, wo ihre drei Brüder seien, und erhält die Antwort, zwei seien in der Ferne, der dritte unter der Erde. Dann, als Lussewinne die Brüder in unmittelbarer Nähe weiß, schlägt sie die Arme um ihn und wirft ihn, um ihn wehrlos zu machen, auf das von ihren Liebkosungen noch warme Bett. Dann ruft sie die Rächer herein, die ihn töten sollen. Es geschieht. Auf die letzte Frage, wem Degner sein Gold vermachen wolle, antwortet dieser: Lussewinne. Die Liebe zu ihr ist in ihm übermächtig, und er weiß, daß ihr, der Tochter des Getöteten, die Rache Pflicht war.

Damit endet in der Aufzeichnung die Ballade. Aber auch das Gedicht selbst in der Urgestalt? Das ist mehr als fraglich, und wir möchten es nicht für unmöglich halten, daß noch etwa das Nachstehende folgte: als Lussewinne den Geliebten tot vor sich daliegen sieht und sie die Rachepflicht dem Vater gegenüber geleistet hat, drängt die alte Liebe von neuem sich hervor. Sie empfindet, daß ihr durch eigenes Tun alles genommen ist, was Wert für sie hat, sie glaubt nicht weiter leben zu können und tötet sich selbst über der Leiche des Geliebten.

Wenn man die Ballade nach ihrem Inhalt auch nur in den überlieferten Partien ansieht und die erschlossenen unberücksichtigt läßt, so wird man bemerken, daß der Dichter mit besonderer Aufmerksamkeit das bewegte und im Laufe der Entwicklung sich wandelnde Seelenleben seiner Personen schildert, wie es die vorstehende Skizze des Aufbaues deutlich zeigt.

Die Heldin geht nicht von Anfang bis zu Ende einen gradlinigen Weg, ohne sich nach rechts noch links zu bewegen, wie es etwa in der Ballade von Halewijn-Ulinger der Fall ist, sondern Stimmung und Einstellung wandeln, und auch bei dem Helden ist das psychologische Moment mit

besonderer Liebe gestaltet: er ahnt, ahnt mit Sicherheit die Gefahr, die ihm droht, aber nach kurzem Schwanken entschließt er sich, ihr Trotz zu bieten. Die Liebe bleibt Siegerin, und auch am Schluß zeigt sie sich als überragende Macht in seinem Handeln. Wir müssen allerdings, wie Degner es tut, begreifen, daß Lussewinne bei dem Vollzug der Rache nur einer ihr obliegenden schweren Pflicht gehorcht, und deshalb die Fortdauer von Degners Liebe trotz Verrat und Mord aus dieser Einsicht heraus verstehen, während dies sonst ein Überwuchern des Gefühlsmäßigen verriete, das seinem Charakter kaum angemessen wäre.

Wenn auch in gewissen Zügen, wie bei der Vaterrache, die geistige Einstellung alter Zeiten noch lebendig ist, so weist die eingehende Schilderung dieses reichen und vielgestaltigen Seelen- und Gefühlslebens unsere Ballade wohl nicht mehr der frühesten Zeit zu, und wir mögen sie mit einem gewissen Recht um die Wende des 14./15. Jahrhunderts datieren. Aber die Modernität mutet uns Heutige besonders an, und wir vermögen dies Menschenschicksal innerlich bewegt mitzuerleben. Selbst aus der zerstörten Form, die allein uns erhalten ist, leuchten doch hell und klar die Spuren ehemaliger Schönheit, die es uns bedauern lassen, daß diese niederdeutsche Ballade, wie so manche andere, nicht in ihrer unversehrten und ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen ist.

Kinderherkunft aus Bäumen.

Von Otto Lauffer.

(Mit 1 Abbildung.)

Unter allen volkstümlichen Gedankenkreisen ist kaum einer, der so natürlich und so naheliegend wäre wie derjenige, der sich mit dem Entstehen, dem Leben und dem Vergehen des Menschen selber beschäftigt. An erster Stelle steht dabei, ganz einfach entwicklungsmäßig gedacht, die Frage nach der Herkunft der Kinder, und es ist bekannt, daß die Antwort hierauf im volkstümlich deutschen Sinne drei verschiedene Herkunftsbereiche anzugeben pflegt, indem sie entweder eine Herkunft aus einem Felsen oder Steine oder eine aus dem Wasser oder endlich eine solche aus einer Pflanze und besonders aus einem Baume annimmt.

Wir erkennen ohne weiteres den höchst merkwürdigen Unterschied der Anschauungen, je nachdem man den mit der Geburt verbundenen Ursprung des Lebens aus dem toten Steine oder aus der Bewegung des Wassers oder endlich aus der lebendigen Pflanze ableitet. Wir sehen deshalb auch, daß eine einfache Aneinanderreihung jener drei verschiedenen Herkunftsbereiche nicht genügt. Wohl mag man von ihr den ersten Ausgang nehmen[1]).

[1]) Vgl. den Abschnitt „Kinderherkunft" von Kummer im Hwb. d.dtsch.Aberglaubens (HDA) 4, 1342—1360. Die dort ebenfalls behandelte Kinderherkunft aus Luft und Wolken gehört einer ganz seltenen und zweifelhaften Vorstellung an.

Aber wir kommen nicht damit aus, wenn man versucht hat, alles an einen Grundgedanken: an die Vorstellung von der Mutter Erde anzuknüpfen. Erst recht hat die sehr merkwürdige und gezwungene Erklärung Wilh. Mannhardts, nach der in diesen Zusammenhängen „der Baum wie Berg und Brunnen Abbild der Wolke" sei, aus der die Kinderseelen stammen, heute keine Aussicht auf Beifall mehr[1]). Es wird deshalb zunächst einmal darauf ankommen, jede einzelne der drei Vorstellungsreihen für sich einer möglichst eingehenden Betrachtung zu unterziehen.

Bei der Vorstellung der Kinderherkunft aus Bäumen sprechen wir, um dieses zur Verständigung vorauszuschicken, von „Kinderbäumen". Hiermit nicht zu verwechseln sind die in Glauben und Brauch völlig anders gearteten „Geburtsbäume". Diese haben mit der Frage nach der Herkunft der Kinder nichts zu tun. Bei ihnen handelt es sich vielmehr um solche Bäume, die bei der Geburt eines Kindes gepflanzt werden und in Leben und Gedeihen hinfort als Schicksals- und Lebensbäume zu der Entwicklung des Kindes in Beziehung gesetzt werden[2]).

Man hat sich nun bemüht, für die Vorstellung vom Kinderbaum eine allgemeine Erklärung zu geben, und dabei den Versuch einer „symbolischen" Deutung gemacht. So hat B. Kummer die Behandlung der Kinderbäume unter das Schlagwort: „Der Baum als Symbol des aufrechten, an Scholle und Sippe gebundenen Germanen" gestellt, und er hat dabei zugleich auf die Geburtsbäume, auf die Dorflinden und zurück auf Donarseiche, Irminsul und Yggdrasil verwiesen[3]). Hierzu muß offen gesagt werden, daß mit einer solchen, viel zu sehr ins Weite gezogenen Verallgemeinerung gar nichts anzufangen ist, und daß sie außerdem, soweit dabei vom Baum als Symbol gesprochen wird, sicherlich nicht richtig ist.

Die „Kinderbäume" sind viel mehr als nur ein Gleichnis. Sie sind dem Bauern entstanden aus der naturverbundenen Vorstellung von der Einheit alles organischen Lebens, einerlei ob es sich dabei um Pflanzen, Tiere oder Menschen handelt. Es ist durchaus richtig, wenn K. Helm in diesen Zusammenhängen von einer „Wesensgleichheit zwischen Baum und Mensch bei den Germanen" gesprochen hat[4]), und man versteht nicht recht, was Kummer sich dabei gedacht hat, wenn er jene Meinung Helms bestreitet und statt dessen sagt, es handele sich um „Weltanschauung". Tatsächlich liegen die Dinge doch so, daß es sich hier gerade um eine solche Weltanschauung handelt, die u. a. durch jenen Glauben der Wesensgleichheit von Baum und Mensch bezeichnet wird und deren Träger — Bauern, Hirten und Jäger — sich selbst als ein Stück der sie umgebenden Natur fühlten. Es ist in anderen Zusammenhängen eingehend über die Vorstellung

[1]) Die Götter der deutschen und nordischen Völker, 1860, S. 284. Ebenso E. H. Meyer, German. Mythologie (1891) S. 86. Dagegen Albr. Dieterich, Mutter Erde [3] (1925) S. 19 und im Anschluß an diesen Th. Imme, Zs. f. rhein. u. westfäl. Volksk. 13, 161ff.

[2]) Vgl. HDA 3, 419ff.

[3]) HDA 4, 1347f.

[4]) Altgerman. Religionsgesch. 1, 162.

der „Allbeseelung" besonders im Verhältnis von Mensch und Tier gesprochen[1]). Hier handelt es sich um dieselbe Vorstellung im Verhältnis von Mensch und Pflanze.

Wenn wir uns nun nach der Verbreitung der Vorstellung von der Kinderherkunft aus Bäumen, zunächst mit der Beschränkung auf den deutschen Volksboden, näher umsehen, so sind wir — wenigstens soweit die vorliegenden Schriftquellen in Frage kommen — vor allem auf das Schlagwort vom „Kinderbaum" angewiesen. Wir dürfen ihm getrost nachgehen, und es könnte höchst überflüssig erscheinen, hierzu überhaupt ein Wort zu sagen, wenn nicht der Zeugniswert des so eindeutigen Namens „Kinderbaum" oder niederdeutsch „Kinnerboom" in Zweifel gezogen wäre. Da ist gesagt worden, dieser Name sei aus einer volkstümlichen falschen Deutung entstanden. Es handele sich um „einen Kühunnerbaum, d. h. einen alten, weitverzweigten Baum, der dazu bestimmt war, den unter ihm ruhenden Kühen Schatten zur Mittagszeit zu spenden", woraus dann eine Umgestaltung in einen Kinner- oder Kinderbaum geworden wäre[2]). Man kann diese schon sprachlich ganz unmögliche Deutung nicht schnell genug lesen, um sie schon abgelehnt zu haben. Dennoch war es in unserem Zusammenhange nötig, sie kurz zu erwähnen, um die Bahn von Mißverständnissen frei zu machen. Im übrigen bleibt als Sonderfall der Kinderbaum von Knesebeck zu erwähnen, auf den wir noch einmal zurückkommen werden.

Schon lange ist es aufgefallen, daß die Vorstellung von der Kinderherkunft aus Bäumen nur auf eine Reihe von bestimmten Landschaften beschränkt ist. Helm hat einigermaßen zutreffend die folgende Aufzählung gegeben: Ostfriesland, Holland, Westfalen, Hessen, Rheinland, Belgien, Schweiz, Tirol, Siebenbürgen[3]). Wesentlich ist dabei zunächst, daß für den ganzen Osten ebenso wie für Mitteldeutschland alle Nachrichten zu fehlen scheinen. Für Schlesien gibt weder Drechsler[4]) noch Klapper[5]) einen Hinweis, und dasselbe gilt von E. Lehmann, dem Verfasser der Sudetendeutschen Volkskunde[6]). Nun wird man von Sachsen sagen, es sei in allen deutschen Landen bekannt, daß dort nach einem alten Spruch „die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen", und in der Tat ist hierauf in unserem Zusammenhange wiederholt Bezug genommen. Es muß demgegenüber aber betont werden, daß in Sachsen die Baumherkunft der Kinder unbekannt ist, und daß dort statt dessen nur der Ursprung aus dem Wasser genannt wird[7]). Es mag sein, daß in jenem Spruche mit einem scherzhaften Bilde nur die Menge der schönen Mädchen angedeutet

---

[1]) A. Schäfer, Die Verwandlung der menschlichen Gestalt im Volksglauben (1905) S. 51—80.

[2]) W. Schoof, ZVfVk. 27 (1917), 227.

[3]) a. a. O. 1, 160.

[4]) Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien 1, 180.

[5]) Schles. Volksk. (1925).

[6]) a. a. O. 1926, S. 160.

[7]) R. Wuttke, Sächs. Volksk. ² (1901) S. 331.

werden soll. Es mag auch sein, daß man daran erinnern darf, daß jene auf Sachsen bezüglichen Zeilen nur ein Ausschnitt aus einem Handwerksburschenliede sind, in dem über die Mädchen in allen deutschen Landen Überschau gehalten wird, und daß jene Worte, wenn man sie mit der Frage der Kinderherkunft in Beziehung setzt, ebensogut der Volksmeinung ganz anderer deutscher Landschaften entsprechen können. In A. Wirths „Beiträgen zur Volkskunde in Anhalt"[1]) findet sich kein entsprechender Hinweis auf Bäume, und in desselben Verfassers „Anhaltischer Volkskunde" (S. 137) wird ausdrücklich der Glaube an die Herkunft aus dem Teiche als ganz allgemein bezeugt. Es ist daher nicht ersichtlich, wie man für Ostdeutschland neben Teichen, Bächen und Felsen in diesen Zusammenhängen auch von Bäumen hat sprechen können[2]). Der Kinderbaum fehlt in R. Andrees „Braunschweiger Volkskunde" ebenso wie in O. Mensings Schleswig-holsteinischem Wörterbuch. Er findet sich nach K. Heckschers Zeugnis nicht im Kreise Neuhaus, und meine Mutter, deren Erinnerungen bis in den Ausgang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreichten, hat mir bestätigt, daß er in der Göttinger Gegend ganz unbekannt war.

Einsam erscheint in all diesen Gebieten der „Kinnerboom" von Knesebeck, also in Osthannover hart an den Grenzen der Altmark. „Da mot bet hütigen Dags jede Brutwagen anhollen, un dat Brutpaar mot stillswiegend von links nah rechts dreemal um de Eke rümmer gahn, wobi de Brut Win oder Sluck an den Boom geten mot. Und dann ward een Band an eenen Telgen bunnen, un et geiht wieer nah'e Kerke[3])." Von dieser Eiche wird erzählt, daß dort einmal eine Taufgesellschaft gerastet und schließlich den Täufling liegen gelassen habe. So sehr also auch die bräutliche Umwandlung mit Trankopfer und Bandschmückung als Fruchtbarkeitszauber zur Erlangung des Kindersegens gelten mag, so kann das Ganze in seiner völligen landschaftlichen Vereinsamung doch nicht als ein Zeugnis für die volkstümliche Vorstellung von der Kinderherkunft aus Bäumen angesehen werden.

Erst wenn wir weiter nach dem Westen, nach Westfalen gehen, ändert sich das Bild. Zwar wird auch dort meist von Brunnen oder Teichen als den Herkunftsorten der Kinder gesprochen, aber auch von Bäumen ist „hier und da" die Rede[4]). Im südlichen Westfalen ist schon im Jahre 1855 der Flußlauf der Volme, also die Nordsüdlinie von Hagen über Lüdenscheid, als eine Grenze angegeben, von der aus im Westen meist gesagt wird: Die Kleinen kommen aus einem hohlen Baum. „In Gummersbach ist es eine alte hohle Linde, aus welcher die Hebamme sie holt; in Halver eine alte hohle Buche; in Kückelhausen eine dicke hohle Eiche, ebenso in Gevelsberg, wo die Tante — das ist die Hebamme — die Kleinen aus dem

[1]) Heft 6/7 „Die Pflanzen im Brauch, Glauben und Volksreim."

[2]) K. Brunner, Ostdeutsche Volksk. S. 145, mit Bezug auf Preuschoff, Schriften d. Naturforsch. Ges. Danzig, N. F. VI, 1, 180.

[3]) L. Mackensen, Niedersächs. Sagen S. 230, dazu ZVfVk. 27 (1917), 227.

[4]) P. Sartori, Westfäl. Volksk. S. 77.

Abb. 1.

STADTBIBLIOTHEK

Walde bei Olthoff oder im Eichholze bei Frielinghausen holt[1])." Für die Bergischen Lande hat vor allem O. Schell uns nähere Mitteilungen gegeben. Sowohl Quellen, aus denen die Kinder kommen, wie auch Kinderbäume gibt es dort viele: „Gräfrath (Kinderbusch und Kinderbrunnen); eine Kindereiche stand bei Waldbröl; in Elberfeld war der Rommelspütt; in Gummersbach steht eine Kinderlinde; in Lieberhausen holt man die Kinder aus hohlen Buchen, ebenfalls in Hülsenbusch, in Wittlaer (Weiden), Windhagen bei Ägidienberg (Buchen am Asberg), in Herkenrath aus hohlen Buchen, anderswo aus Erlen, Birnbäumen usw.[2])." In der Gegend, in der sonst die Kinder aus der Gezelinquelle stammen, läßt man sie auch „aus dem hohlen Stock kommen". Damit bezeichnet man ausgehöhlte riesige Baumstümpfe in der Nähe jener Quelle[3]). Ebenso holt man die Kinder in Kronenberg bei Elberfeld aus hohlen Bäumen oder auch allgemein aus dem Walde[4]). Ähnliche Angaben, die wir Th. Imme verdanken, berichten über „Geburt und Kindheit in Sitte und Volksglauben Altessens und seiner Umgebung"[5]). Auch dort gab es verschiedene Kinderbrunnen. „Am geläufigsten war jedoch den Leuten die Vorstellung, die Kinder kämen aus einem hohlen Baum, wobei man entweder ganz allgemein an eine hohle Eiche, Esche, Weide u. a. dachte oder einen ganz bestimmten Baum im Sinne hatte." In Wilsum bei Bentheim werden die Kinder von den Bäumen geschüttelt. Von der Kinderherkunft aus Bäumen spricht man im allgemeinen in Bersenbrück und in Meppen. In der Gegend von Lingen sagt man, die Kinder wüchsen auf der Spitze der Eichen, daher hole sie der Storch. Im nördlichen Teil von Melle sollen nur die Jungen von Bäumen kommen, die Mädchen dagegen aus einem Teiche[6]). In Ostfriesland und in mehreren Gegenden Hollands ist es allgemeiner Volksglaube, daß die neugeborenen Kinder aus einem alten großen hohlen Baum tief in einem großen Wald kommen, und man braucht den Ausdruck „Kinder aus dem hohen Baum holen" (bern ut'e héage béam helje) für „Kinder zur Welt bringen"[7]).

Für die Rheinlande haben wir einen einschlägigen Hinweis aus Köln. Dort wurden Buchenstümpfe bei einer Quelle genannt[8]). In der Eifel sagt man, daß die Kinder „us den Boum" kommen, sonst aber auch aus dem Wasser oder aus Höhlen[9]). Auffallenderweise fehlt ein Hinweis auf die Kinderherkunft aus Bäumen in den zusammenfassenden Darstellungen

---

[1]) J. W. Wolf, Zs. f. dtsch. Mythol. u. Sittenkunde 2 (1855), 92; vgl. Am Urquell 4, 224 und Sartori S. 77.

[2]) Bergische Volksk. S. 108. Ebenso betr. Gräfrath: Am Urquell 4, 224.

[3]) Schell a. a. O. S. 107.

[4]) Am Urquell 5, 162.

[5]) Zs. d. Ver. f. rhein. u. westfäl. Volksk. 10 (1913), 161ff.

[6]) Nach Fr. Ernst, Die Tiere der deutschen Anrufe und Ansingelieder. Diss. Hamburg 1932 (nur zum Teil gedruckt).

[7]) S. Bugge und O. Brenner, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen (1889) S. 544, nach J. Halbertsma, Lexicon Frisicum v. béam.

[8]) Am Urquell 5, 287, nach Ernst a. a. O.

[9]) A. Wrede, Eifeler Volksk. [2] (1924) S. 135f.

sowohl für den Hunsrück wie für die Pfalz[1]), während in beiden Fällen Brunnen, für den Hunsrück auch Steine erwähnt werden. Man kann deshalb auch nicht übersehen, daß A. Wrede in der „Rheinischen Volkskunde" den Kinderbaum unerwähnt läßt. Der Volkskundeatlas wird zeigen müssen, ob wir uns irren, wenn wir dem Anschein nach das gesamte Rheinland für das Ausdehnungsgebiet der „Kinderbäume" halten. Auf die Kinderlinde von Nierstein kommen wir noch zurück.

Aus dem Elsaß berichtet A. Stöber, daß die Kinder entweder aus dem Brunnen geschöpft oder von den Bäumen geschüttelt werden[2]). Man kann also der Tatsache, daß der Kinderbaum im Elsässischen Wörterbuche von Martin und Lienhart fehlt, keine Bedeutung beimessen. Auch in Baden sind die beiden Vorstellungen der Herkunft der Kinder aus dem Wasser und aus Bäumen die am weitest verbreiteten, woneben die Alemannen des Schwarzwaldes und der Alpen auch Kindertröge in und unter den einzelnen Felsklötzen kennen. Besonders im und am südlichen Schwarzwald findet E. H. Meyer die Herkunft der Kinder aus Wald und Baum, ebenso wie auch aus Höhle und Stein. „So holt die Hebamme sie aus dem Walde bei Wettelbrunn (Staufen), aus einem hohlen Baum bei Schopfheim, Reich und Tegernau, aus einer mächtigen Tanne, der Tetitanne d. i. Kleinkindertanne, bei Marzell[3])." Sehr auffallend sind die vorliegenden Zeugnisse im schwäbischen Bereiche. Nicht nur, daß Fischers Schwäbisches Wörterbuch und Walthers Schwäbische Volkskunde völlig über den Kinderbaum schweigen, vielmehr wird auch in den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde ausdrücklich gesagt, daß „Bäume als Wohnungen der Ungeborenen nicht genannt werden"[4]). Es steht dem aber eine ganz eindeutige Angabe über die Kinderherkunft aus einer hohlen Weide gegenüber[5]). Wir bleiben demnach für Schwaben ebenso auf weitere Erkundung angewiesen wie für Bayern, wo ebenfalls das Bayrische Wörterbuch von Schmeller für den „Kinderbaum" ausfällt, wo dagegen M. Höfler unter Hinweis auf die „Kindlbuche" bezeugt, daß „an manchen Orten nach der Volkssage die Kinder von den Bäumen herabkommen"[6]).

Sehr viel reichlicher fließen die Quellen für die Schweiz. Dort „kommen die Kinder aus Bäumen oder Sträuchern hervor, den sog. Kindlibäumen"[7]). Als Beispiel wird das Bruderholz bei Basel genannt. „In Menzingen war früher auch ein solcher Baum. Er mußte aber umgetan werden, und jetzt

---

[1]) W. Diener, Hunsrücker Volksk. S. 145; A. Becker, Pfälz. Volksk. S. 209.

[2]) Elsäß. Volksbüchlein [2] (1859) S. 111.

[3]) Badisches Volksleben S. 9 u. 14.

[4]) H. Höhn, Sitte und Brauch bei Geburt, Taufe und in der Kindheit, Württ. Jahrb. 1909 (Stuttgart 1910) S. 259.

[5]) Birlinger, Aus Schwaben 2, 232f.

[6]) Wald- und Baumkult in Beziehung zur Volksmedizin Oberbayerns (1894) S. 45, 60, 80.

[7]) Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes (1913) S. 24. Dazu Schweiz. Idiotikon 3, 338, wo übrigens mehr noch Steine und Felsen genannt werden.

holt man deshalb die Kinder aus einer Kiste in Maria Einsiedeln[1])". Im Luzerner Gebiet kommen die Kinder meist aus irgendeinem morschen hohlen Baumstrunk, aus „einem hohlen Stocke" im Walde[2]). Dort ebenso wie im Kanton Appenzell und in Vorarlberg langt der hl. Nikolaus die Kinder von einem Baum herunter und bringt sie den Eltern[3]). Für den Aargau hat E. L. Rochholz schon aus dem Jahre 1664 einen Kindlibirnbaum als Grenzmarke festgestellt[4]). Im Wallis aber besteht der Glaube, daß die Kinder in Ivrea (ehemals Eporedia) auf den Bäumen wachsen und dort auf dem Markte verkauft werden, infolgedessen der Ausdruck „den Ivreaweg, nach Ivrea gehen" soviel bedeutet wie: der Entbindung entgegensehen[5]).

Aus Tirol haben wir mannigfach wechselnde Berichte. In Gossensaß gelten die Baumwurzeln als Aufenthaltsort der Kinder[6]). In Bruneck werden sie aus dem großen hohlen Eschenbaum geholt, der bei dem Schießstande steht, oder sie rinnen auf dem Wasser daher. In Meran sagt man: die Kinder wachsen auf der Mut, einem Berge, an den Bäumen und werden von der Hebamme ins Tal getragen[7]). Viel genannt ist der „heilige Baum" bei Nauders, ein uralter Lärchenbaum, „aus dessen Nähe niemand Bauholz oder Brennholz zu nehmen wagt, bei dem zu schreien oder zu lärmen bis in die letzten Jahre für himmelschreienden Frevel galt. Er soll bluten, wenn man hineinhackt, und der Hieb dringt zugleich ebenso weit in den Leib des Frevlers wie in den Baum. Vom heiligen Baum holt man die Kinder, besonders die Knaben[8])." In jedem Lärchenzapfen dieses heiligen Baumes erblicken die Kinder künftige Geschwister und werfen deshalb nicht danach[9]). Eine Wiener Redensart heißt: „Die Kinder vom Hollerbaum herabbeuteln[10])." Im übrigen erzählt man in Niederösterreich, daß die Kinder auf einem Baume wachsen, der weit im Meer steht, und daß sie in einer Schachtel an einer Schnur an dem Baume hängen. „Sind sie groß genug, so reißt die Schnur, und die Schachtel schwimmt durchs Wasser, bis sie aufgefangen wird[11])."

In Siebenbürgen spricht man von der Herkunft der Kinder vom Himmel, aus der Erde, aus dem Wasser, aus einem Graben oder unter einer Brücke, aber auch aus Bäumen, aus einer Weide, Eiche oder aus einem hohlen Baum[12]). Im Bistritzer Bezirk bringt die Hebamme „das Knäblein

[1]) Schweizer Volksk. 3, 78 nach A. Lütolf, Sagen etc. aus Luzern S. 550.
[2]) Bugge-Brenner a. a. O. S. 544.
[3]) Schweiz. Arch. f. Volksk. 3, 77ff.
[4]) Schweizersagen aus dem Aargau 1, 87.
[5]) K. Bohnenberger, Schweiz. Arch. 20, 39.
[6]) ZVfVk. 6, 315.
[7]) Zs. f. dtsch. Mythol. u. Sittenkunde 2 (1855), 345.
[8]) I. v. Zingerle, Sagen, Märchen usw. aus Tirol (1859) S. 110. Danach Bugge-Brenner a. a. O. S. 544 und Am Urquell 4, 224.
[9]) Ploß-Renz, Das Kind [3] 1 (1911), 581. Vgl. auch J. A. Heyl, Volkssagen usw. aus Tirol (1897) S. 805.
[10]) M. Kronfeld, Zauberpflanzen und Amulette (1898) S. 60.
[11]) Ploß-Renz a. a. O.
[12]) Mündlich von A. Schullerus † und M. Orend. Dazu Orend in Siebenbürg. Vierteljahrsschr. 1932, Heft 3, 191ff.

wie auch in anderen siebenbürgisch-sächsischen Gemeinden vom knorrigen ‚Bérm' (Birnbaum), das Mädchen vom schlanken ‚Pelzm' (Zwetschkenbaum)"[1]). Dabei wollen wir beachten, daß diese Belege nicht nur für den Volksglauben der Siebenbürger selbst von Belang sind, sondern in einem gewissen Sinne auch für den ihrer moselfränkischen Ursprungslande.

Bei einer solchen auffallenden landschaftlichen Verbreitung der Kinderbäume, die den ganzen Westen und den ganzen Süden des deutschen Volksbodens umfaßt, nicht aber die Mitte, den Norden und den Osten, liegt der Gedanke nahe, daß die sonst in Glaube und Brauch gelegentlich hervortretende Bevorzugung bestimmter Baumarten auch in diesem Falle beliebt sein könnte. Wir sehen aber nicht, daß dies zutrifft, und so hat auch O. Schell, indem er feststellt, daß im Bergischen bald Eichen, Linden oder Buchen, bald Weiden oder Erlen als Kinderbäume auftreten, sich dahin ausgesprochen, daß dieser Wechsel „seinen Grund ausschließlich in der durch die lokalen Verhältnisse bedingten Eigenart der Wälder haben dürfte"[2]). Das hindert nicht, daß immer wieder besondere Baumarten genannt werden. Die Linde, die z. B. in Menslage bei Bersenbrück begegnet, hat vor allem einen vielgenannten Vertreter bei Nierstein. „Da haben die Frauen aus der ganzen Gegend die Kinder her. Wenn man das Ohr an die Erde legt, hört man, wie die Kleinen unter der Erde jubeln und schreien.[3])" Es liegt dabei, wie man sieht, zugleich eine Vermischung mit der Vorstellung von der Kinderherkunft aus der Erde vor, ebenso wie im Falle der Weidenbäume des öfteren auch mit diesen Bäumen zugleich der daneben liegende Teich erwähnt wird. Buchen werden wiederholt genannt, in Westfalen und in Köln[4]), ebenso aber auch in Oberbayern, wo sie unter dem Namen der Margaretenbuchen erscheinen, da die heilige Margarete die Patronin der Schwangeren ist[5]). Höfler hat die Meinung ausgesprochen, daß die Buche da, wo sie als Kinderbaum erscheint, „vermutlich zu einer Fruchtbarkeits-Gottheit in Beziehung stand"[6]). Er dachte dabei wohl an die Buche als alten Fruchtbaum. Es läßt sich aber mit dieser Erklärung nichts anfangen, da auch all die anderen Baumarten neben der Buche als Kinderbäume erscheinen. Die Esche spielt ihre besondere Rolle in Bonn. Dort wuchsen früher die Kinder auf dem einst vielgenannten Eschenbäumchen, das am Ende der Koblenzer Straße stand[7]). Auch in Tirol erscheint die Esche als Kinderbaum[8]), während uns ebendort der „heilige Baum" von Nauders bereits als Lärchenbaum begegnet ist.

---

[1]) J. M. Gaßner, Aus Sitte u. Brauch der Mettersdorfer (1902) S. 5. Dazu J. Hillner, Volkstüml. Glaube u. Brauch bei Geburt u. Taufe im Siebenbürger Sachsenlande (1877) S. 17.

[2]) Zs. f. rhein.-westfäl. Volksk. 1, 60f.

[3]) J. W. Wolf, Hess. Sagen (1853) S. 13.

[4]) HDA 1, 1692; Am Urquell 5, 287.

[5]) Aigremont, Volkserotik und Pflanzenwelt 1, 5.

[6]) Wald- und Baumkult (1894) S. 82.

[7]) Wrede, Rhein. Volksk.[2] S. 147.

[8]) HDA 2, 998.

Von den Obstbäumen haben wir den Birnbaum in der Schweiz und in Siebenbürgen als Kinderbaum angetroffen, im letzteren Falle ausdrücklich als Ursprungsbaum der Knaben, daneben die Zwetsche als den der Mädchen. Man sieht daraus zugleich, daß mindestens gewisse landschaftliche Vorbehalte gemacht werden müssen, wenn allgemein gesagt worden ist, daß es der Apfelbaum sei, der das männliche Prinzip, dagegen der Birnbaum, der das weibliche verkörpere[1]). Unterschiedslos holt der Storch die Kinder vom Apfelbaum in Achterberg bei Bentheim[2]). Ob der Feigenbaum in der Reihe der Kinderbäume genannt werden darf, erscheint sehr zweifelhaft. Kummer hat auf den schwäbischen Kinderreim verwiesen:

„Jetzt steig ich auf den Feigenbaum
Und schüttel Buben runter.
Es fallen etlich tausend 'rab.
Es ist kein schöner drunter[3])."

Dieser Reim gehört aber offensichtlich in einen ganz anderen Zusammenhang. Die Buben, die hier vom Feigenbaum geschüttelt werden, sind nicht neugeborene Kinder. Das Verlangen sucht sie als Träger grobsinnlicher Liebesfreude, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die schönen Mädchen, die in Sachsen auf den Bäumen wachsen, die weiblichen Gegenstücke dazu bilden. Das Ganze aber gehört in einen Zusammenhang mit dem schon in der Antike bekannten Erotenscherze „Wer kauft Vögel", für dessen Nachleben im Mittelalter ein Wandgemälde im Schloß Lichtenberg in Tirol aus der Zeit um 1400 zeugt, wo denn freilich an derbster Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig bleibt[4]). Wir kennen in der mittelalterlichen Bildkunst auch das weibliche Gegenstück, wenn auch nur aus schriftlicher Überlieferung. F. Liebrecht hat auf eine Mitteilung des P. Eschenloer aufmerksam gemacht, der zum Jahre 1464 erzählt: „Vil ander schendliche Gemäle liszen die Bürger zu Prage und in andern ketzerischen Stäten in iren Heusern dem Girsik und Rokyczan zu Libe malen, nämlich einen Baum, dorauf nackete schöne Frawen wuchsen und reif abfielen, und unter dem Baume stunden gemalet der Babst, Cardinäle, Bischofe, Prälaten, Münche, Pfaffen und ufhilden ire grosze Mentel und Kappen und fingen die Frawen, die vom Baume fielen[5])."

Als Geburtsbaum im eigentlichen Sinne hat Marzell für manche Gegenden Deutschlands den Holunder bezeichnet[6]). Derselbe Marzell hat aber auch darauf hingewiesen, daß die in populären Darstellungen oft gebrauchte Deutung des Namens Holunder als „Baum der (Frau) Holla"

[1]) Walther, Schwäb. Volksk. S. 87.
[2]) Nach Ernst a. a. O.
[3]) HDA 4, 1347, nach Rochholz, Kinderlied S. 286.
[4]) J. v. Schlosser, Die Wandgemälde aus Schloß Lichtenberg in Tirol (1916) S. 23 und Taf. XII mit Bild des Phallusbaumes. Vgl. auch Schütteln der Holderstaude, HDA 4, 266.
[5]) Germania 39 (1887) S. 495, nach Liliencron, Die histor. Volkslieder der Deutschen 1 (1865), 530.
[6]) Die heimische Pflanzenwelt S. 46.

unhaltbar ist, und daß deshalb auch die daran geknüpften mythologischen Spekulationen in sich selbst zusammenfallen[1]). Marzell selber hat in dem von ihm verfaßten umfangreichen Abschnitt „Holunder" im Handwörterbuch des Aberglaubens keinerlei Beleg für die Kinderherkunft aus dem Holunder gegeben. Auch mir fehlt jeglicher Nachweis dieser Art. Wir müssen deshalb den sonst im Volksglauben so bedeutungsvollen Holunder in unserem Zusammenhange auffallenderweise vorläufig ganz ausscheiden lassen.

In der Trierer Gegend ist der Buchsbaum unter dem Namen „Palmbaum" der Geburtsbaum, aus dem die Kinder entstehen und von der Hebamme abgeholt werden. Ebenso wird auch für einzelne Orte in Belgien bezeugt, daß die Kinder aus dem Buchsbaum kommen[2]). Es handelt sich in diesem Falle offenbar um eine landschaftliche Besonderheit, dasselbe gilt schließlich auch von dem Rosenstrauch, der als Kinderbaum in den hessischen Bezirken eine Rolle spielt. In Eberstadt und in Jugenheim an der Bergstraße findet man die Mädchen in Rosenblättchen, die Knaben in wilden Dornrosen[3]). In Lixfeld im hessischen Hinterlande „werden die kleinen Kinder unter einem weißen Rosenbusche hervorgeholt"[4]). Das ist eine sehr anmutige Vorstellung. Allerdings darf man auch dabei nicht übertreiben, indem man, wie Bertsch es getan hat, allgemein daraus schließt, der Rosengarten sei das Reich der Seelen und der Geburten. Dagegen darf man wenigstens an den von A. Dieterich gegebenen Hinweis erinnern, nach dem auf den Schildern der Pariser Hebammen die Kinderköpfchen aus Rosen herauskommen[5]).

Näher eingehen müssen wir hier zum Schluß noch auf eine Sondererscheinung, die uns in den niederdeutschen Küstengebieten Nordwestdeutschlands entgegentritt und zum Nachdenken auffordert. Auf der Elbinsel Finkenwärder sagt man den Kindern, wenn sie nach ihrer Herkunft fragen, sie seien im grünen Kohl gefunden, ebenso im benachbarten Altenwärder, wo daneben auch die Petersilie genannt wird. In Vogelsang und in Garlstorf bei Bleckede heißt es: „Der Storch hat das Kind in den grünen Kohl gelegt, und Mutter hat es hereingeholt." Dasselbe hören wir aus Sarrel bei Friesoythe, und aus dem Saterlande berichten Kuhn und Schwartz über die volkstümliche Rede: „do bèidene wèide ûten kôl hoiljet", „die Kinder werden aus dem Kohl geholt"[6]). Vielleicht darf man hier auch an das bekannte Bild des „Morgens" von Phil. Otto Runge erinnern, auf dem das junge Kindlein auf dem grünen Boden liegt. Wir suchen hier nach einem Zusammenhange und erinnern uns dabei, daß der Glaube, die kleinen Kinder würden im Garten in einem Kohlkopf gefunden, allgemein

---

[1]) HDA 4, 263.
[2]) Aigremont, Volkserotik 1, 99.
[3]) H. Bertsch, Weltanschauung usw. (1910) S. 83; nach Wolf, Hess. Sagen S. 133.
[4]) J. Flach bei Heßler, Hessische Volksk. (1904) S. 204.
[5]) Mutter Erde (1904) S. 16 Anm.
[6]) A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen (1848) S. 469.

in der französischen Schweiz, in Frankreich, Belgien und Holland verbreitet ist[1]). Aus Belgien, wo übrigens nach dem Kinderglauben die Mädchen auch aus Rosmarinbüschen erwuchsen, berichtet J. W. Wolf: „So holt man dort die Knaben aus Kohlhäuptern, wie andere wollen, diese aus rotem, die Mädchen aus weißem Kohl[2])." In denselben Zusammenhang gehört es auch wohl, wenn man im wallonischen Belgien scherzweise sagt, daß die Neugeborenen aus dem Garten des Pfarrers geholt werden[3]). Mit dem deutschen Volksglauben haben diese Vorstellungen an und für sich nichts zu tun. Wenn sie sich dennoch gelegentlich auch in den deutschen Küstengebieten finden, so kann es sich dabei nur um den Einfluß westlichen Volkstums handeln. Mindestens soweit die Marschen und Inseln der Niederelbe in Frage kommen, haben wir hier offenbar einen der ganz seltenen Fälle, in denen das Volkstum der ehemals ins Land gerufenen holländischen Deichbauern in seinen Nachwirkungen erkenntlich geblieben ist. Unter solchen Voraussetzungen erklärt es sich dann auch, wenn wir nicht nur in Elsfleth an der Unterweser, sondern auch an der Niederelbe — in Otterndorf im Lande Hadeln und auf dem zum Kehdinger Lande gehörenden Krautsand — auch der sonst hier fehlenden Kinderherkunft aus einem hohlen Baum begegnen, und wenn selbst etwas weiter landeinwärts „in Hollenstedt in der Nordheide noch jetzt die Hebammen zu der in Wehen liegenden Frau zu sagen pflegen: „Ja, ja, de Kinner kommt nich ut'n hollen Boum[4])!"

Soweit im deutschen Bereich die Pflanzenherkunft der Kinder überhaupt in Frage kommt, handelt es sich um Büsche und vor allen Dingen um Bäume. Wenn dabei, wie wir sahen, bald diese, bald jene besondere Baumart genannt wird, so ist das schon eine spätere Aufspaltung des ursprünglich einheitlichen Grundgedankens. Eine weitere Aufteilung ist dann schließlich noch dadurch erfolgt, daß man in den verschiedenen Landschaften ganz bestimmte Bäume als Ursprungsbäume der Kinder bezeichnete. So gewannen die schon erwähnten Einzelbäume, die Linde zu Nierstein, die Tetitanne des Schwarzwaldes, der heilige Baum von Nauders und die Esche beim Schießstande von Bruneck ihre besondere Bedeutung. Ihre Zahl läßt sich beliebig vermehren. So haben wir etwa für Westfalen aus der Gegend von Altenessen nähere Berichte: „An dem alten Rathause in Altendorf (Essen-West) stand vormals eine schon geborstene alte Eiche. Zu ihr gingen die Kinder gern hin, und eines sagte dann zum anderen: Da kriegt unsere Mutter alle Kinder raus. In Rellinghausen und Bergerhausen glaubte man, die Kinder kämen aus dem Schellenberger Busch, und hier habe es wieder einen bestimmten, durch irgendwelche Besonderheit vor den anderen auffallenden Baum gegeben, an dem man die kleinen Kinder piepen

[1]) Schweizer Volksk. 3 (1913), 78f.

[2]) Beiträge zur deutschen Mythologie 2 (1857), 359. Für Utrecht vgl. Am Urquell 6 (1896), 218.

[3]) F. Liebrecht, Gervasius von Tilbury (1856) S. 69.

[4]) E. Kück, Die Zelle der deutschen Mundart (1924) S. 25. Dort fälschlich auf „der Holda Baum" bezogen.

hörte, die nach der Hebamme verlangten. Und auf einem Hofe in Huttrop war ein alter Nußbaum ein solcher Kleinkinderbaum; wenn im Herbst der Sturmwind seine Blätter schüttelte, dann sagte ein alter Hausöhm zu den Kindern, die dort waren: Hört ihr, wie sie (nämlich die kleinen Kinder) da schreien? Da kommen sie her[1])!" In vielen Fällen wird noch besonders hervorgehoben, daß der Baum hohl sei. Dazu hat aber schon vor Jahren K. Helm mit Recht bemerkt, daß es sich dabei um einen jungrationalistischen Zug handele und man darin nichts besonders tiefsinnig Wichtiges erblicken dürfe[2]).

Es wäre sehr erfreulich, wenn wir auch aus älterem Schrifttum eine Reihe von einschlägigen Belegen besäßen. Leider ist davon aber vorläufig nur sehr wenig vorhanden, und dieses Wenige ist bereits bei Grimm in den Nachträgen zur Deutschen Mythologie S. 162 zusammengestellt: „jâ werdent solich leut von bômen nit geborn" (Wolkenstein 61), dann vor allem aus den Fastnachtsspielen des 16. Jahrhunderts von Ayrer: „weist du, wo die leut kommen her? ja freilich, sol ich das nicht wissen, sie werden jung von baumen gerissen", endlich aus dem Schelmufsky 1, 51 der Ausdruck: „aus keiner Haselstaude entsprungen". Mit diesem Wenigen kommen wir über unsere sonstige Erkenntnis um nichts hinaus. Auffallend ist nur, daß der Nachweis aus Ayrer in die Nürnberger Kreise zu führen scheint, während heute der „Kinderbaum" in Mittelfranken fehlt.

Im ganzen ist das Ergebnis, zu dem wir gelangt sind, ein sehr einfaches und völlig eindeutiges. Aber was hat man damit alles in Zusammenhang gebracht! Alle die ganz verschiedenartigen Vorstellungen, die das deutsche Volk mit dem Baume verbindet, hat man gedankenlos durcheinander geschüttelt, als bildeten sie eine Einheit. Das erste, worauf bei der Besprechung der Kinderherkunft aus Bäumen immer und überall zum Vergleich hingewiesen wird, ist die nordgermanische Sage, nach der die Asen Odin, Hoenir und Lodur die Menschen aus den Bäumen Ask und Embla erschufen[3]). Man hat ebenso angeführt, daß nach den Erzählungen des Hesiod Zeus das dritte eherne Geschlecht aus Eschen erschaffen habe und in diesem Sinne auch Hesychios von dem Menschengeschlecht als von der Frucht der Melia, der griechischen, mehr strauchartigen Mannaesche spreche[4]). Es gehört aber doch wohl nicht viel Einsicht dazu, um zu bemerken, daß es sich bei diesen Dingen um etwas völlig anderes, nämlich um eine Verwandlungssage handelt, und daß sie also in ganz andere Zusammenhänge gehören. Es ist hinreichend bekannt, daß wir in deutscher und mehr noch in altrömischer Sage das Gegenbild der Verwandlung von Menschen in Bäume, Büsche und Blumen vielfach aufzeigen können.

[1]) Zs. d. Ver. f. rhein.-westf. Volksk. 10 (1913), 162. — Betr. die Kinderlinde auf dem Schützenplatz zu Gummersbach: Am Urquell 5, 287.

[2]) Religionsgeschichte 1, 160.

[3]) Mythol. 1, 474; 2, 465; 3, 162; W. Wackernagel, Zs. f. d. A. 6 (1848), 15—21; J. W. Wolf, Beitr. 2 (1857), 357f.; O. Schwebel, Tod und ewiges Leben (1887) S. 22ff.; H. Bertsch, Weltanschauung S. 84f.; Mogk bei Hoops, Reallex. 4, 508. — HDA 1, 461; 2, 998.

[4]) A. Schlosser, Die Sage vom Galgenmännlein (1912) S. 92.

Die Vorstellungen von der Baumseele im Volksglauben oder von den „Blumenmädchen" in der Alexandersage haben mit der Kinderherkunft aus Bäumen ebensowenig etwas zu tun wie der auf einem Baume ausgesetzte Fundevogel des Märchens. Heilige Haine, Baumopfer und Lebensruten gehören in selbständige Vorstellungsreihen für sich, und ebenso steht es mit den „Lebensbäumen" oder endlich auch mit den „Geistern im Baum", über die ich an anderer Stelle gehandelt habe[1]). Von dem Weihnachtsbaum will ich hier ganz schweigen. Den unerschöpflichen Reichtum volkstümlichen Naturerlebens wird man erst dann erkennen, wenn man alle diese Dinge einzeln in ihrer Sonderbedeutung behandelt, statt sie erbarmungslos miteinander zu vermischen.

Zur entwicklungsgeschichtlichen Beurteilung der Kinderherkunft aus Bäumen ist vor Jahren die Meinung ausgesprochen, daß es den Anschein habe, als sei „das Hervorgehen aus Bäumen dem alt-chattuarischen und fränkischen Stamme eigen"[2]). Diese Zuschreibung ist aber, wie aus unseren Zusammenstellungen hinreichend hervorgeht, zu eng umgrenzt. Wir können es nicht übersehen, daß die heutige Verbreitung der „Kinderbäume" nur die deutschen Gebiete umfaßt, die ehemals die römischen Kultureinflüsse unmittelbar erfahren haben, und so werden wir an diese Tatsache auch wohl mit der entwicklungsgeschichtlichen Deutung anknüpfen müssen. Ob es in der antiken Literatur eindeutige Hinweise auf Kinderbäume gibt, das bedarf einer erneuten sorgfältigen Untersuchung. In Indien und erst recht in Ostasien kennt man sie bis heute nicht[3]). Dagegen könnte man auf eine iranische Überlieferung verweisen, nach der aus dem Leibe des Gajomartan oder seines Stieres ein Baum erwächst, aus dessen Blattrispen Mṛtija und Mṛtijāna, das erste Menschenpaar, hervorspringt[4]). Ähnlich wird in einem Märchen der 1001 Nacht (Nacht 456) erzählt, daß die „Fliegenden Inseln" nur von weiblichen Geistern bewohnt werden, und daß daselbst auf den Bäumen Mädchen anstatt der Früchte wachsen[5]). Es ist denkbar, daß vom Osten her derartige Vorstellungen auch in die romanischen Kulturen eingedrungen sind. A. Dieterich hat sich vor wenigen Jahrzehnten bezeugen lassen, daß „man in Toscana, besonders in Florenz sagt, die Kinder kämen von einem Kastanienbaum, den man aber nicht identifiziere, ebensowenig wie die Rosen beziehungsweise Rosenbüsche oder auch Weißkohlköpfe, die in der Emilia (Parma) statt der Bäume in Betracht kämen"[6]).

Es sieht so aus, als ob der Kinderbaum, soweit er im deutschen Glauben eine Rolle spielt, als eine Entlehnung aus dem romanischen Volkstum angesehen werden muß. Sollte dieses zutreffen, dann würde es denkbar sein, daß eine gleiche Kulturbeeinflussung auch in den Oberschichten

---

[1]) Volkskundliche Gaben für John Meier (1934) S. 104—120.
[2]) Zs. f. dtsch. Mythol. u. Sittenk. 2 (1855), 92.
[3]) Mündlich von W. Schubring und K. Florenz.
[4]) W. Schultz, Mannus 16 (1924), 126.
[5]) F. Liebrecht, Gervasius S. 68.
[6]) Mutter Erde, S. 19f.

stattgefunden hätte, und zwar denke ich hier schon an das kirchliche Schrifttum des hohen Mittelalters. Nur auf diesem Wege scheint es mir verständlich, wenn in mehreren Bildwerken jener Zeit, und vor allem auch in ganz verschiedenen Gegenden Deutschlands, der Lebensbaum des Paradieses so dargestellt wird, daß aus seinen Knospen Kinderköpfchen hervorwachsen. So ist er seit etwa 1186 an der Decke der St. Michaeliskirche in Hildesheim zu sehen[1]). So hat ihn zu ungefähr der gleichen Zeit die Äbtissin Herrad von Landsberg in ihrem Hortus deliciarum gezeichnet, mit der ausdrücklichen Überschrift: Lignum vitae! So stellt uns auch in der Klosterkirche Bergen eine geradezu märchenhafte Wandmalerei der Mitte des 13. Jahrhunderts auf einem Paradiesesbilde die Herkunft der Menschenkinder aus Bäumen lebendig vor die Augen[2]). Bei weiterer Umschau wird man noch mehr Belege hierfür beibringen können, wozu allerdings bemerkt werden muß, daß der von J. W. Wolf angestellte Versuch, auch die zahlreichen Bilder des Stammbaumes Christi in diesen Zusammenhang zu bringen[3]), als undurchführbar abzulehnen ist.

In zwei Punkten, die freilich für die Bedeutung des Kinderbaumes innerhalb der germanischen Kultur von erheblicher Bedeutung sein können, muß ich letzten Endes die Entscheidung den Vertretern der nordischen Philologie überlassen. In der Volsunga-Saga heißt es im zweiten Kapitel „Es wird gesagt, daß König Volsung eine stattliche Halle bauen ließ, und zwar in der Art, daß eine mächtige Eiche in dem Saale stand, und die Zweige des Baumes in frischem Grün über das Dach des Saales hinausragten. Der Stamm aber stand unten in der Halle, und den nannten sie „Kinderstamm" (Barnstokkr)[4]). Simrock hat das auf die Vorstellung von den Kinderbäumen bezogen[5]). Edzardi hat dagegen seinen Zweifel zum Ausdruck gebracht, wie es scheint: mit Recht!

Aber wie steht es mit jener Stelle im „Hawamal", in der Odin sich selbst als eine Frucht des Weltenbaumes, der Esche Yggdrasil, bezeichnet[6])?

---

[1]) Abb. in Festschr. f. John Meier, 1934, Taf. 2.
[2]) Abb. bei F. Adler, Westpommern (1927) Taf. 6. Siehe unsere Tafel.
[3]) Beiträge 2, 258.
[4]) Volsunga Saga. Deutsch von v. d. Hagen-Edzardi (1880) S. 12.
[5]) Mythologie § 17.
[6]) Simrock a. a. O. 1 (1853), 35.

Bauopfer an Bord.

Von Ernst Bargheer.

Die Finkenwärder Fischer haben seit alten Zeiten den Brauch, in einem kleinen, am vordersten Ende des Schiffes befindlichen Raume, „Dodenkamer" genannt, einen menschlichen Schädel aufzubewahren. Für gewöhnlich ist dieser Schädel eingezimmert worden beim Bau des Schiffes. In neuerer Zeit wird der vorderste Raum des Schiffes nicht mehr mit der besonders abgetrennten Dodenkamer versehen. Allerdings wird dafür ein Schädel, der beim Fischen in den Netzen mit aufgeholt wird, im vorderen Teil des Schiffes stillschweigend mit aufbewahrt.

Dieser Brauch, heute noch überall bekannt, hat dazu geführt, an Ort und Stelle nach seinen Ursachen zu forschen. Der Finkenwärder Fischer ist bei aller Abhängigkeit von den Naturmächten und vom Schicksal zwar mit besonderer Sorgfalt bemüht, alles aus dem Wege zu räumen, was dies Schicksal zu seinen Ungunsten bestimmen könnte. Er ist aber auf der anderen Seite, wie alle Berufe, die unmittelbare Berührung mit der Naturwirklichkeit haben, ein nüchtern und scharf denkender, sehr kritischer und praktisch arbeitender Mensch. Wenn man ihn abergläubisch nennen würde, so würde er selbst mitleidig über diese Bezeichnung lächeln. Er ist kein Kirchengänger, dazu hat er keine Zeit, weil die See und sein Beruf ihn festhalten. Aber er hat eine ganz tiefe Ehrfurcht vor den Naturmächten und vor allen Dingen vor dem Leben um ihn herum.

Nach dieser Charakteristik erscheint es berechtigt, zunächst den Menschen zu fragen nach den Motiven eines Brauches, der ihn selbst ausübt, weil ja nur er allein die Gesamtheit des Brauches übersieht, dessen Feinheiten und dessen Wesen dem rein beobachtend eingestellten Wissenschaftler verborgen bleiben muß.

Die Antworten auf die Frage nach Sinn und Bedeutung des Brauches lauten in den verschiedenen Formen: Der Tote bringt dem Schiff Glück, der Tote bewirkt einen reichen Fischfang; der Tote zeigt dem Schiff den rechten Weg, vor allem im Nebel; der Tote bewahrt das Schiff vor Untiefen; der Tote hilft dem Schiff im Sturm. Eine besondere Antwort erfolgte auf die Frage nach dem neueren Brauch, wonach aufgefischte Schädel vorne im Schiff aufbewahrt werden: der Tote soll nicht in der See ruhen, sondern eine anständige Bleibe haben, dann bringt das Segen. Wie stark beim Fischer der Schädel noch mit dem Leben des Menschen in Verbindung gebracht wird, zeigt die Antwort eines alten Fischers, der auf die Frage, warum er den Schädel mitnehme, antwortete: „Lot em man mit foahrn." Daraus spricht mit aller Deutlichkeit die Vorstellung, daß mit dem Schädel ein neuer Schiffsgast an Bord gekommen ist.

Wenn die Annahme berechtigt erscheint, daß im älteren Brauch die Reste eines Bauopfers zu sehen sind[1]), so ist bei dem neueren Brauch eigent-

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie 1, 665.

lieh die Grundauffassung noch immer die gleiche, daß nämlich ein Wesen an Bord weilt, das dem Schiff in irgendeiner Weise dienlich sein kann und das man mit Pietät behandelt. Der deutsche Volksglaube steht hier dem Ewigkeitsglauben der Konfessionen in keiner Weise nach, er bildet wahrscheinlich sogar seine Festigkeitsgrundlage im Volk.

Ein zweiter Brauch, dem anscheinend auch der Bauopfergedanke zugrunde liegt, kam zutage beim Abwracken eines alten Finkenwärder Fischerevers. Unter dem Fuß des Großmastes fand man ein Goldstück. Ein alter Schiffszimmermann erzählte, daß beim Abwracken der alten Ever dieses Goldstück stets vorhanden gewesen sei und mit Eifer von den Zimmergesellen gesucht wurde, weil es ab und zu auch an anderer Stelle liege. Andree bringt in seinen „Ethnographischen Parallelen" die Geschichte von einem Mann, der unter seinem Flaggenmast ein lebendes Huhn zerquetscht[1]).

Koloniale Abwandlung deutscher Volksart im ostelbischen Raume.

Von Johann Ulrich Folkers.

Es ist eine altbekannte Tatsache, daß die am tiefsten einschneidende Grenze zwischen Kulturprovinzen innerhalb des deutschen Volksbodens jene ist, die dem Zuge der Westfront geschlossener slawischer Siedlung des frühen Mittelalters folgt. Es fehlt auch nicht an geistvollen und feinsinnigen Charakteristiken des Unterschiedes zwischen deutschem Mutterland und deutschem Kolonialland des Mittelalters, der hier zutage tritt. Ich nenne Walther Harich (Literaturverzeichnis 7, S. 6—7), Moeller van den Bruck (LV. 12), Josef Nadler (LV. 13) und Paul Zaunert (LV. 21, S. 9—19). Was uns fehlt, ist dagegen die über allgemeine Vermutungen hinausgehende Klarheit über das, was diesem Unterschied als letzte und tiefste Ursachen eigentlich zugrunde liegt. Versucht man sich aber an dieser Aufgabe, so stellt sich heraus, daß es trotz vieler und wertvoller Vorarbeiten auch noch immer an einer wirklich systematischen Erforschung des Umfanges wie der Bedeutung der Tatsachen fehlt, in denen der Unterschied zwischen westelbischer und ostelbischer Kulturprovinz besteht. Angesichts der Bedeutung des gegenseitigen Verständnisses aller Gruppen des deutschen Volkes untereinander unterliegt es keinem Zweifel, daß hier der Volkskunde eine nationalpolitische Aufgabe ersten Ranges gestellt ist.

Es kann nicht der Versuch gewagt werden, hier auf wenigen Seiten ein so weitschichtiges Problem zu lösen. Es kann sich vielmehr nur darum handeln, die Lösungsmöglichkeiten von der Beobachtung bestimmter Tatbestände aus zu beleuchten. Es handelt sich um ein Stück Kulturraumforschung, d. h. nach Adolf Helbok (LV. 8, S. 47) „eine Erforschung

[1]) R. Andree, Ethnographische Parallelen 1, Stuttgart 1878, 23.

der Seelenräume des Volks gemäß dem Ziele der Volkskunde, die Volksseele zu erforschen".

Zu den hier zu beobachtenden Tatsachen gehört z. B. der Unterschied zwischen den Hauptausdehnungsrichtungen der Verbreitungsgebiete der Haustypen und der Dorftypen des deutschen Volksbodens. Auf einer Dorftypenkarte tritt die deutsch-slawische Siedlungsgrenze des frühen Mittelalters mit aller Deutlichkeit heraus, weil die Hauptausdehnungsrichtungen nordsüdlich verlaufen (s. z. B. die Karte vorne im Atlasband von Meitzen, LV. 11, IV) — auf einer Karte der Haustypen aber nicht, weil hier die Hauptausdehnungsrichtungen westöstlich oder noch genauer: von Südwest nach Nordost verlaufen. Die beiden farbigen Karten des Schulatlas von Wagner u. Debes, Leipzig — auch bei W. Ule (LV. 19) als Tafel VII und VIII — lassen diesen merkwürdigen Unterschied mit aller Schärfe in die Augen springen. Freilich wird seine Kraßheit scheinbar gemildert durch die Beobachtung, daß auch unter den Dorftypengebieten wenigstens zwei im Gegensatz zu den übrigen eine unverkennbare, sogar scharf ausgeprägte westöstliche Erstreckung zeigen. Das sind die Gebiete der so überaus charakteristischen lockeren Reihendörfer mit Wald- oder Marschhufen, die sich im Süden vom Odenwald über den Spessart und das Fichtelgebirge, am Erzgebirge und an den Sudeten entlang über Oberschlesien zu den Beskiden hinüber und im Norden von dem Polder- und Houtland Flanderns über das Rheindelta, die tiefgelegenen Marschstriche an Niederweser und Niederelbe längs der Ostseeküste durch ganz Mecklenburg und Pommern bis ins Weichselland hinüberziehen. Die so aus dem Rahmen des allgemeinen Verhaltens der Dorftypengebiete herausfallenden Wald- und Marschhufendörfer hat dann auch bereits Meitzen aus der von ihm angestrebten ethnographischen Einteilung der Dorftypen als Sonderfall herausgenommen und dem großen Landesausbau des späten Mittelalters zugewiesen. Meitzens Annahme: „Die Anfänge solcher Anlagen lassen sich mit Bestimmtheit auf die Zeit Karls des Großen zurückführen" (LV. 11, II, 330), erscheint sogar noch fragwürdig, da die von ihm herangezogene Stiftungsurkunde des Klosters Hirsau vom Jahr 830, worin Waldhufendörfer, wie Sommenhardt, Würzbach u. a., als Schenkung des Grafen Erlefridus von Calw genannt werden, nach Gradmann (LV. 5, S. 108, Anm. 2) apokryph ist. Wahrscheinlich gehen weder der südliche noch der nördliche Zug der Wald- und Marschhufendörfer dem Alter nach wesentlich über das Jahr 1000 zurück. Im Norden knüpft sich ihr Auftreten in Flandern an die Bedeichung des Polderlandes, das am Ende des 9. Jahrhunderts bereits über gewöhnlicher Fluthöhe lag und wo 984 der erste Deich — der Ijzendijk — genannt wird, und die Rodung des Houtlandes, die wenig später begonnen sein dürfte. Auf heute reichsdeutschem Boden gibt uns der berühmte Besiedlungsvertrag des Erzbischofs Friedrich von Hamburg-Bremen über die Inangriffnahme der Kolonisation auf den niedrig gelegenen Marsch- bzw. Moormarschböden um Bremen durch Unternehmer aus Holland (quidam cis Renum commanentes, qui dicuntur Hollandi) in dem Jahre 1106 den Termin des ersten Auftretens dieses Siedlungs-

typus an die Hand. Um 1200 muß die Übertragung nach Mecklenburg und Pommern erfolgt sein, da im zweiten Fünftel des 13. Jahrhunderts schon in den verschiedensten Teilen Mecklenburgs eine Reihe von sog. Hagendörfern (mit oder ohne „Hagen"-Namen) genannt wird, die heute noch Waldhufendörfer sind oder es wenigstens im 18. Jahrhundert noch waren[1]). Die Gruppe gleichartiger Dorfanlagen in der alten Grafschaft Schaumburg am Weserknie bei Minden sowie die nordwestlich, nördlich und nordöstlich der Stadt Hannover gelegenen Hagendörfer Osterwald, Rodewald, Otternhagen, Langenhagen, Isernhagen, Obershagen und Nienhagen an der Fuhse müssen auch um 1200 gegründet sein. Um einige Jahrzehnte älter sind wahrscheinlich die Marschhufendörfer der Wische im Elbknie zwischen Wittenberge und Stendal, da hier die unmittelbare Berufung niederländischer Kolonisten (Hollandri, Selandri, Flandri) durch Albrecht den Bären von dem Chronisten Helmold von Bosau ausdrücklich für die Zeit um 1160 berichtet wird (Cronica Slavorum, Kap. 89) und kurz darauf Hollandigenae super ripam Albis positi erwähnt werden, die Abgaben an den Markgrafen von Brandenburg zahlen, von denen dieser 1170 einen Teil an das Bistum Havelberg schenkt[2]).

Ohne Zweifel entsprach dieser scharf ausgeprägte Siedlungstyp der seelischen Haltung desjenigen deutschen bäuerlichen Typus, der damals Träger des Landesausbaues auf den noch nicht urbaren Böden und der Dorfgründungen „von wilder Wortelen" war. Wenig Beachtung hat die Tatsache gefunden, daß die Vorliebe für diesen Siedlungstypus offenbar bis in die Gegenwart zur Eigenart des deutschen bäuerlichen Kolonistentypus gehört hat. In mehr oder weniger leicht abgewandelter Form erscheint er z. B. in Hessendorf bei Rinteln, einer im Jahre 1660 von dem hessischen Landgrafen gegründeten Ansiedlung lippischer Kolonisten, und ebenso in Gewissensruh an der Oberweser bei Karlshafen, wo 1722 Waldenser aus Piemont angesiedelt wurden mit der Erlaubnis, so viel Land, wie sie verlangt hatten, zu Wiesen, d. h. also urbar zu machen. Nach gleichem Zuschnitt wie die Wald- und Marschhufendörfer sind auch die Fehnkolonien der Niederlande, Ostfrieslands und Oldenburgs angelegt, nur wird bei ihnen der Verkehrsweg, an dem sich im Mittelalter die Gehöfte aufreihten, ersetzt durch den Verkehrskanal, auf dem die Abfuhr des Torfes zum Verkauf und die Anfuhr von Dung, Schlick und fruchtbarer Warferde zu bewerkstelligen war. Die Art und Weise, in der der Kolonist, am Kanal be-

[1]) Daß eine strenge, begriffliche Unterscheidung von Wald- und Marschhufendörfern nicht durchführbar ist, zeigt schon Meitzens Bezeichnung der mecklenburgischen und pommerschen Hagendörfer auf der Übersichtskarte in LV. 11, IV als „Marschhufenkolonien", obgleich die Entstehung gerade dieser Dörfer durch Waldrodung feststeht. Der Unterschied zwischen Wald- und Marschhufe liegt lediglich darin, daß die wie eine Tischplatte ebene und waldfreie Fläche der Marsch den Vermessungsmethoden des Mittelalters eine größere Annäherung an die Exaktheit der geometrischen Formenwelt ermöglichte als das waldbedeckte Hügel- und Bergland, das zu Waldhufen ausgelegt wurde.

[2]) Vgl. zu dem ganzen Abschnitt meinen Aufsatz „Die mittelalterlichen Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland" in der Zeitschr. „Volk und Rasse", 2. und 3. Jahrgang, München Mai 1927 bis Jan. 1928.

ginnend, Jahr um Jahr die dunkle Wand des Hochmoores zurückschob, bis es abgegraben war und er die hintere Grenze seines Kolonates erreicht hatte, entsprach genau der Urbarmachung der Waldhufen des Mittelalters mit ihrer Zurückdrängung des Waldes von der Schneise aus, an der die Gehöftreihe sich entlang zog. Dies in den Hochmooren der Niederlande mit großem Erfolg angewandte Verfahren wurde 1630 mit der Gründung von Papenburg durch den bischöflich Münsterschen Drost Diedrich v. Velen nach Ostfriesland übertragen. Schon 1633 gründeten Emdener Bürger Großefehn, 1649 Rhauderfehn, und die Fehnkultur beherrschte das Feld, bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Fortschritte der Agrikulturchemie das deutsche Hochmoorkulturverfahren ohne Abtorfung an ihre Stelle setzte. Aber der Siedlungstypus blieb auch dann der gleiche ohne Rücksicht auf das andersartige Vorgehen, wie etwa das Beispiel von Marcardsmoor längs des Ems-Jade-Kanals illustrieren mag.

Hatte sich im Mittelalter der Marschhufentypus nur in den Flußmarschen und auch hier nur in tiefgelegenen, daher lange Zeit nicht entwässerungsfähigen Strichen, vor allem in der versumpften Mulde zwischen dem höheren Außenrande der Marsch und dem Geestrande sich durchgesetzt, so drang er in der Neuzeit auch in die Seemarschen ein, wobei freilich die Hufenform durch Kürzung der Länge und Verbreiterung allmählich bis zu einem gewissen Grade der den Landmessern jener Zeit offenbar als Ideal vorschwebenden Quadratform angenähert wurde. So sind die Grodensiedlungen auf dem Boden des zugeschlickten Harlebusens nördlich von Jever beiderseits der oldenburgisch-hannoverschen Grenze angelegt, wo seit 1570 der Seedeich um 7,5 km seewärts vorverlegt worden ist. Ganz der Form des Marschhufendorfes entspricht das 6 km lange Kirchdorf Landschaftspolder am Dollart, das mit seinen 23 Großbauernstellen („Plaatsen") 1752 unter der Regierung Friedrichs des Großen eingedeicht wurde und daher noch „de preußische Poller" heißt. Auf allem Neuland setzt sich dieser Siedlungstyp durch. Auch östlich des alten Slawenlimes ist diese typische Kolonialform dauernd lebendig geblieben. Die Flurkarte von Niendorf oder Langen-Niendorf an der Landstraße von Segeberg nach Lübeck zeigt im Jahre 1793 eine Gehöftreihe von 10 Gehöften mit regelrechter Marschhufenflur. Doch liegt keine mittelalterliche Anlage vor, denn Johannes v. Schröder schreibt in seiner „Topographie des Herzogthums Holstein" (Oldenburg i. H. 1841, 2, 171): „Die Gegend ward vor Alters Reinbeker-Dorn genannt und war unbewohnt, bis in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dieses Dorf angebauet ward, welches 1735 in den Urkunden modo Niendorf genannt wird."

Noch hundert Jahre jünger ist Gruberhagen im Kreise Oldenburg i. H., das heute nach Siedlungsform wie Namen ein mittelalterliches Hagendorf vortäuscht. Aber hier hatte „Hagen" noch im 18. Jahrhundert die alte Bedeutung „Wald". Noch auf der Flurkarte von 1767 ist der Gruberhagen keine Siedlung, sondern umfaßt rund 620 ha Wald neben 140 ha Acker- und Wiesenland. Johannes v. Schröder erklärt 1841: „Gruberhagen; 13 zerstreut liegende Anbauerstellen an einer ehemaligen Hölzung, die Gruber-

hagen genannt ward." Im Jahre 1832 wurden infolge der Regulierung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses die übriggebliebenen 11 Bauernstellen aus dem Gutsdorfe Kittendorf bei Stavenhagen i. Meckl. ausgeschieden und als Reihendorf im Zusammenhang mit den ihnen bei der Auseinandersetzung zugewiesenen Ländereien wieder aufgebaut. Diese 1832 entstandene Siedlung schildert Herr Lehrer Kolberg-Kittendorf in einem Briefe so:

„Die Stellen liegen alle entlang dem Wege nach Rottmannshagen, und zwar liegen die Hufen 1—10 rechts des Weges, wenn man von Kittendorf kommt, nur Hufe 11 liegt links des Weges. Der Landbesitz liegt ähnlich wie bei den Waldhufendörfern, jeder Bauer wohnt auf seiner Scholle. Bei Hufe 1 und 2 liegt die ganze Hoffeldmark rechts des Weges, also hinter dem Gehöft. Bei den Hufen 3—10 liegt die Feldmark zu beiden Seiten des Weges, das Gehöft liegt also mitten in der Feldmark. Bei Hufe 11 liegt die ganze Feldmark links des Weges, also wieder hinter dem Gehöft. Es liegen immer zwei Gehöfte dicht beieinander, zwischen beiden liegt der für beide Hufen gemeinsame Feldweg. Die Stellen sind alle ca. 70 Morgen groß, die Bodenqualität ist mittel."

Also Wald- bzw. Marschhufenflur im 19. Jahrhundert! Auch bei der Siedlungstätigkeit nach dem Weltkriege sind vielfach waldhufendorfähnliche Siedlungsgebilde entstanden. Als Beispiel sei die Aufteilung von Pogreß bei Wittenburg ab 1929 durch die Kultur- und Siedlungs-A.-G. in Schwerin genannt. Vielfach stört nur der alte Gutshof die Reinheit des Typus. Da nicht angenommen werden kann, die zahlreichen Dorfgründer hätten sich durch die Jahrhunderte über ein einheitliches Verfahren untereinander verständigt, so muß diesem einheitlichen Stil der deutschen Siedlung „von wilder Wortelen" eine Einheit des kolonisierenden Menschenschlages in seiner seelischen Haltung zugrunde liegen. Rationalismus und Individualismus sprechen aus den Marsch- und Waldhufenanlagen wie aus der Schachbrettform der amerikanischen Township, aus dem Grundriß ostdeutscher Kolonialstädte, wie Lübeck oder Neubrandenburg ebenso wie aus amerikanischen Stadtplänen: Der deutsche Ostlandfahrer muß in der Tat ein mittelalterlicher „Amerikaner" gewesen sein. Diesen Gedanken hat Karl Lamprecht (LV. 10) fortgesponnen zu einer Betrachtung über das „quantitative Urteil", das ihm in den USA. als besondere Eigentümlichkeit gerade des jungkolonialen Westens auffiel:

„Dies quantitative Urteil ist nun aber ein gemeinsames aller kolonialen Zivilisationen überhaupt. Wir können es z. B. in letzten Resten noch heute in der abweichenden Denkweise der kolonialen Deutschen jenseits der Elbe, so in vielen Urteilen der Berliner wahrnehmen. Es spricht zu uns aus den Kolossalanlagen des deutschen kolonialen Nordostens, aus der Marienburg, aus den Marienkirchen Lübecks und so vieler Kolonialstädte des hansischen Bereiches: sie alle wollen die Bauten des Mutterlandes weniger an feiner Durchbildung denn an Größe übertreffen."

Hier tritt nun ein Tatsachenbereich, der ganz besonders stark den Unterschied der ostelbischen und westelbischen Kulturprovinz zu repräsentieren scheint, in eine neue Beleuchtung: die Vorherrschaft der Großgutswirtschaft östlich der alten deutsch-slawischen Siedlungsgrenze. Es scheint so einleuchtend, sie im Lichte der Umwelttheorie zu sehen, die Karl Lamprecht entwickelt:

„Diesem quantitativen Urteil liegt ein durchaus natürlicher Zug der kolonialen Zivilisation zugrunde. Eine lange Folge von Kulturzeitaltern erst zeitigt den Begriff der Intensität, unter dem heute die europäischen Völker leben: und dieser Intensität entsprechen Qualitätsurteile. In den kolonialen Ländern dagegen entscheidet der Begriff der Extensität. Nehmen wir einen einfachen Fall. Ein Bauer, der in Deutschland sich bei intensiver Kultur des Landes von seinem Dreißigmorgengut nährte, kommt nach Amerika. Er gewinnt jungfräulichen Boden. Werden ihm hier, bei gleicher Bodenbeschaffenheit, dreißig Morgen denselben Ertrag geben wie daheim? Mit nichten. Er bedarf des Doppelten, Dreifachen, ja, da er nun auch besser leben will, des noch Mehrfachen an Boden. Natürlich aber kann er diesen Segen an Land nun nicht auch gleich intensiv bestellen wie daheim, selbst wenn er wollte; großräumige Begriffe für das Land, extensive Begriffe für die Bewirtschaftung schieben sich mithin seinem Denken unter, und der Prozeß dieser Wandlung erzeugt ganz allgemein die Gewohnheit quantitativen Urteils" (LV. 10, S. 69—70).

Unzweifelhaft geht diese Deutung des Unterschiedes westelbischer und ostelbischer Agrarstruktur wesentlich tiefer als die bisher von Rechts-, Wirtschafts- und politischer Geschichte aus gemachten Deutungsversuche, weil hier die seelische Haltung des kolonisierenden Menschen in Rechnung gestellt ist. Es fehlt hier der Raum zu ausführlicher Auseinandersetzung mit den einzelnen Lösungen. Sie fußen — mit einer Ausnahme — auf technisch-mechanistischer Grundlage und lassen die Entwicklung wie ein Uhrwerk ablaufen. Der Versuch, die Entstehung der ostdeutschen Großgutswirtschaft aus Boden und Klima östlich der Elbe zu erklären, ist von zuständigster Seite, dem ostpreußischen Freiherrn Theodor v. d. Goltz, Professor der Landwirtschaftswissenschaft in Bonn (LV. 4, 1, S. 147), zurückgewiesen worden, ebenso die von Max Weber versuchte Ableitung aus der Verkehrslage: „Da der Hamburger Kaufmann nicht in der Lage war, mit dem einzelnen Bauern in der Mark oder in Schlesien zu verhandeln, war der Übergang zum Großbetrieb von selbst gegeben." Dagegen weist v. d. Goltz darauf hin, daß die Boden- und klimatischen Verhältnisse östlich der Elbe keineswegs viel ungünstiger seien als in Westelbien, obwohl man dies irrtümlicherweise gemeinhin annehme. Auch sei das nordöstliche Deutschland zwar etwas weiter von den großen Binnenverkehrsstraßen des Mittelalters entfernt gewesen, dafür sei aber die Ostseeküste viel länger als die deutsche Nordseeküste und habe schon im Mittelalter eine Reihe blühender Handelsstädte von Lübeck bis Danzig besessen. Dem wäre hinzuzufügen, daß nach der mechanistischen Erklärung Webers die Großgutswirtschaft um so stärker ausgebildet worden sein müßte, je ungünstiger die Verkehrslage war. Ein Blick auf eine Karte wie die von Max Sering (LV.16) oder die Wandkarte der landwirtschaftlichen Großbetriebe über 200 ha von Friedrich Walter (Justus Perthes, Gotha) zeigt, daß es in Wirklichkeit umgekehrt liegt: die großen Gutswirtschaften drängen sich am dichtesten in der besten Verkehrslage, unmittelbar vor den Toren der Hansastädte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald. Das alte Schwedisch-Pommern und das Gebiet der ritterschaftlichen Ämter Mecklenburgs sind die einzigen politischen Verwaltungsbezirke, in denen noch 1907 die großen Gutsbetriebe mehr als 70 v. H. der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche beherrschten. Und gerade hier hätte der Bauer ohne Schwierigkeiten

selber seine Getreideüberschüsse auf dem städtischen Markt oder an den Exporteur verkaufen können.

Eine zweite Gruppe von Deutungsversuchen geht im Sinne der klassischen Nationalökonomie unausgesprochen und sicherlich unbewußt von der Grundanschauung aus, daß die seelische Haltung des modernen Unternehmers und Großkaufmanns die allgemein menschliche, natürliche und selbstverständliche sei und sucht nun nach Gründen, die es dem westelbischen Grundherrn unmöglich gemacht hätten, das auch bei ihm beweislos vorausgesetzte Ideal einer auf dem Markt ausgerichteten, im kapitalistischen Sinne rentablen großen Eigenwirtschaft zu erreichen.

Ein solches Hindernis glaubte man in der starken Macht der westelbischen Fürsten gefunden zu haben, die ihren Ständen den Daumen auf das Auge gedrückt und ihre Bauern vor dem Schicksal der Bauernlegung besser geschützt hätten als in den ostelbischen Territorien. Aber nirgendwo in Ostelbien haben die Stände ihre Selbstherrlichkeit so weit gesteigert, daß ihnen der Landesherr das Recht des bewaffneten Widerstandes für den Fall einer Verletzung ihrer Privilegien hätte verbriefen müssen, wie dies seitens der braunschweigisch-lüneburgischen Herzöge in der berüchtigten Lüneburger Friedenssate von 1392 geschah. Auch Wittich lehnt eine ausschlaggebende Bedeutung der Fürstenmacht für Niedersachsen ab.

Man hat auch nach Merkmalen stärkerer rechtlicher Sicherung des westelbischen Bauernstandes gegenüber dem ostelbischen gesucht und dabei auf das Fehlen der bäuerlichen Weistümer im Osten hingewiesen. Aber schon Thausing (LV. 17) hat darauf erwidert, daß die Aufzeichnung der Weistümer erst spät erfolgt sei, vornehmlich im 16. Jahrhundert, also zu einer Zeit, wo in Ostelbien die ursprünglich gute Rechtsstellung der deutschen Bauern bereits erschüttert und alles im Flusse war, während in Altdeutschland die guten bäuerlichen Rechte in umgekehrter Entwicklung erst allmählich entstanden. Werner Wittich (LV. 20) hat ja im einzelnen gezeigt, wie im 13. Jahrhundert der niedersächsische Adel die alten Villikationen auflöste, die Lathufen zu Meierhöfen zusammenlegte, die zu Meierrecht, d. h. zu Zeitpacht, ausgetan wurden. Trotzdem also dem Grundherrn die Einziehung der Meierhöfe am Ende der Pachtzeit freistand, stellt Wittich fest: „Ein Bestreben des Adels, dem Rittergut das Areal mehrerer Meierhöfe beizulegen, tritt nirgends hervor . . . Der niedersächsische Edelmann legt also nicht, wie der preußische zu Beginn des 16. Jahrhunderts, seine Bauern in Masse, um sich einen großen Landwirtschaftsbetrieb zu schaffen, sondern er meiert je einen Meier ab, um sich den Edelsitz, den er vorher zumeist noch nicht hat, anlegen zu können“ (S. 381). Steigen somit die niedersächsischen Meier von der Zeitpacht im Laufe der Neuzeit über die Erbpacht zu freiem Eigentum empor, so fallen in Mecklenburg und Schwedisch-Pommern massenhaft Inhaber des besten Rechtes jener Zeit, des deutschen Erbzinsrechtes in den Hagendörfern „von wilder Wortelen“, ja ganze Hagendörfer der Bauernlegung zum Opfer. So wenig bedeutet die rechtliche Ausgangslage des Mittelalters.

Man hat auch einen technischen Vorsprung des ostelbischen Adels

darin gesucht, daß östlich der Elbe die Grund- und Gerichtsherrschaft ganze Dörfer umfaßt habe, im Westen dagegen Streubesitz, aus dem keine geschlossenen Gutsbetriebe zu machen gewesen seien. Das trifft aber nur für die Ausgangslage der Kolonisationszeit zu. Als vom 16. Jahrhundert ab die Bauernlegungen einsetzten, war durch Veräußerungen und Schenkungen die Geschlossenheit der Grund- und Gerichtsherrschaften völlig aufgelöst und mußte zum Zweck der Einrichtung der Gutsherrschaft mühsam durch Kauf und Austausch wieder hergestellt werden.

In bezug auf den preußischen Osten schreibt Georg v. Below (LV. 2, S. 7—8): „Es war ganz gewöhnlich, daß in einem Dorfe mehrere Ritter saßen." Und über Mecklenburg heißt es bei Ahlers (LV. 1, S. 76/77): „Man kann wohl sagen, daß, mit Ausnahme des landesherrlichen, des geistlichen und des städtischen Besitzes, die Zersplitterung der Besitzrechte an Grund und Boden in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters und zu Anfang der Neuzeit die Regel bildete. Es werden unausgesetzt aus demselben Gutscomplexe einzelne Bauernhöfe mit allen herrschaftlichen Rechten verkauft, verpfändet, durch Erbtheilung erworben; es sitzen mehrere ritterschaftliche Familien auf verschiedenen Höfen in demselben Gute; jeder Besitzer hat Hufen auf der Feldmark und Bauern im Dorfe; die Zahl der 'in propria cultura dominorum' befindlichen 'mansi' ist noch eine geringe, 4 bis 6, so viel als zur Aufrechterhaltung eines eigenen Haushaltes erforderlich schien; auch gibt es viele domini ohne herrschaftliche curia; zu diesen gehören vielfach städtische Bürger und geistliche Herren und Stiftungen."[1])

Einen geistvollen Erklärungsversuch macht Albrecht Thausing (LV. 17), indem er die zu große Ackerfläche der ostelbischen Bauernhöfe für den Niedergang des ostelbischen Bauernstandes verantwortlich macht. Diese allzu großen Bauernhöfe hätten nicht als Familienwirtschaften bewältigt werden können, sondern die Bildung einer zahlreichen landlosen oder landarmen Arbeiterschicht hervorgerufen, die nun der natürliche Bundesgenosse des Adels gegen die zwischen ihnen stehende Bauernschaft geworden sei, genau wie sich Landesfürstentum und Bauernschaft zum Kampfe gegen den zwischen ihnen stehenden Adel zusammengefunden hätten. Es ist aber — abgesehen davon, daß wir von gemeinsamem Kampf des Adels und einer solchen Landarbeiterschaft gegen das Bauerntum nichts wissen — höchst zweifelhaft, ob eine zahlreiche Landarbeiterschaft in den ostelbischen Bauerndörfern entstehen konnte, so lange die Bauernhufen in Dreifelderwirtschaft oder noch weniger intensiv genutzt wurden. Vor allem aber bleibt die Frage offen, warum die Inhaber der niedersächsischen Meierhöfe durch deren Flächengröße — nach Wittich durchschnittlich je vier alte Latenhufen — keinerlei Schaden genommen haben, obwohl die Meier obendrein noch bloße Zeitpächter waren.

Von den bisher erörterten technisch-juristischen Deutungsversuchen grundsätzlich verschieden sind diejenigen Erklärungen, die von einer Abwandlung der Volksart im Ostlande gegenüber dem Mutterlande ausgehen. Diese Abwandlung hat man bei der ostelbischen Bauern-

[1]) Vgl. auch C. A. Endler in Endler-Folkers, Das mecklenburgische Bauerndorf, Rostock [1930], S. 50, sowie Heinz Maybaum, Die Entstehung der Gutsherrschaft im nordwestlichen Mecklenburg, Stuttgart 1926, S. 174.

schaft gesucht und aus einer Vermischung mit dem Slawentum und dessen größerer Schmiegsamkeit und Gefügigkeit erklären wollen. Der Geschichtsschreiber des ostelbischen Bauernstandes, Georg Friedr. Knapp, prägt den Satz: „Nicht weil bei uns der Gutsherr ein Deutscher war, sondern weil der slawische Bauer überhaupt gefügiger ist, wird die Hörigkeit in slawischen Gegenden besonders hart" (LV. 9, I, S. 66). Bemerkenswerterweise sucht ein so hervorragender Vertreter der Landwirtschaftswissenschaft wie Theodor Freiherr v. d. Goltz die Ursache des verschiedenen Schicksals der ostelbischen und westelbischen Bauernschaft ebenfalls mit großer Bestimmtheit in der Auswirkung des slawischen Volkscharakters (LV. 4, S. 142): Übrigens ist nach ihm auch der Charakter der Grundherren stark durch ihre Vermischung mit dem slawischen Grundherrnstande verändert worden (a. a. O., S. 148f.). Eine solche Zurückführung auf Veränderung der seelischen Haltung durch Blutmischung — wobei es auf dasselbe hinauskommt, wenn man den Umweg über die angebliche „Ansteckung" der deutschen Siedler durch das slawische Recht nimmt, was doch Angleichung der seelischen Haltung voraussetzt —, hängt so lange in der Luft, wie man die sehr verschiedenartige rassische Zusammensetzung des Slawentums unberücksichtigt läßt. Noch liegt die abschließende Veröffentlichung über den Rassencharakter des mecklenburgischen Wendentums nicht vor, doch ist nach den Forschungen von Asmus und Trost (LV. 18) damit zu rechnen, daß die Ostseeslawen im wesentlichen der nordisch-fälischen Rasse angehört haben und den Einwanderern aus Niedersachsen rassisch so nahe standen, daß eben dadurch die auffällig rasche und reibungslose Verschmelzung der Wenden und Kolonisten zum deutschen Volkstum Mecklenburgs zu erklären ist. Die früher als typisch wendisch angesprochene „kleine braune Rasse", die namentlich in Südwestmecklenburg, der „griesen Gegend" um Ludwigslust, stark vertreten ist, soll im wesentlichen vorwendisch und selbst vorgermanisch, also sozusagen „urmecklenburgisch" sein. Jedenfalls stimmt das, was Helmold von Bosau als Zeitgenosse der Ostlandwanderung von der Kriegslust und Tapferkeit der Ostseeslawen, der Beherrschung der Ostsee und Verheerung der dänischen Küsten durch die Flotten der Wenden berichtet, besser zu der Annahme eines nordisch-fälischen Rassencharakters der Ostseeslawen als zu der Vorstellung von einem unterwürfigen und gefügigen primitiven Urbauerntum, wie es in den südlicher und östlicher gelegenen Slawenländern auf anderer rassischer Grundlage bestanden haben mag. Die Wenden Mecklenburgs haben ihre Freiheit nicht minder tapfer verteidigt als etwa die Altpreußen. Gegenüber der Gefügigkeitstheorie muß auch noch darauf hingewiesen werden, daß gerade in dem am wenigsten von der deutschen Kolonisation berührten Südwesten Mecklenburgs das Bauerntum sich am besten behauptet hat, daß dagegen die unzweifelhaft von deutschen Siedlern zu deutschem Erbzinsrecht begründeten Hagendörfer des Nordens und Ostens in großer Zahl niedergelegt und in Großgutswirtschaften verwandelt worden sind. Daher haben die Gutshöfe durchweg den besten Boden Mecklenburgs.

Man wird also beim Suchen nach einer Erklärung der Verschiedenartig-

keit ostelbischer und westelbischer Entwicklung in die Richtung gewiesen, in die, wenn auch vorsichtig und zurückhaltend, der Freiburger Historiker Georg v. Below, selbst ostpreußischem Adel entsprossen, mit dem Satze deutet: „Der den Deutschen eigentümliche wirtschaftliche Sinn und ihre Arbeitsamkeit werden es sein, wodurch die deutschen Gutsherrn im germanisierten Slawenland bestimmt wurden, die bereit liegende ausgedehnte Hofländerei wirksam zu nutzen und aus diesem Gesichtspunkt durch Beseitigung von Bauerngütern noch weiter freies Feld für die Betätigung seiner Schaffenslust herzustellen" (LV. 2, S. 33). Daß diese Lust zu wirtschaftlicher Betätigung sich frühzeitig in der Richtung kapitalistischer Wirtschaftsgesinnung entwickelte, zeigt sich auch darin, daß der Entwicklung der Gutsherrschaft in Brandenburg-Preußen wie in Estland und Livland ein schwunghafter Handel der Adligen mit dem Korn ihrer Bauern voranging. „Sie zwangen sogar ihre grund- und gerichtshörigen Bauern, ihnen ihr Korn zu verkaufen oder den Verkauf desselben zu überlassen" (Johs. Hansen, LV.6, S. 31). „Die Adeligen tauschten ihr eigenes und der Bauern Korn in den Städten gegen Salz um, das sie dann wieder an die Bauern verkauften" (ebd.). Die Lübecker Ratschronik klagt zum Jahre 1482, daß die Teurung in Flandern 1481 und 1482 die Adeligen ebenso wie die „gierigen Kaufleute" zu Kornhändlern (Kornekopers) gemacht und zu gewagten Exportgeschäften verleitet habe, die — wie der Chronist nicht ohne Befriedigung feststellt — bei vielen fehlgeschlagen seien. Und Ernst Moritz Arndt berichtet in seinen Lebenserinnerungen geradezu von einem adligen Grundstücksspekulantentum: „Ja, es gab Edelleute, welche große Dörfer ordentlich auf Spekulation kauften, Wohnungen und Gärten schleiften, große und prächtige Höfe bauten und diese dann mit einem Gewinn von 20000 und 30000 Talern wieder verkauften. Dies veranlaßte an mehreren Stellen förmliche Bauernaufruhre, welche durch Soldatenentsendungen und Einkerkerungen gedämpft werden mußten."

Die Westgrenze des ostelbischen Großgütergebietes zeigt nur eine, aber sehr charakteristische Abweichung von der ehemaligen deutsch-slawischen Siedlungsgrenze, der sie nördlich der Elbe der Länge nach durch Holstein folgt, um dann als den am meisten unter allen Kreisen der Provinz — 43,9 v. H. der Landwirtschaftsfläche noch 1907 — mit Großgutswirtschaften durchsetzten Kreis, den Kreis Eckernförde, mit einzuschließen. Hier haben niemals Slawen gesiedelt. Die von der Bauernlegung hart mitgenommene Bauernschaft des dänischen Wohld und Schwansens war sicher von slawischem Blutseinschlag unberührt, wohl aber handelt es sich um ein erst spät, im Mittelalter kolonisiertes Waldgebiet, den alten Isarnho.

Die Ostgrenze des Großgütergebietes ist m. W. nie verfolgt worden, doch liefert gerade ihre Bestimmung wichtige Ergebnisse. Sie schließt im Norden die deutsch organisierten, und zwar nicht dem deutschen Volksboden, wohl aber dem deutschen Kulturboden angehörigen alten Ordenslande Estland und Lettland bis zum Peipussee ein, ebenso das unter deutschem Einfluß stehende Westpolen, dann vor allem Böhmen, in dessen südlichem Teil das „Königreich Schwarzenberg" mit mehr als 200000 ha Land,

davon 33000 ha Acker das riesenhafteste Beispiel eines in eigener Regie bewirtschafteten Latifundienbesitzes darstellte, und endlich Ungarn. Das aber ist zusammen mit den ostelbischen Gauen des deutschen Reiches gerade das Ausstrahlungsgebiet der deutschen Ostlandkolonisation des hohen Mittelalters, dessen Ostgrenze die beiden vorgeschobenen Bastionen Narwa und Siebenbürgen in einem einwärts geschwungenen Bogen verbindet, ein überraschendes Ergebnis! Südlich grenzt an dieses Ausstrahlungsgebiet das früher bäuerlich-grundherrschaftliche, heute reine Bauernland Deutschösterreich, zwar auch deutsches Kolonialland, das aber wesentlich früher, schon im karolingischen und ottonischen Zeitalter, deutsch besiedelt wurde und schon vor 1200 dem Mutterlande in der Pflege deutscher Kunst und Kultur gleichstand, während noch für Walther von der Vogelweide im Norden Deutschland an der Elblinie zu Ende war. Nicht ohne Interesse ist die Feststellung, daß Deutschösterreich noch nicht die vollendet rationalistische und individualistische Siedlungsform der Wald- und Marschhufendörfer kennt, wohl aber Vorstufen davon, streng regelmäßige Straßendörfer, aber noch eng geschlossen — mit planmäßig aufgeteilten Streifenfluren ohne Gemengelage, aber auch ohne Hofanschluß vom Typ Tallisbrunn auf dem Marchfelde (Meitzen, LV. 11, IV, Anlage 120).

Überaus lehrreich müßte die Eintragung der Ostgrenzen des Auftretens von Wald- und Marschhufendörfern wie der Verbreitung der Großgutswirtschaften mit erheblichem Flächenanteil und führender Rolle in eine Karte sein, wie sie etwa Lautensach nach Penck und Kaindl zur Veranschaulichung der Ostgrenzen deutscher Kultur in der Zeitschrift für Geopolitik 1 (Berlin 1924), 472 veröffentlichte.

Außerhalb des ostmitteleuropäischen Großgüterbezirkes liegen Rußland, Ostpolen, Litauen, Altrumänien. Sie sind ausgeprägte Bauernländer mit meist drückender Grundherrschaft. Der Großgrundbesitz ist meist an Kleinpächter ausgetan, so in Rußland bis zum Weltkrieg. Nach einer Erhebung von 1905 gehörten in Rußland ausschließlich Polen von je 100 ha mit Getreide besäter Fläche 90,5 ha zu Bauernwirtschaften und nur 9,5 ha zu Gutsbetrieben. Auch in Altrumänien herrschte die Grundherrschaft, ist aber durch Einschiebung meist jüdischer Zwischenpächter in ähnlicher Weise entartet wie in Süditalien und Irland. Es bildeten sich geradezu Pachttrusts, die fast alle Latifundien in der Hand hatten — der berüchtigte Trust der Gebr. Fischer hielt 1905 fast $^1/_3$ Million Hektar in Pacht — und die bäuerlichen Pächter aussogen. Der rumänische Bauernkrieg von 1907 war die Folge. Auch in Litauen war der Großgrundbesitz großenteils an Bauern verpachtet, und den ganz unrationellen und unkapitalistischen Charakter der litauischen Landwirtschaft betont Dr. Häpke noch 1917: „Noch ist die Landwirtschaft in weiten Kreisen eine Nahrung, nicht aber eine Erwerbsquelle. Noch wird sie betrieben, damit der Besitzer im ganzen Jahre zu essen hat, weniger aber, um möglichst viel abzusetzen und zu verdienen“ (LV. 14, S. 229).

Wie können wir nun diesen deutschen, insbesondere niederdeutschen Kolonistentyp, dessen gewaltige organisatorische Befähigung in den An-

lagen der Wald- und Marschhufendörfer und dem Aufbau der Großgutswirtschaft ebenso deutlich wird wie seine individualistischen Neigungen, noch schärfer erfassen? Sicherlich war der Typus des Unternehmers, des Pioniers unter den deutschen Ostlandfahrern führend. Wir sehen ihn vielleicht am deutlichsten im Lokatorentum, doch auch im eigentlichen Siedlertum muß er zu finden gewesen sein. In Amerika war „Pionier" zu sein ein Beruf, zu dem man geboren sein mußte. Der Pionier zog weiter, der Grenze nach, so bald die Grenzmark sich in sicheres Bauernland verwandelte und ihm die Sache „langweilig" wurde. Karl Lamprecht traf auf der Pazifikbahn diesen Pioniertyp in Gestalt einiger junger deutscher Bauern aus Winnipeg auf der Suche nach Neuland, wo man wieder „von wilder Wortelen" anfangen könne (LV. 10, S. 66). Auch das deutsche Urwaldbauerntum Südbrasiliens kennt diesen bäuerlichen Pioniertyp. Im Ostland des Mittelalters schildert ihn Helmold von Bosau in den ostholsteinischen „Grenzern", den Marcomanni, die neben den Holzati und Sturmarii dem Aufgebot des Holstengrafen folgen. „Vocantur autem usitato more Marcomanni gentes undecumque collectae, quae marcam incolunt." Dazu des Chronisten ausgezeichnete Charakteristik des Pioniertypus: „Marcomannos oportet duram habere pacientiam et prodigos esse sanguinis sui." Sollte mit der ewigen inneren Unruhe dieses Typus die auffallend geringe Schollenfestigkeit ostdeutschen Bauerntums, die Endler (LV. 3) festgestellt hat, zusammenhängen? Einen Anhalt für den immer neuen „Anfang" des Pioniertypus bietet uns wahrscheinlich das von Westen nach Osten in Abständen feststellbare gruppenweise Auftreten immer wieder derselben Ortsnamen, das an der Flurnamengebung zu kontrollieren wäre. Kann über den rassischen Charakter dieses Pioniertypus etwas Sicheres in Erfahrung gebracht werden? Vermutungen liegen ja nahe genug. Kolonisation ist immer zugleich ein Auslesevorgang, der damit in bestimmter Richtung züchtend wirken muß. Die Unruhigen, Tatkräftigen, Unternehmungslustigen, Freiheitsdurstigen gehen in die Ferne, die Stillen im Lande, die künstlerisch und phantasiemäßig Begabten bleiben daheim. „Ein scharfer, ein nüchterner, aber auch ein tüchtiger Zug fiel früh an den preußischen Menschen auf, von denen ein jeder wie dieser Michael Kohlhaas war, in dem sie sich alle nur auf eine übertriebene und besonders gewalttätige Art ausgedrückt hatten", schrieb Moeller van den Bruck. Aber freilich erhebt sich nun die Frage: In welchen Räumen ist der Pioniertyp schließlich zur Seßhaftigkeit gelangt? Inwiefern glich ihm oder wodurch unterschied sich von ihm der Bauerntypus, der sich hinter den Pionieren in den ihnen „langweilig" gewordenen Siedlungsräumen niederließ? Überwucherte etwa der Bauerntypus den Pioniertypus durch stärkere Fortpflanzung? Durchdrang überhaupt der Pioniertypus den weiten ostelbischen Raum gleichmäßig?

Soll die Deutung der Entstehung ostdeutscher Volksart als Auslesevorgang weiterführen als die alte Milieutheorie, so wird die auslesende Wirkung der Einzellandschaften zu erforschen sein. Ist z. B. der Pioniertyp bzw. der nordisch-fälische Rassetyp auf Sandboden unter relativ kontinentalem Klima fähig, sich für Generationen zu behaupten? Zur

Rassen- und Volkstumsgeschichte der „griesen Gegend" ist übrigens zu sagen, daß hier von einer „Abdrängung" der kleinen braunen Rasse oder des Wendentums nicht gesprochen werden sollte, da der südwestmecklenburgische Typ sich offenbar seinen Standort frei wählen durfte, ohne „gedrängt" zu werden, und freiwillig die küstennahen Buchenböden fast unangerührt ließ. Die Frage nach der auslesenden Wirkung eines bestimmten Landschaftstypus hat ja auch den Deutschen Geographentag 1934 in bezug auf die Herrschaft des brünetten, kurzköpfigen Menschenschlages in den spätbesiedelten, ehemals dichten Waldgebieten des Schwarzwaldes, der Vogesen und des süddeutschen Keuperberglandes beschäftigt[1]). Man wird sich vor allzu einfachen Formeln dabei hüten müssen.

Eine lehrreiche Parallele zu der Ausbildung ostelbischer Volksart durch Auslese stellt die Bildung des friesischen Marschbauerntums dar, das ja auch auf gefährdetem Neuland erwachsen ist. Auffällig ist, daß die Grundzüge germanischen Kolonistentums, Rationalismus und Individualismus, auch hier gleichzeitig mit Ostelbien zur Ausbildung einer kapitalistischen, mit weitausschauenden und gewagten Handelsunternehmungen der Marschbauern verflochtenen Exportgetreideproduktion unter Verdrängung der zahlreichen mittelbäuerlichen Betriebe der älteren Zeit durch die heutigen Großbauernwirtschaften geführt haben. So ist es längs der ganzen Marschenküste von West- bis Nordfriesland gekommen, und es mutet ganz nach Ostelbien an, wenn es in einem von Max Sering abgedruckten Bericht der Norderwördener Kirchspielsvogtei vom Jahre 1842 heißt: „Es herrscht in unseren Marschen ein Verhältnis, wie es wohl in keiner Gegend Deutschlands sich findet, wenn sie nicht bloß aus adligen Gütern besteht. Hier fehlen nur die Namen und einige persönliche Vorrechte, sonst haben wir hier nur Adel und arme Leute. Eine Anzahl Hofbesitzer, die an Vermögen und Wohlleben dem Adel in manchen Gegenden Deutschlands gleichkommen und diesem gegenüber einen Haufen Proletarier". Auch die auffällig geringe Seßhaftigkeit des Marschbauerntums im Vergleich zur Geest bestätigt den Kolonistencharakter[2]).

Da im Kolonistentum Wirtschaft vor Kultur geht, so bekommt letztere leicht einen altväterisch-rückständigen Zug. Ich wies schon darauf hin, daß die Haustypengebiete nicht an der Elblinie abbrechen, um dort von so aus-

---

[1]) Siehe den Bericht von Julius Büdel, Rassefragen auf dem deutschen Geographentag 1934, Zeitschr. für Rassenkunde 1 (Stuttgart 1935), 80/81.

[2]) Aus der Kolonistenart des Marschbauerntumes habe ich auch das neufriesische Bauernhaus zu verstehen versucht, das seit Beginn der Neuzeit mit dem Durchdringen von Großbauernwirtschaft und Exportgetreidebau in den Marschen den altfriesischen Haustypus verdrängt hat und durch seine ungemein rationale Zweckmäßigkeit auffällt. Einer Schilderung seiner Vorzüge fügt Peßler den Satz hinzu: „Poetisch allerdings mutet das Friesenhaus [d. h. das neufriesische Großbauernhaus! D. Verf.] keineswegs an!" Auch Amerika ist ein Land der Zweckmäßigkeit und nicht gerade der Poesie! Übrigens sind die merkwürdigen Anklänge des neufriesischen Wirtschaftsteiles an die Gutsscheune wohl kein bloßer Zufall. Vgl. meinen Aufsatz „Zur Entwicklungsgeschichte des friesischen Hausbaues", Niederdt. Zeitschr. f. Volkskde 8 (1930), 65—115.

geprägt rationalen Neubildungen abgelöst zu werden, wie dies bei den Siedlungsformen der Fall ist. Die Haustypengebiete verlängern sich vielmehr in das Kolonialland hinein wie die Gefechtsstreifen angreifender Divisionen in einer Durchbruchsschlacht und zeigen noch heute die von Südwest nach Nordost verlaufende Marschrichtung der Ostlandfahrer. Und doch zeigt eine genauere Haustypenkarte wie die von Peßler gezeichnete der Abarten des altsächsischen Bauernhauses nach dem Grundriß (LV. 15) die deutsch-slawische Siedlungsgrenze in aller Schärfe von der Elbe bis zur Kieler Förde — im Westen Flettdiele, im Osten Durchfahrtsdiele, nicht weil hier eine nichtsächsische Baugesinnung im Spiele gewesen wäre, sondern weil das Kolonialland mit seinen Anforderungen an Wohnkultur auf einer Stufe stehenblieb, die das kulturell anspruchsvollere Mutterland schon länger hinter sich gelassen hatte[1]). Auf ganz anderem Gebiet ist Adolf Helbok „der kulturell einfachere Zuschnitt des Koloniallandes" und das „subkutane Weiterleben einer alten Kulturscheide" in Gestalt der politisch und siedlungsmäßig längst seit Jahrhunderten überwundenen Slawengrenze aufgefallen (LV. 8). So wird bei der von Helbok eingeleiteten Erforschung der Blut- und Seelenräume des deutschen Volkes der Faktor Auslese durch Kolonisation nicht zu übersehen sein.

Literaturverzeichnis.

1. Ahlers, Das bäuerliche Hufenwesen in Mecklenburg zur Zeit des Mittelalters. Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Gesch. u. Altertumskunde 51 (Schwerin 1886), 49—97.

2. Below, Georg v., Territorium und Stadt, München und Leipzig 1900.

3. Endler, Carl August, Ist der Bauernstand im Lande Ratzeburg vor dem 30jährigen Kriege seßhaft? „Volk u. Rasse", 5. Jahrg. Juliheft 1930.

4. Goltz, Theodor Freiherr v. d., Geschichte der deutschen Landwirtschaft, 2 Bde, Stuttgart und Berlin 1902/03.

5. Gradmann, Robert, Das ländliche Siedlungswesen des Königreiches Württemberg. Stuttgart 1913.

6. Hansen, Johannes, Beiträge zur Geschichte des Getreidehandels und der Getreidepolitik Lübecks, Kieler Diss., Lübeck 1912.

7. Harich, Walther, Das Ostproblem. München 1922.

8. Helbok, Adolf, Was ist deutsche Volksgeschichte? Berlin und Leipzig 1935.

9. Knapp, Georg Friedr., Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens. Neudruck, München und Leipzig 1927.

10. Lamprecht, Karl, Americana. Freiburg i. Br. 1906.

11. Meitzen, August, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen usw. 4 Bde. Berlin 1895.

12. Moeller van den Bruck, Der preußische Stil, 3. Aufl. Breslau 1931.

13. Nadler, Josef, Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes. München 1934.

14. Das Land Ober Ost, hrsg. im Auftrage des Oberbefehlshabers Ost. Stuttgart und Berlin 1917.

15. Peßler, Willi, Die Abarten des altsächsischen Bauernhauses. Archiv für Anthropologie NF. 8 (1909), 157—182.

---

[1]) Vgl. hierzu meine Ausführungen in Endler-Folkers, Das mecklenburgische Bauerndorf, Rostock 1930, S. 114—116.

16. Sering, Max, Die Verteilung des Grundbesitzes und die Abwanderung vom Lande. Berlin 1910.

17. Thausing, Albrecht, Gründe für die agrarische Sonderentwicklung des deutschen Ostens. Jahrbücher für National-Oekonomie und Statistik, 3. Folge, 43. Bd. 1912.

18. Trost, Fritz, Ein Beitrag zur Niedersachsenfrage Mecklenburgs. Zeitschr. des Heimatbundes „Mecklenburg", 22 (Schwerin 1927), 3—29.

19. Ule, Willi, Das Deutsche Reich. Leipzig 1915.

20. Wittich, Werner, Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland. Leipzig 1896.

21. Zaunert, Paul, Die Stämme im neuen Reich. Jena 1933.

„Mein Kampf" als politische Volkskunde der deutschen Gegenwart auf rassischer Grundlage.

Von Herbert Freudenthal.

Das Bekenntnisbuch des Führers umfaßt — wie die nationalsozialistische Weltanschauung, deren Grundbuch es ist — das Ganze einer neuen deutschen Lebensführung. In ihm liegt deshalb überall, wo wir uns auf Einzelheiten unseres volkhaften Tuns besinnen, Ausgang, Wegweisung und Ziel zugleich; es ist Prüfstein für die Lebensfrische aller gedanklichen Gestaltungen: Wer im „Kampf" nicht eine Bestätigung, Ausrichtung, Vertiefung seiner Überlegungen findet, der hat irgendwie am Wesentlichen, d. h. am Gegenwärtigen und Politischen, vorbeigezielt.

Das gilt auch für die Wissenschaft und innerhalb ihres Gesamtbereiches damit in erster Linie für eine Teilwissenschaft, die nahezu als einzige bereits in ihrem Namen das Grundgefüge der Nation umschließt: die deutsche Volkskunde. Es ist also keinerlei Geschäftemacherei, sondern ein Akt politischer Selbstbesinnung, wenn gerade sie sich an das Grundbuch des Nationalsozialismus richtet mit der Frage nach ihrem Sein oder Nichtsein, nach Ziel und Gegenstand ihrer Forschung und Lehre.

In diesem Aufsatz, der an möglichst vielen Beispielen den volkskundlichen Einsatz des „Kampfes" aufzeigen soll, ist nicht der Raum für eine wünschenswerte einleitungsweise Darstellung des allgemeinen Standes der volkskundlichen Theorie von heute. Ich darf deshalb verweisen auf meine letzte Schrift[1]), in der ich versucht habe, die gegenwärtigen Fragestellungen auf dem Hintergrund der jüngsten Geschichte der Volkskunde als Wissenschaft zu umreißen und die gewonnenen Ergebnisse u. a. auch am „Kampf" kurz zu erhärten. Die vorliegenden Ausführungen mögen als Ausmalung des dort nur in wenigen Strichen gezeichneten Bildes dienen; sie sind damit ein volkskundliches Gegenstück zu dem psychologischen Versuch Poppelreuters[2]).

[1]) Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk. Zur volkserzieherischen Sendung der Volkskunde. Berlin und Leipzig 1935.

[2]) Hitler, der politische Psychologe. Langensalza 1934.

Das Wort „Volkskunde" kommt im „Kampf" nicht vor, und dennoch stehen wir mit diesem Buche nicht nur im Sachbereich unserer Wissenschaft, sondern wir finden auch zunächst einmal eine Fülle von Begründungen für Sinn und Aufgabe einer volkskundlichen Erfassung des gegenwärtigen Lebens der Nation.

Wenn „Popularität" „das erste Fundament zur Bildung von Autorität" ist (S. 579[1]), so hat sich zum „Erforscher der Wahrheit" „der Kenner der Volkspsyche zu gesellen" (S. 419). Denn „nicht darauf kommt es an, was der geniale Schöpfer einer Idee im Auge hat, sondern was, in welcher Form und mit welchem Erfolge die Verkünder diese Idee der breiten Masse vermitteln" (S. 376). Am Vorgang der Propaganda, deren „Richtigkeit ausschließlich zu messen ist an ihrem wirksamen Erfolg" in der breiten Masse (S. 376), stellt der Führer immer wieder (z. B. S. 510) die unverrückbaren Schlußziele und Leitideen ihrer massenpsychologisch (= volkskundlich) richtig anzusetzenden Durchführung gegenüber, und er zeigt eindrucksvoll am geschichtlichen Beispiel der Alldeutschen und Christlich-Sozialen im Vorkriegsösterreich, wie bei den ersten nur die gute Idee, bei den anderen nur die volkskundliche Einsicht vorhanden war und sich daher beide Parteien für einen politischen Neubau als unzureichend erwiesen (S. 111ff.). Für ihn ist der Mangel an volkspsychologischer Einsicht der Hauptgrund für die politische Erfolglosigkeit des Bürgertums überhaupt (S. 509f.).

So ist immer wieder aus tiefstem Wissen um die Seele derjenigen zu werben, „ohne deren Hilfe die schönste Idee ewig nur Idee bleiben würde" (S. 510). Und dennoch ist die Masse nicht im demagogischen Sinne das Kanonenfutter der Idee. Vielmehr muß die politische Bewegung aufs engste den Zusammenhang mit dem breiten Volke wahren (S. 117), weil sie ja nur um seinetwillen da ist; die Idee an sich ist nichts, das Volk, das sie gestalten will, ist alles. „Somit . . . ist die wesentliche Voraussetzung zur Bildung und Erhaltung eines Staates das Vorhandensein eines bestimmten Zusammengehörigkeitsgefühls auf Grund gleichen Wesens und gleicher Art" (S. 166); ja selbst der Staat wird Mittel zur Erreichung „des höchsten Zweckes des Daseins der Menschen": „der Bewahrung der Art" (S. 104). Hier aber ist eben nicht eine geistige Oberschicht alten Stiles ausschlaggebend, sondern „eine dauernde Erneuerung der bestehenden geistigen Schichten durch frische Blutzufuhr von unten" (S. 481) oder — wie der Führer in seiner Erntedankrede 1934 des näheren ausführte — „aus den bodenständigen Elementen eines Volkes", die im Vollbesitz „natürlicher Entschlußkraft, Kraft des Willens und des Herzens" eine „primitive Kraft der Selbstbehauptung" verkörpern.

Es geht mithin um die gesunde Grundsubstanz der Nation, die ohne Rücksicht auf irgendwelche soziale Schichtung den Forschungs- und Lehrgegenstand der Volkskunde ausmacht. „Oberschicht" und „Unterschicht" stehen nicht mehr im Sinne einer überwundenen Zeit in äußerer und innerer

[1]) Hier wie im folgenden zitiert nach der einbändigen Ausgabe des Eher-Verlages.

Ausschließlichkeit einander gegenüber, sondern sie sind in der Prägung „Führerschicht" und „Gefolgschaft" beide gleichen Blutes: Der Führer ist „das Größte seines Volkes" (Arndt); in ihm verkörpert sich das Volkstum wie die Anlage in der Vollendung; die Sehnsucht der Masse wird in der Tat des einzelnen Wirklichkeit (vgl. S. 569f.).

Dem folgenden Versuch einer Kennzeichnung der geistig-seelischen Haltung des volkstümlichen deutschen Menschen auf Grund des „Kampfes" liegt zwar nicht mehr das nach den Ausdrucksformen (Haus, Siedlung, Sprache, Sitte und Brauch usw.) volkstümlichen Lebens gliedernde Schema der überkommenen volkskundlichen Systematik zugrunde; dennoch kann es keineswegs den Anspruch einer wohldurchdachten Neugliederung erheben und ist lediglich als vorläufige, von den Kräften her bestimmte Ordnung der Erscheinungsfülle zu werten.

Eine politische Volkskunde der Gegenwart wird zunächst einmal von den schicksalhaften Grundlagen des Volkstums von heute, von seinen Anlagen, Voraussetzungen, Bedingtheiten zu reden haben: Boden (Raum), Blut (Rasse) und Geschichte.

Zusammengehörigkeitsgefühl und Einsatzbereitschaft „wird bei Völkern auf eigenem Boden zur Bildung heldischer Tugenden, bei Schmarotzern zu verlogener Heuchelei und heimtückischer Grausamkeit führen, wenn nicht diese Eigenschaften schon als Voraussetzungen ihres der Form nach so verschiedenen staatlichen Daseins nachweisbar vorhanden sein müssen" (S. 166). „Nur ein genügend großer Raum auf dieser Erde sichert einem Volke die Freiheit des Daseins" (S. 728) als Nähr- und Wehrfläche; deshalb ist „oberster Grundsatz jeder Außenpolitik . . .: den Boden in Einklang zu bringen mit der Volkszahl" (S. 735). So gibt es eine aktive „Bodenpolitik" als außen- und innenpolitische Kolonisation, die da ihre größte Berechtigung hat, wo sie zusammenfällt mit dem Heimwollen der Grenzdeutschen zum Reich (z. B. S. 136), die aber verderblich werden kann, wenn sie im Sinn einer „Germanisation" etwa ein artfremdes Volkstum eingliedern will. Abwegig hingegen ist jede fatalistische Geopolitik, die den Raum als unabänderlich bestimmendes Schicksal hinnimmt. Zwar hat die Tagespolitik die räumlichen Gegebenheiten (z. B. die Tatsache der offenen Grenzen Deutschlands) zu berücksichtigen. Aber „wie sehr auch der Boden die Menschen zu beeinflussen vermag, so wird doch das Ergebnis des Einflusses immer verschieden sein, je nach den in Betracht kommenden Rassen. Die geringe Fruchtbarkeit eines Lebensraumes mag die eine Rasse zu höchsten Leistungen anspornen, bei einer anderen wird sie nur die Ursache zu bitterster Armut und endlicher Unterernährung mit all ihren Folgen. Immer ist die innere Veranlagung der Völker bestimmend für die Art der Auswirkung äußerer Einflüsse. Was bei dem einen zum Verhungern führt, erzieht die anderen zu harter Arbeit" (S. 316).

Nicht der äußere Umstand, der Raum, die Umwelt also ist das Entscheidende, sondern die „innere Veranlagung", die Rasse, das Blut. Was sie für uns bedeutet, wird in der bekannten Kennzeichnung des Ariertums

(S. 325ff.) gegeben: „Aufopferungswille zum Einsatz der persönlichen Arbeit und, wenn nötig, des eigenen Lebens für andere" — „alle Fähigkeiten in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen" — „Pflichterfüllung" — „Idealismus" usw., Eigenschaften, die um so klarer hervortreten, als sie auf den gegensätzlichen Hintergrund des Judentums (S. 329ff.) gestellt werden, das sich dieses Gegensatzes bewußt ist und mit ihm spielt; z. B. steigert der Jude „das in jedem arischen Menschen irgendwie schlummernde Bedürfnis nach sozialer Gerechtigkeit . . . in unendlich kluger Weise zum Haß gegen die vom Glücke besser Bedachten und gibt dabei dem Kampfe um die Beseitigung sozialer Schäden ein ganz bestimmtes weltanschauungsmäßiges Gepräge. Er begründet die marxistische Lehre" (S. 350).

So ist schließlich auch die Geschichte als dritte Grundlage und Voraussetzung gegenwärtigen volkhaften Daseins „nur die Äußerung des Selbsterhaltungstriebes der Rassen im guten oder schlechten Sinne" (S. 324). Für das deutsche Volk ist die Vergangenheit gekennzeichnet durch „blutsmäßige Vergiftungen", „die nicht nur zu einer Zersetzung unseres Blutes, sondern auch zu einer solchen unserer Seele führten", allerdings nur im Sinne eines den deutschen Überindividualismus züchtenden rassischen Nebeneinanders, nicht der restlosen Vermengung in einem „allgemeinen Rassenbrei des Einheitsvolkes". Weil aber die Entwicklung noch nicht bis zu dieser Stufe fortschritt, kann das, was uns in der Vergangenheit „Unglück brachte, . . . für die Zukunft unser Segen sein. Denn so schädlich es auf der einen Seite auch war, daß eine restlose Vermischung unserer ursprünglichen Rassenbestandteile unterblieb und dadurch die Bildung eines einheitlichen Volkskörpers verhindert wurde, so glücklich war es auf der anderen, als hierdurch wenigstens ein Teil unseres besten Blutes rein erhalten blieb und der rassischen Senkung entging". Daraus ergibt sich aber die Mission des deutschen Volkes: „Das Deutsche Reich soll als Staat alle Deutschen umschließen mit der Aufgabe, aus diesem Volke die wertvollsten Bestände an rassischen Urelementen nicht nur zu sammeln und zu erhalten, sondern langsam und sicher zur beherrschenden Stellung emporzuführen" (S. 436ff.). —

Innerhalb dieser in Raum, Rasse und Geschichte gründenden Voraussetzungen entfaltet sich aus jenen „Urbestandteilen" das Bild des volkstümlichen deutschen Menschen von heute. Die Vielfalt dieses Bildes läßt sich durch eine ganze Reihe allgemeiner Kennzeichen der volkstümlichen Gesamtgeistigkeit und -charakterlichkeit näher bestimmen.

Da ist zunächst einmal die Vorherrschaft des Gefühls herauszustellen. Die Tatsache, „daß weniger nüchterne Überlegung, vielmehr gefühlsmäßige Empfindung sein Denken und Handeln bestimmt" (S. 201), läßt zwar das Volk als „feminin veranlagt" erscheinen, ist aber bedeutsam insofern, als „in politischen Angelegenheiten nicht selten das Gefühl richtiger entscheidet als der Verstand" (S. 190).

Diese bestimmende gefühlsmäßige Empfindung nun „ist nicht kompliziert, sondern sehr einfach und geschlossen. Es gibt hierbei nicht

viel Differenzierungen, sondern ein Positiv oder ein Negativ, Liebe oder Haß, Recht oder Unrecht, Wahrheit oder Lüge, niemals aber halb so und halb so, oder teilweise usw." (S. 201). Bei einem Mangel an „abstraktem Wissen" (S. 371) ist dieses einfache Entscheidungsdenken aller lähmenden Problematik abhold.

Problematik ist dem volkstümlichen Menschen gleichbedeutend mit Schwäche; „die Psyche der breiten Masse ist nicht empfänglich für alles Halbe und Schwache" (S. 44). Das Volk hat einen ausgesprochenen Sinn für Kraftäußerungen. Es ist in seiner „primitiven Urwüchsigkeit mehr auf den Gedanken der Gewalt eingestellt" (S. 367), „sieht zu allen Zeiten im rücksichtslosen Angriff auf einen Widersacher den Beweis des eigenen Rechtes, und es empfindet den Verzicht auf die Vernichtung des anderen als Unsicherheit in bezug auf das eigene Recht, wenn nicht als Zeichen des eigenen Unrechts." Die Masse „versteht nicht den gegenseitigen Händedruck von Menschen, die behaupten, Gegensätzliches zu wollen. Was sie wünscht, ist der Sieg des Stärkeren und die Vernichtung des Schwachen oder seine bedingungslose Unterwerfung" (S. 371f.). Die Folgerung: Die Lebenskraft eines Volkes darf nicht zersplittert werden; seine Aufmerksamkeit ist jeweils nur auf eine einzige Frage geschlossen zu vereinigen, ein langer Weg in Teilstrecken zu zerlegen (S. 128f., 273f.). Der Schlüssel aber, der im Kampf um ein solches einigendes Ziel das Tor zu seinem Herzen öffnet, „heißt nicht Objektivität, also Schwäche, sondern Wille und Kraft" (S. 371).

Die „gefühlsmäßige Einstellung" der breiten Masse des Volkes „bedingt zugleich ihre außerordentliche Stabilität. Der Glaube ist schwerer zu erschüttern als das Wissen, Liebe unterliegt weniger dem Wechsel als Achtung, Haß ist dauerhafter als Abneigung, und die Triebkraft zu den gewaltigsten Umwälzungen auf dieser Erde lag zu allen Zeiten weniger in einer die Masse beherrschenden wissenschaftlichen Erkenntnis als in einem sie beseelenden Fanatismus und manchmal in einer sie vorwärtsjagenden Hysterie" (S. 371).

Die Vorherrschaft der gefühlsmäßigen Einstellung ist ferner auch die Grundlage für die Führergläubigkeit des volkstümlichen Menschen, die allerdings gepaart ist mit einer mangelnden Fähigkeit, den rechten Führer vom Verführer zu unterscheiden. So geht „die willenlose Fügsamkeit und der kindliche Glaube" des Volkes bei einer guten Regierung wohl an, bei einer schlechten bedeutet sie „das schwerste Unheil" (S. 305). In seiner „primitiven Einfalt des Gemütes" ist es so vertrauensselig, daß es „einer großen Lüge leichter zum Opfer fällt als einer kleinen"; „daher denn auch von der frechsten Lüge immer noch etwas übrig und hängen bleiben wird" (S. 253). Das kommt insbesondere zum Ausdruck im Begriff der „öffentlichen Meinung", die der Führer klarer und tiefer kennzeichnet, als alle wortreichen soziologischen Analysen der vergangenen Zeit es vermochten: Sie „beruht nur zu einem kleinsten Teile auf selbstgewonnenen Erfahrungen oder gar Erkenntnissen der einzelnen, zum größten Teil dagegen auf der Vorstellung, die durch eine oft ganz unendlich eindringliche und beharrliche

Art von sog. ‚Aufklärung' hervorgerufen wird" usw. (S. 92). Hauptträger dieser „Aufklärung" war die Presse, die es erstaunlich verstand, „eine bestimmte Meinung zu erzeugen, auch wenn es sich dabei um die vollständige Umfälschung sicher vorhandener innerer Wünsche und Anschauungen der Allgemeinheit handeln mochte". Lächerlichkeiten wurden zu Staatsaktionen gemacht, „während umgekehrt . . . lebenswichtige Probleme dem allgemeinen Vergessen anheimfielen, besser aber einfach aus dem Gedächtnis und der Erinnerung der Masse gestohlen wurden" (S. 93). Daß aber so etwas unter Ausnutzung der Gläubigkeit des Volkes möglich war, „wußte nur der Jude, der auch dementsprechend handelte" (S. 302; vgl. 345). Ihn galt es also gerade auf diesem Felde zu schlagen und an die Stelle einer artfremden demagogischen Beeinflussung der öffentlichen Meinung eine großzügige „Propaganda" (S. 193ff.) für eine neue politische Willensbildung zu setzen. Die klare Forderung: „Jede Propaganda hat volkstümlich zu sein" (S. 197), weist in einer späteren, erläuternden Fassung (S. 402) eine Art Zusammenstellung von Grundsätzen einer angewandten Volkskunde auf: Wirkung auf die breite Masse, Konzentration auf wenige Punkte, stete Wiederholung, selbstsichere Textgestaltung in Form der apodiktischen Behauptung, größte Beharrlichkeit in der Verbreitung und Geduld im Erwarten der Wirkung.

Die Gläubigkeit des volkstümlichen deutschen Menschen aber ist in gesunden Zeiten bestimmt ausgerichtet auf Volk und Nation. So bezeichnet der Führer z. B. den Frontgeist von 1914 als „das letzte Aufflackern des nationalen Selbsterhaltungstriebes gegenüber der fortschreitenden pazifistisch-marxistischen Lähmung unseres Volkskörpers" (S. 361).

Gestützt wird diese ausgesprochen nationale Haltung des volkstümlichen Menschen durch ein gesundes, natürliches Bekenntnis zur heldischen Überlieferung des eigenen Volkstums. Und es „war das Traurigste an dem Zustand unserer Gesamtkultur der Vorkriegszeit . . . der Haß, mit dem die Erinnerung der größeren Vergangenheit besudelt und ausgelöscht wurde" (S. 287). Die gelegentliche Vorherrschaft „traditioneller Erinnerungen und Vorstellungen" (S. 531) vertieft sich zu der unlösbaren Verbindung mit der Vergangenheit, aus deren „Dämmerlicht . . . die großen Überwinder . . . den verzagenden Sterblichen ihre ewigen Hände" reichen. „Wehe dem Volke, das sich schämt, sie zu erfassen!" (S. 388).

Der Führer bezeichnet als Stärke der marxistischen Propaganda „die gigantischen Massendemonstrationen, . . . die dem kleinen armseligen Menschen die stolze Überzeugung einbrannten, als kleiner Wurm dennoch Glied eines großen Drachens zu sein" (S. 529). Und er mißt diesem Drang zum Gemeinschaftsbeweis in der Massendemonstration, der ein wichtiges Kennzeichen der volkstümlichen Geistigkeit ist, in der Propaganda der Bewegung eine entscheidende Bedeutung bei. Die Begründung für die Notwendigkeit der Massenversammlung ist ein klassisches Kapitel einer erfahrungssicheren Volkspsychologie: In der Massenversammlung erhält der einzelne „zum ersten Male das Bild einer größeren Gemeinschaft . . ., was bei den meisten Menschen kräftigend und ermutigend wirkt . . . Die

Gemeinsamkeit der großen Kundgebung aber stärkt nicht nur den einzelnen, sondern sie verbindet auch und hilft mit, Korpsgeist zu erzeugen", usw. „Das Wollen, die Sehnsucht, aber auch die Kraft von Tausenden akkumuliert sich in jedem einzelnen . . .: er ist zum Glied einer Gemeinschaft geworden" (S. 535ff.).

Bekannt sind weiter die Auslassungen des Führers darüber, daß das sprachliche Leben des Volkes sich in der Rede vollzieht und nicht in der Schreibe. Angesichts der geschichtlichen Tatsache, „daß jede große Bewegung auf dieser Erde ihr Wachsen den großen Rednern und nicht den großen Schreibern verdankt" (Vorwort), daß „die größten Umwälzungen auf dieser Welt nie durch einen Gänsekiel geleitet worden" sind, sondern „seit urewig nur" durch „die Zauberkraft des gesprochenen Wortes" (S. 116), bedeutete es den „Verlust des psychologischen Instinktes für Massenwirkung und Massenbeeinflussung", wenn das Bürgertum sich im politischen Kampf auf die schriftstellerische Tätigkeit zurückzog (S. 525). Mit dieser wiedergewonnenen volkspsychologischen Einsicht, die der Führer S. 525ff. des näheren darlegt, errang die Bewegung im Sinne einer angewandten Volkskunde ihre größten Erfolge.

„Höchstens ein Flugblatt oder ein Plakat können durch ihre Kürze damit rechnen, auch bei einem Andersdenkenden einen Augenblick lang Beachtung zu finden. Größere Aussicht besitzt schon das Bild in allen seinen Formen bis hinauf zum Film. Hier braucht der Mensch noch weniger verstandesmäßig zu arbeiten; es genügt, zu schauen . . . Das Bild bringt in viel kürzerer Zeit, fast möchte ich sagen, auf einen Schlag, dem Menschen eine Aufklärung, die er aus Geschriebenem erst durch langwieriges Lesen empfängt" (S. 526). Das bildhaft-gegenständliche Denken, das einer solchen Bevorzugung des sinnlichen Anschauungsmittels zugrunde liegt, ist ein weiteres wesentliches Kennzeichen der volkstümlichen Geistigkeit. Es wird aber im „Kampf" nicht nur in dieser naheliegenden Beziehung auf das gegenständliche Bild hervorgehoben, sondern auch in einem übertragenen Sinne, in dem sich außerordentlich wichtige Folgerungen für die Führung des staatlichen und kulturellen Lebens erschließen. Da die breite Masse eines Volkes „weder aus Philosophen noch aus Heiligen besteht" (S. 416; vgl. 293), kann ihr eine Idee als solche noch nicht zum Heile werden; sie muß irgendwie ein bestimmtes Bild von ihr in sich tragen. Eine „ganz allgemeine religiöse Idee" beispielsweise wird „dem einzelnen meist nur die Freigabe seines individuellen Denkens und Handelns bedeuten, ohne indes zu jener Wirksamkeit zu führen, welche der religiösen inneren Sehnsucht in dem Augenblick erwächst, da sich aus der rein metaphysischen unbegrenzten Gedankenwelt ein klar umgrenzter Glaube formt" (S. 416). Ohne Dogmen ist „auf dieser Welt von Menschen der praktische Bestand eines religiösen Glaubens nicht denkbar . . . Durch sie erst wird die schwankende und unendlich auslegbare, rein geistige Idee bestimmt abgesteckt und in eine Form gebracht, ohne die sie niemals Glaube werden könnte. Im anderen Falle würde die Idee über eine metaphysische Anschauung, ja, kurz gesagt, philosophische Meinung nie hinauswachsen" (S. 293). Und die gleiche

praktische Vorstellbarkeit muß dem Kampf um politische Ideale zugrunde gelegt werden. Auch hier ist es mit allgemeinen Begriffen, wie z. B. „völkisch", nicht getan; auch hier gibt es feste, unabänderliche, klare, konkrete Dogmen. „Aus allgemeinen Vorstellungen muß ein politisches Programm, aus einer allgemeinen Weltanschauung ein bestimmter politischer Glaube geprägt werden" (S. 418).

Vom bildhaft-gegenständlichen Denken führt eine volkskundliche Erkenntnis der Massenseele schließlich weiter zum sinnbildlichen Denken, das der Führer wiederum nicht nur mit vielen Beispielen belegt, sondern in der politischen Ausrichtung des „Kampfes" überall nutzbar macht für die Nationalisierung und Sozialisierung des deutschen Volkes. Aus der volkskundlichen Einsicht, daß ein Volk Symbole haben will und haben muß, sucht und schafft er „Wahrzeichen". Er vermißt beispielsweise solche „überragenden Wahrzeichen der Volksgemeinschaft" auf baulichem Gebiet im Städtebild seiner Zeit, „und man darf sich deshalb auch nicht wundern, wenn diese in ihren Städten kein Wahrzeichen ihrer selbst sieht" (S. 292). Der Bewegung schafft er einen Mittelpunkt von „geopolitischer Bedeutung" in zeichenhaftem Sinne. Denn: „Nur das Vorhandensein eines solchen mit dem magischen Zauber eines Mekka oder Rom umgebenen Ortes kann auf die Dauer einer Bewegung die Kraft schenken, die in der inneren Einheit und der Anerkennung einer diese Einheit repräsentierenden Spitze begründet liegt" (S. 381). Die einheitliche Bekleidung der SA ist ihm nicht nur ein Erkennungsmittel, sondern sie ist notwendig, um als Gleichtracht von symbolhafter Wirkung „den Korpsgeist zu stärken" (S. 618). Am entschiedensten und ausführlichsten aber spricht sich der Führer bei der Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Fahne über die Bedeutung des Sinnbildes aus (S. 551ff.): Jugenderfahrungen haben ihn den psychologischen Wert des Symbols erkennen und gefühlsmäßig verstehen lassen. So bringt er schon 1920 die „sehr wichtige Frage" der Parteizeichen und der Parteiflagge zur Entscheidung. „Das Fehlen solcher Symbole hatte nicht nur augenblicklich Nachteile, sondern war für die Zukunft unerträglich. Die Nachteile bestanden vor allem darin, daß den Parteigenossen jedes äußere Kennzeichen ihrer Zusammengehörigkeit fehlte, während es für die Zukunft nicht zu ertragen war, eines Zeichens entbehren zu müssen, das den Charakter eines Symbols der Bewegung besaß und als solches der Internationale entgegengesetzt werden konnte." Die vom Führer im „Kampf" eingehend festgehaltenen Überlegungen, die zur Schaffung der Hakenkreuzflagge führten, sind ein klassisches Beispiel für den Beitrag einer politischen deutschen Volkskunde zur Brauchtumsgestaltung der Gegenwart. Hier wird ein ewiges Bedürfnis des volkstümlichen Menschen nach Erhebung seines Daseins über den Alltag hinaus durch ein Bekenntnis zu einem Gemeinschaftssymbol seines Volkes nicht durch kritikloses „Wiederbeleben" von mehr oder weniger endgültig Gestrigem befriedigt, sondern durch eine kraftvolle Gestaltung von politischem Ausmaß, die gesunde Überlieferung und zukunftssichere Neuformung verschmelzt. „Und ein Symbol ist dies wahrlich! Nicht nur, daß durch die einzigen, von uns allen

heißgeliebten Farben, die einst dem deutschen Volke soviel Ehre errungen hatten, unsere Ehrfurcht vor der Vergangenheit bezeugt wird, sie war auch die beste Verkörperung des Wollens der Bewegung. Als nationale Sozialisten sehen wir in unserer Flagge unser Programm. Im Rot sehen wir den sozialen Gedanken der Bewegung, im Weiß den nationalistischen, im Hakenkreuz die Mission des Kampfes für den Sieg des arischen Menschen und zugleich mit ihm auch den Sieg des Gedankens der schaffenden Arbeit."

Mit diesem Kennzeichen rundet sich das Bild des volkstümlichen deutschen Menschen von heute, dessen einzelne Wesenszüge noch einmal zusammengefaßt seien: Die Ausdrucksformen seiner rassischen Anlage werden bestimmt durch die Vorherrschaft des Gefühls, das auf ein einfaches Entscheidungsdenken und entsprechende klare Kraftäußerungen drängt. Die gefühlsmäßige Einstellung bedingt seine Stabilität und bildet die Grundlage für seine Führergläubigkeit, die dann am größten ist, wenn er seinen nationalen Selbsterhaltungstrieb betätigen und zugleich ein Bekenntnis zur heldischen Überlieferung ablegen kann. Der Drang zum Gemeinschaftsbeweis in der Massendemonstration kennzeichnet sein Handeln wie die Rede sein sprachliches Leben, und sein bildhaft-gegenständliches Denken sucht sich in einem sinnbildlichen Denken zu verklären. —

In dieser Herausstellung von Kennzeichen für die volkstümliche Gesamtgeistigkeit von heute aber ist die volkskundliche Ausbeute des „Kampfes" bei weitem nicht erschöpft. Ebenso eindringlich ersteht vor uns das Bild einzelner deutscher Gruppengeistigkeiten als Ordnungen im Gesamtgefüge, deren schlichte, erlebnisschwere Kennzeichnung alle gelehrten soziologischen Analysen weit in den Schatten stellt.

Da wird zunächst einmal aufmerksam gemacht auf großlinige allgemeine Schichtungen. So kann man am Beispiel des Lesers die Masse „in drei Gruppen einteilen: erstens in solche, die alles, was sie lesen, glauben; zweitens in solche, die gar nichts mehr glauben; drittens in die Köpfe, welche das Gelesene kritisch prüfen und danach beurteilen" (S. 262ff.). Diese Gliederung wird dann unter politischen Gesichtspunkten des näheren gekennzeichnet, genau so wie jene andere große Aufteilung des Volkskörpers in drei Klassen: „in ein Extrem des besten Menschentums auf der einen Seite, gut im Sinne aller Tugenden, besonders ausgezeichnet durch Mut und Opferfreudigkeit, andererseits ein Extrem des schlechtesten Menschenauswurfs, schlecht im Sinne des Vorhandenseins aller egoistischen Triebe und Laster. Zwischen beiden Extremen liegt als dritte Klasse die große, breite mittlere Schicht, in der sich weder strahlendes Heldentum noch gemeinste Verbrechergesinnung verkörpert" (S. 580ff.).

Solche Schichtungen gehen durch alle Stände und Berufe, die darüber hinaus aber noch eine eigene Geistigkeit entwickeln. Das ist ein durchaus natürlicher Zustand und als solcher vom Führer deutlich herausgestellt worden: Die Nationalisierung der Massen „bedeutet keinen Verzicht

auf die Vertretung berechtigter Standesinteressen. Auseinandergehende Standes- und Berufsinteressen sind nicht gleichbedeutend mit Klassenspaltung, sondern sind selbstverständliche Folgeerscheinungen unseres wirtschaftlichen Lebens. Die Berufsgruppierung steht in keinerlei Weise einer wahrhaften Volksgemeinschaft entgegen, denn diese besteht in der Einheit des Volkstums in allen jenen Fragen, die dieses Volkstum an sich betreffen" (S. 372f.).

Da ist zunächst einmal der Stand des Bauern „als Fundament der gesamten Nation" (S. 151). „Da Herr und Knecht die gleiche Arbeit taten und vor allem aus gleicher Schüssel aßen" (S. 348), war „ein fester Stock kleiner und mittlerer Bauern . . . noch zu allen Zeiten der beste Schutz gegen soziale Erkrankungen" (S. 151). Zu den Verfallserscheinungen im Vorkriegsdeutschland gehört deshalb vor allem die „Schwächung des Bauernstandes" (S. 255) durch Verstädterung, Besitzentfremdung, Spekulation, „Verwirtschaftung." Ein bedingtes Heilmittel liegt in der „inneren Kolonisation" (S. 149).

Von der Verstädterung spricht der Führer ausführlich bei der eingehenden Kennzeichnung des Arbeiters, die in dem Satze gipfelt: „Wenn sie kamen, zählten sie noch immer zu ihrem Volke; wenn sie blieben, gingen sie ihm verloren" (S. 27). Es gibt keine Darstellung der Umwelt und Inwelt, der Geschichte und Gegenwart des deutschen Arbeiters, die an die ebenso schlichten wie tiefen, klaren wie ergreifenden, knappen wie vielseitigen Ausführungen des „Kampfes" heranreicht: Durch das „blendende Licht" der Großstadt angelockt, zieht der Bauernbursche in die Stadt. „Meist kommt er mit etwas Geld", das ihn über die enttäuschenden Versuche, Arbeit für länger zu erhalten, hinwegbringt. Bald ist er auf die „Arbeitslosenunterstützung aus den Kassen seiner Gewerkschaft" angewiesen, und wenn diese versiegt, „kommt die große Not. Nun lungert er hungernd herum", bis er wieder einmal Arbeit findet. „Allein das Spiel wiederholt sich . . . Endlich wird die Wiederholung zur Gewohnheit. So lockert sich der sonst fleißige Mensch in seiner ganzen Lebensauffassung." „Der schnelle Wechsel von Arbeit zur Nichtarbeit und umgekehrt . . . zerstört auf die Dauer bei vielen das Gefühl für Sparsamkeit ebenso wie das Verständnis für eine kluge Lebenseinteilung." „Das wirkt sich auf den Familienhaushalt aus, der häufig unter den traurigsten äußeren Lebensbedingungen steht" — „Die Menschen leben ja nicht miteinander, sondern drücken aufeinander" (S. 32) —, und wenn der Mann dann noch seine eigenen Wege geht, „spielen sich oft Szenen ab, daß Gott erbarm." „So werden die kleinen Kinder in ihrer frühesten Jugend mit diesem Jammer vertraut gemacht" (S. 25ff.), und sie gehen weiter ihren schweren Weg, bis „aus dem dreijährigen Kinde . . . ein fünfzehnjähriger Verächter jeder Autorität geworden ist (vgl. auch S. 64f.) . . . Jetzt aber kommt er erst noch in die hohe Schule dieses Daseins . . . Die liebe bürgerliche Mitwelt aber ist ganz erstaunt über die mangelnde ‚nationale Begeisterung' dieses jungen Staatsbürgers" (S. 32ff.), der nicht zuletzt infolge seines bloßen Arbeitnehmerdaseins, der seinen „Glauben an ein höheres Recht zerstört" (S. 348), „wenn schon nicht streiklustig, so doch

streikgleichgültig" wird (S. 26). Die politischen Folgerungen sind klar: „Die Frage der ‚Nationalisierung' eines Volkes ist mit in erster Linie eine Frage der Schaffung gesunder sozialer Verhältnisse als Fundament einer Erziehungsmöglichkeit des einzelnen. Denn nur wer durch Erziehung und Schule die kulturelle, wirtschaftliche, vor allem aber politische Größe des eigenen Vaterlandes kennenlernt, vermag und wird auch jenen inneren Stolz gewinnen, Angehöriger eines solchen Volkes sein zu dürfen. Und kämpfen kann ich nur für etwas, das ich liebe, lieben nur, was ich achte, und achten, was ich mindestens kenne" (S. 34f.).

Die Kennzeichnung des alten Bürgertums ist zu bekannt, als daß sie hier wiedergegeben zu werden brauchte. Es sei nur hingewiesen auf die richtunggebenden Jugenderfahrungen des Führers in „den Kreisen kleinen Bürgertums" als einer „Welt, die zu dem reinen Handarbeiter nur sehr wenig Beziehungen besitzt. Denn so sonderbar es auch auf den ersten Blick scheinen mag, so ist doch die Kluft gerade zwischen diesen durchaus wirtschaftlich nicht glänzend gestellten Schichten und dem Arbeiter der Faust oft tiefer, als man denkt. Der Grund dieser, sagen wir fast Feindschaft, liegt in der Furcht einer Gesellschaftsgruppe, die sich erst ganz kurze Zeit aus dem Niveau der Handarbeiter herausgehoben hat, wieder zurückzusinken in den alten, wenig geachteten Stand, oder wenigstens noch zu ihm gerechnet zu werden. Dazu kommt noch bei vielen die widerliche Erinnerung an das kulturelle Elend dieser unteren Klasse, die häufige Roheit des Umgangs untereinander, wobei die eigene, auch noch so geringe Stellung im gesellschaftlichen Leben jede Berührung mit dieser überwundenen Kultur- und Lebensstufe zu einer unerträglichen Belastung werden läßt" (S. 22f.).

Über den Stand des Handwerkers finden wir nur wenige Auslassungen. Bei der Darstellung der Entwicklungsgeschichte des Fabrikarbeiters z. B. ist gelegentlich auch vom Handwerker die Rede als dem gegensätzlichen Hintergrund, so: „Die Verwelschung unseres Lebens, die aber in Wahrheit eine Verjudung war, wandelte die einstige Achtung vor dem Handwerk in eine gewisse Verachtung jeder körperlichen Arbeit überhaupt" (S. 349).

Um so ausführlicher ist der Beamte behandelt. Wenn auch der Führer seine bekannte Berufsentscheidung gegen den Willen des Vaters mit den harten Worten begründet: „Mir wurde gähnend übel bei dem Gedanken, als unfreier Mann einst in einem Bureau sitzen zu dürfen; nicht Herr sein zu können der eigenen Zeit, sondern in auszufüllende Formulare den Inhalt eines ganzen Lebens zwängen zu müssen" (S. 6) — so spricht er doch in rückhaltloser Anerkennung von dem „unvergleichlichen Beamtenkörper des alten Reiches", von der „wundervollen Solidität dieses Apparates", der „unbestechlich ehrenhaften Gesinnung seiner Träger" und ihrer „Unabhängigkeit von den einzelnen Regierungen", vielleicht „etwas zopfig, aber redlich und treu" (S. 308f.). Der alte Staat erzog durch die Altersversorgung seine Beamten zur „selbstlosen Pflichterfüllung . . . So wurde ein ganzer Stand, der eigentumslos blieb, in kluger Weise dem sozialen Elend entrissen

und damit dem Volksganzen eingegliedert" (S. 347f.). „Erst der Revolution blieb es vorbehalten, diesen Musterapparat . . . zu zerstören" (S. 309).

Neben dem Beamtenkörper und der Staatsform bezeichnet der Führer unter den gesunden Erscheinungen des alten Reiches das Heer „als größten Wertfaktor". Der Soldat wurde in der „gewaltigsten Schule der deutschen Nation" „zur unbedingten Verantwortlichkeit", „zum persönlichen Mute", „zur Entschlußkraft", zum „Glauben an die Persönlichkeit", „zum Idealismus und zur Hingabe an das Vaterland und seine Größe" erzogen. Damit war er „die gewaltigste Waffe im Dienste der Freiheit der deutschen Nation und der Ernährung ihrer Kinder" (S. 305ff.).

Aber nicht nur die ständische Gliederung des deutschen Volkes erfährt im „Kampf" eine eingehende volkspsychologische Grundlegung und volkspolitische Zielweisung. Auch andere Ordnungen und Zusammenschlüsse werden in ähnlicher Weise untersucht und in das vergangene oder zukünftige Bild der Nation hineingestellt. Dafür zum Schluß noch einige Beispiele:

Der Frage der Gewerkschaften widmet der Führer ein ganzes Kapitel seines Buches. Und wenn er ihre Daseinsnotwendigkeit auch für den nationalsozialistischen Staat bejaht, so sind wiederum sowohl volkspolitische als volkspsychologische Gründe in innigem Verein bestimmend. Die Gewerkschaften „gehören zu den wichtigsten Einrichtungen des wirtschaftlichen Lebens der Nation. Ihre Bedeutung liegt aber nicht nur auf sozialpolitischem Gebiet, sondern noch viel mehr auf einem allgemeinen nationalpolitischen. Denn ein Volk, dessen breite Massen durch eine richtige Gewerkschaftsbewegung die Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse, zugleich aber auch eine Erziehung erhalten, wird dadurch eine außerordentliche Stärkung seiner gesamten Widerstandskraft im Daseinskampf erlangen" (S. 672).

Eine zweite Gruppengeistigkeit eigner Art, der sich der Führer in seiner Kritik besonders annimmt, ist die Partei. Auch hier geht er zurück auf die psychologischen Beweggründe („man muß die treibenden Motive besonders dieser bürgerlichen ‚Programmkommissionen' unter die Lupe nehmen, um das nötige Verständnis . . . zu gewinnen") und kennzeichnet mit sarkastischen Worten (S. 409ff.) den Parlamentarier alten Schlages sowie seinen Wähler. Trotz aller Enttäuschungen kehrte, „geleitet durch seine Presse und geblendet vom neuen verlockenden Programm . . . das ‚bürgerliche' wie das ‚proletarische' Stimmvieh wieder in den gemeinsamen Stall zurück und wählt seine alten Betrüger. Damit verwandelt sich der Volksmann und Kandidat der schaffenden Stände wieder in die parlamentarische Raupe und frißt sich am Gezweig des staatlichen Lebens weiter dick und fett, um sich nach vier Jahren wieder in den schillernden Schmetterling zu verwandeln." So das aus der Erfahrung gewonnene Gesamturteil: „Es gibt kaum etwas Deprimierenderes, als diesen ganzen Vorgang in der nüchternen Wirklichkeit zu beobachten, diesem sich immer wiederholenden Betrug zusehen zu müssen" (S. 412). Demgegenüber die neue Partei auf weltanschaulicher Grundlage: „Da bei allen Parteien sogenannter bürger-

licher Einstellung in Wirklichkeit der ganze politische Kampf tatsächlich nur im Raufen um einzelne Parlamentssitze besteht, wobei Einstellungen und Grundsätze je nach Zweckmäßigkeit wie Sandballast über Bord geworfen werden, so sind natürlich auch ihre Programme demgemäß abgestimmt und — umgekehrt allerdings — auch ihre Kräfte danach bemessen. Es fehlt ihnen jene große magnetische Anziehung, der die breite Masse immer nur folgt unter dem zwingenden Eindruck großer überragender Gesichtspunkte, der Überzeugungskraft bedingungslosen Glaubens an dieselben, gepaart mit dem fanatischen Kampfesruf, für sie einzustehen" (S. 414). „So mußte in der Gründungszeit unserer Bewegung unsere erste Sorge immer darauf gerichtet sein, zu verhüten, daß aus der Heerschar von Kämpfern für eine neue hehre Überzeugung bloß ein Verein zur Förderung parlamentarischer Interessen werde. Die erste vorbeugende Maßnahme war die Schaffung eines Programms, das zielmäßig zu einer Entwicklung drängte, die schon in ihrer inneren Größe geeignet erschien, die kleinen und schwächlichen Geister unserer heutigen Parteipolitiker zu verscheuchen" (S. 415). Aus dieser „Erkenntnis heraus mußte sich eine neue Staatsauffassung formen, die selber wieder ein wesentlicher Bestandteil einer neuen Weltauffassung ist" (S. 415).

In der gleichen Weise behandelt der Führer schließlich auch den mit der Partei vielfach wesensähnlichen Verein alten Stils. Mit kurzen Strichen schildert er bildhaft eindrucksvoll am Beispiel der „Deutschen Arbeiterpartei" eine „Vereinsmeierei allerärgster Art und Weise" (S. 241), und ebenso anschaulich und daher überzeugend den „Vorstandstisch" und die übrige Erscheinungswelt (S. 539f.) sowie den normalen Verlauf einer bürgerlichen Versammlung (S. 548). „Das Ganze glich mehr einem gähnenden Kartenspielklub als einer Versammlung des Volkes, das soeben seine größte Revolution durchgemacht" (S. 538). „Dagegen waren die nationalsozialistischen Versammlungen allerdings keine ‚friedlichen' Versammlungen. Da prallten ja die Wogen zweier Weltanschauungen gegeneinander, und sie schlossen nicht mit dem faden Herunterleiern irgendeines patriotischen Liedes, sondern mit dem fanatischen Ausdruck völkischer und nationaler Leidenschaft" (S. 541). —

Mit dieser Fülle volkspsychologischer Kennzeichnungen haben wir einen Gesamtaufriß des volkstümlichen Lebens vor uns, der uns berechtigt, den „Kampf" als eine „politische Volkskunde der deutschen Gegenwart auf rassischer Grundlage" zu bezeichnen. Der Beschluß dieser Ausführungen mag ein Hinweis sein auf die vorbildliche Grundhaltung dessen, der sich in diesem Sinne mit seinem Volke beschäftigt. Er kann seine Einsichten nicht aus der Studierstubenbesinnung gewinnen, sondern nur aus tagtäglicher, eindringlicher freudiger und bitterer Erfahrung im unmittelbaren Umgang mit seinem Volkstum bei den andern und sich selbst. So spricht der Führer immer wieder vom „Anschauungsunterricht der Straße", der ihm „unschätzbare Dienste" geleistet habe (S. 59; vgl. 63), vom „Anschauungsunterricht der praktischen Wirklichkeit", der ihn davor bewahrte, „in

einer Theorie zu ersticken" (S. 84). Dieser Unterricht wurde für ihn zu einer „Schule", für die er der Vorsehung dankbar ist. „In ihr konnte ich nicht mehr sabotieren, was mir nicht gefiel. Sie hat mich schnell und gründlich erzogen" (S. 29). Und was er von dem Studium der sozialen Frage im engeren Sinne sagt, sollte immer wieder als Leitmotiv aller volkskundlichen Forschung herausgestellt werden: „Dieses ‚Studieren' kann nicht von oben herunter geschehen . . . Im andern Falle kommt nichts heraus als oberflächliches Geschwätz oder verlogene Sentimentalität. Beides ist von Schaden. Das eine, weil es nie bis zum Kerne des Problems zu dringen vermag, das andere, weil es an ihm vorübergeht. Ich weiß nicht, was verheerender ist: die Nichtbeachtung . . . oder jene ebenso hochnäsige wie manchmal wieder zudringlich taktlose, aber immer gnädige Herablassung gewisser mit dem ‚Volk empfindender' Modeweiber in Röcken und Hosen . . . Ich wurde bewahrt davor, die soziale Frage in solcher Weise zu lernen. Indem sie mich in den Bannkreis ihres Leidens zog, schien sie mich nicht zum ‚Lernen' einzuladen, als vielmehr sich an mir selber erproben zu wollen" (S. 23f.).

Graftbräuche beim Handwerk.

Von Franz Fuhse.

(Mit 6 Abbildungen.)

Der wandernde Handwerksgeselle, dessen Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Handwerks gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, ist mindestens gleichaltrig mit den Gilden. Er hat alle technischen wie stilistischen Einzelerrungenschaften seines Gewerbes schnell zum Eigentum der ganzen Nation gemacht, er hat aber auch völkisch einen Ausgleich geschaffen, der ein in den Hauptlinien einheitliches deutsches Handwerk erstehen ließ. Durch ihn wurden nicht nur die gesamte Organisation der Innungen, sondern auch ihre Sitten und Gewohnheiten bis zu den Begräbnisbräuchen hin stark beeinflußt und gleich oder ähnlich gestaltet. Abweichungen bleiben auf so großem Gebiete natürlich bestehen, sie sind auch nicht nur landschaftlich, sondern selbst im engen Bezirk einer Stadt vorhanden. Aber sie treten im Gesamtbilde in den Hintergrund. Und wenn ich die Graftbräuche beim Handwerk behandle, so ist es natürlich im Rahmen eines kurzen Aufsatzes nicht möglich, auf alle Einzelerscheinungen einzugehen, sondern ich werde nur in großen Zügen ein Bild entwerfen, in dem die Sachaltertümer auf diesem Gebiete eine Hauptrolle spielen, und bei dem das urkundliche Material zum überwiegenden Teile den Braunschweiger Handwerkerakten entnommen wurde.

Aus hoher Perspektive gesehen ist das alte deutsche Handwerk eine große Gemeinschaft, in der keins der einzelnen Glieder vor dem anderen

einen Vorzug haben darf. Dieser Grundsatz geht durch das Leben, und er bleibt auch dem Tode gegenüber bestehen. Wie im werktätigen Schaffen der eine dem andern wirtschaftlich gleichgestellt sein sollte, so wurde auch bei der Bestattung eine im großen gleiche Behandlung aller Gildebrüder und -schwestern gefordert. Wo Not herrschte, trat die Gilde helfend ein. Die gemeinsame Sorge eines Handwerks für eine würdige Beerdigung seiner Mitglieder bedeutete eine heilige Pflicht, von der man schon bei den Anfängen des korporativen Zusammenschlusses durchdrungen war.

Gesellen und Lehrlinge gehörten zur Hausgemeinschaft des Meisters, sie waren daher auch in die Totensorge ihres Handwerks eingeschlossen, zahlten für die Graftgeräte ihren Beitrag und hatten Anspruch darauf wie jeder Meister. Bei kleinen Gilden mit nur geringer Meister- und Gesellenzahl erhielt sich dieser Zustand bis in die Neuzeit. Wo aber ein Handwerk wirtschaftlich erstarkte, wo die Gesellenzahl ansehnlich wurde, da taten sich die Gesellen teilweise schon im Mittelalter zu Bruderschaften zusammen, gründeten selbständige Kranken- und Totenkassen, schafften eigenes Graftgerät an, das zunächst bei einem Meister, später in der Herberge aufbewahrt wurde, und bargen ihre Toten ohne Beihilfe der Meisterschaft. Die Träger bestimmte der Altgesell aus den Mitgliedern der Bruderschaft. Alle Gesellen folgen, auch bei der Beerdigung eines Lehrjungen.

Die Leichenfolge war mindestens seit dem 14. Jahrhundert Pflicht eines jeden Gildemitgliedes, alle Meister und Meisterinnen mußten teilnehmen. Aber da sich wohl bald herausstellte, daß bei einer so strengen Formulierung der wirtschaftliche Betrieb der Werkstatt und des Haushaltes Schaden nahm, so beschränkten seit dem 15. Jahrhundert viele Gilden die Bestimmung dahin, daß aus jeder Werkstatt nur der Meister oder seine Frau zu folgen brauchten. Eine Ausnahme machte man lediglich bei der Bestattung von Kindern, d. h. solchen in die Gilde geborenen Söhnen und Töchtern, die noch nicht zum Tische des Herrn gegangen waren. Hier folgte nur die „halbe Gilde", ein Begriff, der in den einzelnen Ordnungen verschieden festgelegt war. Bei den Böttchern in Braunschweig lautete 1648 die Vorschrift, daß wenigstens zwei Großmeister und zwei andere Meister der Reihe nach und der übrigen Meister Frauen zur Leichenfolge verpflichtet seien.

Das Gefolge in Trauertracht, die vom örtlichen Brauch und der städtischen Kleiderordnung abhängig war, mußte bei Beginn des Geläutes oder wenn die Leiche aufgehoben wurde in und vor dem Trauerhaus versammelt sein, ging mit zur Kirche und zum Grabe, verharrte hier bis zur vollendeten Beisetzung und verfügte sich darauf wieder in die Kirche, um in den Armenkasten zu geben. Auch in protestantischen Gegenden wurde diese Dreiteilung des katholischen Bestattungsrituals beibehalten. An manchen Orten (z. B. Köln) war es Pflicht des Gefolges, auch wieder mit zurück bis vor die Tür des „Begangenen" zu gehen. Wer aus irgendwelchen Gründen verhindert war, an der Leichenfolge teilzunehmen, der mußte sich vorher beim worthaltenden Gildemeister entschuldigen und eine bestimmte Summe, z. B. 1 Mariengroschen beim Begräbnis Erwachsener, 4 Pfennige

bei dem von Kindern erlegen, für die bei manchen Gilden eine besondere Kasse (Büchse) vorhanden war.

Über die Anordnung des Gefolges sind die Quellen sehr spärlich. Am reichlichsten fließen sie noch in Münster i. W. Dem Leichnam voran ging der jüngste Meister mit dem Vortragskreuze, ihm folgten zwei Paar der jungen Meister mit den Lichten. Dann kam der Leichnam, und nach ihm folgte mit der Gildebote, der die „lechtelade" auf der Schulter trug. In protestantischen Ländern unterblieb das Vorantragen des Kreuzes und der Lichte meist.

Leichenbitter war der Gildebote, bei mittleren und kleinen Gilden meist der jüngste Meister, der noch Zeit zu solcher Nebenbeschäftigung hatte und gleichzeitig eine erwünschte Einnahme daraus zog. Er ging von Werkstatt zu Werkstatt und bestellte die Gildemitglieder auf die bestimmte Zeit zum Trauerhause. Diese angesetzte Zeit pflegte ursprünglich vor dem Termin, zu dem sich der Trauerzug in Bewegung setzte, zu liegen, weil es üblich war, das Gefolge im Hause zu bewirten und ihm Gelegenheit zu geben, die Danksagungsreden der Leidtragenden entgegenzunehmen. Des-

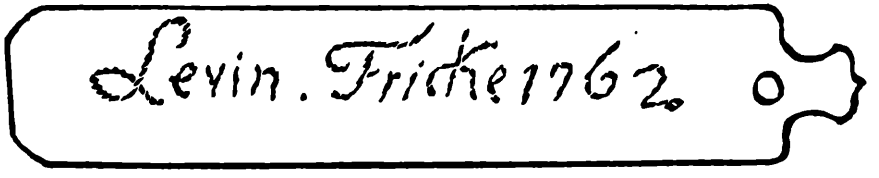


Abb. 1.

halb sah sich vielfach die Obrigkeit gezwungen, gegen diese Verlängerung der Beisetzungsfeierlichkeit vorzugehen. Die Braunschweiger Begräbnisordnung von 1650 bestimmt, daß künftig erst zu dem Zeitpunkte eingeladen werden sollte, wo der Leichenzug sich in Bewegung zu setzen hatte. Gleichzeitig begann das Kirchengeläut, und die Präzeptores verfügten sich mit den Schülern aus der Schule nach dem Trauerhause. Längliche Danksagungsreden wurden verboten; das Geläut hatte aufzuhören, wenn das ganze Gefolge in der Kirche war. Denn besonders für den Handwerker war die pflichtmäßige Teilnahme am Begräbnis, zumal wenn die Todesfälle sich häuften, an sich schon eine schwere Belastung, und es ist nicht verwunderlich, daß mancher sich seiner Verpflichtung zu entziehen suchte. Sein Fehlen festzustellen war bei großen Gefolgen nicht einfach. Um hier ein für allemal Abhilfe zu schaffen, führte man im 16. Jahrhundert ein Kontrollsystem ein. Die Namen sämtlicher Gildemitglieder wurden einzeln aufgeschrieben und vom Boten dem Betreffenden beim Leichenbitten überbracht. Ursprünglich waren es wohl kleine Holzbretter, welche die Namen trugen. Das darf man aus der allgemein üblichen Bezeichnung: Brett, Brettchen, Leichbrett, Bricke oder Bricken (= kleines Brett), Begräbnisbricken schließen. Bald aber wurde es Brauch, sie aus Metall, meist Messing, herzustellen. Die Messingbrettchen sind ungefähr 8—14 cm lang und 2 bis $3^1/_2$ cm breit und auf einer Schmalseite durchlocht, um sie auf einen Drahtring aufziehen zu können (Abb. 1). Jeder hatte sein eigenes Brett, das

seinen Namen und häufig die Embleme des Handwerks trug und beim Lademeister aufbewahrt wurde, dort holte es der Bote ab, um es dem Eigentümer zu überbringen, der es unmittelbar nach der Beerdigung auf dem Friedhofe oder in der Kirche dem Gildeboten wieder einzuhändigen hatte. Manche Gilden stellten auch neben dem Armenkasten in der Kirche, in den, wie bemerkt, eine Gabe getan werden mußte, eine Büchse auf, in welche die Bretter gesteckt wurden. Der Bote brachte sie dem Lademeister zurück, der durch Nachzählen leicht überprüfen konnte, wieviele Gildegenossen und welche gefehlt hatten. — Die Bricken verstorbener Meister wurden vielfach weiter verwendet, indem man durch Klopfen und Schaben den eingravierten oder eingeschlagenen Namen entfernte und einen neuen an seine Stelle setzte. — Wo die Brettchenkontrolle nicht eingeführt war, da hatte der jüngste Meister mit dem Amtsboten die Pflicht der Überwachung der Teilnahme und war deshalb vom Trägerdienst befreit (Hamburg).

Der Leichnam wurde auf einer Bahre getragen, die vielfach Eigentum der Gilde war und bisweilen eine künstlerische Ausgestaltung durch Schnitzereien erhielt (vgl. die Bahre der Schuhmacher in Mölln im Museum des Kreises Lauenburg aus dem 17. Jahrhundert. Abgebildet bei Schellenberg, Schlesw.-Holstein. Jahrbuch 1925/26, S. 135, Abb. 18). In Braunschweig werden sie in den Gildeinventaren nicht genannt. Hier stellten sie wohl auch für das Handwerk die Totengräber, die für eine große Totenbahre 2 Groschen, für eine kleine 1 Groschen Leihgeld erhielten (1650). Die Frage der Benutzung eines Sarges ist für das Mittelalter noch nicht endgültig geklärt. Im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 28 (1907) kommt Otto Langer, „Über Totenbestattung im 16. Jahrhundert, vornehmlich in Zwickau", zu dem Schlusse, daß in Zwickau und Umgegend der Sarg — ausgenommen bei Beisetzungen in Kirchengrüften, wo er von alters her regelmäßig verwendet wurde — anfangs überhaupt nicht benutzt sei. Später habe man ihn zwar eingeführt, aber nicht mit ins Grab gesenkt, vielmehr ihn immer wieder benutzt und an dem alten Brauche, den Toten unmittelbar ins Grab zu senken, festgehalten. Im 16. Jahrhundert sei dann allmählich die Sitte, den Toten im Sarge zu begraben, aufgekommen, aber zunächst habe noch jeder, der diese Sitte ausüben wollte, einen bestimmten Beitrag an die Stadtkasse entrichten müssen. Erst im Finanzjahre 1593/94 sei dieses „Sarggeld" auf Grund einer Beschwerde der Handwerker in Wegfall gekommen. In Braunschweig, wo im 16. Jahrhundert der Sarg meist unter dem Namen Totenstock geht, muß er schon etwas früher allgemein verwendet sein. Denn bereits 1566 klagen die Tischler beim Küchenrat, daß Schneider, Schuster, Zimmerleute, Steindecker usw. unbefugt Totenstöcke anfertigen. Aus der Verfügung des Rats gleichen Jahres erkennt man die wahre Ursache solcher Pfuscherarbeit: die Tischler und andere, die mit Totenstöcken handeln, haben die Käufer übersetzt. Daher werden die Preise vom Rate vorgeschrieben, nämlich: „Tannen Totenstock von vollem Holze 15 neue Schillinge; tannen von geklobeten Delen 9 neue Schillinge; ellern 9 neue Schillinge; tannen mittel-

mäßiger Stock zu einer Leiche von 12 Jahren c. 8 neue Schillinge; mittelmäßiger ellern Stock 6 neue Schillinge." Man fertigte die Särge in Braunschweig während des 16. Jahrhunderts also vorwiegend aus Tannen- oder Ellernholz. Daneben drang dann in wohlhabenden Kreisen die Sitte durch, Särge aus Eichenholz zu verwenden, was aber in der Begräbnisordnung der Stadt vom 26. Juli 1650 § 14 verboten wurde. Langers Ansicht wird unterstützt durch die Tatsache, daß die Anzahl der Träger (s. unten) seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts erhöht wird. Vorher scheint man sich allgemein mit vier Trägern begnügt zu haben (Münster i. W., Lohgerber 1510 vier Träger; Braunschweig, Glaser 1548 vier Träger; Münster i. W., Maler, Glaser und Sattler 1601: anstatt der vier sind fortan sechs die Leichname zu tragen verpflichtet; Gewandschneider 1570 vier oder sechs Träger; Tischler 1546 vier oder sechs, 1607 sechs Träger). Aus der Zeit, die ein Verstorbener über der Erde stehen durfte, lassen sich sichere Schlüsse auf die Verwendung eines Sarges nicht ziehen. Denn bereits 1532 erfolgte in Braunschweig seitens des Rates ein wiederholtes Gebot, Tote binnen 24 Stunden nach dem Absterben zu bestatten, weil die Sitte bestand, das Leichenbegängnis auf den zweiten, ja dritten Tag hinauszuschieben. 1597 wird befohlen, das Gesinde innerhalb zweier, Hauswirte, Hausmütter und Kinder innerhalb dreier „Zwölfen" zu beerdigen. Erst die Begräbnisordnung von 1650 gibt eine wesentlich längere Zeit zu: außer Pestzeiten „soll ein jeder sein Gesinde ... nicht über 36 Stunden, wenn aber Hausväter, Mütter oder Kinder versterben, sollen dieselben ... nicht über 3 Tage ... unbegraben gelassen werden." — Von Abbildungen, wo vier Träger den Toten ohne Sarg auf der Bahre in die Kirche tragen, ist mir nur ein Holzschnitt in Petrarkas „Trost im Unglück" von Hans Weiditz, auch bei Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, Fig. 673 und bei Hirth, Kulturgesch. Bilderbuch Bd. 1 S. 326, Abb. 489 wiedergegeben, bekannt geworden. Auf einem andern Weiditzschen Holzschnitt „Der Ehebund" (Hirth a. a. O. S. 311, Abb. 468) sieht man im Hintergrunde, wie ein Leichnam ohne Sarg ins Grab gelegt wird. — Bei der großen Wichtigkeit der Frage, seit wann bestattete man allgemein (Seuchenzeiten usw. natürlich immer ausgeschlossen) die Toten im Sarge, die besonders auch für die Frühgeschichtsforschung von grundlegender Bedeutung ist, wäre es wünschenswert, wenn alle urkundlichen Nachrichten, die hier Auskunft geben können, möglichst bald veröffentlicht würden.

Die Leiche zu Grabe zu tragen, war beim Handwerk Pflicht der Gildebrüder, während es sonst in Braunschweig zum Privilegium der Opferleute und Bauermeister gehörte. Im allgemeinen war es Brauch, daß die jüngsten Meister das Amt der Träger zu übernehmen hatten. Dieser Grundsatz konnte natürlich nur bei Gilden durchgeführt werden, die über eine genügend große Zahl von Jungmeistern verfügten und bei denen die Gesellen ihre eigene Begräbnisordnung hatten. Bei den kleineren Handwerken teilen sich entweder die jüngsten Meister und die Gesellen in die Trägerpflicht, oder sie obliegt den Gesellen allein. Selten werden auch die Lehrjungen, z. B. bei Bestattung kleiner Kinder, herangezogen, die sonst grundsätzlich

von der Leichenfolge überhaupt ausgeschlossen waren. Bei sehr großen Gilden bildeten sich im Laufe der Zeit besondere Abstufungen aus. Gildemeister und ihre Frauen genossen den Vorzug, nur von Gildemeistern getragen zu werden. Eine Sonderstellung nahmen die im Wochenbett Verstorbenen ein. Bei den Wandschneidern in Braunschweig wurden sie von den Frauen der Geschworenen getragen (vgl. auch Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens unter „Begräbnis"; E. Schoneweg, Das Leinengewerbe in der Grafschaft Ravensberg (1923), S. 188; F. Fuhse, Hygiene und Heilkunst, Niederdt. Ztschr. f. Volkskunde 4, 30). — Nur vereinzelt und vorübergehend kommt es vor, daß „anständige" Träger, die außerhalb der Gilde stehen, gegen Bezahlung geworben werden. Auch Gildemitglieder, die eine größere Anzahl von Trägern wünschten, als es die Gildeordnung vorschrieb, mußten solche für ihr eigenes Geld nehmen. — Lediglich in Zeiten, wo die Pest regierte, waren die Gildebrüder an manchen Orten vom Tragen der Leichen befreit, an anderen (z. B. Münster i. W.) aber selbst dann zum Tragen verpflichtet. Die Zahl der Träger schwankte seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zwischen 6 und 16. Bei Kindern unter 18 Jahren genügten im allgemeinen 6, bei älteren Söhnen und Töchtern 8 und bei „großen vollkommenen Leichen" 10 Träger. — Neben den Sargträgern werden hier und da auch Gildebrüder erwähnt, die das Laken trugen, d. h. vier Mitmeister gingen neben dem Sarge her und hielten die Zipfel des Bahrtuches.

Seit dem 17. Jahrhundert trugen die Träger lange schwarze Mäntel nebst Flören (an der Kopfbedeckung lang herunterhängend getragen), die Eigentum der Gilde waren. Ihre Anschaffung verlangte große Ausgaben, 1726 kosteten elf Mäntel 101 Taler 14 Groschen, 1761 in der teuren Zeit des Siebenjährigen Krieges mußten für zehn Mäntel sogar 201 Taler 24 Groschen aufgewendet werden. Man kann es daher verstehen, wenn einzelne Gilden durch Ausleihen ihrer Mäntel an Meister, die zum Abendmahl gehen oder an einem fremden Begräbnis teilnehmen wollten, gegen eine bestimmte Leihgebühr etwas von den Kosten wieder hereinzubringen suchten. Als Kopfbedeckung werden in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts Dreimaster erwähnt. Außerdem erhielten die Träger Tücher, die sie beim Anfassen um die Sarggriffe schlugen. Den gleichen Brauch erwähnt Schoneweg a. a. O. S. 192 aus Ravensberg und dem Kreise Hoya. — Bei längeren Wegen zum Kirchhof ergab sich die Notwendigkeit für die Träger, kurze Ruhepausen eintreten zu lassen, d. h. die Bahre niederzusetzen. Zu diesem Zwecke erhielten sie Giffeln oder Gaffeln mit, die ebenfalls Eigentum des Handwerks waren und, wie die Mäntel, verliehen wurden. Solche Giffeln sind Holzstangen, die unten einen eisernen Pickel und oben eine eiserne Gabel tragen.

Der vornehmste und wertvollste Sargschmuck war wenigstens seit dem 16. Jahrhundert allgemein das große schwarze Laken, mnd. Baldeke, Boldeke, Boldik, Boldok, das jedem Gildemitgliede, auch den unverheirateten, soweit sie aus den Kinderjahren heraus waren, d. h. wenn sie schon am Abendmahl teilgenommen, also das 11. bis 12. Lebensjahr erreicht

Abb. 2.

Abb. 5.

STADTBIBLIOTHEK

Abb. 3.

hatten, zustand und das, ebenso wie das Kinderlaken, nur dem vorenthalten wurde, „der fürsetzlich der Gilde schuldig und hat nicht wollen bezahlen" (1671). In Frankfurt a. M. enthielt man die Leichdecke auch dem vor, dem das Kreuz nicht vorangetragen werden sollte (Barbiere und Bierbrauer 1594). Schon 1426 sollten in Nürnberg nur wollene Tücher von schwarzer oder grauer Farbe über den Leichnam zu breiten erlaubt sein, die nach einer Verfügung aus dem Ende des 15. Jahrhunderts von der Kirche zu entleihen waren. Nur die Handwerker durften ihre eigenen Laken benutzen (A. Schultz a. a. O. S. 624f.). Solch „englisch Laken" hatte einen großen Wert, zumal man es noch durch Fransen und eine umlaufende Silberborte oder Samt zu verzieren pflegte. In der 2. Hälfte des 16. Jahrunderts begann man auch den Luxus sich zu leisten, es von einem Kunststicker mit einem Kreuz, einem Kruzifix, mit Apostel- und Heiligendarstellungen und mit dem Gildewappen besticken zu lassen. Die Braunschweiger Goldschmiede schafften 1588 „auf befelich der ganzen Gilde" ein Totenlaken an, und der Seidensticker Peter Buman stickte darauf ein Kruzifix mit dem Totenkopf, die vier Evangelisten und den S. Loi (St. Eligius) (Abb. 2 und 3). Die Gesamtkosten betrugen 101 Gulden 14 Groschen. Die Kürschner ließen 1609 vom Seidensticker Thomas Molradt ihr Wappen auf das Laken sticken, der dafür mit seiner Frau daran teilhaben sollte. Erhalten hat sich das bestickte Bahrtuch (Bolck) des Schmiedeamtes in Mölln von 1614, abgebildet bei Schellenberg a. a. O. Abb. 19. Auch die Dachdecker in Braunschweig besaßen einen auf Seide gemalten Kruzifixus und mehrere bestickte Sargschilde von Stoff, die ursprünglich wohl zweifellos mit dem Laken organisch verbunden waren. Erst als das Laken schadhaft wurde, trennte man sie ab und richtete sie zum Anheften an das neue Laken vor. Doch gibt es auch solche gestickte oder gemalte Sargschilde, die von vornherein als Einzelteile gefertigt und nur zum Anhängen an das Laken bestimmt waren; u. a. besitzt das Breslauer Museum derartige Stücke von 1580 und 1582, veröffentlicht in „die Innungsstube der Breslauer Gerber" 1922, S. 23, Tafel 8 (s. Abb. 3). Sie wurden auch paarweise durch ein schwarzes Band verbunden und so über das Leichentuch gelegt (Münchener Maurerinnung. Sammlung Kuppelmayr 1896, Nr. 959, Taf. 17). An Stelle der gestickten und bemalten Sargschilde traten in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts als Anhängsel des Sarglakens silberne getriebene Arbeiten, meist mit den Emblemen des Handwerks verziert, die sich in größerer Zahl noch erhalten haben. In Braunschweig scheinen sie nicht üblich gewesen zu sein. — Für die Teilnahme am Leichlaken zahlte der Jungmeister bei seiner Aufnahme in die Gilde einen einmaligen größeren Beitrag (mnd. Boldekgelt), und zu seiner Erhaltung pflegte man eine geringe Quartalsgebühr zu erheben. Auch nicht der Gilde angehörenden Personen war die Möglichkeit gegeben, unter dem Leichentuch der Gilde bestattet zu werden, wenn sie die Einwilligung der Meister fanden, gleich den Jungmeistern eine bestimmte Einzahlung machten und sich verpflichteten, bei den Begräbnissen des Handwerks mit zu folgen. Nur ein Beispiel von 1664. Eine Jungfer aus dem Kreuzkloster in Braunschweig, Ilse Büllerdirks, die das große

Leichentuch der Gewandschneider bei ihrem Tode haben wollte, übersandte der Gilde ein drellen Tischtuch und 6 Taler. Dafür wurde ihr „die ganze Graft zugesagt, als fürs erst das Laken, zum andern die acht Träger (aber mit der Bevorwortung, daß sie denenselben einen Taler und dem Boten 15 Mariengroschen vermachen wolle), zum dritten die ganze Gilde zu folgen". Die Erwähnung des „drellen Tischtuchs" ist auffallend und läßt die Vermutung zu, daß auch bei Beerdigungen im Braunschweiger Handwerk Drelltücher (Totentücher) zu beiden Seiten des Sarges an Holzstangen aufgehängt wurden, wie es Schoneweg a. a. O. S. 186f. beschreibt. — Die Braunschweiger Beckenwerken überließen im 18. Jahrhundert nach ihrer Auflösung das Gildelaken einer Pastorenwitwe zum Ausleihen.

Neben dem schwarzen Laken hatte jedes Handwerk auch ein weißes (Münster i. W. unterscheidet Baldok und Dodenlaken, Lübeck Baldok und Schier), arme Gilden scheinen nur ein solches gehabt zu haben. Sein Anschaffungswert war wesentlich geringer als der des schwarzen Tuchlakens. Ein Einstandsgeld für das weiße Laken wird nicht überall erhoben und wenn ja, so stellt es sich bedeutend niedriger, als das für das schwarze. Es waren zu seiner Anfertigung ungefähr 70 Ellen Leinwand nötig, und es kostete in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts einschließlich machen und waschen zwischen 17 und 18 Taler, während das schwarze um die gleiche Zeit ungefähr 90—100 Taler wert war. Die Vermutung, daß das weiße Laken als Zeichen der Jungfräulichkeit nur Unverheirateten zugestanden habe, ist wenigstens für das Handwerk abzulehnen. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß es nur als Unterlage für den Sarg, oder als Bedeckung des Tisches, der Böcke oder der Bahre, auf der er ruhte, diente. Auch hier kann ich zum Vergleich auf Schoneweg a. a. O. S. 188 verweisen. War das weiße Laken abgebraucht, dann zerschnitt man es und arbeitete die guten Teile zum Kinderlaken um, denen ja, wie wir sahen, das schwarze erst zustand, wenn sie zu „Gottes Tische gewesen waren".

Durch Mißbrauch konnte das schwarze Laken (das weiße ließ sich durch gründliche Wäsche reinigen) zu ehrlichem Gebrauch untauglich werden. Wurde beispielsweise ein Gildemitglied darunter zu Grabe getragen, von dem sich später herausstellte, daß es durch Selbstmord geendet hatte, dann mußte es entfernt werden und die Angehörigen des Verstorbenen waren gehalten, das Geld für ein neues zu erlegen. Wir haben es hier also mit derselben Vorstellung zu tun, daß eine Glocke, die versehentlich für einen Selbstmörder geläutet war, umgegossen oder wenigstens (noch 1866 in Dettum) zurückgeläutet werden mußte.

Aufbewahrt wurde das Leichlaken in einer besonderen Truhe beim Lademeister oder auch beim jüngsten Meister. In diesem Falle hatte den Schlüssel ein anderer Meister.

Ferner gehörte zum Sargschmuck ein zinnernes oder bronzenes Kruzifix von ungefähr 90 cm Länge, das oben auf den Sarg geschroben wurde. Nicht jede Gilde besaß dieses große Stück. Deshalb wohl hatten die Zinngießer in Braunschweig das Privilegium, ihr Kruzifix und ihre Leuchter zu verleihen (Abb. 5). Und wie das Kruzifix wurden auch die Sargschilde

MARTIN·SEIDEL·WES·GER
BER·ELSTEN·HAT·DIESE·SCHIL
DE·DEM·HANDT·WERCK·ZV·GVT
1650

Abb. 4.

6
4
1
2

Abb. 6.

STADTBIBLIOTHEK
ELBING

mit Ausnahme der obenerwähnten, die am Leichlaken hingen, unmittelbar an den Längsseiten des Sarges befestigt. Sie sind aus Kupfer, Eisenblech oder Holz gefertigt, tragen aufgelegt, geschrieben, geschnitzt oder gemalt die Embleme des betreffenden Handwerks oder biblische Darstellungen, daneben oft auch den Namen des Stifters und sind bis tief ins 19. Jahrhundert hinein in Gebrauch geblieben. In Braunschweig schafften die Dachdeckergesellen noch 1832, die Steinhauer- und Maurergesellen sogar kurz vor der Auflösung des Innungswesens 1864 neue Sargschilde an. Man bewahrte sie in Holz- oder Kupferschachteln auf (Abb. 6).

Auf dem Sarge von Unverheirateten befestigte man an manchen Orten die sog. Totenkronen, über die O. Lauffer, Der volkstümliche Gebrauch der Totenkronen in Deutschland, ZVfVk. 26 (1916), 225ff., erschöpfend berichtet hat. Nach A. Mithoff, Chronik der Stadt Rodenberg (1912), S. 372, wurde von einem Jungmeister dem Sarge vorauf „die mit Schleifen verzierte, umfangreiche Zunftkrone getragen, welche aus einem Geflecht von weißen, mit Silberfäden durchwebten Seidenbande bestand". Diese Zunftkrone entsprach wohl den Baseler Meisterkronen (E. Major, Die Meisterkronen der Basler Zünfte und Gesellschaften, 1928) und ist von den Totenkronen zu unterscheiden, indem sie nach Mithoff jedem Meister und jeder Meistersfrau vorangetragen wurde.

Während der Aufbahrung des Toten im Hause und in der Kirche standen neben der Bahre Leuchter mit Lichten (mnd. Gildebom, staellecht), die Eigentum der Gilde waren und von zweien der jüngeren Meister während der Prozession nach der Kirche und dem Grabe vorangetragen wurden, gemäß dem römischen Rituale, daß bei dem Leichnam bis zu dessen Beerdigung mindestens ein Licht brenne. In protestantischen Gegenden fiel später der Brauch des Vorantragens fort.

Die Sitte, vor und nach dem Leichenbegängnis das Gefolge zu bewirten, war natürlich auch bei den Handwerkern gang und gebe. Übertreibungen veranlaßten wiederholt die Obrigkeit einzuschreiten. In Braunschweig wurden 1650 die Gastereien verboten und nur gestattet, zwei, drei oder vier der nächsten Freunde und Verwandten zu bewirten. Den Trägern pflegte man wohl als besondere Gabe Weißbrot zu verehren. Als Beispiel gebe ich eine Notiz von Mithoff aus Rodenberg (a. a. O. S. 372): „Nach Beendigung der Leichenfeier erhielt ein jeder Sargträger einen mit verzuckertem Mohnsamen bestreuten Kuchen. Dieser sog. Gräfnisklöben wurde mit nach Hause genommen, aber erst dann den Kindern oder sonstigen Familienangehörigen zum Verzehren übergeben, nachdem die beiden äußersten Spitzen dieses halbmondförmigen Gebäcks abgebrochen und verbrannt worden waren."

Den Sarg mit Blumen zu schmücken, war bei den Gilden nicht Sitte. Ihr eigener Sargschmuck mußte jedem genügen, auch im Tode sollte kein Gildebruder vor dem andern etwas voraus haben. Denn daß man sonst den Sarg mit Blumen zu schmücken pflegte, geht aus den Begräbnisordnungen hervor. Die Braunschweiger von 1650 bestimmt in § 15: „... als auch ein Zeit hero mit den Kränzen, Sträußen und Kreuzen, so etwa von

den Gevattern auf die Leich der Verstorbenen gegeben oder von denselben gefordert oder auch sonst von den nächsten Anverwandten darauf zu legen geschickt oder verehret werden, nicht geringer Pracht und Übermaß getrieben ... als wollen wir, daß ein solcher Kranz, Strauß oder Kreuz oder was es sonst sein mag ... nicht über 1 Taler kosten ... solle."

Beiträge zur Methodik der städtischen Volkskunde am Beispiel der Stadt Braunschweig.

Von Wilhelm Jesse.

Es wird wohl heute nicht mehr ernstlich bestritten, daß sich die Wissenschaft der deutschen Volkskunde nicht auf die bäuerlich-ländlichen Verhältnisse zu beschränken hat[1]). Immer schon haben volkskundliche Darstellungen übergegriffen auf die Stadt und die dort angetroffenen volkskundlichen Erscheinungen[2]), ja für manche Sondergebiete der Volkskunde erschien das als selbstverständlich und gegeben. In der Regel aber geschah doch eine Behandlung städtischer volkskundlicher Fragen nur nebenbei oder ausgehend von der Erforschung bäuerlicher Verhältnisse und soweit sich zu ihnen in der Stadt Parallelen boten. Wenn es sich aber darüber hinaus um rein städtisch gefärbte Erscheinungsformen des Volkstums handelte, hat man das durchweg der sog. Kulturgeschichte überlassen. Eine solche Grenzziehung erscheint aber als unmöglich, seitdem der Begriff „Volk" im Sinne der Volkskunde sich nicht mehr auf eine besondere Volksgruppe sozialer oder beruflicher Art bezieht, sondern wir das Volksmäßige in allen Schichten des Gesamtvolkes zu erfassen suchen[3]). So wird eine methodische Betrachtung städtischen Volkstums grundsätzlich davon ausgehen müssen, die volkstümlichen Erscheinungen der Stadt ebensogut zu sammeln wie auf dem Lande, um dann entscheiden zu können, ob es sich dabei um Dinge handelt, die allen Volksgenossen einer Landschaft gemeinsam sind, oder um Formen, die eben nur der Stadt eigen und allein aus der ganz anders gearteten sozialen und beruflichen Schichtung der städtischen Bevölkerung und einer ganz anderen Wohn- und Lebensweise wie geistigen Haltung zu erklären sind. Auch sie sind darum nicht weniger volksmäßig und keineswegs nur Formen einer Oberschicht im volkskundlichen Sinne, sondern durchaus Gegenstand volkskundlicher Forschung und

[1]) Vgl. dagegen Schwietering, Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde, Vjschr. f. Literaturwiss. u. Geistesgesch. 5 (1927), 748ff.

[2]) Zum Beispiel Frenzel, Karg und Spamer, Grundriß der sächsischen Volkskunde, 1932.

[3]) Vgl. H. Freudenthal, Volkskunde der Gegenwart, Zs. f. Deutschkde. 44 (1931) Heft 1; O. Lehmann, Volkskunde und Großstadt, Festschrift f. O. Lauffer (1934) S. 23ff.; W. Hellpach, Volkstum und Großstadt, Velhagen & Klasings Monatshefte 1935, S. 638ff. — Der W.-H.-Riehl-Preis der deutschen Volkskunde für 1935 fordert als Thema „Beiträge zur Großstadt-Volkskunde".

ohne daß es hier eine Grenze gegenüber der Kulturgeschichte gäbe. Nur die Betrachtungsweise freilich mag in unserem Falle eine andere sein. Die Aufgabe einer städtischen Volkskunde wird also sein, das heutige Volkstum einer Stadt in seiner Gesamtgeistigkeit und als Summe aller auffindbaren volkstümlichen Züge, sei es auf dem Gebiete des Volksglaubens, Brauchtums und Gemeinschaftslebens, sei es nach der Seite der bodenständigen Sachgüter hin zu erfassen und in seiner Sonderart geschichtlich zu erklären. Die Tatsache, daß jede Stadt als solche in der Gesamtheit ihres äußeren Bildes wie ihrer geistig-volklichen Sphäre einen ganz bestimmten Eindruck hinterläßt, beweist uns, daß die Stadt Träger eines besonderen und nur ihr eigenen Volkstums ist. Auch scheint es sich zu bestätigen, daß diese städtische Eigenart um so ausgeprägter sich darstellt, je älter eine Stadt ist und auf eine eigene und wirkliche städtische Geschichte zurückblicken kann. So haben sich kleine Landstädte selten wesentlich über ihre ländliche Umgebung erhoben und eigene Lebensformen entwickelt, ohne daß damit natürlich ein Werturteil ausgesprochen werden soll. War eine Stadt aber durch ihre Verkehrslage, die wirtschaftliche Entwicklung und glückliche politische Schicksale zu einem wichtigen städtischen Gemeinwesen von eigener politischer, wirtschaftlicher und kultureller Bedeutung herangewachsen, so hat sich in ihr auch ein besonderer städtischer Geist und ein auf alle Bevölkerungsschichten übergreifendes Gemeinschafts- und Lebensgefühl entfaltet, das trotz aller Verwischungen der neueren Zeit auch noch selbst in Großstädten angetroffen wird und durchaus Gegenstand volkskundlicher Untersuchungen sein muß.

Alles das gilt von einer Stadt wie Braunschweig im besonderen Maße, und deshalb mag es gestattet sein, einige Fragen der städtischen Volkskunde gerade an diesem Beispiel zu erörtern, und zwar in erster Linie die Frage, wie das Gesamtvolkstum der Stadt Braunschweig sich vor allem aus der umgebenden Landschaft erklären läßt. Es mag freilich zunächst als eine Selbstverständlichkeit erscheinen, daß eine Stadt auch volkskundlich gesehen das allgemeine Bild des Volkstums ihrer Umgebung widerspiegelt. Und doch erscheint es nicht als überflüssig, diese Stellung der Stadt und ihres städtischen Volkstums in der Landschaft nach ihren verschiedenen Seiten hin einmal prüfend zu überschauen.

Wenn Braunschweig sich schon seit brunonischer Zeit im 11. Jh. als Sitz des Grafen, als kirchlicher Mittelpunkt (1031 bereits der Dom und 3 Kirchen) und Markt am Okerübergang und Schnittpunkt wichtiger Handelsstraßen zu einem Gemeinwesen mit städtischem Charakter darstellt und im 12. Jh. durch die Förderung vor allem der welfischen Sachsenherzöge weiter heranwächst, um sich schon im 13. Jh. als selbständiges bürgerliches Gemeinwesen dem Einfluß der Landesherrn mehr und mehr zu entziehen[1]),

[1]) Zur Entwicklung und Geschichte der Stadt Braunschweig vgl. L. Hänselmann, Geschichtl. Entwicklung der Stadt Braunschweig: Braunschweig i. J. 1897, Festschrift zur 69. Vers. deutscher Naturf. u. Ärzte, ferner Mack bei Görges-Spehr-Fuhse, Vaterländ. Geschichten u. Denkwürdigkeiten 1 (1925), 34ff.; P. J. Meier, Niedersächs. Städteatlas 1 (1922).

so darf dabei doch nicht vergessen werden, daß dieser städtischen Entwicklung mittelalterlicher Zeit eine viel längere Geschichte menschlicher Besiedlung des Stadtgebietes und seiner nächsten Umgebung voraufgegangen ist. Die Volkstumgeschichte einer Stadt wird deshalb unmöglich daran vorbeigehen können, die ältere und älteste Volksgeschichte der Landschaft, aus der die Stadt erwachsen ist, auch für die Gewinnung volkskundlicher Erkenntnisse für die Gegenwart heranzuziehen. Soviel Völker und Stämme auch im Laufe der Jahrhunderte im Wechsel der geschichtlichen Schicksale über ein Gebiet hinweggegangen sein mögen und so verschiedene Bevölkerungselemente gerade eine mittelalterliche Großstadt auch in sich vereinigt haben mag, immer ist etwas für alle Zeit Bleibendes auch aus der wechselnden volklichen Herkunft der Stadbevölkerung im Gesamtvolkstum bis zur Gegenwart zu erkennen. Die noch heute mit ziemlicher Sicherheit zu beobachtende und feststellbare Sonderart der Stadt Braunschweig erklärt sich nun, um das gleich vorwegzunehmen, aus einer zunächst geographisch zu erhärtenden ausgesprochenen Grenzstellung am Südrande der niederdeutschen Tiefebene und nahe dem Rande der deutschen Mittelgebirge, verbunden mit einer erdgeschichtlich bedingten Grenze der Bodenbeschaffenheit. Unmittelbar im Norden der Stadt zieht von Osnabrück, Minden, Hannover her nach Osten die Südgrenze des leichten Bodens der Geest gegenüber dem südlich im Harzvorlande sich ausbreitenden schweren Lößboden[1]). Diese Grenze hat nun auf die Bevölkerungsgeschichte der nordharzischen Landschaft eine vielfach entscheidende Wirkung ausgeübt, während gleichzeitig die von Süden nach Norden verlaufende Okerniederung vom Harz bis zur Aller ebenfalls als Völkerscheide gewirkt hat. Für die sehr alte Besiedelung unseres Gebiets sei nur kurz daran erinnert, daß wir in unmittelbarer Nähe Braunschweigs, bei Thiede, eine paläolithische Station haben und das Mesolithikum mit zahlreichen Fundstellen dicht um die Stadt herum vertreten ist[2]). In der jüngeren Steinzeit (um 4000—2000 v. Chr.) hat dann die nordische Kultur der großen Steingräber von Norden her die Lößgrenze nicht überschritten. Ihre südlichsten Ausläufer sind die „Lübbensteine" bei Helmstedt und das Kammergrab im Elm oberhalb Evessen[3]). Dagegen hat die von Südosten vordringende donauländische und ausgesprochen bäuerliche Kultur der sog. Bandkeramiker mit ihren zahlreichen erkennbaren Siedelungen im Lande nur das fruchtbare Lößgebiet bis zur Oker im Westen besetzt[4]). Erwägt man ferner, daß auch die von Westeuropa ausgehenden Schnurkeramiker, nach neuerer Meinung einParallelzweig des nordischen Urvolkes der Megalithkultur[5]), mit Funden im Lande vorkommen, in der ausgehenden Stein-

[1]) Vgl. die Karte bei Görges-Spehr-Fuhse a. a. O. 1, 4; auch Atlas Niedersachsen, bearb. v. K. Brüning (1934), Blatt 3, 4 u. 33, 1.

[2]) O. Krone, Vorgeschichte des Landes Braunschweig (1931) 29ff.

[3]) Krone a. a. O. S. 54ff.; Voges, Braunschweig. Magazin 1906, 196.

[4]) Jacob-Friesen, Die Grenze der Formenkreise von Megalith- und Brandkeramik in Hannover, Nachrichtenbl. f. Niedersachsens Vorgeschichte N. F. 2 (1925), 1ff. sowie Krone S. 59f.

[5]) Hans F. K. Günther, Herkunft und Rassengeschichte der Germanen (1934).

zeit die von Spanien vorstoßenden sog. „Glockenbecherleute" mit ihren Rundschädeln und glockenförmigen Gefäßen von Thüringen und der Saale her bis in das braunschweigische Gebiet reichen und die ersten Kupfergeräte mitbringen, daß endlich Mischkulturen verschiedenster Art (z. B. Rössen, Bernburg) sich gebildet haben[1]), so wird es verständlich, wenn man das nördliche Harzvorland zumal östlich der Oker „einen Tummelplatz und Gärbecken" der verschiedensten Völkergruppen vorgermanischer Zeit genannt hat[2]). Die Oker bildet auch für die Träger der Glockenbecher-Kultur im wesentlichen die Grenze, ebenso wie für die ziemlich gleichzeitig hier auftretende wieder von Südosten ausgehende Aunjetitzer Kultur der frühen Bronzezeit (etwa 2000—1600 v. Chr.[3]). An der hohen Blüte der nordischen germanischen Bronzekultur (um 1600—1200) hat unser Land noch keinen Anteil. Dann aber dringen in der jüngeren Bronzezeit (um 1200—800 v. Chr.) germanische Stämme landsuchend von der Altmark und Elbe herein, und dieser Zustrom und Durchgang von verschiedenen germanischen Stämmen dauert auch in den nächsten Jahrhunderten an, wobei im allgemeinen immer die Oker die westliche Grenze bildet. Fester greifbar werden für uns zuerst die niederelbischen Sueven, die seit etwa 500 v. Chr. um den Ostharz nach Thüringen fluten und seit etwa 150 n. Chr. auch das nördliche Harzvorland besetzt haben[4]). Dicht vor den Toren der Stadt Braunschweig, bei Weddel, ist erst kürzlich einer ihrer Friedhöfe mit den kennzeichnenden Urnenformen festgestellt und um Christi Geburt datiert worden. Im Gefolge der Sueven erscheinen Angeln und Warnen, germanische Stämme von der jütischen Halbinsel, offenbar die Gründer der Orte mit der Endung -leben, die von Magdeburg bis nahe an Braunschweig heranreichen (Fallersleben, Sambleben, Ampleben, Bansleben)[5]). Wie weit die rechts und links der Weser sitzenden Cherusker nach Osten gereicht haben, ist noch nicht hinreichend geklärt, doch scheinen sie die Oker, ja vielleicht sogar die Innerste nicht überschritten zu haben[6]), denn die suevischen Funde im braunschweigischen Harzvorland dauern bis ins 4. nachchristliche Jahrhundert an. Um diese Zeit aber ziehen dann die Sueven nach Süden ab, und in ihrem alten Gebiet erscheinen jetzt die Hermunduren, die für uns archäologisch noch nicht fest greifbar sind, und die dann offenbar ebenso wie die Reste der Sueven, Warnen und Angeln aufgehen in dem Großreiche der Thüringer (vgl. die um 800 entstandene

[1]) Krone S. 66ff. (Glockenbecher), 60 (Rössen), 64 (Bernburg).

[2]) Flechsig, Das nördliche Harzvorland als geschlossener Siedlungsraum in vorgeschichtlicher Zeit, Braunschweig. Heimat 1934, 106ff.

[3]) Krone S. 71ff.

[4]) Eichhorn, Der Urnenfriedhof auf der Schanze bei Großromstedt, Mannus-Bibliothek 41 (1927).

[5]) Die Literatur zu den Ortsnamen auf -leben zusammengestellt bei Benze, Zur Siedlungsgeographie der Helmstedter Mulde, Diss. Halle 1928, S. 33f. u. Karte 4, 2. — Auch die um Braunschweig nicht seltenen -stedt oder -stidde sowie ein Teil der -ingen Orte sind mit den Angeln und Warnen in Verbindung gebracht worden; vgl. Andree, Braunschweig. Volkskunde (1901) S. 64.

[6]) Zur Cheruskerfrage vgl. Edw. Schröder, Sachsen und Cherusker, Niedersächs. Jb. 10 (1933), 5ff.

„Lex Angliorum et Werinorum, hoc est Thuringorum"). Daß die Thüringer im Harzvorlande ihr Gebiet bis über die Oker hinaus etwa bis zur Innerste ausgedehnt haben, scheint ziemlich sicher zu sein. Im Ortsnamen „Thuringesbutli" (wüst im Norden von Braunschweig, vielleicht bei Querum)[1]) und im mittelalterlichen „Nordthuringau", der zwischen Aller, Ohre, Elbe und Bode sich erstreckte, lebte die Erinnerung an diese Verhältnisse deutlich lange fort, ebenso wie wir südlich davon im Bodeknie bis zur Selke einen „Schwabengau" finden[2]).

Diesem Thüringerreich hat dann im 6. Jh. der Vorstoß der vereinigten Franken und Sachsen ein Ende gemacht mit dem Ergebnis, daß der nordöstliche Teil als „Ostfalen" dem sächsischen Stammesgebiet einverleibt wurde. Wenn man auch heute nicht mehr der Meinung ist, daß die Sachsen von Nordelbingen, dem westlichen Holstein, aus sich über das niederdeutsche Flachland bis Ems, Harz und Elbe ausgebreitet haben, sondern daß vielmehr die Chauken zwischen Niederelbe und Niederweser stammesmäßig identisch mit dem später „Sachsen" genannten Volke sind[3]), so darf doch das auffallende Vorkommen der „Büttel"-Orte an der Niederelbe wie in Holstein und bei uns im Aller-Ohre-Winkel mit den südlichsten Ausläufern Wolfenbüttel und auf braunschweigischem Stadtgebiet Eisenbüttel und den Wüstungen Thuringesbutli und Everiksbutli (letztere beide im Norden des Stadtgebietes und 1031 zur Magnikirche gehörend)[4]) auf diese sächsische Landnahme gedeutet werden[5]).

Mit der Ausbreitung der Sachsen über unser Gebiet haben die großen Völker- und Stammesverschiebungen ihr Ende gefunden, denn die fränkische Unterwerfung des Sachsenlandes und spätere Zuwanderungen etwa von Niederländern, Juden, französischen Emigranten usw. haben die ursprüngliche stammesmäßige Zusammensetzung der Bevölkerung unseres Landstrichs und damit auch der aus ihm seit dem 11. Jh. hervorgegangenen Stadt bis tief ins 19. Jh. hinein nicht mehr erheblich beeinflußt. Immerhin nimmt man an, daß die auch um Braunschweig vorkommenden Hausenorte (Riddagshausen vor Braunschweig, Wendhausen) und vielleicht auch solche auf -heim auf fränkische Gründung und Kolonisation zurückgehen[6]). Bemerkenswert ist noch, daß die alte Völkerscheide der Okerniederung auch noch in geschichtlicher Zeit eine Bedeutung behalten hat, indem

[1]) Andree, Volkskunde S. 78; Dürre, Zs. d. histor. Ver. f. Niedersachsen 1869, 70.

[2]) O. Curs, Deutschlands Gaue im 10. Jh. (1908).

[3]) Kahrstedt, Die politische Geschichte Niedersachsens in der Römerzeit, Nachr. aus Niedersachsens Urgeschichte Nr. 8 (1934), 1ff.; Tackenberg, Chauken und Sachsen, ebd. S. 21ff.

[4]) P. J. Meier, Niedersächs. Städteatlas 8, 20 u. 22; UB d. Stadt Braunschweig 2 (1900), Nr. 1.

[5]) Fiesel, Frühmittelalterl. Siedlung mit dem Grundwort büttel, Zs. f. Ortsnamenforschg. 9 (1933), 231ff. u. 10, 50ff., dazu Folkers, Die Herkunft der Ortsnamen auf -büttel in Schleswig-Holstein, Zs. d. Ges. f. schlesw.-holstein. Gesch. 62 (1934), 1ff. und Edw. Schröder in Nds. Jb. 11 (1934), 222ff.

[6]) Andree S. 76; Benze S. 34ff.; Schlüter, Die Siedelungen im nördlichen Thüringen (1903).

nämlich die Oker die Grenze bildete zwischen den Diözesen der Bistümer Hildesheim und Halberstadt und also die Stadt Braunschweig unter beide Kirchenprovinzen geteilt war[1]). Ob die Oker auch die Grenze zwischen den sächsischen Teilstämmen der Engern und Ostfalen gebildet hat, läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen, wenn man auch mundartliche Unterschiede östlich und westlich der Linie Harzburg—Braunschweig beobachtet hat[2]).

Dies Eingehen auf die vor- und frühgeschichtlichen Verhältnisse war erforderlich, weil damals sich die Grundlagen für das Volkstum unserer Stadt gebildet haben. Sie liegen in der Mischung von ausgesprochen norddeutschen mit mitteldeutschen Elementen des germanischen Volkes, zum mindesten von sächsischen und thüringischen, wobei zwar die Bevölkerung des alten Thüringerreiches wiederum niederdeutsche Elemente enthielt, die aber bereits in vorsächsischer Zeit fraglos einen mitteldeutschen Charakter angenommen hatte. Der Grenzstellung, die unsere Stadt landschaftlich einnimmt am Südrande der niederdeutschen Ebene und in geringer Entfernung vom Nordrande der deutschen Mittelgebirge, entspricht also auch die Lage inmitten eines starken Mischgebietes von Rassen, Völkern und Stämmen seit neolithischer Zeit. Es wird zu zeigen sein, wie sich diese Grenzstellung auch im Volkstum der geschichtlichen Zeit bis zur Gegenwart in seinen sichtbaren Äußerungen wie in der gesamten Wesensart der Stadt ausgewirkt hat. Dabei ist zu berücksichtigen, wie zu der durch die Bevölkerungszusammensetzung gegebenen Veranlagung und zu den Stadt und Land verbindenden Momenten im Laufe der Jahrhunderte andere, vornehmlich geschichtlich-politischer und kultureller Art hinzugekommen sind, um das Gesicht der Stadt so zu gestalten, wie wir es heute sehen.

Bei allen diesen Erörterungen über unser Volkstum werden wir zunächst davon ausgehen müssen, daß Braunschweig eine sog. „gewachsene" Stadt gewesen ist im Gegensatz zu den „gegründeten" Städten z. B. im ostelbischen Kolonisationsgebiet. Wohl hat Heinrich der Löwe den Stadtteil Hagen planmäßig neu gegründet und die Neustadt stadtmäßig ausgebaut, aber er fand doch bereits den Kern einer Marktsiedlung in der Altstadt vor, eine Burg, mehrere Kirchen- und Klostergründungen, dazu verschiedene dörfliche Siedelungen, wie Dankwarderode, dessen Name auf die Burg übergegangen ist, ferner Marquarderode, Münstedt, Ottenrode, Hünessen, Reindagerot und andere Wüstungen, dazu am rechten Okerufer das namengebende Herrendorf „Bruneswic". Die Bewohner aller dieser Dörfer werden früher oder später in die Markt- und Stadtsiedelung aufgegangen sein, ohne daß wir uns hier mit den rechtlichen Verhältnissen und den umstrittenen Anfängen der Stadt Braunschweig befassen wollen[3]). Die ersten Be-

[1]) Böttger, Diöcesan- und Gaugrenzen Norddeutschlands (1874—76).

[2]) Damköhler, Gruppierung und Herkunft der Besiedler des Harzes, Braunschweig. Magazin 1905, 91ff.; derselbe, Die Mundarten des Harzgaues und seines Randgebietes (1928).

[3]) P. J. Meier, Nds. Städteatlas S. 22, hier S. 13 auch die Literatur über die Anfänge der Stadt Braunschweig.

wohner der Stadt werden sich also volklich nicht von denen der Umgebung unterschieden haben, wenn freilich auch der Zuzug fremder Bestandteile bei einer Stadt von der wirtschaftlichen Bedeutung Braunschweigs nie ganz außer acht gelassen werden darf und z. B. schon der freilich erst 1351 urkundlich belegte Name der Friesenstraße auf die Ansiedelung friesischer Volksteile hinweist[1]). Auch der Zuzug süddeutscher ritterlich-höfischer wie geistlicher Elemente ist seit welfischer Zeit erkennbar und nicht zu vergessen. Einen sicheren Anhaltspunkt aber für das Überwiegen einer im umgebenden Lande bodenständigen Bevölkerung bieten für die nächsten 2 Jahrhunderte die Namen der Einwohner, wie sie in den mittelalterlichen Urkunden vorkommen. Soweit die Personennamen, die aus den bis 1350 gedruckt vorliegenden Urkunden aus der Stadt Braunschweig bekannt sind[2]), sichere Rückschläge auf die Herkunft der Bürger gestatten, d. h. vorwiegend nach Ortsnamen und der Bezeichnung „van" oder „de" gebildet sind, ergibt sich, daß die weitaus überwiegende Mehrzahl aus den nächst angrenzenden Landstrichen stammt. Wenn man für diese nähere Umgebung und zugleich den kulturellen wie wirtschaftlichen Geltungsbereich der Stadt eine Rundzone von 75 km Radius annimmt, gelangt man zu einer Grenzlinie, die von folgenden Orten gebildet wird: Uelzen, Salzwedel, Gardelegen, Magdeburg, Egeln, Quedlinburg, Ellrich, Nordhausen, Stadtoldendorf, Bodenwerder, Münder, Wunstorf, Müden und zurück nach Uelzen. In der Zeit von 1031—1320 stammen aus diesem Gebiet 202 Personennamen, während nur 41 aus weiter entfernten Orten gekommen sind. Für die Zeit von 1321—1350 ist das Verhältnis 314 : 82. Das bedeutet, daß rund 75 % der Zuziehenden aus den umliegenden Kreisen in die Stadt gekommen sind, unter denen wieder die Mehrzahl aus den jetzigen braunschweigischen Kreisen Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, den hannoverschen Kreisen Peine, Gifhorn, Celle, Burgdorf, Hildesheim, Marienburg und Goslar, den altmärkischen Kreisen Neuhaldensleben und Gardelegen sowie Oschersleben und Halberstadt, also aus dem nordharzischen Gebiete stammen. Das gleiche Ergebnis hat eine entsprechende Betrachtung der Neubürger nach ihrer Herkunft. In den Jahren 1031—1320 kommen 43 Neubürger mit Orts-Personennamen aus der 75-km-Zone und nur 11 von weiterher. Für die Jahre 1321—1350 ist das Verhältnis 141 : 33. Zu ganz ähnlichen Ergebnissen sind noch nicht veröffentlichte Untersuchungen über die Herkunft der Zuziehenden aus den folgenden Jahrhunderten bis ins 18. Jh. hinein gelangt. Die zunächst als Stichprobe untersuchten und in Kartothekform verzeichneten Neubürgerlisten des Braunschweiger Stadtarchivs ergaben für die Zeit von 1351—1724 für den Buchstaben A von 240 ihrer Herkunft nach feststell-

[1]) H. Meier, Straßennamen der Stadt Braunschweig (1904) S. 42. — Nach Hänselmann a. a. O. S. 4f. sind die Friesen in Braunschweig um die Wende des 12. und 13. Jh. angesiedelt worden. Vor einer Überschätzung der niederländischen Ansiedler warnt Folkers, Volk und Rasse 2 (1927), 236.

[2]) UB der Stadt Braunschweig, hrsg. v. Hänselmann und Mack, 4 Bde. 1873 bis 1912.

baren Neubürgern nur 35 Namen, die auf eine Herkunft außerhalb der beschriebenen 75-km-Zone schließen lassen. Erst nach der starken Zunahme der Bevölkerung, wie sie nach 1850 eintrat (1550 rund 14000 Einwohner, 1671: 20000, 1814: 30000, 1871: rund 58000), mehren sich die fremden und nicht aus der umgebenden Landschaft stammenden Bevölkerungselemente, und auch dann noch ermöglicht das starke Eigenleben einer alt bodenständigen Bevölkerung eine oft fast restlose Einschmelzung dieser an sich fremden Bestandteile[1]).

Wir haben also guten Grund, das Volkstum der Stadt Braunschweig aus den in vor- und frühgeschichtlicher Zeit geschaffenen stammesartigen Grundlagen seiner Umgebung zu erfassen. Braunschweig gilt heute ebenso wie das Land allgemein als eine „niedersächsische" Stadt. Wir haben hier an dieser Stelle keine Veranlassung, uns mit dem viel umstrittenen Begriff „Niedersachsen" und seinen Grenzen zu befassen. Soviel aber muß zur Klärung der Sachlage doch gesagt werden, daß Niedersachsen niemals ein einheitlicher, etwa von Emden und Bremen über Osnabrück bis Münden und Göttingen reichender und den Harz und die Weserberglande umfassender Volkstumsbegriff gewesen ist, sondern aus politischen Grenzsetzungen heraus entstanden ist. Auch bei den neuerlichen Versuchen einer Abgrenzung von „Niedersachsen" spielen alte politische Grenzen, wie z. B. die der Provinz Hannover, und wirtschaftspolitische Fragen eine große Rolle[2]), und wenn sich die volkskundliche Forschung diesem neuen Begriff Niedersachsen vielfach, z. B. in W. Peßlers Volkstumsatlas von Niedersachsen[3]), angeschlossen hat, so nimmt sie im Grunde Volkstumsgrenzen vorweg, die der Gesamtatlas erst feststellen soll. Soviel aber ist schon heute zu erkennen, daß das Volkstum der Stadt Braunschweig niemals allein aus einem Sachsentum zu erklären ist. Wenn J. Nadler einmal sagt: „Der Ostfale war gar kein reiner Sachse, seine Ahnen waren Thüringer, die gewaltsam zu Sachsen wurden"[4]), so können wir diesem Urteil auch für Braunschweig nur zustimmen. Es tut dabei auch wenig zur Sache, daß Braunschweig unumstritten innerhalb des niedersächsischen Sprachgebiets liegt, wobei wir auch hier wieder die Frage offen lassen wollen, ob und wieweit die Bezeichnung „niedersächsisch" für die niederdeutsche Mundart sprachgeschichtlich richtig ist[5]). Wie sehr sich aber innerhalb des nieder- oder plattdeutschen Sprachgebietes die Mundarten der verschiedenen Landschaften, und zumal die an der Küste von denen an der Südgrenze unterscheiden, weiß jeder, der einmal mecklenburgisches oder Bremer Platt mit dem braunschweigischen vergleicht. Die niederdeutsche Sprachgrenze, gekennzeichnet vor allem durch das „ik" auf der einen, „ich" auf der oberdeutschen Seite, zieht freilich mehr als 60 km

---

[1]) Vgl. Hellpach a. a. O.

[2]) K. Brüning, Niedersachsen im Rahmen der Neugliederung des Reiches, 2 Bde., 1929 u. 1931.

[3]) 1. Lieferung 1933.

[4]) Nadler, Die deutschen Stämme und Landschaften 2, 117.

[5]) Vgl. Lauffer, Land und Leute in Niederdeutschland (1934) S. 67ff.

südlich der Stadt Braunschweig durch den Harz auf der Linie Lauterberg, Benneckenstein, Hasselfelde, Ballenstedt[1]). Sie gilt jedoch heute nicht mehr als eine Grenze von bleibender „historischer Scheidekraft", und verfeinerte Beobachtungen vor allem von seiten des Deutschen Sprachatlas lassen erkennen, wie, abgesehen von dem allgemein feststellbaren Zurückweichen der niederdeutschen Mundarten nach Norden, auch auf rein niederdeutschem Sprachgebiet unter bestimmten Einflüssen kultureller und verkehrsgeschichtlicher Art sich sprachliche Neuformungen vollziehen. Sie sind besonders gut in ihrer treppenartig nach Nordwesten vorstoßenden Richtung auf ostfälischem Boden zu erkennen, wo Braunschweig und Magdeburg offenbar die Ausgangspunkte sind. Ein „mik"- und „dik"- oder „dek"- bzw. „jich"-, „juk"-Gebiet gegenüber rein niederdeutsch „mi", „di" und „ju", „juch" stößt über die Sprachgrenze nordwestlich bis über Hannover und Uelzen vor. Braunschweig selbst liegt auf einer „beter" — „besser" Grenze[2]). Man hat in diesem Zusammenhang auch darauf hingewiesen, daß Heinrich der Löwe, jedenfalls von Vaterseite, süddeutscher Herkunft war und die Dichter an seinem Hofe in der mhd. Literatursprache und nicht etwa mnd. geschrieben haben. Immerhin wird niemand bestreiten wollen, daß Braunschweig selbst immer sprachlich eine niederdeutsche Stadt gewesen ist, und auch nach der Entstehung der nhd. Schriftsprache im 16. Jh. ist bis in den Beginn des 19. Jh. das Niederdeutsche die eigentliche volkstümliche Umgangssprache der Bevölkerung geblieben. Unter dem Einfluß aber der Amts- und Gerichtssprache, die sich um die Mitte des 16. Jh.s schon in den Erlassen und Ordnungen des Rates (zuerst 1553) auf die hochdeutsche Sprache umstellte und der sogar der alte niederdeutsche Name der Stadt „Brunswik" zum Opfer gefallen ist[3]), läßt sich dann ein immer schnellerer und im 19. Jh. gewaltig zunehmender Rückgang unserer niederdeutschen Mundart feststellen, die dann endlich zur Sprache der sozial niederen Schichten der Bevölkerung geworden ist[4]) unter gleichzeitiger Verderbung durch allerlei Mischdialekte, der die ostfälische Mundart an der Grenze zu den oberdeutschen Dialekten ihrer Natur nach leichter unterliegt. An der neuniederdeutschen Bewegung der neueren und neuesten Zeit hat deshalb Braunschweig auch keinen nennenswerten Anteil, soweit es sich um schöpferische literarische Kräfte handelt.

So wichtig nun auch die Sprache für die allgemeine Färbung der Volksart sein mag, unbedingt entscheidend für das Volkstum ist sie nicht und jedenfalls nicht geeignet, für Braunschweig daraus Rückschlüsse auf einen besonders ausgeprägten niederdeutschen oder niedersächsischen Charakter zu ziehen. Die behäbige und gemütliche Breite des Küstenplatts sucht man bei uns ebenso vergebens wie die damit in Einklang stehenden Charak-

[1]) Haushalter, Die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden a. d. Werra bis Staßfurt a. d. Bode (1883).

[2]) A. Bretschneider, Deutsche Mundartenkunde (1934) S. 84ff., dazu Deutscher Sprachatlas Karte 5, 21 u. 25.

[3]) Einzelnachweise bei Andree S. 50ff.

[4]) Witting in: Die Stadt Braunschweig, Handbuch für Einheimische und Fremde, hrsg. von H. Schröder und W. Aßmann (1841) S. 139.

terzüge des rein niederdeutschen Menschen. Wenn wir auch berücksichtigen müssen, daß in den Städten und zumal in größeren wie Braunschweig infolge von allerlei Vermischungen, Abschleifungen und zugewanderten fremden Elementen und Einflüssen neuerer Zeit das Volkstum heute niemals mehr in seiner Reinheit angetroffen werden kann wie auf dem flachen Lande, so lassen sich doch die wichtigsten Wesenszüge und das gesamte Lebensgefühl unserer Bevölkerung mit einiger Sicherheit erkennen, und zwar nicht nur rein gefühlsmäßig und auf Grund von immer mehr oder weniger persönlich gefärbten Beobachtungen[1]). Hier leistet uns die Geschichte gute Dienste, denn sie lehrt uns, daß der stadtbraunschweigischen Bevölkerung eine ungleich größere Beweglichkeit eigen ist, als wir sonst gemeinhin in Niederdeutschland antreffen. Nicht selten in der wechselvollen Geschichte unserer Stadt hat sich diese Charakteranlage in innerpolitischen Gärungen, Unruhen und Gewalttaten gegen die bestehende Ordnung entladen. In kaum einer anderen niedersächsischen Stadt ist die mittelalterliche demokratisch-revolutionäre Zunftbewegung der Handwerker gegen den alten patrizischen Rat so stürmisch verlaufen wie in Braunschweig. Man denke nur an die Unruhen und Verfassungskämpfe von 1292—94, 1374—80, die damals sogar zu einer Ausstoßung der Stadt aus der Hanse geführt haben, dann wieder 1445, die „Schicht" des Ludeke Hollant von 1488 und den Aufruhr der besitzlosen Elemente von 1513[2]). Ja noch im 16. und 17. Jh. hat die leicht entfesselte Leidenschaft der Parteiungen innerhalb der Bürgerschaft zur Zeit der Reformation und später eines Henning Brabant 1602—04 und Rörhandt 1614 die Gemüter gewaltig erregt und zu den scheußlichsten Bluttaten hingerissen[3]). Man lese nur das um 1520 entstandene prachtvolle „Schichtbuch" des braunschweigischen Zollschreibers Hermann Boten mit der lebenswarmen Schilderung der inneren Unruhen von 1292—1513, um sich ein anschauliches Bild von dem politischen Temperament der Bürger jener Zeit machen zu können[4]). Es eröffnen sich dabei auch gewiß bemerkenswerte Ausblicke auf die jüngste Vergangenheit, wenn schon bei dem Aufruhr von 1513 die Bewohner der Mauern-, Friesen-, Schöppenstedter- und Ritterstraße, des Klints und Nickelnkulks als die Hauptunruhstifter genannt werden. Deshalb ist es auch wohl nicht richtig, daß die Neigung zum extremen Marxismus nach 1918, wie man wohl gemeint hat, allein den eingewanderten Bevölkerungselementen zur Last gelegt wird[5]). Schon der bedeutende niederdeutsche Geschichtsschreiber des ausgehenden Mittelalters Albert Krantz († 1517)

[1]) Wie etwa von Witting a. a. O. S. 141ff., wo er von Rechtlichkeit und Biederkeit, Solidität im Geschäftsleben, Natürlichkeit und Häuslichkeit, Wohltätigkeitssinn usw., allerdings auch von einem ausgesprochenen Selbstgefühl spricht.

[2]) Mack, Innere Unruhen in der Stadt Braunschweig 1294—1514, bei Görges-Spehr-Fuhse a. a. O. 1, 94ff.

[3]) Mack, Zur Katastrophe Hennig Brabants, Braunschweig. Jb. 2 (1903), 149ff. sowie bei Görges-Spehr-Fuhse 1, 99ff.

[4]) Chroniken der deutschen Städte 6 und 16, hrsg. von L. Hänselmann sowie Das Schichtbuch. Nach dem Niederdeutschen bearb. von L. Hänselmann 1886.

[5]) Banse bei Görges-Spehr-Fuhse 1, 14.

hatte wohl seine Gründe, wenn er in seiner „Saxonia" sagen konnte: „Die Braunschweiger sind ein ungezogen Volk, allzeit zu Empörungen geneigt." Mit Recht hat man auch darauf hingewiesen, wie die Schwänke von Till Eulenspiegel, die um 1500 in Braunschweig entstanden sind, gerade hier erfunden werden konnten, denn in diesen Geschichten lebt die gleiche „Ungezogenheit" und Aufsässigkeit, nur kleidet sich im Till Eulenspiegel der Gegensatz zwischen Arm und Reich und die offensichtliche Parteinahme für die kleinen Leute gegen die bestehende Gesellschaftsordnung in die harmlos scheinende und doch vom Ernst des Lebens durchsetzte Form eines launigen Humors[1]). — Zu solchen sozial-revolutionären Anlagen und vielfach im engsten Zusammenhang mit den inneren Parteiungen kam die besondere außenpolitische Stellung der Stadt zu ihren Landesherren und der dauernde und lange Zeit erfolgreiche Kampf um ihre Selbständigkeit, der sich in einer stets kämpferischen Haltung, einem oftmals überspannten städtisch-bürgerlichen Stolz, in Überheblichkeit, Drang nach Unabhängigkeit und hochmütiger Abschließung äußerte[2]).

Die gleiche Lebensfülle und Beweglichkeit, übertragen auf die Form, gewahren wir im äußeren Bilde der Stadt, das uns ja doch in seinen wesentlichen alten und bodenständigen Zügen aus dem 15.—18. Jh. noch erhalten geblieben ist. Welch ein Unterschied wiederum gegenüber einer rein niederdeutschen Stadt, etwa Celle, Lüneburg oder gar Bremen und Lübeck! Jede Stadt ist auch in ihrer äußeren Gesamterscheinung ein getreues Abbild der Volksart. Dabei denken wir weniger an unsere Kirchen, obwohl auch sie mit ihrem Baumaterial, dem Haustein vom Nußberg und Elm, wie in ihren Formen mit den schlanken himmelanstrebenden Türmen, den reich durchbrochenen Glockenhausgiebeln und dem figürlichen Schmuck ihrer Seitenschiffgiebel nur im Übergangsgebiet von der niederdeutschen Tiefebene zum mitteldeutschen Bergland denkbar sind[3]). Entscheidender aber für das Bild einer Stadt sind ihre Wohnbauten, und da gewahren wir bei Braunschweig wieder den engen Zusammenhang zwischen der umgebenden Landschaft und der aus ihr erwachsenen Stadt. Neben der Sprachgrenze spielt für die Erkenntnis alter volklicher Verhältnisse die sog. „Hausgrenze" eine Rolle, und zwar in unserem Falle die Südgrenze des niedersächsischen Bauernhauses, dieses äußerst kennzeichnenden Einbaues, der mit dem Giebel zur Straße stehend unter einem mächtigen eichenen Ständerwerk und weit ausladenden Dach die Wohnung der Menschen wie die Ställe für das Vieh vereinigt. Nur aus der oben gezeigten Stammesgeschichte unserer Landschaft ist es nun zu verstehen, wenn die bekannte Südgrenze des sog. sächsischen Hauses, nach neuerer Auffassung des bereits vorsächsischen Geesthauses, abweichend von der niederdeutschen Sprachgrenze von Kassel über Münden, Uslar, Stadtoldendorf, Alfeld,

[1]) Hoppe, Die kulturelle Bedeutung Braunschweigs, Braunschweig. Heimat 1935, 3.

[2]) Mack, Die Belagerungen der Stadt Braunschweig vom 15. bis 17. Jh., bei Görges-Spehr-Fuhse 1, 107ff.

[3]) Vgl. Lauffer, Dorf und Stadt in Niederdeutschland (1935) S. 110f. u. 117; Steinacker, Die Baukunst im braunschweig. Kulturkreise, Braunschweig. Heimat 1935, 9ff.

Hildesheim, dann in östlicher Richtung nach Braunschweig, Oebisfelde, Gardelegen usw., zurückweicht[1]). Auch wenn wir berücksichtigen, daß in ähnlicher Weise wie die niederdeutsche Sprache auch das sächsische Haus in geschichtlicher Zeit vor den kulturell überlegenen oberdeutschen Haustypen nach Norden zurückgewichen ist, steht doch fest, daß alle Orte im Süden und Westen der Stadt das sächsische Haus niemals gekannt haben. Während wir im Norden, in den heute zum Stadtgebiet gehörenden Dörfern Lehndorf, Oelper, Gliesmarode und Querum wie in Bienrode, Volkmarode, Waggum u. a., noch jetzt niedersächsische Bauernhäuser oderdoch ihre Spuren wahrnehmen können, treffen wir bereits im ebenfalls eingemeindeten Melverode im Süden, dann auch in den ganz nahe gelegenen Dörfern Rautheim, Mascherode, Hötzum, Klein-Schöppenstedt, Erkerode am Elm, Klein- und Groß-Stöckheim vor Wolfenbüttel die thüringisch-mitteldeutsche Bauweise. Kennzeichnend aber für sie ist die Querlage zur Straße[2]), die strengere Scheidung von Wohn- und Wirtschaftsräumen und die Neigung zur vierseitigen Gehöftanlage, wie wir sie bereits in den Dörfern südlich des Elms antreffen[3]). Da kein Zweifel mehr darüber bestehen kann, daß das städtische Wohnhaus aus dem Bauernhause hervorgegangen ist[4]), hat es für Braunschweig eine ganz besondere Bedeutung, daß hier unsere alten Fachwerkbauten sämtlich mit der Traufseite zur Straße liegen, d. h. also dem mitteldeutschen Typ folgen. Im Gegensatz dazu treffen wir in den nördlichen Nachbarstädten Gifhorn, Celle, Peine oder gar Lüneburg[5]) nur Giebelhäuser und in Hannover beide Typen nebeneinander[6]). Ebenso bezeichnend für die Grenzstellung Braunschweigs auch auf dem Gebiete des Wohnbaues ist es ferner, wenn das braunschweigische Bürgerhaus die zweigeschossige Dele vom niedersächsischen Bauernhause übernommen hat und ebenso wie das rein niederdeutsche Stadthaus etwa in Bremen und Hamburg durch Einbauten und vor allem durch ein Zwischengeschoß städtisch weiter ausgestaltet hat. Immer aber beginnt die Vorkragung unserer Fachwerkhäuser erst oberhalb der Dele und des Zwischengeschosses[7]).

[1]) W. Peßler, Das altsächs. Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung (1906); derselbe, Das Abweichen der altsächs. Hausgrenze von der niederdt. u. niedersächs. Sprachgrenze. 12. Jahresbericht d. geograph. Ges. zu Hannover. Die Karte auch bei Lauffer, Niederdt. Volkskunde (1917).

[2]) Andree, Die Südgrenze des sächs. Hauses im Braunschweigischen, Zs. f. Ethnologie 1894, 25ff., und Br. Volkskunde [2] S. 181ff.; Bau- u. Kunstdenkm. d. Herzogtums Braunschweig 2 (1900), 10 (Bienrode), 29 (Erkerode), 51 (Hötzum), 64 (Lehndorf), 97 (Mascherode), 106 (Melverode), 108 (Oelper), 118 (Rautheim), 189 (Kl.-Schöppenstedt), 204 (Kl.-Stöckheim), 222 (Volkmarode), 224 (Waggum), 226 (Weddel) sowie 3, 132 (Gr.-Stöckheim). [3]) Andree, Volkskunde S. 196ff.

[4]) Lauffer, Dorf und Stadt 169; derselbe, Das deutsche Haus (1919) S. 68ff.

[5]) Lüneburg: Bau- und Kunstdenkm. d Prov. Hannover 3, 2 u. 3 (1906); Gifhorn, ebda. 4 (1931) 142ff.

[6]) Peßler, Alt-Hannover (1926) S. 44ff.; Leonhardt, Straßen und Häuser im alten Hannover, Hannov. Geschbl. 27 (1924), 22ff.; Bau- u. Kunstdenkm. d. Prov. Hannover: Stadt Hannover (1932) S. 435ff.; Lauffer, Dorf und Stadt S. 119f.

[7]) Meier und Steinacker, Die Bau- u. Kunstdenkm. d. Stadt Braunschweig (1926) S. 79ff. mit Abb. 149 u. 154; Lauffer, Haus S. 72ff.; Unglaub, Die Diele im nds. Bauernhaus u. norddt. Bürgerhaus (Lübeck o. J.).

Ebenso wie die Bauart als solche ist der äußere Schmuck unserer Wohnbauten bezeichnend für das ihm zugrunde liegende Gefühl seiner Bewohner. Wir kennen sie ja alle vom täglichen Ansehen, die lebhaft mit bunt bemalten Schnitzereien verzierten Schwellbalken, die kräftig profilierten Knaggen oder Konsolen, die derben und durchaus volkstümlichen figürlichen Darstellungen, die sog. „Drollerien" in Köpfen, Figuren und ganzen Szenen (Luderziehen), die auch in den Gestalten der Heiligen eine bodenständige Volkstümlichkeit verraten und selbst nach dem Eindringen modischer Renaissanceornamente auch in dieser an sich fremden Formen- und Gestaltenwelt der Allegorie noch durchaus eigene Züge bewahren[1]). Die neben erbaulich-biblischen Sprüchen oft vorkommenden launigen Inschriften weisen in die gleiche Richtung. Vergleicht man diese braunschweigischen Fachwerkbauten mit denen in Celle oder Hannover, so wird sofort die viel größere Lebendigkeit und Bewegtheit der Formensprache in den braunschweigischen Bauten bemerkbar, und die Beziehungen gehen von hier viel stärker nach Hildesheim, Goslar und zu den Harzstädten[2]), während schon der hannoversche Fachwerkstil sehr viel nüchterner und strenger, wenn man will also „niederdeutscher" anmutet. Stadt- und Straßenbilder, wie der Altstadtmarkt, der Wollmarkt, Meinhardshof, Hagenbrücke u. a., sind in ihrer bewegten Linienführung und Formgebung trotz aller Geschlossenheit des Gesamteindrucks weiter nördlich im Flachlande undenkbar. Wir könnten diese südniedersächsisch-ostfälische Note weiter verfolgen auf dem Gebiete der bildenden Kunst und des literarischen Schaffens. Immer und überall gehen die Beziehungen und das gemeinsame Lebensgefühl nach dem Harzvorlande von Hildesheim bis Quedlinburg, nicht nach dem Norden zur Heide und Küste.

Tiefebene und Hügelland bedeuten auch für die geistige Haltung und das künstlerische Schaffen „stammhafte Unterschiede" (Nadler). Das 1745 in Braunschweig gegründete Collegium Carolinum zog seine geistigen Kräfte so gut wie ausschließlich aus Mitteldeutschland heran. Hermann Löns, der Dichter der Heide, fühlte sich schon im Harz nicht mehr recht wohl, und das Volk redet ihm da zuviel[3]). Dagegen wurzelt Wilhelm Raabes tiefsinnige und in die geheimsten Falten des Lebens dringende Erzählungskunst, verbunden mit einer feinen Ironie und einer launigen und nicht selten ins Absonderliche gehende Darstellungsart durchaus in ostfälischem Boden. Offensichtlich aber drängen sich überhaupt die schöpferischen Leistungen der Literatur gegen das mitteldeutsche Bergland zusammen. Der „sächsische Geist" ist hier, wie etwa in den Mitgliedern

[1]) Meier und Steinacker a. a. O.; Edel, Die Fachwerkhäuser in der Stadt Braunschweig, Braunschweig. Heimat 1928; Braunschweig, aufgen. v. d. staatl. Bildstelle Berlin, beschrieben von P. J. Meier 1929; Braunschweig. Verkehrszs. Heft 3 (Oktober 1930).

[2]) Vgl. Habicht, Der niedersächs. Kunstkreis (1930) S. 81ff.; M. Sonnen, Holzbauten östlich der Weser (1926); P. J. Meier, Braunschweig (Stätten der Kultur 27) S. 60f.; Lachner, Die Holzarchitektur Hildesheims (1882); Steinacker, Die Holzbaukunst Goslars (1899).

[3]) Löns, Dahinten in der Heide S. 139 (Feldausgabe).

der braunschweigischen Familie Huch, wandlungsreicher und vielgestaltiger und der ostfälischen Dichtung wesentlich die „Schau in Gegensätzen" und „ein Zweifel an der Wertbeständigkeit des Seins"[1]).

Für die Schöpfungen der bildenden und angewandten Kunst ist es bisher nicht gelungen, einen einheitlichen niedersächsischen Kunstkreis festzustellen. Die braunschweigische und hildesheimische Kunst geht eben doch andere Wege als die westfälische und hansische trotz aller anerkannten Wechselwirkungen. Diese Probleme sind indessen in letzter Zeit wiederholt erörtert worden[2]). Nur auf ein Gebiet sei hier hingewiesen, das weniger allgemein bekannt und noch weniger in seiner wirklichen Bedeutung gewürdigt wird: die Münzprägekunst der Zeit Heinrichs des Löwen und seiner ersten Nachfolger. Was hier in den nur einseitig aus Silberblech geprägten Hohlmünzen oder sog. Brakteaten an höchster Stempelschneidekunst geleistet worden ist, beschränkt sich ausschließlich auf die Harzvorlande von Goslar und Hildesheim über Braunschweig, Helmstedt, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg bis Anhalt und Brandenburg. Braunschweig aber ist im Zusammenhang mit den sonstigen Kunstbestrebungen Heinrichs des Löwen ohne Frage ein Hauptmittelpunkt dieser Brakteatenkunst gewesen, und die Beziehungen gehen von den Brakteaten zur Goldschmiedekunst, Kleinplastik und Malerei jener Zeit. Das ostfälische Brakteatengebiet aber hat seinen unmittelbaren Anschluß über den Ost- und Südharz nach Thüringen, Hessen und Meißen, während der niederdeutsche Norden zwischen Weser und Elbe etwa in Lüneburg, Hamburg, Lübeck und Bremen nur meist unbedeutendere Ausläufer dieser hochstehenden Münzkunst hervorgebracht hat[3]).

Nur mit einigen die Richtung anzeigenden Hinweisen konnte in diesen Ausführungen angedeutet werden, wie ich mir eine einmal zu schreibende Volkskunde der Stadt Braunschweig und überhaupt eine städtische Volkskunde denke. Hier handelte es sich allein um den Nachweis der allgemeinen Wesensart einer Stadt und ihre Erklärung aus der Zusammensetzung des Volkstums und der Geschichte. Im einzelnen müßte dann weiter dem besonderen städtischen Brauchtum, dem städtischen Niederschlag des Volksglaubens wie der Volksdichtung und den volkstümlichen Sachgütern nachgegangen werden, um endlich aus all den vielen einzelnen Zügen ein abgerundetes Gesamtbild zu gewinnen. Da der Altonaer Forscher, dem diese Zeilen gewidmet sind, mit ebensoviel Verständnis und Liebe seine Arbeiten dem Volkstum seiner Stadt wie dem der schleswig-holsteinischen Landschaft zugewendet hat, mögen die hier gegebenen Ausführungen dem Jubilar zeigen, daß seine Anregungen auf fruchtbaren Boden gefallen sind.

---

[1]) Nadler, Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes [2] (1934) S. 81 u. 87ff.

[2]) Habicht, Nds. Kunstkreis a. a. O.; derselbe, Die Kunst im südniedersächs. Raum, Niederdt. Welt 1934, 10, dazu Lauffer, Land und Leute S. 30, und die Besprechung des Buches von Habicht von Fink im Nds. Jb. 7 (1930), 362f.

[3]) O. Meier, Prachtstücke niedersächs. Mittelaltermünzen, Niedersächs. Kunst 11 (1925); W. Jesse, Die deutschen Brakteaten im Rahmen der Kunstgeschichte, Mittlgn. d. Bayerischen numismat. Ges. 48 (1930), 66ff.

Volkskundliches und Volkskunstforschung zur Unterbauung neuer kunstgeschichtlicher Betrachtung.

Von Alfred Kamphausen.

Man sprach vor einigen Jahren von einer Krisis der Kunstgeschichte wie von einem späten Eingeständnis. Es wurde da eine Auswirkung soziologisch bedingter Interessenverschiebungen, in deren Folge auch die Kunst eine andere Stelle innerhalb der Rangordnung der Kulturwerte erhalten hatte, bewußt. Die Kunstforschung, die ihre Allgemeinbedeutung aus ihrer Arbeit, der Herausstellung und Vermittlung ästhetischer Hochwerte, erläuterte und ihre eigentlichste Form in der Monographie fand, sah ein starkes Nachlassen der bisherigen Aufnahmebereitschaft in der Gesellschaft. Unter diesen veränderten Umständen hat die Kunstgeschichtsschreibung eine andere Richtung genommen und sich mit stark verlagerten Fragekomplexen einen verbundeneren Ansatzpunkt in den Geisteswissenschaften gesucht. An Stelle der Betrachtung, die in der Kunst einen absoluten Selbstwert sah, ihren Äußerungscharakter nur am Rande erwähnte und den letzten überspitzten Ausdruck in der vornehmlich von Wölfflin vertretenen Lehre der Eigengesetzlichkeit künstlerischer Formentwicklung erreichte, tritt mehr und mehr eine Kunstgeschichtsforschung, die in den Kunstschöpfungen den Niederschlag geistigen oder allgemein-kulturellen Geschehens sieht und hauptsächlich die Wendepunkte der künstlerischen Entwicklung, die Wurzelverzweigung eines Werks mehr als die Höhen und das Vollendete untersucht. Kunst gilt da als eine unter vielen Äußerungsmöglichkeiten einer letzten, alle Geschichte vortreibenden Energie. Kunstgeschichte wird so zu einem Zweig der Kultur- und Geistesgeschichte umgewertet, wobei häufig die nicht zu leugnende Eigenwertigkeit der künstlerischen Form und ihre immanenten Gesetze zu stark übersehen werden. Der heute erlebte, zwar nicht immer klar erkannte Strukturwandel in der Kunstgeschichtsforschung gibt sich äußerlich schon darin kund, daß, weil die neue Betrachtung ein weitschichtigeres und in seinen letzten Ausstrahlungen erfaßtes Material erfordert, die Sachforschung auch abseits liegender Kreise gegenüber der vorher herrschenden theoretischen Spekulation immer mehr betont wird und die Frage nach der ästhetischen Qualität der behandelten Objekte keine die Untersuchung bestimmende Bedeutung mehr hat.

Die reine formale Betrachtung kann aus sich selbst bestehen. Eine Kunstgeschichtsforschung, die ihre Objekte als Ausdruck des Formwillens einer Zeit oder eines Raumes zu deuten sucht, der Form aber einen aprioristischen Wert abspricht, sondern sie in Struktur und Wandlung vornehmlich aus der jeweiligen geistigen und soziologischen Lage bedingt sieht, hat Hilfswissenschaften notwendig. Die Unentbehrlichkeit der Geschichtswissenschaft und ihrer Zweige, ferner der Philosophiegeschichte versteht sich von selbst. Damit stößt man aber schon an die Frage nach Sein und

Wollen der hinter dem Kunstwerk stehenden Schaffenden, und wenn man vom überlieferten Werk auf diese zurückschließen will, muß die Kunstgeschichtsforschung gute, gesicherte Kategorien für ihre Deutungen besitzen, Kategorien, zu deren Aufstellung die soziologische Volkskunde mit dienen muß. Will man ferner die lotrechten Linien auffinden, die die Längskurve des geschichtlichen Verlaufs mit dem Boden eines Volkes oder einer Landschaft verbinden, dann gehört die Volkskunde, diesmal vor allem deren geographischer Zweig, wieder zu den Hilfswissenschaften der Kunstgeschichte. Ebenfalls findet die Volkskunde, in erster Linie die historische Volkskunde, wieder einen Platz in den Hilfsdisziplinen, wenn die Bedeutung einer künstlerischen Erscheinung im Rahmen der übrigen Wertschöpfungen eines Landes umrissen werden soll. Die psychologische Volkskunde endlich hat für die allgemeine Kunstwissenschaft eine noch näher zu beleuchtende Hilfsstellung zu leisten.

Die Bedeutung der Volkskunde, insbesondere der Volkskunstforschung, für die Kunstgeschichte ist schon des öfteren betont worden, von den Volkskundlern zwar mehr als von seiten der Kunsthistoriker. Die sich darin äußernde Anteilnahme ist in erster Linie auf die kunstgeschichtliche Realienerklärung gerichtet. Tatsächlich sind die Deutung baulicher Eigentümlichkeiten einzelner Landschaften, wie Brauthaus oder Waffenhaus bei den Kirchen, das Verstehen für die Vorliebe für bestimmte Heilige in einer Gegend, das Erkennen der formalen Auswirkung kultischer, nicht aus der innerkirchlichen Entwicklung wachsender Sonderformen nur unter Zuhilfenahme volkskundlicher Forschungsergebnisse möglich. Die Tierdarstellungen an Kirchenwänden, die Hasenfenster — um die Reihe der willkürlich angeführten Beispiele noch zu mehren —, können in ihrer sinnbildlichen Bedeutung nur mittels der Volkskunde erkannt und in archäologischer und kunstgeschichtlicher Beziehung richtig gewertet werden. Aber bei all diesen und ähnlichen Fällen der Gebietsberührung der beiden Disziplinen ist die Fragestellung meist eine volkskundliche[1]). Das Ergebnis solcher Realienforschung ist Voraussetzung einer gut unterbauten Kunstgeschichtsschreibung, hingegen berührt es nicht die Methode der Kunstgeschichte als Geschichte[2]).

Volkskundliche Gesichtspunkte und Forschungsergebnisse dringen auch dann noch nicht in die eigentliche Kunstgeschichtsbetrachtung ein, wenn die heute immer stärker geforderte Kunstgeographie zur Frage steht, doch liegt da schon die unmittelbare Notwendigkeit vor, daß der Kunsthistoriker, der die Kunstgeographie selbst bearbeiten müßte, die Volkskunde zu seiner nächsten Hilfswissenschaft macht. Hier kann von Nebeninteresse und Randbedeutung keine Rede mehr sein, sondern die Einbeziehung wird zur

---

[1]) So auch bei den von M. Haberlandt, Volkskunde und Kunstwissenschaft, Jahrb. f. hist. Volksk. 1 (Berlin 1925), 224, angezogenen Beispielen der Vereinigung beider Wissenschaften.

[2]) Die Bedeutung gelegentlicher Verwendung von Volkssagen für die Erforschung eines Einzeldenkmals braucht, da auf anderer Ebene liegend, hier nicht weiter behandelt zu werden.

methodischen Notwendigkeit. Die Ergebnisse der kartographischen Volkskunde müssen bei dem Bestimmungsversuch des nationalen Moments oder des landschaftlichen Eigencharakters in der Kunst zur Unterbauung und zum Vergleich herangezogen werden. Paul Frankl denkt an die Verwendung von Karten der Dialektforschung, der Verbreitung der Bauernhaustypen, der verschiedenen Volkskunstgebiete[1]). Doch wird m. E. das Ergebnis nicht sehr befriedigend sein, das Gebiet einer künstlerischen Eigenform sich nur selten mit dem des anders bedingten Materials einer volkskundlichen Karte decken, nicht nur weil hier die Grenzen nur in Einzelfällen zusammenliegen, sondern weil das Stilkunstphänomen zu vielseitig bedingt ist. Nur Verifikationen oder Annäherungswerte werden genügen müssen, und ohne genaue Kenntnis der Bedingungen, die zur Aufstellung der volkskundlichen Karte führten, sind Fehlurteile nicht zu vermeiden. Schließlich ist Voraussetzung jeden Erfolges einer Kunstgeographie eine kritische Klärung der Methode, sonst wird Geschichtliches und Geographisches nicht synthetisch verbunden, sondern nur vermengt. Daß aber bei der Aufhellung der Methode die geographische Volkskunde eine größere Bedeutung erhält als die allgemein-geschichtlichen oder gar materialistischen Bedingtheiten, darf schon jetzt behauptet werden.

Der hervorragende Wert der volkskundlichen Gesichtspunkte für die Kunstwissenschaft wird im höchsten Maße evident und ist nicht weiter problematisch, wenn es sich um die Verbindung von Volkskunstforschung und Kunstgeschichte handelt. Schon häufig ist das Phänomen der Volkskunst in Kunsthistorikerkreisen Gegenstand der Diskussion gewesen. Vornehmlich in der Literatur, die sich mit den geistigen und künstlerischen Voraussetzungen des Expressionismus befaßte, berief man sich auf geleistete oder erhoffte Volkskunstforschung, wenn man die Elemente künstlerischen Schaffens und künstlerischer Wirkung genetisch oder durch Parallelisierung festzustellen suchte. Das Interesse an der Psychologie des Volkskunstschaffens stand da voran. In diesem Sinne behandelt auch A. Spamer von der Seite der psychologischen Volkskunde her die Bedeutung der Volkskunstforschung[2]), auch er weist auf die wesentlichen Beiträge hin, die sie für das Verständnis des künstlerischen Erlebnisses, der schöpferischen Spannung und anderer Fragen des Schaffens- und Rezeptionsprozesses liefern kann. Aber das sind Fragen der allgemeinen Kunstwissenschaft und genetischen Ästhetik, auch der hier betonte Wert der Volkskunstforschung liegt noch immer mehr im Rahmen der Grundlagen der Kunstgeschichte, bezieht sich noch nicht auf deren eigentliche, geschichtliche Forschungsaufgaben, wenn auch die bedauerliche Tatsache, daß Kunsthistoriker prähistorische, exotische, sog. Kinder-„Kunst" und Volkskunst gern zu vermengen belieben, zeigt, wie notwendig eine bessere volkskundliche Schulung für sie sein würde.

---

[1] Die Aufgaben der Kunstgeographie, XIII[e] Congrès International d'histoire de l'art, Stockholm 1933. Résumées des Communications présentées au congrès, p. 87.

[2]) Volkskunst und Volkskunde, Oberdt. ZfVk. 2 (1928), 1ff.

Die Bedeutung der Volkskunstforschung für die Kunstgeschichte im engeren Sinne ist noch nicht so klar umschrieben, wie Spamer dies für die allgemeine Kunstwissenschaft getan hat. Auch fehlt noch immer eine genügende Untersuchung, ob und wie sich Volkskunst in der Stilkunst als dem eigentlichen Thema der Kunstgeschichte auswirkt. Zwar ist eine solche Untersuchung nur dann sinnvoll und lohnt die aufzuwendende Mühe, wenn Volkskunst nicht, wie bei Forrer, lediglich als verwilderte Stadtkunst und bäuerliches Unvermögen gedeutet wird, und auch das abgedroschene Schlagwort vom gesunkenen Kulturgut darf nicht alleinherrschend sein. Sieht man in der Volkskunst lediglich Ableitungen, also nur Negatives, dann kann sie, wenn sie auf Stilkunst zurückwirkt, nur als hemmendes Moment festgestellt werden. Voraussetzung einer fruchtbaren Untersuchung ist deshalb, daß sich Volkskunde und Kunstgeschichte zusammenfinden, um ein gültiges, für beide Teile einsetzbares Wesensbild der Volkskunst herauszustellen. Wie unsicher der Kunsthistoriker dem Phänomen bis jetzt noch gegenüberstehen kann, zeigt eine auf Methodisches abzielende Arbeit Hans Tietzes[1]), der zwischen Volkskunst und Stilkunst nur graduelle Unterschiede erkennt, Unterschiede, die sich aus weiter Sicht verwischen. Wenn Tietze nach diesen Voraussetzungen aber dann im Schaffen der „Individualkünstler" — Michelangelo und Rembrandt werden sogar genannt — das Wirken von Volkskunstelementen vermutet, sind diese wohl nur schwer zu nennen, weil diese Elemente dann ebensogut auch nur Stufen der sich entwickelnden Stilform sein könnten. Völlig unlogisch aber werden die Ausführungen Tietzes, wenn er die Volkskunst als „gesunkenes Kulturgut" abtut. Wie soll sie dann positiv konstituierend im Schaffen Michelangelos oder Rembrandts wirken? Besser trifft J. Strzygowski[2]), wenn er einen ähnlichen Gedanken formuliert, daß große Bahnbrecher, die mit ihrer Kunst im Kampf gegen Zeit und Mächte stehen, ihre Kräfte aus Lage, Boden und Blut ziehen, daß große Künstler ihren Rückhalt im Volke und in der Volkskunst haben[3]). Das Wesentliche des Volksschaffens sieht Strzygowsky dabei in den beharrenden Kräften. Wenn er aber als Beispiel die Gotik heranzieht und sie mit dem Hinweis auf den skandinavischen Holzbau als Zusammenwirken der beharrenden Kräfte aus Nord- und Südeuropa deutet, wird sofort das Hypothetische und stark Problematische solcher Behauptungen offensichtlich. Es erweist sich also schon in diesen beiden Fällen, wie ungenügend die Voraussetzungen, die Eindeutigkeit des Volkskunstbegriffes und die Begrenzung des Materials noch sind.

Fast alle Abhandlungen über Volkskunst leiden darunter, daß der Begriff „Volkskunst" als Grenzwert gesetzt ist[4]), der als absoluter Gegen-

[1]) Volkskunst und Kunst, Die bildenden Künste 2 (Wien 1919), 225.

[2]) Zur Rolle der Volkskunde in der Forschung über bildende Kunst, Wiener ZfVk. 31 (1926), 1ff.

[3]) M. Haberlandt a. a. O. S. 229f. fordert deshalb Aufstellung von Künstlerstammbäumen (besser Ahnentafeln).

[4]) So auch bei K. Freyer, Zum Problem der Volkskunst, Monatsh. f. Kunstwiss. 9 (1916), 215ff.

satz dem Begriff „Stilkunst" entgegengestellt wird. So entsteht ein Koordinatensystem aus zwei im Grunde a priori gesetzten Grenzbegriffen, die aber Sachnamen bekommen haben, während das wirkliche Werk zwischen diesen beiden Koordinaten liegt und die Annäherung an den einen oder anderen Begriff zur Klassifizierung führt. Die Fragwürdigkeit der beliebten Gegenüberstellung Volkskunst und Stilkunst wird hier offenbar. Da man vom Begriff ausgeht, kommt es nicht selten vor, daß ganze Formkreise übersehen werden, weil ein entsprechendes Attribut auf der gezogenen Koordinate nicht markiert war. So sieht Freyer[1]), da er die Abstraktion in der Volkskunst überbetont und ihr deshalb die Möglichkeit der bewegten Form abspricht, nicht die um 1700 im ganzen niedersächsischen Gebiet verbreitete Drachenornamentik, die wie ein Wiederaufleben des Wikingerstils anmutet. Auf ein ähnliches Vorgehen ist es zurückzuführen, wenn A. Haberlandt das Porträt in der Volkskunst fehlen läßt[2]). Wenn bei solchem Bestimmungsverfahren dann noch der Begriff „Stil" einmal als Zeitbezeichnung (z. B. Renaissance), ein anderes Mal als Formcharakteristikum (z. B. nordischer Stil) gebraucht wird, ist die verwirrende Unklarheit vollendet. Infolge solch mangelhafter methodischer Grundlagen mischt sich bei der Wesenbestimmung immer Wahres und Falsches miteinander.

Immerhin sind mit der Methode des Grenzbegriffs und durch die Absetzung von der Stilkunst, wenn es bewußt blieb, daß sich in Wirklichkeit nur Annäherungen an die behaupteten Attribute finden, schon manche glücklichen Formulierungen für das Wesen der Volkskunst gegeben. Zwar genügt die häufig vorgeschlagene Unterscheidung von Stil- und Volkskunst — wir wollen diese Begriffsgegenüberstellung hier beibehalten — als persönlicher und unpersönlicher Kunst keineswegs. Eine mittelalterliche Dorfkirche ist meist von völlig unpersönlichem Ausdruck, oft nur Vertreter eines neutral wirkenden Typs, aber sie ist deshalb noch keine Volkskunst. Schon die Raumgestaltung kann das in der Mehrzahl der Fälle bezeugen. Es handelt sich hier höchstens um eine volksgemäße Ableitung. Auch ist es nicht angängig, das Wesen der Volkskunst in dem Streben zur Abstraktion zu sehen; schon das Wort ist unglücklich, weil dem Volke jedes abstrahierende Denken und Sichäußern fern liegt, meist ist aber nur Abstraktion gesagt und Typisierung gemeint. Am glücklichsten hat m. E. W. Fraenger[3]) charakterisiert, wenn er es als Wesen der Stilkunst bezeichnet, daß sie auf Relativität aufgebaut ist (Schatten, Perspektive, Transitorisches usw.), für die Volkskunst aber feststellt, daß sie absolute Form besitzt (keine Schattierung usw.). Aber auch diese Formulierung, die aus den Verhältnissen nachmittelalterlicher Zeit gewonnen ist und nicht für das Mittelalter angezogen werden kann, darf nur als Einkreisungsversuch des tatsächlichen Phänomens verstanden werden.

Auch bei der Umgrenzung des Materials der Volkskunstforschung ist

[1]) Freyer S. 221.

[2]) Die bildenden Künste 2 (1919), 227ff.

[3]) Deutsche Vorlagen zu russischen Volksbilderbogen, Jahrb. f. hist. Volksk. 2 (1926), 126ff.

noch keine Übereinkunft, kein verbindliches und klares Ergebnis erzielt. Aber gesagt kann werden, daß nicht alles stoffliche Bilden des Volkes Volkskunst ist. Das aus Langeweile entstehende Schnitzen der Hirten, das, was Soldaten an den Wänden durch Ritzen zeichnen, ist noch keine Volkskunst, ebensowenig macht die — mit Vorsicht zu behandelnde — Symbolik schon eine Volkskunst aus, sondern auch dem Volkskunstwerk muß ein künstlerischer Ausdruckswert und ein fester Gestaltungsfaktor eigen sein, wobei der Schaffende zwar keineswegs an Kunst oder gar Formgesetze im Sinne der Ästhetik zu denken braucht[1]). Wenn Fraenger a. a. O. vom „Stilwillen" des volkstümlichen Künstlers spricht, so ist das, wenn man den Willen als einen bewußten auffaßt, zweifellos überspitzt, weist aber darauf hin, daß man die Grundvoraussetzungen zielgerichteten künstlerischen Gestaltens auch dem Volkskunstschaffenden nicht absprechen darf, wenn man überhaupt auf vergleichsfähiges Material Wert legt.

Das bisher Ausgeführte genügt wohl für die Feststellung, daß eine eigene Volkskunstforschung, bei der sich der Volkskundler mit dem Kunstwissenschaftler zu verbinden hat, noch eine Fülle begriffsklärender und materialsammelnder Arbeit haben wird, bevor ihre Ergebnisse für die Kunstgeschichtsforschung wirklich nutzbar gemacht werden können. Das Arbeiten mit bloßen Vermutungen und vagen Begriffen, ja Fiktionen, ist gerade der Kunstgeschichte, die dafür leider sehr empfänglich ist, wenig zuträglich. Für sie wird das am wertvollsten sein, was über die formalen Werte der Volkskunst, die als landschaftlich gebunden und beharrend anzusprechen sind, erwiesen werden kann. Dadurch wäre es ihr in erster Linie möglich, die Darstellung des vornehmlich zeitgebundenen Geschehens der Stilkunst vom Räumlichen her zu ergänzen.

Wenn diese Arbeit geleistet ist, bei der die Verwendung der üblichen, oberflächlichen stilkritischen Methode zwar zu gröbsten Irrtümern führen würde, eröffnen sich einer neuen kunstgeschichtlichen Betrachtung Perspektiven, die das Wesen, die Fundierung und die Akzente der Darstellung wesentlich, ja grundsätzlich ändern können. Die folgenden Ausführungen seien nur als hypothetisch skizzierte Hinweise auf mögliche Ergebnisse gewertet. Vorerst sei aber festgestellt, daß die Kunstgeschichte unter einer zu akademischen Haltung leidet. Sie nimmt ihre Objekte zu sehr als Präparate, sei es in musealer oder denkmalpflegerischer Darbietung, sie ist sich, noch von ihrer formalistischen Epoche abhängig, zu wenig bewußt, daß jedes Kunstwerk einmal Wurzeln hatte, aus dem Zusammenwirken mehrerer Kräfte geworden ist. Der an der Volkskunde geschulte Kunsthistoriker wird seine Objekte mehr von unten, von den Existenzbedingungen her sehen. Er lernt auf den Verbraucherkreis achten und ihn als mitbestimmend werten; die Geschichte des Kunstkonsums wäre der Gewinn für die Geistesgeschichte eines Volkes. Im Zusammenhang damit aber findet notwendig ein neuer Begriff in die Kunstgeschichtsforschung Eingang, der

[1]) A. Haberlandt, Begriff und Wesen der Volkskunst, Jahrb. f. hist. Volksk. 2, 31.

bisher höchstens in Anmerkungen einen Platz erhielt. Das ist der Quantitätswert. Der quantitative Niederschlag einer Stilform in einer Landschaft ist, wenn mit Kritik festgestellt, bedeutsam für die Wesenbestimmung und für die Bewertung der formbildenden und formstrahlenden Kraft. Vor allem zwar wird der Quantitätsbegriff wieder für eine zukünftige Kunstgeographie von grundlegender Bedeutung sein. Wenn schließlich die Beschäftigung mit der Volkskunde noch dazu führt, das einzelne Kunstwerk mehr als bisher in seiner Ganzheit zu sehen und die Einzelkomponenten mehr als nur integrierende Teile zu werten, wäre ein guter Ausgleich gegenüber der zu starken Analysierung geschaffen, der sich in der Auffassung und Darstellung kunstgeschichtlichen Geschehens günstig auswirken würde. Die andere Blickrichtung und Fragestellung der volkskundlichen Volkskunstforschung wird, wenn die Kunstgeschichtsforschung sich damit ernsthaft auseinandersetzt, so in den verschiedensten Richtungen ihre methodische Haltung bessern und in eine den neuen Ansprüchen gemäßere Form bringen können.

Bisher sah die Kunstgeschichtsforschung ausschließlich nur die obere Linie der Entwicklung, den zutage liegenden Kontur der geschehenden Bewegung, die doch nicht nur mit einer abstrakten Linie zu erschöpfen ist; die Nutzung der volkskundlichen Methoden und Ergebnisse eröffnet ihr nun die gesicherte Möglichkeit, nicht nur diese abstrahierte Linie der zeitlichen Gerichtetheit zu verfolgen, sondern auch in die Tiefe zu dringen, die unterschichtigen Bewegungen zu treffen und die lotrechten Richtungen aufzuweisen. So ist Kunst und Volk in richtige Beziehung zu setzen, die Formbewertung und Bedeutung in der jeweiligen Zeit zu ergründen und auch die Arbeitsleistung des Volkes — der Volksbegriff im Sinne der Volkskunde — für die Kunst zu erkennen. Der jeweilige Grad darf nicht nur aus Rückschlüssen aus dem, was im Volke vornehmlich Aufnahme fand, vermutet werden, sondern wichtiger als die nach unten fallende Richtung ist unter diesem Gesichtspunkt die nach oben steigende. Die Auswirkung des Gegensatzes und der Ergänzung von Volk bzw. Volkskunst und Stilkunst muß Gegenstand sorgfältiger und präzisierender Untersuchung sein. Dann wird es möglich sein, das zu erkennen, was in mittelalterlicher Kunst an Bauornamenten und Formen der Ausstattung, an ikonographischen Sondererscheinungen, an Bevorzugungen und Betonungen aus dem Volke wurde, was an Kunstformen, die aus dem Volke herkommen, zuerst im provinziellen Schaffen auftritt, dann auch in individuellsten Spitzenleistungen durchdringt. Auch scheint es nicht verfehlt, das besonders im Mittelalter häufige gleichzeitige Auftreten neuer Formen an den verschiedensten Stellen und die bisher so geheimnisvolle Parallelität von einander unabhängiger Entwicklungen daraufhin zu untersuchen, ob nicht in dem, was das Volk in weiten Räumen gemeinsam aufnahm und selbst formte, der Nährboden für das von außen gesehen unerklärliche Parallelgeschehen liegt. Das andere, aber ähnliche Verhältnis, daß Etappen in einem Einflußstrom von Formelelementen in der Volkskunst liegen und diese so manchmal allein die Verbindung im Gefälle schafft, ist durch J. Strzy-

gowsky belegt worden[1]). Eine weitere Frage muß darauf gerichtet sein, wie weit das Festhalten an alten, oft heterogenen Formen lediglich auf die oft ängstliche Zurückhaltung des mittelalterlichen Künstlers der Originalität gegenüber und wie weit es auf das Wirken konservativer Volkstumskräfte zurückzuführen ist. Die Feststellung der nationalen und landschaftlichen Unterschiede wird manchen Hinweis auf die hier angeschnittenen Probleme geben können und es klären, wo sich die allgemeine geistige Einstellung des Mittelalters und wo sich seine soziologische Lagerung auswirkt. Schließlich das entscheidende Problem: Es gilt nach solchen neuen Gesichtspunkten festzustellen, ob der langgezogene Rhythmus mittelalterlicher Kunstgeschichtsentwicklung ‚der sich so deutlich und großartig von der schnellen Folge der geschichtlichen Phasen der nachmittelalterlichen Zeit abhebt, dadurch bedingt ist, daß die soziologische Struktur noch nicht den schroffen Gegensatz von zeitführender Gesellschaft und beharrendem, zurückgedrängtem Volk aufweist, der für das 17. und 18. Jahrhundert bezeichnend ist, daß also im Mittelalter die Kräfte des Volkstums noch in der hohen Kunst aufgingen und deren eigentümliche Gesetze schufen, wobei Wesenselemente der Volkskunst in die „hohe" Kunst stiegen und deren uns heilige Gültigkeit bedingten.

Das, was heute üblicherweise als Volkskunst bezeichnet wird und für das die Beispiele vornehmlich dem 18. Jahrhundert entstammen, entwickelt sich erst im Laufe des 16. Jahrhunderts. Es ist nur eine, wenn auch besonders prägnante Art der Volkskunst, die dadurch soziologisch bedingt ist, daß der zunehmende Individualismus und der daraus steigende weltanschauliche und künstlerische Subjektivismus eine Spaltung zwischen geistiger Oberschicht und dem Volke, das bei diesem Prozeß absank und bald in deutlichem Gegensatz nach eigenen Gesetzen als Unterschicht lebte, schuf. Auch im Mittelalter gibt es ganze Formkreise, die wir, von dem sich nun zeigenden Eigencharakter des Volkskunstschaffens zurückschließend, als ausgesprochene Volkskunst bezeichnen können, die Votivbilder und Amulette, die Armenbibeln und große Teile des Holzschnittwerks, die Sammelbilder, weite Strecken der Keramik und Textilkunst, aber der Unterschied zu den Werken der „hohen" Kunst des Mittelalters ist meist nur ein gradueller, oder er erklärt sich auch aus einer Verbindung mit zurückliegenden Stilepochen. Nie sind die jeweiligen Formgesetze schon so deutlich unterschieden, wie sie später zwischen Volks- und Stilkunst verschieden sind. Im 16. Jahrhundert aber wird die allmähliche Abspaltung der Volkskunst immer offensichtlicher, der Entwicklungszug der so entstehenden Eigenformen des Volkes verlangsamt sich, während der der Stilkunst immer schneller wird und eine Erscheinung aufkommt, die bisherigem künstlerischen Schaffen nicht bekannt war, das à-la-Mode-Sein, die Mode.

Die bisherige kunstgeschichtliche Darstellung der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert sah einseitig nur die subjektive Ideologie, behandelte

[1]) Werke der Volkskunst 1, hrsg. von M. Haberlandt, Wien 1915.

Renaissance, Manierismus, Barock, Rokoko und alle die differenzierten Teilphasen, sie beachtete aber nicht die andere Seite, das nun wesensmäßig geschiedene Schaffen des Volkes, das aus dem Gegensatz heraus seine Form gewann. Wie anders wird das Bild des Barocks, wenn neben der absolutistischen Kunst die andere Linie nachgezeichnet wird, wenn die ganze gesellschaftliche Schlichtung und ihre jeweiligen Ausdrucksformen aufgedeckt werden! Erst dann wird man auch alle Werte der Spitzenkunst in fürstlichen Schlössern und Abteien erfassen und in ihrer soziologischen Bedingung verstehen können. Von besonderem Interesse wird bei solcher Darstellung, deren Schwierigkeit es ist, dem tatsächlichen Leben gerecht zu werden, immer die Aufzeigung des Anfangs- und des Endpunktes der Linien sein. Nachdem sich eine eigene Art von Volkskunst in der Mitte des 16. Jahrhunderts entwickelt, steigt ihre Kurve um 1600 scheinbar in die der Stilkunst hinein. Dieser Vorgang erklärte dann das auffällige Zwischenspiel strenger, symmetrischer und typisierender Form vornehmlich in der bürgerlichen Plastik zwischen dem flüssigen Linienduktus der zweiten manieristischen Stufe und den leichten, schwebenden Formen des Frühbarocks zu einer Zeit, in der das Bürger- und Volkstum noch einmal kurz vor den Wirren des 17. Jahrhunderts auf allen Schaffensgebieten erstarkt. Diese Linie der Volkskunst ließe sich weiterführen und besonders im ländlichen Kunstschaffen Norddeutschlands wirksam finden, in den Formäußerungen, die man gern als geheimen Klassizismus bezeichnet, die aber in keiner Weise die akademische Kultur von wirklichem Klassizismus haben, sondern wesentlich naiver und unabhängiger sind. Dieser unterschichtige Fluß scheint dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts klar zutage zu treten und im Biedermeier die absinkende Kurve der Feudalkunst zu übertönen. Die hiermit aufgeworfene Frage verdient eine nähere Untersuchung, wieweit die Form des kleinbürgerlichen Biedermeiers aus Kräften des alten Volkstums kurz vor seiner Zersetzung, die mit dem Aufkommen der ersten impressionistischen Formen gegen Ende der ersten Jahrhunderthälfte zusammenfallen würde, gespeist wird. Eine Gestalt, wie die des nordfriesischen Volkskünstlers Oluf Braren und die um ihn stehende Gruppe (Paul Ipsen u. a.), erscheint unter solchem Gesichtspunkt für das norddeutsche Biedermeier von grundlegender Bedeutung. Weitere Symptome für die Tatsächlichkeit dieser hier hypothetisch skizzierten Entwicklung ließen sich nennen, und ein Vorgang jüngst vergangener Zeit gibt einen Hinweis: Die „Neue Sachlichkeit" hob den biederen kleinen Zollbeamten Henri Rousseau als ihren geistigen Vater auf den Schild. Man sprach sogar von einer „Rousseau-Schule"[1]). Rousseau war aber nur Bildner aus dem Volke, war durch kein Atelier, durch keine Künstlergruppe gegangen, und sein Schaffen ist deutliche, unreflektierte Volkskunst. Alles, was da von Magischem oder von sonstigen geheimnisvollen Dingen geredet wurde, war eine lächerliche Hineindeutung. Aber die Tatsache, daß man mit

[1]) Franz Roh, Nachexpressionismus, Leipzig 1925, und Ein neuer Henri Rousseau, Der Cicerone 16 (1924), 713.

Henri Rousseau eine neue Form fand, besteht, nur war die „neue Sachlichkeit" eine der vielen Atelierbewegungen der jüngsten Vergangenheit, eine Krisis des Asphalts und weitab von der entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung des Biedermeiers.

Eine Untersuchung über die geschichtliche Mission der Volkskunst in der Entwicklung der abendländischen Stilkunst eröffnet für eine geistes- und kulturgeschichtlich gerichtete Kunsthistorie weite Perspektiven. Eine genaue Inhalts- und Umfangsbestimmung des angezogenen Volkstumsbegriffs müßte zwar vorausgestellt werden, und es wird nicht einfach sein, alle die zarten Verzweigungen der Volkskunstelemente in der Stilkunst, die Ansatzpunkte in den verschiedenen Kunstschichten, die Überdeckungen und Ableitungen aufzufinden. Aber vieles, was an Zwischenformen, an Reaktionsbewegungen, an eigentümlichen Seitenlinien in der Stilkunst nicht überzeugend deutlich war, ist vielleicht aus einer aufsteigenden Wirkung des Volksschaffens zu verstehen. Die inneren Vorgänge bei der Stilübertragung oder im Augenblick des Eintritts eines Volkes in einen neuen Kulturkreis könnten ebenfalls aufgespürt werden. Eine solche Kunstgeschichte, die sich nicht mehr auf eine einfache Linienführung beschränkt, würde damit schon auf das soziologische Geschehen treffen und das Kräftespiel in der Schicht der Schaffenden fassen, und immer wird der Zugang zu den hier gezeigten Problemen leichter sein, wenn man vom Werk auf den sich in ihm äußernden Menschen zurückgeht, als wenn man nur auf hohem Kothurn Formgeschichte treibt, nur den oberen Kontur sieht[1]).

Von diesem Standpunkt aus öffnet sich dann ein guter Zugang zur Kunstgeographie. Zwar ist, um die dafür speziellen Vorsaussetzungen zu schaffen, wiederum erst vorbereitend zu arbeiten. Wohl ist es einfach, zu einfach geschlossen, der Stil und damit die Stilkunst sei Zeitform, das Volk und damit die Volkskunst hingegen wäre das Beharrende, Bodengebundene, zeige also die Raumform, Kunstgeographie zeichne sich somit von selbst aus der Erforschung der Volkskunst, und das Zusammenwirken oder die Verbindung von zeitgebundem Stil und raumgebundenen Volkskunstkräften ergäbe die Linien der landschaftlichen und nationalen Sonderentwicklungen. Leider ist es aber so einfach nicht und stimmen schon die Prämissen dieser Schlußfolgerung nicht ganz. Wir vermuten zwar in der deutschen Form Dürers Kräfte des Volksgeschmacks, vermuten ein Zusammenwirken fließender und steigender Kräfte. Aber wie schwierig es ist, die räumlichen Eigenformen und damit das nationale konstituierende Element festzulegen, hat M. Haberlandt[2]) angedeutet, wenn er die bisherigen Gepflogenheiten in den geographischen Unterscheidungen untersucht. Die Gesichtspunkte, nach denen geographische Unterschiede festgestellt werden, sind vorläufig noch zu heterogen, dann aber erscheinen

[1]) Vgl. hierzu M. Haberlandt, Volkskunde und Kunstwissenschaft, a. a. O. S. 217ff.

[2]) Die europäische Volkskunst in vergleichender Betrachtung, Jahrb. f. hist. Volksk. 2, 33ff.

die sich immer nur gradweise aus dem übereinstimmenden Grundmaterial erhebenden Eigenformgebiete viel umfassender als die mittels der stilkritischen Methoden der Kunstgeschichte schon gefundenen Landschaften eigenen künstlerischen Charakters. Da müßte erst mittels scharfer, formanalytischer, aus der Kunstgeschichte entlehnter, aber eigens bereiteter Methoden neu begonnen werden, damit Parallelen zwischen dem schon Eruierten und dem aus dem Gebiet der Volkskunst Erschlossenen gezogen werden können. Erst aus beiden, aus Stil- und Volkskunst, ließe sich eine gültige Kunstgeographie finden, da der bewußtere Standpunkt des Ortes in den Schichten eingenommen wird, die Träger der Stilkunst sind. Die Kunstgeographie, deren theoretische Voraussetzung uns anfänglich problematisch erschienen, ermöglicht sich dann, wenn sie nicht an erster, sondern an zweiter Stelle bei der Durchführung der Aufgabe, Kunstgeschichte unter neuer, von der Bedeutungsbetonung der Volkskunst her gewonnener Perspektive zu sehen, steht. Wir stimmen deshalb J. Nadler[1]) zu: „Die volkstümliche Unterschicht als Trägerin des überlieferten Volksgutes wirkt auf Stete, die schöpferische Oberschicht zielt auf Bewegung. Beide Schichten, die weder eine ständische noch eine bildungshafte Abgrenzung bedeuten, sind in gleichem Maße befugt, für die Wesenszüge eines Stammes zu zeugen."

Vom Standpunkt des Kunsthistorikers aus ist hier versucht worden, einige Hinweise auf Berührungspunkte von Volkskunde und Kunstgeschichte zu geben. In hypothetischen Linien wurden Forschungsaufgaben angedeutet, zu deren Lösung beide Wissenschaften eng zusammenwirken müssen. Die möglichen Ergebnisse, die dabei erwähnt wurden, sind groß genug, um ihr volle Arbeitskraft zu widmen. Daß bisher so wenig geschehen ist, liegt nicht nur an der als Erbfehler übernommenen Einseitigkeit der Kunstwissenschaft, die in zu idealistischer Höhe schwebt, sondern auch an der unglücklichen Stellung der Volkskunde im Rahmen der Universitätsfächer. Doch wenn heute die Volkskunde endlich einen Platz an der Sonne findet, wäre es wünschenwert, wenn der Studierende der Kunstgeschichte als Nebendisziplin weniger klassische Archäologie und dafür mehr Volkskunde wählte. Von dem dadurch gewonnenen neuen Boden aus wird die viel berufene „Krisis der Kunstgeschichte" von selbst überwunden und Anfang neuen fruchtbaren Wirkens werden.

---

[1]) Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes. München 1934.

Beiträge zur Geschichte der germanisch-deutschen Landwirtschaft.

Von Heinz Maybaum.

(Mit 1 Abbildung.)

Wenn es schon schwer ist, die Geschichte des Gewerbes von der politischen Geschichte zu sondern und lediglich in Verbindung mit der Technik zu behandeln, so kann Agrargeschichte nur aus der politischen verstanden werden, denn Besitzverteilung und Bearbeitung des Bodens sind die Grundlagen völkischen und politischen Daseins. So ist es eine Selbstverständlichkeit, daß die Behandlung der Agrargeschichte einen breiten Raum in der Geschichtswissenschaft einnimmt, sowohl in der eigentlich politischen, wie auch in der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte.

Agrargeschichte ist nicht gleichbedeutend mit der Geschichte der Landwirtschaft. Diese ist ein Teilgebiet von jener und beschäftigt sich mit der technischen Seite der Bodenkultur. Mag dies Teilgebiet, etwa im Vergleich zur rechtsgeschichtlichen Seite der Agrargeschichte, vielleicht von minderer Bedeutung sein, so darf es deswegen von der Geschichtswissenschaft doch nicht vernachlässigt werden. Denn dem Historiker vermag die ihm im allgemeinen nicht sehr geläufige Betrachtung von der technischen Seite her gewisse Einblicke in das Gesamtgebiet zu geben, die ihm sonst verschlossen bleiben.

Wer sich mit der Geschichte der deutschen Landwirtschaft im Mittelalter beschäftigt, muß zunächst feststellen, daß auf diesem Gebiet der Schulbegriff Mittelalter keine Periode darstellt. Will man für dies Teilgebiet der deutschen Geschichte eine Periodisierung aufstellen, so steht zunächst nur der Abschnitt fest, an dem die ältere Periode aufhört. Das sind die Jahrzehnte nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, des reformfreudigsten Jahrhunderts in der uns bekannten Geschichte der deutschen Landwirtschaft überhaupt, und zwar in jeder Hinsicht, sowohl was die Flureinteilung anbetrifft, wie den Früchtebau und die Viehzüchtung und wie die landwirtschaftlichen Geräte. Sollen wir aber den Anfang dieser Periode festlegen, so geraten wir in Verlegenheit. Nur so viel scheint mir sicher zu sein: dieser Anfang liegt vor der Karolingerzeit. Denn zu dieser Zeit, in der eine reichere urkundliche Überlieferung einzusetzen beginnt, erscheinen schon die wesentlichen Grundzüge des landwirtschaftlichen Betriebes ausgeprägt, wie wir ihn aus dem Hochmittelalter, ja an abgelegenen Stellen noch aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts kennen. Von dem, was sich aus schriftlichen Quellen der früheren Zeit für unsere Fragestellung entnehmen läßt, scheint mir vieles, ja vielleicht das meiste nicht eindeutig, sondern mancherlei Auslegungen fähig zu sein. Das gilt, wie mir scheint, sowohl für die von Tacitus und Caesar wie für die in den germanischen Volksrechten überlieferten Nachrichten.

So ist es kein Wunder, daß selbst über grundlegende Dinge tiefe Unklarheit herrscht, wie über die Entstehung und Ausbreitung der Dreifelderwirtschaft. Das einzige, worüber man sich heute in dieser Frage wohl im allgemeinen einig ist, ist die Auffassung, daß einerseits ihre Entstehung vor Karl d. Gr. angesetzt werden muß und andererseits unter dem von Tacitus beschriebenen Landwirtschaftsbetrieb der Germanen wohl nicht eine Dreifelderwirtschaft verstanden werden kann. Im übrigen aber sind die Meinungen fast so zahlreich wie die Forscher, die sich mit dieser Frage befaßt haben. Ich möchte hier nur die Anschauungen von A. Dopsch und R. Kötzschke kurz anführen. Dopsch schreibt in seinen „Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung" (2. Aufl. Wien 1924), die Römer hätten schon die Dreifelderwirtschaft gekannt und geübt. Kötzschke in seiner „Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters" (Hdb. d. Wirtschaftsgesch., hrsg. v. W. Brodnitz, Jena 1924) dagegen sagt, m. E. richtig, sie sei bei den Römern quellenmäßig nicht sicher bezeugt, sei jedoch durchaus möglich bei den von den römischen Schriftstellern über den Landwirtschaftsbetrieb aufgestellten Grundsätzen. Dopsch schreibt, sie sei tatsächlich für die Germanen schon in der Zeit des Plinius nachweisbar, und beruft sich für diese seine Behauptung auf einen Aufsatz von Much im 8. Jahrg. der Mittlg. der Anthropol. Ges. zu Wien (1879). Demgegenüber muß man jedoch feststellen, daß Much, der zwar die einschlägige Stelle bei Tacitus im Sinne der Dreifelderwirtschaft auffaßt, an der von Dopsch zitierten Stelle nur die Tatsache feststellt, daß Plinius die Übung der Wintersaat bei den Treverern überliefert. Damit ist natürlich über das Bestehen der Dreifelderwirtschaft gar nichts gesagt, und auch Much zieht an dieser Stelle nicht den dahingehenden Schluß.

Für Dopsch steht es ferner fest, daß die Dreifelderwirtschaft nur die Erfindung von Grundherren, nicht aber von freien Bauern sein könne. Er entscheidet sich jedoch, soweit ich sehe, nicht eindeutig in der Frage, ob nun die Dreifelderwirtschaft von römischen Grundherren erfunden und von den Germanen übernommen, oder ob sie von germanischen Grundherren erfunden worden sei. Wenn wir hier von germanischen Grundherren sprechen, so ist das vom Standpunkte Dopschs aus gesagt, der ja das Bestehen der Grundherrschaft schon für die germanische Zeit behauptet. Mögen in dieser Zeit auch gewisse „grundherrschaftsähnliche Abhängigkeitsverhältnisse" — um einen vorsichtigeren Ausdruck Kötzschkes zu gebrauchen — vorgekommen sein, so erscheint es mir doch auf keinen Fall richtig, den Begriff „Grundherrschaft" mit seinem festumrissenen Rechtsinhalt auf die germanischen Verhältnisse anzuwenden. Noch in späterer Zeit hat es derartige „grundherrschaftsähnliche Abhängigkeitsverhältnisse" gegeben, wie etwa die Rechtsstellung der auf dem Grund und Boden holsteinischer Bauern gegen feste Leistungen angesetzten Kätner, auf die den Begriff „Grundherrschaft" anzuwenden doch kaum jemandem einfallen würde.

Kötzschkes vorsichtig geäußerte Ansicht in der Frage der Entstehung der Dreifelderwirtschaft geht dahin, daß die Einführung eines regelmäßigen Brachjahres mit gründlicher Bodenbearbeitung ein aus der Erfahrung ge-

wonnenes Erzeugnis der kolonialen Kultur der gallisch-germanischen Grenzprovinzen des Römerreiches sei, und daß Königtum und kirchlicher Großgrundbesitz, wohl auch die weltliche Kleingrundherrschaft, der Dreifelderwirtschaft zu ihrer großen Verbreitung verholfen haben, nicht der Reformwille einfacher Bauern. Um zu dieser Meinung Stellung zu nehmen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Es ist wohl die allgemeine Meinung, daß die Dreifelderwirtschaft die herrschende Betriebsform auf deutschem Boden, wie überhaupt in Nord-, Nordwest- und Mitteleuropa, seit dem Mittelalter gewesen sei. Tatsächlich erscheint sie hier an zahlreichen Stellen urkundlich belegt. Und doch bedarf die Frage nach der allgemeinen und vorherrschenden Verbreitung der Dreifelderwirtschaft noch dringend der Nachprüfung. Eine umfassende Untersuchung in dieser Richtung, die jene Anschauung erst rechtfertigen würde, scheint mir zu fehlen. Wir wissen vom Vorkommen einer Reihe anderer Feldsysteme. Erstens hat die Feldgraswirtschaft wohl von jeher auf den höhergelegenen Feldern der deutschen Mittelgebirge und der Alpen zum mindesten vorgeherrscht. Zweitens hat im linksrheinischen Gebiet, wo doch gerade die Dreifelderwirtschaft nach der wohl vorherrschenden Meinung aufgekommen sein soll, in historischer Zeit die Zweifelderwirtschaft eine große Rolle gespielt, wie anscheinend auch in Nordostfrankreich und wie auch in England, wo diese Wirtschaftsform im 13. Jahrhundert ebenso weit verbreitet war wie die Dreifelderwirtschaft. Drittens war in den weiten Sand-, Heide- und Moorgebieten von Brabant über ganz Nordwestdeutschland bis nach Jütland hinauf wenigstens auf den alten Teilen der Feldmarken ein ganz anderes Wirtschaftssystem vorherrschend, dessen Haupteigentümlichkeit in dem sog. ewigen Roggenbau auf den Haupteschen der Dörfer bestand. Von dieser Wirtschaftsform hat kürzlich für die oldenburgische Geest ein Lokalforscher (C. Baasen, Niedersächsische Siedlungskunde, Oldenburg i. O. 1930) ein treffliches Bild gezeichnet. Wenn er freilich dabei, ausgehend von gewissen naturgegebenen Bedingungen des Geländes seines Arbeitsgebietes, eine ganz neue Theorie von der Dreifelderwirtschaft aufstellen zu können glaubte, nach der diese schlechthin ein räumliches Nebeneinander, nicht aber ein zeitliches Nacheinander gebildet haben soll, so ist das eine Verirrung, die wieder einmal klar vor Augen führt, daß nur durch engstes Zusammenwirken der allgemeinen und der lokal begrenzten Forschung derartige Fragen gelöst werden können. Anderseits kennzeichnet die Tatsache, daß ein Mann wie R. Mielke in einer Besprechung jener Arbeit (Volk und Rasse 7, 1932, 2. Heft) dieser neuen Theorie über die Dreifelderwirtschaft zuzustimmen geneigt ist, die Unklarheit, die gelegentlich selbst in Fachkreisen über die Grundbegriffe der deutschen Landwirtschaftsgeschichte herrscht. Schließlich sind neben den eben genannten Wirtschaftssystemen gelegentlich auch noch Vier- und Fünffelderwirtschaften bezeugt. Diese kann man ohne weiteres als eine Fortbildung und Intensivierung der Dreifelderwirtschaft erklären. Alle übrigen Wirtschaftssysteme jedoch müssen m. E. mindestens ebenso alt sein wie die Dreifelderwirtschaft, jedenfalls erscheint mir ihre Entstehung aus dieser nicht denkbar. Betrachten wir

das mutterländische Deutschland für sich, so erscheint es mir demnach noch keineswegs als sicher feststehend, ob die Dreifelderwirtschaft in dem Maße, wie die allgemeine Meinung es annimmt, die schlechthin und unbedingt überall vorherrschende Betriebsform war, während für das koloniale Deutschland diese Meinung, soweit ich sehe, in vollem Umfange zutrifft.

Kehren wir nun zu der oben wiedergegebenen Meinung Kötzschkes über Entstehung und Ausbreitung der Dreifelderwirtschaft zurück. Nach dem eben Gesagten muß es zunächst als zum mindesten fraglich erscheinen, ob dieses Wirtschaftssystem in den gallisch-germanischen Grenzprovinzen des Römerreiches entstanden ist. Wenn Kötzschke dann fortfährt, die Grundherrschaft und nicht der Reformwille einfacher Bauern habe der Dreifelderwirtschaft zu ihrer großen Verbreitung verholfen, so ist zunächst unbestreitbar, daß die weite Verbreitung dieses Wirtschaftssystems im Zusammenhang mit der Ausdehnung der Grundherrschaft erfolgt ist. Aber dieser Zusammenhang scheint mir in höherem Maße zeitlicher als ursächlicher Art gewesen zu sein. Der seit dem früheren Mittelalter im ganzen mutterländischen Deutschland hier früher dort später einsetzende innere Landesausbau, der offenbar zugleich einen Siegeszug der Dreifelderwirtschaft bedeutete, ist eben vorwiegend unter dem System der Grundherrschaft vor sich gegangen. Und die in gewissem Sinn eine organische Fortsetzung des für damalige Wirtschaftsverhältnisse abgeschlossenen inneren Landesausbaus bildende bäuerliche Besiedlung des ostdeutschen Kolonialgebietes, die hier der Dreifelderwirtschaft, dem damals modernsten Wirtschaftssystem, die nahezu alleinige Herrschaft gebracht hat, ist so gut wie ausschließlich unter dem System der Grundherrschaft erfolgt. Eine ganz andere Frage aber ist es, ob die Grundherrschaft auf das Wirtschaftssystem der von ihr rechtlich abhängigen bäuerlichen Betriebe einen stärkeren Einfluß ausgeübt hat. Diese Frage aber ist m. E. mit großer Wahrscheinlichkeit zu verneinen. Die Wahrscheinlichkeit spricht vielmehr dafür, daß die Bauern in der Ausgestaltung ihrer Wirtschaftsbetriebe selbständig gehandelt haben.

In unseren Ausführungen über die Dreifelderwirtschaft klang schon die Frage an: was verdanken die Germanen bzw. die Deutschen an Kulturgütern der mittelländischen Kultur? Die Einzelfrage, ob die Dreifelderwirtschaft zu diesen Kulturgütern zu rechnen sei, mußte offen bleiben, wenngleich die Wahrscheinlichkeit nicht für die Bejahung dieser Frage spricht. Wir wollen nun jener allgemeinen Frage weiter nachgehen hinsichtlich des Pfluges. Dieser Einzelfrage dürfen wir eine gewisse Allgemeinbedeutung zusprechen. Denn es ist unbestritten, daß die Höhe der Bodenkultur einen brauchbaren Maßstab für die Kulturhöhe eines Volkes schlechthin abgibt. Die Höhe der Bodenkultur jedoch ist in hervorragendem Maß bestimmt von ihrem wichtigsten Gerät, eben dem Pflug.

An den Anfang aller Ausführungen über den Pflug erscheint es angebracht die wichtigsten technischen Fachbegriffe zu stellen. Das erscheint um so notwendiger, als der Sprachgebrauch selbst des wissenschaftlichen Schrifttums auf diesem Gebiet noch recht uneinheitlich ist. Wir schließen

uns hier an die neueste zusammenfassende Arbeit aus dem Gebiet der Pflugforschung an: P. Leser, Entstehung und Verbreitung des Pfluges (Ethnol. Bibl. Anthropos III, 3, Münster i. W. 1931).

Man kann drei Urtypen, sozusagen reine Pflugrassen, herausschälen. In rohen Grundzügen sind es folgende: wir beginnen mit dem uns allen noch geläufigen sog. vierseitigen Pflug (Typ 1). Dessen Gerippe besteht aus folgenden Teilen: der Sohle (A B), der Sterze (B C), dem geraden Grindel (D E), an dessen vorderem Ende die Zugkraft einsetzt, und der Griessäule (F G). An diesem Gerippe sitzen die arbeitenden Teile, Sech, Schar und Streichbrett. Für diesen Pflug ist das Radvorgestell charakteristisch. — Der 2. Typ hat an Stelle des geraden Grindels den sog. Krümel (D E), d. h. ein am hinteren Ende der Sohle ansetzendes, nach vorn sich krümmendes Holz. Die Griessäule (F G) kann fehlen. — Der 3. Typ scheint der primitivste zu sein. Ihm fehlt die Sohle; der arbeitende Teil (A B) besteht entweder zusammen mit dem Grindel (B E) oder zusammen mit der Sterze (B C) aus einem einzigen Stück. Die Griessäule (F G) kann fehlen.

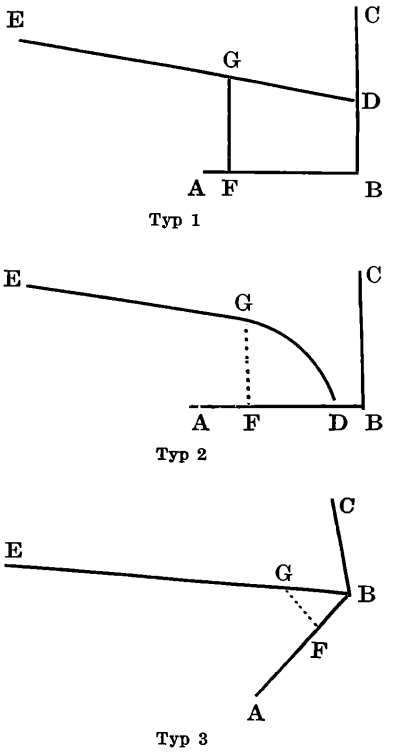


Abb. 1.

Werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf die Quellen für die Geschichte des Pfluges. Aus der antiken Mittelmeerkultur besitzen wir zeitgenössische Abbildungen und Modelle, aus der Kaiserzeit außerdem Angaben sowohl in der hochstehenden landwirtschaftlichen Fachliteratur, wie auch in der sonstigen Literatur der Römer. Diese Angaben sind allerdings in ihrer Mehrzahl keineswegs eindeutig klar, sondern lassen mehrere Ausdeutungen zu. Das muß leider auch von der bekannten Stelle in der Naturgeschichte des Plinius gelten, wo er nach Ansicht mancher Forscher von dem angeblich in Rätien erfundenen Radvorgestell zum Pflug zu sprechen scheint.

Schlecht bestellt ist es mit den einschlägigen Quellen im nordischen Kulturkreis. Einzigartig standen bisher die zweifelsfrei auf die Bronzezeit zu datierenden Felsritzungen in Schweden da. Die hier dargestellten Pflüge gehören offensichtlich zu unserem Typ 3 (Abbildung und Beschreibung in dem genannten Werk von P. Leser, ferner bei Sophus Müller, Charrue, joug et mors, Mémoires de la Société Royale des antiquaires du nord, Nouv. Série 1902, Copenhague). Dann haben Bodenfunde eine Reihe ähnlich altertümlicher Pflüge zutage gebracht: 1. den Pflug von Døstrup in Jütland,

gewissermaßen eine Mischung von unserem Typ 2 und 3, aber jedenfalls dem Typ 2 näherstehend; 2. den Pflug von Papau in Westpreußen, Typ 2; 3. den Pflug von Dabergotz in der Mark Brandenburg, Typ 2; 4. kürzlich erst den Pflug von Walle bei Aurich i. Ostfr., Typ 2 (Abbildung und Beschreibung von 1—3 bei P. Leser, von 1 auch bei S. Müller, von 4 bei K. H. Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte[2], Hildesheim und Leipzig 1934). Das betrübliche bei den zu 1—3 genannten Funden ist die Unmöglichkeit ihrer Datierung. Von der Tiefe der Unklarheit, die in diesem Punkte herrscht, bekommt man einen Begriff, wenn man liest, wie bei einzelnen dieser Pflüge die zeitliche Ansetzung durch die verschiedenen Fachleute zwischen der Steinzeit und dem frühen Mittelalter schwankt. Nur das Alter des zuletzt genannten Pfluges von Walle hat man mit Hilfe der modernsten Forschungsmethode, der sog. Pollenanalyse, festlegen können. Danach ist dieser Pflug zum mindesten noch in die jüngere Steinzeit, also rund 3500 v. Chr., anzusetzen. Er ist also um mehrere Jahrhunderte älter als der früheste bekannte ägyptische Pflug und damit der älteste bekannte Pflug überhaupt.

Der Fund des datierbaren Pfluges von Walle läßt sich in seiner Bedeutung kaum überschätzen. Er ist zunächst der erste positive Beweis dafür, daß der Pflugbau schon unseren steinzeitlichen Vorfahren bekannt gewesen ist, während alle bisherigen angeblichen Beweise für deren Pflugbau sich als Trugschlüsse nachweisen ließen, und er ist damit eine Bestätigung für das aus anderen Gedankengängen gewonnene Ergebnis W. Darrés, daß der Ackerbau die kulturelle Grundlage der nordischen Völker gewesen ist. Darüber hinaus scheint mir der Fund des datierbaren Pfluges von Walle geeignet, die Auffassungen P. Lesers, die dieser in seinem obengenannten Buch, dem umfassendsten und zuverlässigsten Werk auf seinem Arbeitsgebiet, vertritt, in wichtigen Punkten zu modifizieren, sowohl hinsichtlich des Abstammungsverhältnisses, in dem die einzelnen Pflugtypen zueinander stehen, wie auch hinsichtlich ihrer Zuteilung zu den verschiedenen Kulturkreisen. Dies im einzelnen durchzuführen, muß dem Völkerkundler vorbehalten bleiben; nur auf einige Punkte sei hier aufmerksam gemacht, die für die Bewertung der Kultur des nordischen Kulturkreises von Bedeutung sind.

Der auf den schwedischen Felsritzungen der Bronzezeit dargestellte Pflug, unser Typ 3, gilt wohl im allgemeinen als der primitivste, gewissermaßen als der Urpflug, aus dem die anderen Typen sich entwickelt haben. Angesichts der Tatsache, daß der Pflug von Walle, ein Pflug mit Krümel, unser Typ 2, gut zwei Jahrtausende älter ist als die schwedischen Feldritzungen, mag die Richtigkeit jenes Abstammungsverhältnisses als zweifelhaft erscheinen. Hält man jedoch an jenem Abstammungsverhältnis fest, so wird man auch die Entstehung jenes Urpfluges im nordischen Kulturkreis der Steinzeit annehmen müssen, obwohl Belege für sein Vorkommen aus den südlichen Teilen des mittelländischen Kulturkreises bekannt sind, die zwar älter als die schwedischen Felsritzungen, anderseits aber jünger als der Pflug von Walle sind.

Den Pflug mit Krümel, unseren Typ 2, dessen bei weitem frühester Vertreter der Pflug von Walle ist, schreibt P. Leser der vorindogermanischen Kultur des mittelländischen Kulturkreises als seines Entstehungs- und Ausstrahlungsgebietes zu. Diese Auffassung läßt sich nicht mehr festhalten, nachdem das hohe Alter des Pfluges von Walle festgestellt worden ist, ein Untersuchungsergebnis, das erst nach Erscheinen des Leserschen Buches bekanntgeworden ist. Die Sache liegt also nicht so, wie Leser noch annahm, daß die Hellenen und die Italiker, für deren Kultur dieser Pflugtyp seit der Antike bis in unsere Zeit hinein charakteristisch ist, diesen bei ihrer Einwanderung in die neue Heimat hier vorgefunden und übernommen haben. Vielmehr müssen sie diesen Pflugtyp aus ihrer nordischen Urheimat mitgebracht und dem mittelländischen Kulturkreis übermittelt haben. Es besteht daher auch keine Veranlassung, germanische oder deutsche Pflüge dieses Typs, wie den Pflug von Døstrup und den rheinländischen Hunspflug, als Ausstrahlungen des mittelländischen Kulturkreises in den Norden zu erklären.

Für Entstehungszeit und -ort des sog. vierseitigen, des eigentlich deutschen Pfluges besitzen wir gar keine unmittelbaren Zeugnisse, obwohl dieser m. E. zweifelsfrei der jüngste der historischen Pflugtypen ist. Erhalten ist nur eine Reihe von aus dem Mittelalter stammenden Abbildungen, deren früheste folgende sind: die in einem angelsächsischen Kalender des 10. Jahrhunderts, die auf dem normannischen Teppich von Bayeux aus dem 11. Jahrhundert und schließlich die früheste deutsche Abbildung im Hortus deliciarum der Herrat von Landsberg von 1170. Aus unseren schriftlichen Quellen ist, soweit ich sehe, für die technische Seite des Pfluges so gut wie nichts zu entnehmen.

Nach alledem muß es als aussichtslos erscheinen, mit den der Geschichtswissenschaft eigentümlichen Mitteln unserer Frage beizukommen. Der Historiker wird also andere Wege suchen müssen, und diese führen zu den Nachbardisziplinen unserer Wissenschaft. Die Ergebnisse der Sprachwissenschaft, die sich auch mit dem Problem des Pfluges befaßt hat, sind zum größten Teil für uns nur mit der alleräußersten Vorsicht zu verwenden, schon aus dem Grunde, weil die Verknüpfung von Wort und Sache durchaus nicht als für alle Zeiten und Völker oder Stämme feststehend vorauszusetzen ist. Im Gegensatz zur Sprachwissenschaft scheinen mir zwei andere Nachbardisziplinen imstande, den Historiker in dieser Frage zu einer gewissen Klarheit zu führen, das sind die deutsche Volks- und Altertumskunde und die Völkerkunde.

Der mittelalterliche Historiker wird zunächst ein gewisses Mißtrauen empfinden gegenüber einer Hilfe, die ihm von seiten der Volks- und Altertumskunde kommt. Geht diese Disziplin doch im wesentlichen von dem Bild der uns noch heute in der Praxis erfaßbaren Zustände aus und versucht, von hier aus Linien nach rückwärts zu ziehen, und müssen doch diese Linien sich infolge des fast völligen Mangels an früheren Quellen schon sehr bald verlaufen. Das Mißtrauen des mittelalterlichen Historikers erscheint also zunächst sehr berechtigt; es wird sich jedoch bei tieferem Eindringen in

diesen Stoff legen. Freilich ist das Gebiet der Pflugforschung in der deutschen Volkskunde bislang nicht gerade mit Vorliebe gepflegt. Eindringende Spezialforschungen, die nur in lokaler Begrenzung vorgenommen werden können, fehlen für die weitaus meisten deutschen Landschaften. Die bei weitem größte Zahl unserer landschaftlichen Volkskunden schenkt dieser Frage keine oder nur die oberflächlichste Beachtung. Als Beispiel für rühmliche Ausnahmen seien hier nur A. Andree und K. Heckscher genannt. Eine zusammenfassende Übersicht über das Vorkommen der verschiedenen Pflugarten in Deutschland von seiten der Volkskunde ist, soweit ich sehe, noch nicht geliefert. P. Leser gibt eine solche Übersicht, wenn auch nur eine summarische, wie der Rahmen seines Buches es bedingt. Trotz aller dieser Mängel können wir sagen, daß die Grundzüge im Bild der Verbreitung der verschiedenen Pflugarten in Deutschland feststehen. Aus diesem Bild entnehmen wir folgendes: Nahezu in ganz Deutschland erscheint der sog. vierseitige Pflug verbreitet, zwar mit zahlreichen mehr oder weniger charakteristischen landschaftlichen Unterschieden, aber im großen und ganzen in einheitlicher Gestalt. In diesem Bild heben sich bestimmte Pflugprovinzen ab, in denen ganz andersartige Pflugtypen vorkommen, die jeweils in ihrem Bereich teils vorherrschend, teils als untergeordnete Geräte neben dem vierseitigen Pflug vorkommen.

Hier erhebt sich die in unserem Zusammenhang entscheidende Frage: Dürfen wir dies Bild, das den Zustand der Pflugverbreitung in neuerer, ja neuester Zeit wiedergibt, in ferne Vergangenheit übertragen? Diese Frage darf m. E. bejaht werden. Denn jenes Bild weist höchst altertümliche Züge auf. Es zeigt z. B. einerseits im kolonialen Deutschland stellenweise das Vorkommen von Pflugformen, die nachweislich dem nichtdeutschen Osten angehören; zum andern zeigt es gerade im Rheingebiet Pflugformen, die ebenfalls grundsätzlich von dem deutschen vierseitigen Pflug abweichen.

Eine dieser nur im westlichen Teil Deutschlands vorkommenden Pflugarten zieht unsere höchste Aufmerksamkeit auf sich, da die Tatsache und die Gegend ihrer Verbreitung von grundsätzlicher Bedeutung in unserem Zusammenhang zu sein scheint. Es handelt sich dabei um den sog. Hunspflug (Abbildung und Beschreibung bei Leser), der in dem größten Teil der heutigen Rheinprovinz teils vorherrschend, teils verbreitet ist, freilich nach Angabe Lesers nicht über das 18. Jahrhundert hinaus in die Vergangenheit zurückverfolgt werden kann. Dieser Hunspflug gehört zum Typ der Pflüge mit Krümel und gleicht in allen wesentlichen Punkten dem uns bekannten römischen Pflug. Daß diese Pflugform im Rheinland altbodenständig ist, beweist der Umstand, daß in Köln zwei kleine Bronzemodelle des römischen Pflugs ausgegraben worden sind, die aus der Römerzeit stammen. Wir halten also als Ergebnis fest: im Rheinland, wo von vornherein das stärkste Nachwirken römischen Einflusses auf deutschem Boden zu erwarten ist, kommt eine Pflugart vor, die grundsätzlich von dem allgemein deutschen vierseitigen Pflug abweicht. Wer den Pflug mit Krümel für ein Erzeugnis des mittelländischen Kulturkreises hielt, wie es bis zum Gelingen der Datierung des Pfluges von Walle vielleicht nahe lag und wie

Leser es tat, mußte zu dem Schluß kommen, daß jener rheinländische Hunspflug von dem zur Römerzeit eingeführten römisch-mittelländischen Pflug abstammte. Diesen Schluß benötigen wir nicht mehr, seitdem die nordische Heimat des sog. römischen Pfluges nachgewiesen worden ist. Wir dürfen demnach wohl annehmen, daß der von den Römern ins Land gebrachte Pflug sich mit dem bei den linksrheinischen Germanen von altersher üblichen deckte, neben dem hier vielleicht schon damals der vierseitige Pflug im Aufkommen begriffen war. Römischer Kultureinfluß dagegen wird es gewesen sein, der das Durchdringen des jüngeren vierseitigen Pfluges bei den linksrheinischen Germanen verhindert hat.

Dem Problem der Entstehung des vierseitigen Pfluges, des für die Geschichte der deutschen Landwirtschaft interessantesten Gerätes, ist Leser mit den wissenschaftlichen Methoden der Völkerkunde nachgegangen. Er kommt zu folgenden Ergebnissen: Bei den Germanen waren vierseitige Pflüge mit Sech und Radvorgestell bestimmt vorrömerzeitlich verbreitet, wie auch Dreschflegel und Rahmenegge mit Zähnen; diese Geräte sind weder mittelmeerländischen noch gallischen Ursprungs; Sech und Radvorgestell sind Erfindungen, die die Römer in ihren Kolonialgebieten von den Germanen übernommen haben; das gelegentliche Vorkommen von Sech und Radvorgestell in Südeuropa geht überall auf germanischen Einfluß zurück.

Auf eine absolute Wertung der verschiedenen Pflüge vom Standpunkt der landwirtschaftlichen Zweckmäßigkeit können wir uns hier nicht einlassen. Eine derartige Wertung stößt überhaupt auf schwer zu überwindende Schwierigkeiten, da die jeweiligen Auffassungen über die beste Art des Pflugbaues nach Zeit und Ort stark wechseln. Soviel ist jedoch ganz sicher, daß der dem germanischen Kulturkreis entstammende vierseitige Pflug unter den historischen Pflugtypen den technisch kompliziertesten und den größten Arbeitsaufwand erfordernden darstellt. Die Konstruktion und die Verbreitung dieses Gerätes ist ein zuverlässiges Zeugnis hochstehenden technischen Könnens und starken Arbeitswillens des germanischen Bauern.

Auch vom Standpunkt des Völkerkundlers kommt Leser zu folgendem Ergebnis: „Die germanische Landwirtschaft stammt, was die Geräte angeht, nicht aus Rom, sondern ist Rom gegenüber selbständig; sie stand in bezug auf die Bodenbearbeitung vor Eindringen des römischen Einflusses auf mindestens der gleichen Höhe, wie die römische, und ist, was ihren Gerätebesitz angeht, von der römischen kaum befruchtet worden." Zu einem ähnlichen Urteil gelangte schon vor Leser ein so gründlicher Kenner des germanischen Altertums wie Karl Schumacher, der in seiner „Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande" (Bd. 2, Mainz 1923) schreibt: „Der Ackerbau der Germanen ist lange unterschätzt worden, heute wissen wir, daß er in mancher Beziehung eher dem der Römer voraus war."

Kein vernünftiger Mensch wird die starke Einwirkung der mittelländischen Kultur auf die Germanen, gerade auch was die Technik anlangt, leugnen wollen. Doch wird gerade derjenige, der diese Einwirkung an-

erkennt, mit besonderem Nachdruck diejenigen Gebiete des Lebens hervorheben, auf denen die Germanen Leistungen hervorgebracht haben, die den entsprechenden der römischen Kultur gleichwertig oder überlegen waren. Als ein solches Gebiet war bisher die Technik der Schiffahrt anerkannt. Wir sind berechtigt, daneben zu stellen auch die Technik des Ackerbaus.

Mecklenburgische Heil- und Zaubersegen des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Friedrich Rieck.

Durch das freundliche Entgegenkommen des Polizeimajors G. in Hamburg wurde dem Museum für Hamburgische Geschichte für kurze Zeit ein handgeschriebenes Rezept- und Zauberbüchlein zur Verfügung gestellt. Es enthielt 296 Eintragungen, die, wie ein eingehender Schriftvergleich ergab, den Handschriften vier verschiedener Personen angehörten. Sowohl nach den Schriftproben als auch nach den Nachforschungen des jetzigen Besitzers des Büchleins sind die Aufzeichnungen etwa in der Zeit von 1820 bis 1860 gemacht worden. Der Verfasser der Handschrift II ist uns bekannt. Es war der Schmiedemeister Carl Griefahn, der 1769 zu Teterow geboren, seit 1820 sein Handwerk in Gremmelin bei Güstrow betrieb. Die Handschrift III wird ebenfalls von einem Schmiedemeister, wahrscheinlich von dem Sohn des vorgenannten, herrühren, wofür neben anderem die Tatsache spricht, daß in den Handschriften II und III verschiedene Mittel zum Härten von Stahl sowie für den sicheren Beschlag von Pferden verzeichnet sind. Hauptsächlich finden sich jedoch in dem vorliegenden Büchlein Rezepte zur Heilung von Mensch und Vieh. Es sind teils bäuerliche Apothekerrezepte, teils Hausmittel und endlich Vorschriften für eine magische Krankheitsbehandlung. Mit einem Teil der letztgenannten Gruppe, deren Anzahl insgesamt annähernd 100 beträgt, werden wir uns im folgenden zu beschäftigen haben. Da nämlich infolge der notwendigen Raumbeschränkung eine Ausbreitung des gesamten Materials nicht in Frage kommen kann, soll hier unter Ausfall von Beispielen anderer magischer Heilmethoden die Rolle des gesprochenen Worts innerhalb des magischen Heilverfahrens behandelt werden. Welcher Wertschätzung sich diese Besprechungsformeln allgemein erfreut haben, das geht in unserem Falle am besten daraus hervor, daß die vorliegenden Aufzeichnungen einen steten Wechsel an Eintragungen von Apothekerrezepten, Hausmitteln und den mannigfachen Formen der magischen Krankheitsbehandlung zeigen, woraus sich ja eindeutig ergibt, daß die jeweiligen Besitzer und Benutzer des Büchleins diese verschiedenen Mittel für gleichwertig hielten, wenn nicht vielleicht doch die Heil- und Zaubersegen das größte Ansehen genossen haben.

Neben den Krankheiten, deren Entstehung sich das Volk aus natürlichen Ursachen zu erklären vermag, stehen andere, zu deren Erklärung einfache Beobachtungen und Erfahrungen nicht ausreichen und deren Ursprung man in übernatürlichen Kräften sucht. In solchen Fällen wird dann gewöhnlich angenommen, daß die Krankheiten durch böse, übersinnliche Wesen, Dämonen, oder durch mit dämonischen Mächten verbündete Menschen hervorgerufen seien. Diesen angezauberten Krankheiten begegnet man am besten durch einen starken Gegenzauber, der vor allem von dem bannenden Wort ausgeht, das allerdings nicht selten in Verbindung mit magischen Bräuchen und Mitteln steht. Ebenfalls aus dieser dämonistischen Krankheitsauffassung heraus sind die vielfach auftretenden Personifikationen von Krankheiten entstanden. So ist die einfachste Form des Wortzaubers der Befehl, durch den die Krankheit unmittelbar angesprochen und aufgefordert wird, sich davonzumachen.

Vor Refkor[1]).

1. Refkor und Magenkrampf pack die
dat Negeburt jagt die
drei Kreutze gemacht und da bei gesprochen helf Gott[2]).

Für die Adell[3]).

2. Adel du sast verschwinden.
As dat Loof von Linden,
as de doht in Graff,
as de dot in Sarg.
In Nahmen Gottes des Vaters + des Sohnes + und des heiliegen Geistes +.

Vor Hartspann[4]).

3. Diestel steh fest
Hartspann Vergeh dat du best.
dies wird mit drei kleinen Temiene Reihe gebraucht.

Für Brand[5]).

4. Brand fall in Sand
und nicht in Fluß.
drei Kreutze mit heli Gott drei mal gepußt[6]).

---

[1]) Nach G. Staak, Die mag. Krankheitsbehandlung d. Gegenw. in Mecklenburg, Rostock 1931, S. 141, „ein Sammelname für zahlreiche Krankheitserscheinungen in der Rumpfmuskulatur und den inneren Organen", s. a. ZfVk. 1, 291.

[2]) Der Abschluß der Heilsegen trägt fast immer ein christliches Gepräge. Zumeist gebraucht man wohl die Nennung der heiligen Dreieinigkeit und ein einfaches oder dreimaliges Schlagen des Kreuzes. Nicht so häufig wird dagegen ein „Amen" und, wie im obigen Falle, „helf Gott" gesprochen.

[3]) Sehr schmerzhafte Vereiterung am Finger.

[4]) Nach Staak a. a. O. S. 140: „Schwellungen und Schmerzen, vornehmlich in der vorderen und seitlichen Körpermuskulatur und in den inneren Organen, auch Atemnot", s. oben 5, 195ff.

[5]) Als Brand gilt neben eigentlicher Verbrennung, wofür meist die Bezeichnung „heißer" Brand gewählt wird, jede mit Fieber verbundene Krankheit.

[6]) Dies „Pusten", ein nochmaliges Anhauchen der kranken Stelle nach erfolgtem Segensspruch, ist auch sonst in der Volksmedizin häufig, s. oben 1, 291.

Fürs kallte Fieber.

5. Im Namen Gottes.
Du sollst Aus gehen,
Du sollst nicht weggehen,
Du sollst Aufstehen
Mitt Armsünder vors Gericht gehen.
Amen.

Es bringt einer die Taufnahmen und dies Unter freihen Himmel gesprochen.

Vor das Arg zu stillen.

6. Arg vergeh, blatter steh,
Arg steh stille ist Gottes Wille.
Im Nahmen G. d. V. + d. S. u. d. h. G.
Amen.

Blutstillen.

7a. Blut steh still,
das ist Gottes Will.

Im Namen Gottes den Finger aufgesetzt und dreimal diese Worte Gottes gesprochen.

7b. Die Wunde die du empfindest die soll nicht blühten
soll stille stehen nicht schwehren nicht wehe thun,
In Nahmen G. d. V. d. S. u. d. h. G. + + +

7c. O Christi ehr
O Bluth steh stille
und Bluth nicht mehr.
+ + +

7d. Blut stehe still
wie das Wasser im Jordan[1])
da unser Herr Christus Getauft wurde.
In Nahmen G. d. V. G. d. S. u. G. d. h. G.
Amen.

7e. Christus ist gebohren
Christus ist gestorben
das ist des Vaters wille
Blut steh stille.
Im Namen G. d. V. + d. S. + d. h. G.
dises 3Mahl gesprochen.

7f. Bluths Tropfen ich beschwöhre dich,
das du solst stehen Ewiglich
du solst so süß, und so sanfte thun
wie die süße Milch, die Mutter Mariea Ihrem Kinde gab.
In Nahmen G. d. V. + d. S. + u. d. h. G.

Den Schwindel zu stillen.

8. Schwindelflusch, ich reibe dich
durch Gottes Kraft vertreibe dich
durch Trauf stein reibe dich.
In Nahmen G. d. V. + d. S. + u. d. h. G. +
Amen.

---

[1]) In der Segensliteratur ist diese Legende von dem Stillstand des Jordan bei der Taufe Christi weit verbreitet, s. O. Ebermann, Blut- und Wundsegen, Berlin 1903, S. 24—34 und F. Ohrt, Zu den Jordansegen, oben 1, 269 ff. Ihre Beziehung zu der beabsichtigten Blutstillung ist eindeutig, wie der Jordan still stand, so soll auch das Blut stehen.

Für den Einschott[1]) einer Frau.

9. Weichet ihr Schmerzen
durch meinen Glauben,
wie ihr werdet schauen
weill Gott verspricht,
drum Zweifle nicht.
In Nahmen G. d. V. + d. S. + d. h. G. +

Vor die Kopfschmertzen.

Drücke den Kopf über Kreutz und sprich diese Worte.

10. Kopfwehe gehe zu
wie die Sonne gehet zur Ruh.
In Nahmen G. d. V. G. d. S. G. d. h. G.

Für Reumatismus.

11. Gicht
ich stille dich,
du sollst nicht Rellen.
Du sollst nicht Quellen.
Du sollst nicht Rieten.
Du sollst nicht Splieten.
Du sollst nicht Gehn.
Du sollst still stehn.
Du sollst von Stunde an Vergehn.

Dies wird am Donnerstag oder Sonntagmorgen vor Sonnenaufgang gebraucht oder auch Sonnen Untergang. Der Gichtige geht mit die Bloßen Knie und bloßen Kopf am Birnbaum stehen Und sich zuerst nach Morgen dann nach Mittag und Zuletzt nach Abend anstellen.

Für die Gicht.

12. Wilkommen du helles Mondlicht[2])
Nim weg den Fehler und die Gicht +++
Guter Mond ich klage dir
dei Ritend Gicht Plagt desen Mann.
Frau Nimm von em weg dei Rietend Gicht +++
Gichtschmerz ich soll dir Stillen
und du solst verschwinden
wie das Laub von Linden
wie der Todt im Grabe +++
Gichtschwulst Schwenk dich
Gott lenk dich
Und ga taure Tähn rut.

Jeder Vers 3mahl gesprochen und im Namen G. d. S. d. h. G.

Für das Einschott.

13. Pure Inschott du sast still stahn
bett Pure mit die vört Jüngstgericht geit.
Pure gewunn
und Inschott vörzwunn.
Im Namen G. d. V. d. S. d. h. G.

---

[1]) Schmerzhafte Schwellung an der Brust.
[2]) Häufiger ist sonst die Hinwendung an den wechselnden Mond.

Vor das Wegziehen der Bienen.

Man nimt ein Messer in der rechten Hand wen die Bienen Schwärmen und gehe mitten unter ihnen und sag stilschweigens diese Worte 3mahl.

14. Biene ich sage dir
bleibe hier auf dein Refier
wo du bleibest hier
so höhle ich dir
du solst nicht weiter ziehen.
Im Namen G. d. V. + d. S. + u. d. h. G. +
Amen.

Wan ein Pferd etwas auf die Augen hat gewachsen.

Man muß ein Brodmeßer nehmen wetzen es ab, und machen ein + über das Auge mit dem Meßer und sprechen diese Wörter

15. ick schmir die dat mahl,
dat sal die vergahn,
als den Dau von Grase.
In Nahmen G. d. V. + d. S. + u. d. h. G.[1]).

Dieses muß 3mahl geschehen und das Auge scharf angesehen, wen man das aus spricht, muß ein + gemacht werden, 3 Tage hinter einander, zusammen 9mahl die Wörter gesprochen 9 × gemacht, das Meßer muß nach Jedes malige gebrauch wieder abgewetz werden.

Vor das Verfangen[2]) des Fiehes.

16. Das soll dich vergahn,
als mich verging.
In Nahmen G. d. V. + d. S. + u. d. h. G. +

Wen ein Rindfieh das Rohtewasser[3]) hat.

Die Kuh das rechte Horn angefasset und auf der linken seite gestanden.

17a. Was du hast
har ick ook
dir soll dat vergahn
as mi het dahn
Amen.

17b. Was du hast
das hat ich
dat sall dir vergahn
bis das Dahn.

Diese Worte müssen 3mahl gesprochen werden und wehrend des sprechen muß du mit der Handt von den Kopf an nach den Schwanz den Rücken Grad lang, streichen.

Neben diesen im wesentlichen doch befehlenden Segenssprüchen gibt es andere, die eine Berufung auf die heilige Dreifaltigkeit enthalten oder das Zaubermittel angeben, das dem zauberischen Wort zur Unterstützung an die Seite treten soll. Sie leiten gleichzeitig über zu der zweiten Hauptgruppe der Beschwörungsformeln, den sogenannten epischen Segen, die meist einen unverkennbar christlichen Charakter haben.

---

[1]) Hier wie auch in den drei nachfolgenden Segen erscheint der Befehl stark abgeschwächt und tritt nur in der Form des Wunsches auf.

[2]) Bauchkolik, namentlich bei Pferden.

[3]) Hierunter versteht man in den meisten Fällen das Blutharnen der Kühe.

Das Brand stillen.

18. Das der Brand nicht weiter geht als er ist
das geschiet im Namen d. V. d. S. u. d. h. G.

Den Schwulst zu Stillen.

19. Das der Schwulst vergehet
das geschiet im Namen d. V. d. S. u. d. h. G.

Die Schmerzen zu Stillen.

20. Das die Schmerzen vergehen
das geschieht im Namen d. V. d. S. u. d. h. G.

Den Schwulst oder Brandt zu stillen.

21. Wie hoch ist die Höhe
wie Weitt ist Sie beschrieben
wie Weitt ist die Todte Handt,
damit stille ich diesen Schwulst oder Brandt.
In Nahmen G. d. V. + G. d. S. + G. d. h. G.

Vor den Kalten Brand.

22a. Hirmit nehm ich dein Tottenhand,
damit still ich diesen Kallten Brand.
Drei mal gekreuzt und dreimal in die Kreutz gepußt und gesprochen helf Gott.

22b. Wie hoch der Heben,
wie roth ist der Krebs,
wie Kalt ist der Tottes Mannes Handt,
damit still ich den Kalten brandt.
In Nahmen G. d. V. + d. S. + u. d. h. G.
Amen.

Wen sich einer verbrent hat.

23. Hoch ist der Heffen,
Roth ist der Kreps,
Kalt ist Todten Mans Hand
damit Still ich den Feuer und Brand.
In Nahmen G. d. V. + d. S. + u. d. h. G. +

Vor die Rose zu besprechen.

24. Der Himmel ist Hoch
der Kreps ist Roth;
die Todte Hand ist kallt.
das thun ich vor der Rose und den Kalten Brandt.
In Nahmen G. d. V. + G. d. S. + G. d. h. G. +
Dieses muß 3mahl gesprochen werden.

Für das Verfangen.

25. Dieses Thir hat sich verfangen.
Hoch ist der Himmell
Kalt ist der Totten Mannes Hand
damit Bestreiche ich dem verfange.
Im Namen G. d. V. + d. S. u. d. h. G.

Brandstillen.

26. Ich ging über ein Land
da fand ich eine Todtenhand
ich will ihm hiermit besprechen.
Im Namen Gottes usw.
Dreimal gesprochen.

Für Adel.

27. Ich bin ein Adersmann
da finden sich drei Würmlein an
der eine ist Roth
der andere ist Grün
der Dritte ist Blau[1]).

Dreimal bekreuzt gepußt und helf Gott.

Vor die Augen.

28a. Es Ritten 3 Medgen einen Weg
die erste danst das Graß von Weg
die 2te danst das Laub von Baum,
die 3te danst das Staub von Aug.
In Nahmen G. d. V. d. S. u. d. h. G. +++

28b. Es gingen drei Herzliche Jungfrauen
wohl über einen grünen Steig.
Die eine pflückt das Gras aus dem Steig
Die andere brechte das Gras von den Baum
Die Dritte machte das Bluthmahl von Augen.
Im Namen Gottes.

Für die Roose.

29a. Es kam eine Jungfrau aus entfernten lande
was Trug sie in ihre Handt.
Eine Rose, die Roose Brandt,
die verschwand drey mahl durch Christi Wunden
hab ich die Rose verbunden
du sast nicht brennen
du sast nicht schwellen
solches gebiete ich bey Gott Vater + Sohn + und heiligen Geist +.

29b. Mariea ging über ein Land
sie hatte die Drei Rosen in ihre Hand
Die laufende Rose, die Blatternde Rose und die Ordinäre Rose
ich will hirmit besprechen
das sie möge versteuben und wegfliegen.
Im Namen Gottes. Dreimal.

Für den Kalten Brand.

30. Mariea ging aufs Land
da fand sie einen Stock, der Brand.
Den Nahm sie,
damit stilt sie den Rothlauf und den Kalten Brand.
In Nahmen G. d. V. + d. S. + u. d. h. G. +

Vor die Gigtt zu stillen.

31. Christus fuhr gen Himmell
was fand er da
einen Goldene Rinck

---

[1]) Nach C. Seyfarth, Aberglaube und Zauber in der Volksmedizin Sachsens, Leipzig 1913, S. 21, entsprechen diese drei Farben den verschiedenen Stadien der Entzündung: Röte (rot), Eiterung (grün) und brandiges Absterben (blau).

damit still ich alle Wehtage
den Gichtfluß den Stichfluß
den Krampffluß den Salzfluß
den Schlagfluß[1]), und das Heiliege Ding[2]).
In Nahmen G. d. V. + d. S. + u. d. h. G. Amen.

Wen ein Pferd nicht Stallen[3]) kann.

32. Petro Sprach zu Christo
dies Pferd kann nicht Stallen
Christo Sprach zu Petro
Stoße es dreimahl in der Linken Seite
so wirds wohl Stallen.
In Nahmen G. d. V. d. S. u. d. h. G. Amen.

Für den Einschott einer Frau.

33. Petrus und Paulus
dey gingen tausamen tau Holtt und tau Busch
da wollen sey seuken dat Unkruth
damit wollen sey stillen den Inschott.
In Nahmen G. d. V. + d. S. + u. d. h. G. +
3 Mahll Stillen.

Bluth zu stillen.

34. Johannis der Evangelist
durch Jesum Christ
durchs Jordans Batt
das Bluth stille Stehn datt.
+ + +

Ein Diebes Segen.

35. Mariea ging über eine grüne Wiese,
da kamen 3 Diebe
die wolten Mariea das Kind stehlen.
Mariea sprach zu Petro
Bind, Bind, Bind.
Petro sprach ich habe gebunden
mit Eisen Band und Gottes Hand.
Die Diebe müssen gebunden sein,
sie sollen stehn wie ein Blok
sie sollen stehen wie ein Bock.
sie sollen zählen alle Sterne
die an den Himmel stehen
und noch aufgehen
der Himmel soll seine Hütte
und der Welt soll seine gantze Glied
das der Dieb darum zur Buße zeigt.
In Nahmen G. d. V. + G. d. S. + G. d. h. G. +

Mag auch die Grenzziehung zwischen Zaubersegen und Gebet im einzenen noch hart umstritten[4]) sein, so ist doch offenbar, daß grundsätzlich

[1]) Hier spukt unbestreitbar noch die alte Humoralpathologie, die in den „Flüssen" des Körpers, insbesondere im Blut, den Entstehungsort vieler Krankheiten sah.
[2]) So wird nicht selten die Rose im Volksmund bezeichnet.
[3]) Stallen = urinieren.
[4]) HDA. 3, 358.

zum mindesten auf den primitiv volkstümlichen Bewußtseinsstufen kein Unterschied zwischen beiden besteht. Der volkstümliche Mensch sieht eben sowohl im Zaubersegen als auch im Gebet eine Folge von Worten, die von nicht zu ergründender wunderbarer Kraft erfüllt sind, und denen man darum in gläubiger Zuversicht vertrauen muß.

Ein Gebeth für den Feind.

36. Gott bewahre mich mein Fleisch und Bluth
vor allen falschen Zungen vor alle Böse Wunde,
daß mich kein Mörder zur Haunt,
daß mich kein Kugel verletz,
er sey von Eisen und Stahll mit Metall oder Silber oder von Gold,
mit Gott geh ich Ueber der Straßen,
Gott der Vater wird mich nicht Verlassen,
ich Opfere mich auf die fünf Wunden Jesu Christi.
+ + +

Die Volkskunde als Grundwissenschaft der Kulturgeographie.

Von Herbert Schlenger.

In den beiden letzten Jahrzehnten macht sich in der Kulturgeographie ein Streben zur volksmäßigen Verankerung der Kulturerscheinungen bemerkbar, wie umgekehrt die wissenschaftliche Volkskunde bestrebt ist, bei einer kartographischen Ordnung ihrer Betrachtungsgegenstände auch die chorologischen Bindungen dieser Objekte zu untersuchen, ohne daß aber beide Wissenschaften über eine äußere Fühlungnahme hinaus eine in ihren Grundfragen sich bemerkbar machende Anregung bisher empfangen haben. Im Gegenteil führen solche Überschneidungen im Zeitalter streng organisierter Wissenschaft eher zur Herausbildung neuer Disziplinen, die dann in vielen mühseligen Untersuchungen sich oft vergeblich um ihre Lokalisation im System der Wissenschaften bemühen und darum auch zunftmäßig nicht vollgültig betrieben werden können. Bei diesen methodologischen Bemühungen — jeder, der in diesen „Zwischen-Wissenschaften" arbeitet, wird zwangsläufig immer wieder zu Überlegungen dieser Art geführt — wird allerdings eines recht oft nicht genügend beachtet: daß das System der Wissenschaften kein Schubfachsystem mit schlechthinniger Absonderung ist, sondern in seinem Strukturgefüge immer wieder zur Zwischenschaltung neuer Wissenschaftszweige führt, um so — theoretisch gesprochen — der innewohnenden Ganzheitsforderung des Wissenschaftssystems in einem unabgeschlossenen Prozeß fortlaufend gerecht zu werden. Diese erkenntnistheoretisch begründbare Wissenschaftsgliederung ist nicht zu verwechseln mit dem technischen Prinzip einer zunehmenden Arbeitsteilung, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß diese viele entscheidende Anregungen zur immer feiner werdenden Gliederung der Wissenschaften

gegeben hat, da diese eben an Personen gebunden sind, die aus offensichtlichen Gründen nicht mehr in der Lage sind, zahlreiche Wissenschaftszweige in gleichem Umfang und gleicher Tiefe zu beherrschen. Aus einer solchen Einsicht heraus kann es sich im folgenden nicht darum handeln, jeder der beiden Wissenschaften ein wohl umschriebenes Arbeitsgebiet zuzuweisen, es soll im Gegenteil gezeigt werden, wie sich am gleichen Gegenstand — dem deutschen Volke — beide Fragestellungen befruchten können und müssen, soll die Forschung nicht lebensfremd bleiben und den Forderungen einer harten völkischen Wirklichkeit gerecht werden. Es scheint ein Lebensgesetz zu sein, daß der Praktiker eher den Weg zur Wissenschaft findet, als daß der Wissenschaftler aus seinem Arbeitsgebiet heraus zur praktischen Verwirklichung seiner Ideen gedrängt wird. Dies überläßt er recht häufig anderen, ohne daß diese sich dessen oftmals recht bewußt zu sein scheinen. Mit dieser Wendung soll ein zweiter Gesichtspunkt der folgenden Betrachtung herausgestellt werden. Beide Wissenschaften, die Volkskunde wie die Kulturgeographie, haben in den letzten Jahren enge Beziehungen zu den Erfordernissen der Gegenwart geknüpft, die Volkskunde in den Bestrebungen um eine artgerechte Volkstumspflege und die Kulturgeographie in den Fragen einer behördlich geregelten Planung der deutschen Kulturlandschaftsentwicklung. Und schließlich ist es ein drittes, auf das einleitend die Aufmerksamkeit gelenkt werden soll: die Neugestaltung des staatlichen und völkischen Lebens Mitteleuropas in der Nachkriegszeit hat insbesondere das deutsche Volk — da seine Glieder von allen europäischen Völkern unter der größten geographischen Zersplitterung leiden — zur Überprüfung seiner Lebensgrundlagen im Wohnraum und in der physisch-seelischen Kraft seiner Glieder geführt und vor allem die Volksgenossen für die Erhaltung des völkischen Lebens als wichtig erkannt, die als Grenz- und Auslandsdeutsche im vornehmlichen Gedanken- und Kulturaustausch mit den Nachbarvölkern stehen und hier einer deutschen Mission dienen. Damit entstand die deutsche Sprachinselkunde, in der eine von der völkischen Wirklichkeit geforderte Synthese volksdeutsch ausgerichteter Wissenschaften angestrebt und erreicht wird, in der Volkskunde und Kulturgeographie als tragende Pfeiler größte Bedeutung besitzen.

Zur exakten Durchdringung des aufgeworfenen Fragenkreises wäre es erforderlich, beide Wissenschaften eindeutig zu definieren. Aber schon ein solcher Versuch stößt auf unüberwindbare Schwierigkeiten; denn welche der in der wissenschaftlichen Volkskunde gegebenen Definitionen über Ziele und Aufgaben soll hier zugrunde gelegt werden, ohne daß dabei bisher mit gutem Erfolg gepflegte Teilgebiete vorzeitig ausgeschaltet und einer Nachbarwissenschaft als Anhängsel zugewiesen werden. Dieselben Hindernisse bietet die Kulturgeographie, deren Definition die eindeutige Begriffsbestimmung der Geographie voraussetzen würde; dies ist aber ein Unterfangen, das sich in diesem bescheidenen Rahmen von selbst verbietet. Diese Bescheidung bedeutet nicht einen Verzicht auf den Wissenschaftscharakter beider Disziplinen, sondern nur eine Beschränkung auf diejenigen Züge ihres Wesens, über deren wesensbestimmende Gültigkeit allenthalben Über-

einstimmung herrscht. So ist zu hoffen, daß kategorisch geforderte Einengungen und Ausweitungen der Arbeitsbereiche beider Wissenschaften vermieden werden, dafür aber ein helleres Licht in ihre lebendigen und die Wissenschaftspflege befruchtenden Beziehungen fallen wird. Auch der Terminus „Grundwissenschaft" verlangte eigentlich eine Definition, die die Frage der pyramidalen Stufung der Wissenschaften aufwerfen müßte, dabei aber zu dem Ergebnis käme, daß der Charakter der Grundwissenschaft jeder Einzelwissenschaft innewohnen kann, je nachdem die Beziehungen zu einer andern untersucht werden. Der recht häufig benutzte Ausdruck der Hilfswissenschaften ist absichtlich vermieden worden, da er das hier Gemeinte nicht trifft, vielleicht auch eine ungewollte Wertung in sich schließt. Nicht volkskundliche Ergebnisse sollen vom Kulturgeographen „übernommen" werden — dies könnte er ja ohne tiefere Einblicke in die Volkskunde und deshalb ohne grundsätzliche Bedeutung für seine eigene Disziplin —, sondern seine Fragestellung soll von vornherein auf die der Volkskunde abgestimmt und zu ihr in Beziehung gesetzt werden, ohne daß er dabei zum Volkskundler würde. Müßig ist es schließlich, noch hervorzuheben, daß die Darlegung der gestellten Aufgabe durchaus im Rahmen der seit einigen Jahren immer wieder mit Recht geforderten deutschen Volksforschung erfolgt, ohne daß damit der Anteil der beiden Disziplinen an dem wissenschaftlichen Oberbau einer ganzheitlichen Volksforschung hier schon genau festgelegt würde[1]).

Bei der Behandlung der Bedeutung der Volkskunde für die Kulturgeographie soll von den Arbeitsweisen, den Gegenständen und den Fragestellungen der Kulturgeographie ausgegangen werden. Unter den mannigfachen Versuchen in dieser Richtung verdient die Abhandlung von H. Hochholzer über „Begriffsbildungen und Arbeitsmethoden der Kulturgeographie" in erster Linie genannt zu werden, deutet sie in gewisser Weise doch auch schon eine Reihe von Beziehungen an, die die Kulturgeographie mit geisteswissenschaftlichen Disziplinen verbindet, ohne daß sie näher ausgeführt werden konnten[2]). Hochholzer zeigt in einem geschichtlichen Rückblick, wie sich die Kulturgeographie allmählich von der Anthropogeographie zu lösen beginnt, und wie die „Anthropogeographie" wohl ein wenig nach der biologischen Seite strebt, die „Kulturgeographie" aber im Gegensatz hierzu der „geisteswissenschaftlichen" Richtung angehört. Dabei wird hervorgehoben — und hier soll es mit besonderer Betonung wiederholt werden —, daß in der Kulturgeographie „die Geisteskräfte des Menschen neben den Naturkräften eine zumindest gleichgeordnete Rolle spielen". Das heißt also, daß auch vom Geographen bei der Erklärung der chorologischen Anordnung bestimmter Kulturelemente nicht bloß nach deren

[1]) Zahlreiche Beispiele zu diesem Fragenkreis bieten die Abschnitte „Der Raum und die Zahl" und „Die Kulturgrundlagen und der Wandel der Kulturen" in A. Helboks Schrift „Was ist deutsche Volksgeschichte? Ziele, Aufgaben und Wege", Berlin u. Leipzig 1935, S. 28—41, 42—69.

[2]) Zs. d. Ges. f. Erdkunde Jg. 1931, 202—217. Mit Beschränkung auf die deutsche Volkskunde gibt einige besondere Ergänzungen hierzu O.-A. Isbert, Geographie und Volkskunde in der Deutschtumsforschung: Deutsche Hefte f. Volks- und Kulturbodenforschung 2 (1931/32), 60—73.

Naturgebundenheit, sondern auch nach ihrer Abhängigkeit vom Menschen als denkendem und fühlendem Wesen gefragt werden muß, freilich eine Forderung, die nicht immer ohne Gefahr des Abgleitens in andere Wissenschaften erfüllt werden kann. Bei einer großräumigen Ausdehnung der Kulturgegenstände, etwa bestimmter Religionen, ist diese Gefahr verhältnismäßig klein, groß wird sie erst bei einer dementsprechenden Behandlung auf kleinem Gebiet, etwa dem des deutschen Volksraumes. Hier erkennt man sogleich, daß in einem solchen Umfang das angeführte Beispiel einer sinnvollen Behandlung mehr oder weniger entbehrt. Hochholzer weist ferner daraufhin, daß, in der Sprache der Kulturphilosophie zu reden, die allgemeine Anthropogeographie mehr zum nomothetischen, die Kulturgeographie dagegen mehr zum idiographischen Forschen neige. Dabei kann sie sich sowohl der einzelbeschreibenden wie der vergleichenden Methode bedienen, „sie kann allgemeine Kulturgeographie oder auch kulturgeographische Länderkunde (regionale Kulturgeographie) sein." Der um die geographische Methodik mannigfach verdiente S. Passarge hebt hervor, daß im Gegensatz zur Landschaftskunde die Länderkunde stets kulturgeographisch[1]), d. h. also historisch, ausgerichtet ist, wobei „Kultur" nicht allein auf das „Sichtbare" beschränkt wird, sondern auch das irrationale Element jeder Kulturforschung, der menschliche Geist, einer genauen Würdigung unterzogen wird, und zwar nicht bloß in einigen seiner Äußerungsformen, wie er sich etwa in der Literatur, in der Religion oder im Staatsleben offenbart, sondern in allen. Das gesamte Volkstum in seiner sichtbaren und unsichtbaren Gestalt gehört in die Betrachtung jeder modernen Länderkunde, eine Forderung, die bislang wohl mehr bei der Darstellung außereuropäischer Länder berücksichtigt worden ist als bei den alten Kulturvölkern Europas. Eher wurden die Ergebnisse der Völkerkunde mitverarbeitet als beispielsweise die der deutschen Volkskunde bei einer Landeskunde Deutschlands. Gewiß mag der Grund dafür vornehmlich darin zu suchen sein, daß es bisher an geeigneten Darstellungen des volkskundlichen Gutes fehlte, die es dem Geographen ermöglichten, das Volkstum in seine länderkundliche Synthese aufzunehmen. Mit dem Übergang zur kartographischen Darstellungsform hat sich darum von selbst auch der Versuch zur kulturgeographischen Auswertung volkskundlicher Gegenstände eingestellt. Man hüte sich allerdings vor der seichten Ansicht, daß die volkskundliche Karte schon Kulturgeographie sei; denn dies hieße methodische Fragestellung und Darstellungsform verwechseln. Die kartographische Darstellung eines statistisch gesammelten Stoffes ist eben nichts weiter als der Anfang einer Untersuchung, nicht ihr Ende und darum auch nicht ihr Ziel. Etwas anderes dagegen ist es, wenn etwa die aus einer solchen Karte herausgelesenen Kulturströmungen durch Pfeile oder dergleichen dargestellt werden, wie dies B. Schier in seinen „Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa" versucht[2]). Wenn erst mehr derart übersichtliche Unter-

[1]) Einführung in die Landschaftskunde, Berlin u. Leipzig 1933, S. 77—91.

[2]) Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde 21, Reichenberg 1932, Karte 6, 7, 8.

suchungen vorliegen werden, wird auch das deutsche Volkstum in einer Länderkunde von Deutschland ausführlicher als bloß in einer „deutschen Volkstumskarte" erscheinen, die zudem als bisher sicherstem Kriterium für die Volkszugehörigkeit in der Regel nichts weiter als eine Sprachenkarte ist. Wer selbst an den Grenzen Deutschlands arbeitet, erkennt, wie notwendig es ist, bald weitere stützende Kriterien für das Volkstum, wie Sitte und Brauch, Volksglaube usw., zu erhalten; denn eigentlich nur die Volkskunde kann die breite Grundlage für die jetzt immer mehr geforderte völkische Geographie liefern. Darüber soll weiter unten noch im Zusammenhang mit der Sprachinselkunde gesprochen werden. Um jedoch einem Mißverständnis vorzubeugen, soll noch einmal gesagt werden, daß den Geographen keineswegs die Volkssprache, die Sitte, der Brauch an sich als lokale Erscheinung interessieren, sondern nur ihre Verankerung und Lagerung im Raum sind Aufgaben einer Kulturgeographie.

Vielleicht kann das bisher Gesagte an einigen Beispielen verdeutlicht werden, und zwar zuerst an einigen Sachgütern. Nach bisheriger Gepflogenheit ist die Wiege nicht als Gegenstand kulturgeographischer Betrachtung anzusehen. Anders ist es mit einer Karte der Verbreitung der Wiegenformen; denn sie bietet dem Geographen so zahlreiche Anknüpfungspunkte und Hinweise für eine kulturgeographische Gliederung des deutschen Volks- und Kulturformenraumes, daß nicht einzusehen ist, warum sie für seine Betrachtungen weniger bedeutungsvoll sein sollte als mancher andere, auch nur mehr oder weniger willkürlich ausgesuchte Gegenstand. Im Gegenteil macht B. Schier gerade im Hinblick auf die Wiege darauf aufmerksam[1]), daß „die Kleinformen des äußeren Lebens trotz ihrer leichten Beweglichkeit beharrlicher als grundlegende Fragen der Konstruktion und der Grundrißgestaltung sind; sie stehen zwar nicht außerhalb des Vorganges der fortschreitenden Kultivierung, doch sind sie weniger eng mit ihm verflochten"[2]). So erlaubt die an anderer Stelle wiedergegebene Karte der Wiegenformen[3]) noch heute eine Abgrenzung der europäischen Kulturkreise auf volksdeutschem Boden, während dafür bisher vom Geographen eigentlich immer nur das Haus herangezogen wurde. Schier weist am Beispiel der Wiegenformen darauf hin, daß der deutsche Siedlungsraum im Schnittpunkt zweier großer Kulturkreise liegt, des westeuropäischen (Kufenwiege), der sich auf deutschem Boden entsprechend der Gliederung in nieder- und hochdeutsche Mundarten in einen des Längsschwingers (Niederdeutschland) und einen des Querschwingers (Ober- und Mitteldeutschland) aufspaltet, und des nord- und osteuropäischen (Schaukelwiege), von dem allerdings nur noch einzelne Reste in der Form der Hängewiege im Vogtland, in der Wendei und in den Sudetenländern stehen. Gerade diese Restformen sollten die Fragestellung des Kulturgeographen

[1]) Das deutsche Bauernhaus der Slowakei. Aus Österreichs Grenzsaum. (Vgl. unten S. 197, Anm. 2.) Leipzig u. Wien 1933, S. 27—51.

[2]) Ebd. S. 45.

[3]) H. Schlenger, Die Sachgüter im Atlas der deutschen Volkskunde: Jb. f. hist. Volkskunde 3—4 (1934), 366.

beeinflussen, sei es, daß er sie etwa bei der Charakteristik der hessischen Kulturlandschaft mit zu deren Abgrenzung benutzt oder sie zur Kennzeichnung von Kulturströmungen verwendet, die seine bodengebundenen Gegenstände, wie das Haus, nicht so erkennen lassen. Noch an einem anderen ebenfalls von Schier herausgestellten Beispiel kann gezeigt werden, wie Kulturgüter des deutschen Raumes in ihrer Verbreitung nicht so sehr auf binnendeutschen Austausch oder Stammeswanderungen zurückzuführen sind, wie auf europäische Kulturzusammenhänge. Die niederdeutschen und im ostdeutsch-westslawischen Grenzgebiet vorhandenen Speicherbauten boten in ihrer Ähnlichkeit ein ungelöstes kulturkundliches Problem, bis Schier sie auf die „gemeinsame Herkunft aus dem nord- und osteuropäischen Kulturkreis des Rauchofens und der Gadenwirtschaft" zurückführte und damit eine neue Parallele zu der bisher bekannten Verwandtschaft der alpenländischen und skandinavischen Speicher fand[1]), mit anderen Worten: In diesen Beispielen sind auf deutschem Volksboden vorhandene Kulturformen in den Zusammenhang europäischer Kulturkreise gestellt, von denen wohl nur der nordische (skandinavische) sich in letzter Zeit größerer Beachtung erfreut, ohne daß er allein imstande ist, Erscheinungsformen der deutschen Kulturlandschaft restlos zu erklären. Diese durch volkskundliche Forschungen gewonnene Einsicht ist wichtig für eine kritische Stellungnahme zu dem von A. Penck aufgestellten Begriff des deutschen Kulturbodens[2]). Walter Kuhn hat bereits in seiner „Deutschen Sprachinselforschung" darauf aufmerksam gemacht[3]), daß mit der von Penck gegebenen Erläuterung seines intuitiv gewählten Begriffes: „Die deutsche Kulturlandschaft entspringt nicht dem Zusammenwirken verschiedener natürlicher Ursachen, sie ist das Werk bestimmt veranlagter Menschen, die die Natur nach ihrem Willen verändern"[4]), noch nichts für die kartographische Abgrenzung dieses Bodens gewonnen ist; denn welches sind konkrete Kriterien deutscher Kulturlandschaft, deren Volksgebundenheit Penck hier betont? Um sie zu erkennen, ist es zuvor notwendig, den Standpunkt außerhalb des deutschen Raumes zu nehmen und die europäischen Kulturformen zu analysieren. Dabei allerdings wird man zu der Einsicht kommen, daß die Kulturbodengrenze nicht eine Linie ist, sondern eine mehr oder weniger gestaffelte Linienschar, deren einzelne Linien einer dauernden Bewegung unterliegen. Mehr als in den bisher vom Geographen untersuchten standortgebundenen Kulturgütern gewinnt man bei Berücksichtigung der neuesten volkskundlichen Forschungen die Anschauung, daß die „Kulturlandschaften" dauernd einer doppelten Dynamik ausgesetzt sind, einer vertikalen (zeitlichen) und einer horizontalen (räumlichen), und daß mit den einzelnen Kulturlandschaftselementen auch die „Kultur-

[1]) Zur Lösung der Speicherfrage: Volkskunde-Arbeit, Otto Lauffer zum 60. Geburtstage gewidmet, Berlin u. Leipzig 1934, S. 133—157.

[2]) Deutscher Volks- und Kulturboden: Volk unter Völkern, Breslau 1925, S. 62—73.

[3]) Ostdeutsche Forschungen, hrsg. von V. Kauder, Bd. 2, Plauen i. Vogtl. 1934.

[4]) Penck a. a. O. S. 70.

landschaften" einer stetigen Raumveränderung unterworfen sind. Sie wandern, um es einmal anschaulich zu sagen.

Als erstes Ergebnis der analytisch und kartographisch arbeitenden Volkskunde kann für die Kulturgeographie festgehalten werden: der Volksboden wird auch im Sinne einer völkischen Geographie als Sprachboden angesehen werden können — die Unterscheidung von Hoch-, Volks-, Haussprache usw. wird dabei als differenzierender Faktor mit eingeschlossen —, der Kulturformenboden aber als schichtweis übereinander gestaffelte Kulturformenlandschaften. Die Auswahl der Kulturformen darf nicht nach dem Grundsatz der Sichtbarkeit im Raum erfolgen, sondern nach dem Grundsatz einer sich im täglichen Gebrauch äußernden Volksverbundenheit. Es wird nicht immer leicht sein, hierfür die passenden Gegenstände zu finden. Damit ist ausgedrückt, daß sich der Kulturboden in völkischer Hinsicht nicht immer eindeutig wird festlegen lassen, Abstufungen werden häufig an die Stelle einer Linie treten. Damit ist an einem Einzelfall die Bedeutung der Volkskunde für den Rahmen einer Länderkunde dargetan. Nun aber deren Durchdringung nach volkskundlichen Gesichtspunkten.

Seit etwa zwei Jahrzehnten ist die deutsche Kulturgeographie bemüht, den deutschen Siedlungsraum in geschlossene Kulturlandschaften aufzugliedern und diese in ihrem gegenwärtigen Bild und Werden zu charakterisieren. Diese Untersuchungen lassen sich in methodischer Hinsicht in zwei ineinander übergehende Gruppen gliedern: in eine ältere, die mit rein geographischen Faktoren, wie Lage, Bodengestalt, Klima usw. operiert, und in eine zweite, die sich daneben vor allem der Deutung historischer Quellen bedient. Beiden Gruppen gemeinsam ist die Beschränkung auf das Siedlungsbild, das in einigen neueren, hauptsächlich westdeutschen Arbeiten durch wirtschaftsgeographische und geschichtliche Untersuchungen unterbaut wird. Die Sozialgeschichte wird nur in einzelnen Fällen berücksichtigt. Die heute immer wieder angestrebte Volksgeschichte jedoch bleibt außerhalb der Betrachtung. Mit anderen Worten: Das Volk als Träger der Siedlung und Schöpfer der gegenwärtigen Kulturlandschaft wird in seiner Bedeutung als kulturgeographischer Faktor nicht ganz erfaßt. Das führt mit Notwendigkeit dahin, daß auch bei der Charakteristik der modernen Kulturlandschaft das Volk — trotzdem es wesenseigener Bestandteil ist — fortbleibt. Nur dort, wo heute noch Tracht getragen wird oder vielleicht auffallende Sprachkennzeichen vorhanden sind, wird dies wohl erwähnt, für das „Werden" der Kulturlandschaft aber nicht weiter verwendet. Über das Alter bestimmter Trachten beispielsweise ist die Volkskunde heute gut unterrichtet. Noch nie aber ist vom Geographen nun etwa die Frage gestellt worden: Machte sich die Zeit, in der eine Tracht eingeführt wurde, auch als neuerungsfreundlich im Hausbau, in der Dorfgestaltung usw. bemerkbar? Es ist ja bekannt, daß die Dörfer, die sich heute durch ihre Planmäßigkeit auszeichnen, recht häufig erst in den letzten zwei Jahrhunderten durch einheitlichen Aufbau nach Brandkatastrophen dieses Aussehen er-

halten haben. F. Brosch beispielsweise hat dies für Dörfer des waxenbergischen Amtes Leonfelden nachgewiesen[1]). Die strenge Scheidung von Kulturgeographie und Volkskunde hat dazu geführt, daß die volkskundlichen bodenverbundenen Sachgüter immer mehr dem Geographen überlassen wurden, dieser dafür aber in steigendem Maße ihre Träger als Schöpfer vernachlässigte und die Gründe für ihre Einführung und ihren Wandel in unpersönlichen Momenten, wie Klima, Bodenschätze usw., suchte.

Worin liegt nun eine solche Vernachlässigung begründet? Wohl hauptsächlich darin, daß historische Quellen über solche Unterlagen fehlen oder, wenn sie vorhanden, noch nicht aufbereitet sind; denn dies ist ja nicht Aufgabe des Geographen, sondern muß dem historisch geschulten Volkskundler überlassen bleiben. Schlesien wie überhaupt Ostmitteldeutschland und Nordostdeutschland verfügen über gute Quellen für den Siedlungsgang. Trotzdem ist die von Weinhold aufgeworfene Frage, wie stark der prozentuale Anteil der deutschen an der schlesischen Gesamtbevölkerung nach der mittelalterlichen Siedlung gewesen ist, immer noch nicht über ihn hinaus beantwortet, geschweige denn der ernsthafte Versuch gemacht worden, ein sachlich einwandfreies Bild über die Entstehung des „schlesischen Volkstums" auch mit Berücksichtigung der slawischen Komponente zu gewinnen. Dies ist notwendig, um übertriebenen Ansichten unserer Nachbarn wirkungsvoll zu begegnen. Die slawische Forschung hingegen hat schon frühzeitig den Wert volkskundlich unterbauter Abhandlungen erkannt und benutzt auch jetzt geschickt den Vorsprung, um nach ihrem Grundsatz des „Auf-Lücke-Arbeitens" mit den Deutschen gerade die volkskundliche Forschung in den Grenzgebieten zu erweitern und zu vertiefen. So bleibt auch in Zukunft etwa eine Kulturgeographie Oberschlesiens ohne vollumfassende Würdigung der Eigenart des oberschlesischen Volkstums ein Stückwerk. Dies erhellt in anschaulichster Weise der von Walter Kuhn im letzten Band des „Schlesischen Jahrbuchs" gegebene Beitrag über „die Schlonsaken und ihre Sprache", der die verzwickten Volkstumsverhältnisse in der mittelalterlich geformten schlesischen Kulturlandschaft des alten Fürstentums Teschen darlegt[2]).

Wenn so die Unterbauung der Kulturgeographie mit der Volkstumsforschung auch in den deutschen Grenzgebieten deutlich geworden sein mag, so gilt dasselbe auch für die innerdeutschen Landschaften. Bei einer Überschau über die Entwicklung der einzelnen deutschen Kulturlandschaften zeigt sich beispielsweise, daß der Unterschied der schlesischen und brandenburgischen Kulturlandschaft in der starken Konstanz der ersteren und in der in allen Zeiten vorhandenen Veränderlichkeit der letzteren beruht. Sind die Gründe dafür nur in den Bodenverhältnissen zu suchen? Fast sieht es so aus, als ob in Brandenburg das Wüstwerden einzelner Dörfer inmitten der Waldungen oder die häufige Ortsveränderung der Dorflage

[1]) Siedlungsgeschichte des Waxenbergischen Amtes Leonfelden, Linz 1932, S.-A. aus d. Jb. d. Oberösterr. Musealvereines 84, 217—333.

[2]) Schles. Jahrb. f. deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume 7 (Breslau 1935), 57—62.

in der Gemarkung nur darauf zurückzuführen wären. Eindeutig würde dieses Ergebnis erst im Lichte der volkskundlichen Forschung, wie sie ein Atlas der brandenburgischen Volkskunde veranschaulichen müßte. In welcher Weise sonst eine kartographische Aufbereitung volkskundlichen Stoffes die Fragestellung des Kulturgeographen vertieft, ist für den ostdeutschen Raum an anderer Stelle in einzelnen Beispielen angedeutet worden[1]). Die Entstehung der sog. Alt- und Neustämme, die Bedeutung politischer Grenzen für die Gliederung des Volkstums und der Kulturlandschaften, der gestaltende Einfluß der Religions- und Sprachgemeinschaften usw., all dies wäre noch in seiner Verzahnung mit der Volkskunde und Kulturgeographie darzutun. Doch wird es durch programmatische Ausführungen nicht deutlicher als durch Beispiele, auf die hier leider verzichtet werden muß. Aber vielleicht ist bald Gelegenheit, an anderer Stelle ein solches für eine ostdeutsche Landschaft durchzuführen.

Mit dem Begriff der Gemeinschaft ist der zweite der eingangs herausgestellten Gesichtspunkte zur Erörterung gestellt. Er soll in einer praktischen Folgerung kurz besprochen werden. Das Schwergewicht der deutschen Volkspolitik wird in den kommenden Jahrzehnten nach dem Osten verlagert werden; denn nur hier ist es möglich, den für die deutsche Volksmehrung erforderlichen Siedlungsraum bereitzustellen. Trotz großer, mehr extensiv genutzter Latifundien ist der verfügbare Boden jedoch sehr klein, so daß eine weitschauende Planung ihn aufs beste verwerten muß. Die dadurch und durch andere volkswirtschaftliche Erfordernisse ins Leben gerufene Landesplanung nun hat auf Grund der Ziele und der bisher gemachten Siedlungserfahrungen die Aufgabe, den Menschen am richtigen Ort und in der Weise anzusetzen, daß er bald zu einem vollwertigen Glied der ansässigen Bevölkerung wird. Doch dabei zeigt sich, daß es neben verstandesmäßigen Erkenntnissen auch Imponderabilien gibt, die in der Seele des Siedlers verankert sind. Jeder, der ostdeutsche Neusiedlungen kennt, weiß, wie sehr sich die Siedler in der Gemeinschaftsfreudigkeit unterscheiden. Der Westfale siedelt gern allein. Als kleiner König will er inmitten seines Grund und Bodens wohnen. Wirtschaftlichen Neuordnungen wiederum ist er zugänglich und läßt sich deshalb besonders gern — trotz seiner sonstigen Eigenständigkeit — genossenschaftlich zusammenfassen. Der Schwabe dagegen zeigt sich einer anderen Gemeinschaftsform, der engräumigen Dorf- und Wohngemeinschaft, zugänglicher. Er wohnt lieber in einer geschlossenen Siedlung und wechselt gern ein freundliches Wort mit seinem Nachbarn. So haben sich stets die Westfalen auf den Ausbauten aufgeteilter Güter bewährt, der gemeinschaftsfrohe Süddeutsche aber in der Gemeinschaftssiedlung des alten Gutshofes, in welchem ja aus Raumersparnis die Siedler in den alten Gebäuden gewissermaßen in- und übereinander wohnen müssen, eine Form, die selbst dem an geschlossene Siedlungsweise gewöhnten ostdeutschen Bauern nicht

[1]) H. Schlenger, Beziehungen zwischen Kulturgeographie und deutscher Volkskunde im ostdeutschen Raum: Vom deutschen Osten, Max Friederichsen zum 60. Geburtstag, Breslau 1934, S. 1—26.

immer zusagt; denn er wohnt trotz räumlicher Nachbarschaft doch abgeschlossen in seinem Vier- oder Dreiseithof. Dies eine Beispiel sollte nur zeigen, wie auch volkskundliche Belange in der kulturgeographischen Begründung der Landesplanung berücksichtigt werden müssen. Noch gar nicht untersucht, aber genau so bedeutungsvoll sind parallele Fragen: Was bedeutet, volkskundlich gesehen, die Verwurzelung des Bauern und die des Industriearbeiters, etwa des Grubenarbeiters, mit dem Boden? Es ist ja doch bekannt, daß der Grubenarbeiter vielleicht eine ebenso starke seelische Verbundenheit mit der Erde hat wie der Bauer. Sie kann noch heute in allen ihren Erscheinungsformen in den ostoberschlesischen Bida- (Not-) Schächten beobachtet werden, wo die für immer arbeitslos gewordenen „Kumpels" nun in 2—3 Generationen auf die Grubenfelder hinausziehen und dort auf eigene Faust mit primitivsten Mitteln die oberflächennahen Flöze in Gemeinschaftsarbeit abbauen. Welche Formen eines Gemeinschaftslebens haben sich dort entwickelt! Ähnliche Erfahrungen sind auch bei dem Versuch, die bei Hausdorf-Neurode brotlos gewordenen Grubenarbeiter auszusiedeln und anderswo in der Grafschaft Glatz anzusetzen, gemacht worden. Damit ist eine weitere Frage aufgeworfen: Welche volkspsychologischen Voraussetzungen müssen bei der Umsiedlung der Industriearbeiter aufs Land mit in Rechnung gestellt werden? Oder für einen entsprechenden Fall: Welchen Änderungen ist die Seelenhaltung eines Fischers unterworfen, der jetzt auf Grund der Reichsmeliorationen seinen Beruf aufgibt und Bauer wird usw. Alle diese Planungsmaßnahmen haben eine volkskundliche Seite von höchster konkreter Bedeutung. Oder: Wer hat einmal die seelischen Wandlungen einer Bevölkerung untersucht, die in der Nachkriegszeit ganz plötzlich aus Binnendeutschen zu Grenzlanddeutschen geworden ist? Wer diesen Prozeß in seiner Heimat miterlebt hat, weiß ihn zu würdigen. Er deckte dort Volkskräfte auf, die im Binnenland erst in den letzten zwei Jahren durchbrachen.

In ähnlicher Weise wie die Landesplanung verlangt auch die Großstadtplanung einer volkskundlichen Unterbauung. Für den Stadtgeographen waren die Bewohner bisher nur Zahlen in der Statistik, er schied sie nach Wohn- und Arbeitsbevölkerung usw., er erfaßte sie aber nie in ihrer Seelenhaltung. Welche Bereicherung könnte etwa eine Stadtgeographie von Groß-Berlin durch eine regional und ständisch gegliederte Volkskunde dieser Siedlungsagglomeration erfahren? Welchen Einflüssen sie die Sprach- und Siedlungslandschaft der Umgebung unterwirft, ist oftmals verdeutlicht worden, das Volkskundliche dieses Prozesses aber noch nie! Die Frage, die nach den vorstehenden Gesichtspunkten aufgeworfen werden muß, ist eben die: Kann der konkret gegenständlichen Landesplanung etwas Ähnliches wie eine Bevölkerungsplanung parallel gehen, ohne daß dabei beste Kräfte unserer seelischen Volkshaltung verlorengehen? Dies zu erforschen, wäre eine praktische Aufgabe einer Gegenwartsvolkskunde.

Und nun noch der dritte Gesichtspunkt, der schon mehrere Male angeklungen ist: Volkskunde und Kulturgeographie in der Grenz- und

Auslandkunde. Auch bei der Erörterung dieser Beziehungen kann es sich nicht darum handeln, Vollständigkeit anzustreben; denn gerade in der Grenz- und Auslandkunde ist die Synthese von Volkskunde und Kulturgeographie bereits am weitesten entwickelt, freilich im Rahmen einer umfassenden Sprachinselkunde, deren Systematik von W. Kuhn in einem ersten Versuch dargestellt worden ist[1]). In der Sprachinselkunde sind die Fragen einer praktischen erhaltenden Volkstumspflege wohl am anschaulichsten beantwortet worden. Jeder, der deutsche Sprachinseln besucht, erlebt sie und ihre Beantwortung immer wieder in vielen Varianten.

Jede Sprachinsel ist in ihrem Bild und Werden aus den zwei Grundbedingungen der geographischen Lage und der historischen Entwicklung zu verstehen, so daß auch in einer Systematik der Sprachinselkunde die natürlichen Bedingungen als variierende Elemente stärker zu berücksichtigen wären, als dies in Kuhns dankenswertem ersten Entwurf geschehen ist. Dazu kommt ein Zweites: Sprachinselkunde kann stets nur in bezug auf das Kern-Volkstum getrieben werden. Es ist schlechthin unmöglich, sie in einer eigenen isolierten Wissenschaft zu verkapseln oder sie gar räumlich zu beschränken. In einem Beispiel erläutert heißt dies: Es läßt sich keine Volkskunde Siebenbürgens schreiben, ohne das deutsche Volkstum und das Volkstum der Nachbarvölker stets als immanenten Vergleichsmaßstab der Betrachtung zu benutzen. Etwas anderes wäre im besten Fall eine Stoffsammlung. Die enge Verknüpfung der Wissenschaften in der Sprachinselkunde aber fordert darüber hinaus: Kein Geograph kann eine Landeskunde Siebenbürgens geben, ohne das ganze, auch binnendeutsche Volkstum stets in seiner mannigfaltigen Wirklichkeit zum Vergleich und als Fundament seiner Darstellung heranzuziehen; denn jede Kulturlandschaft muß in ihrem geographischen und zeitlichen Ort im deutschen Volks- und Kulturraum aufgezeigt werden. Kulturlandschaft bedeutet eben nicht bloß Festlegung der Kulturgüter im Raum, sondern zugleich deren Verknüpfung mit den Trägern, dem Volk. Diese Aufgabe gilt in erster Linie für die Kulturlandschaft der Sprachinseln; wird doch die Einheit einer Sprachinsel-Kulturlandschaft recht häufig nur durch das geschlossene Volkstum repräsentiert. Die mannigfachen Übergänge am Rande einer Sprachinsel verlangen aber, nicht bloß die Sprache als Kennzeichen der Volkstumszugehörigkeit anzusehen, sondern darüber hinaus das gesamte volkskundliche Gut, wenn es auch manchmal einer anders gearteten Kulturdynamik unterliegt als die Sprache.

Aber noch von einer anderen Seite her läßt sich die grundwissenschaftliche Bedeutung der Volkskunde für die Kulturgeographie der Sprachinseln erkennen. Wohl nirgends im geschlossenen Volksraum tritt die Bedeutung der Gemeinschaft für die Erhaltung des Volkstums so hervor wie in den Sprachinseln. K. Lück hat sie sogar auf rein wirtschaftliche Organisationen ausgedehnt[2]). Für die religiös-kirchlichen Ge-

[1]) Deutsche Sprachinselforschung a. a. O.

[2]) Karasek-Lück, Die deutschen Siedlungen in Wolhynien. Deutsche Gaue im Osten, Bd. 3 (Plauen i. V. 1931).

meinschaftsformen, die Pflege der Nachbarschaftspflichten, die Kultur- und Gesangvereine, die Feuerwehren usw. sind diese Zusammenhänge stets beachtet und in ihrer Bedeutung richtig eingeschätzt worden. Zu diesen Formen kommt die enge Siedlungsgemeinschaft. Die von W. Kuhn geforderte Siedlungssoziologie hat ja in E. G. Bürgers „Aufriß einer vergleichenden Naturgeschichte der deutschen Dörfer Mährens“[1]) ein erstes Vorbild. Die dort behandelte Abhängigkeit der Menschen in den einzelnen Dorfformen läßt sich für alle Siedlungsformen ausbauen.

Hat sich die bisherige Kulturgeographie im besonderen mit Gegenständen beschäftigt, die sie mit der Volks- und Siedlungskunde teilt, wie das Dorf, Haus und Gehöft usw., so zieht sie vor allem in den Untersuchungen der Waibelschen Geographenschule (Bonn) neuerdings die Wirtschaft und ihre Geschichte in die Untersuchung hinein. Damit erhält sie für die Sprachinselkunde eine vertiefte Bedeutung, da in den Sprachinseln in der Regel Volkstum und Wirtschaftsweisen parallel auseinanderfallen. Als Beispiel sind dabei nur an die bis vor die Tore Wiens als Gärtner tätigen Bulgaren erinnert, die sich durch ihre besonderen Bewässerungsanlagen usw. von den anderen Gartenbauern der Balkanhalbinsel unterscheiden.

So sehr der zur Erörterung gestellte Gegenstand auch der Erweiterung und Vertiefung bedürfte, soll doch hier abgebrochen werden, allerdings nicht, ohne noch kurz die umgekehrte Beziehung zu streifen: die Geographie als Grundwissenschaft der Volkskunde. Auch sie läßt sich in den mannigfachsten Formen nachweisen. W. Kuhn hat, um an das letzte anzuknüpfen, gezeigt, wie die geographische Schutzlage von Kremnitz, Deutsch-Proben und einer Reihe anderer deutscher Sprachinseln volkstumserhaltend gewirkt hat und wie sich gerade in diesen Inseln alte Volksbräuche, wie die Totenklage, noch bis heute erhalten haben[2]). Weitere Beispiele dieser Art finden sich in einer Zusammenstellung über „Die Sachgüter im Atlas der deutschen Volkskunde“[3]), so daß auf sie verweisen werden kann.

Die vorliegenden nur peripher an den Gegenstand herankommenden Bemerkungen sollten in dieser Kürze nur eine Brücke wieder schlagen helfen, die zur Zeit Mösers und Riehls zwischen der Volks- und Landeskunde bestand und die von der sich differenzierenden Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten gesprengt worden ist. Ansätze aus beiden Lagern sind in reicher Zahl vorhanden. Es wird Aufgabe der hierfür in Betracht kommenden Forscher sein, sie auszugestalten und zu vermehren.

---

[1]) Schriften der deutschen Bauernschule zu Bad Ullersdorf, Nr. 4, 1928.

[2]) Die Bedeutung der geographischen Schutzlage für Kremnitz, Deutsch-Proben und andere deutsche Sprachinseln: Aus Österreichs Grenzsaum, hrsg. v. d. Südostdeutschen Forschungsgemeinschaft, Leipzig u. Wien 1933, S. 8—26.

[3]) H. Schlenger, Die Sachgüter im Atlas der deutschen Volkskunde a. a. O.

Heilige Wasser in Segnungen und Volksbrauch.

Von Georg Schreiber.

Es war im Jahre 1913. Im Sommer weilte ich in Baden-Baden im gastlichen Hause von Adolph Franz, des größten Liturgiehistorikers, den Deutschland in den letzten Jahrzehnten gekannt hat († 1916). Wir sprachen über sein Buch, das die kirchlichen Benediktionen behandelte[1]). Leicht und ungezwungen fügten sich die Worte über dieses wahrhaft monumentale Denkmal, das sich der deutsche Gelehrtenfleiß durch die unermüdliche Hingabe an die Quellen und durch die prachtvolle Durchdringung des spröden und schwierig zu ergreifenden Materials geschaffen hat; denn in dieser Arbeit liegt auch ein nationales Element, da in diesen Gebieten die Forschung der Bollandisten und von L. Duchesne gewisse Vorsprünge aufgewiesen hatte, ehe A. Franz eingriff. Wir unterhielten uns demnach eingehend über die reizvolle Genesis dieses Werkes. Ein geradliniger Weg hatte von seinen inhaltreichen Forschungen über die Messe im deutschen Mittelalter zu den Segnungen geführt[2]). Allerdings wirkte die Studie über das Rituale des Augustinerchorherrenstiftes von St. Florian, die dazwischen lag, wie eine Vigil[3]). Der Eifer und die Liebe, die er den Untersuchungen über die Segnungen beigegeben hatte, kam in der bezeichnenden Wendung heraus: „Dieses Manuskript habe ich zweimal hintereinander niedergeschrieben, um es in einem längeren Intervall nicht bloß zu ergänzen, sondern neu zu gestalten und zu formen. Es war sehr schwer, die weit ausgreifenden Stoffmassen zu ordnen." Franz fügte hinzu: „Ich bin so froh, daß ich seit Jahren wieder wissenschaftlich arbeiten kann. Seit meinem Abschied aus der Politik durchlebe ich meine zweite wissenschaftliche Jugend." Es war ein Bekenntnis, das aus tiefster Seele stammte.

Die geistvolle Art seiner Unterhaltung ließ immer wieder erkennen, daß er wie wenige andere Liturgiehistoriker Nachbarwissenschaften unitarisch zusammenführte, daß er nach möglichst totalen Erfassungen strebte, daß er Religionsgeschichte und Volkskunde, Stammliches und Gesamtdeutsches, Kultgeschichte und Volksglaube, Rechtsgeschichte und Kulturgeschichte, Patristik und Mittelalter wie wenige andere zu verknüpfen und zu vereinen wußte. A. Franz wirkte wie ein Brückenkopf zu benachbarten Ufern. Wir sprachen uns in Einzelheiten darüber aus, wie das vom Stoff und von den Vorlagen her alles wuchs und wurde. Auch das Wunschbild breitete seine Lockungen aus, ein Corpus der Segnungen zu

---

[1]) Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter, 2 Bde, Freiburg i. Br. 1909. — Eine Vita von Franz ist leider noch nicht vorhanden. Erste Ansätze boten J. Jungnitz und F. X. Seppelt. Es wäre sehr erwünscht, daß uns Seppelt eine Biographie schenkte. Siehe vorläufig Seppelt, bei M. Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche 4, 123f.

[2]) Die Messe im deutschen Mittelalter, Freiburg i. Br. 1902.

[3]) Rituale von St. Florian aus dem 12. Jahrhundert, Freiburg i. Br. 1904.

besitzen, ein Ideal, dem bereits Edmond Martène, der größte Liturgiker der Mauriner († 1739) für seine Zeit nahegekommen war[1]). Dabei traten die gewaltigen kultgeschichtlich und rechtsgeschichtlich bedeutenden Sammlungen der Barockzeit vor uns hin, bis hin auf jenen Forscher, der Finale und einen der Gipfelpunkte zugleich bedeutet. Das war Martin Gerbert. Bei diesem hochsinnigen Fürstabt von St. Blasien, bei dem auch das Element der stammlichen, diesmal alemannischen Volksliturgie heraustrat. Georg Pfeilschifter hat dieser vielseitig interessierten Wissenschaftspersönlichkeit eine hingebende und erfolgreiche Aufmerksamkeit gewidmet[2]).

Bei den liturgiegeschichtlichen Arbeiten, im besonderen bei den Forschungen über die Segnungen kam Franz ein ausgesprochenes Ostgefühl zu Hilfe. Es eignete dem Schlesier. So fand er leichter die Wege zum slawischen Kult der Wasserweihe und zu verwandtem Brauchtum. Aber auch die griechische Liturgie und die Riten der östlichen Religionsgesellschaften erschlossen sich ihm schneller.

Ein zweites Moment wirkte ebenso förderlich. Längere Zeit wohnte er in Gmunden am Traunsee in der Nachbarschaft des welfischen Hauses. Dort wuchs er in das alpine Brauchtum. Die Forschungen von R. Andree und M. Eysn und andere Untersuchungen wurden ihm zum persönlichen Erlebnis. Diese landschaftliche und volkhafte Einfühlung, die auch R. Hindringer später so stark auszeichnete, kam ihm sehr zustatten. Sie hat allerdings mit Details die Darstellung nie überlastet. Die Sicherheit der Linienführung hat mit seiner festen Hand nur gewonnen.

Nun hat das inhaltschwere Werk seinen Weg genommen. Zahlreiche Ergänzungen sind besonders aus den Kreisen der Rechtsgeschichte (Ulrich Stutz und seine Schule, E. Eichmann, A. M. Koeniger), der Liturgiegeschichte (I. Herwegen, Liturgiegeschichtliches Jahrbuch) und der Volkskunde (Bächtold-Stäubli, landschaftliche Forschung). Auch die Geschichte des Mönchstums und der Pfarrei (E. Tomek, G. Schreiber) hat vieles inzwischen beigesteuert, wie etwa den monastischen Reisesegen, auf den uns das Urkundenbuch von Vendôme für das 11. Jahrhundert aufmerksam macht[3]). So viele Ergänzungen auch flossen, sie haben die Größe des Werkes nur noch schärfer heraustreten lassen. Es ist heute nicht schwer, in den Rahmen, den Franz schuf, Nachträge einzuarbeiten.

Trotzdem bleibt die Architektur und der Grundriß des Werkes unvollendet. Es wartet noch auf seine Fortsetzung. Es ist ja dem Mittelalter gewidmet. Was aber einmal hinzutreten muß, als völliger Neubau, ist ein Parallelwerk, das die Segnungen der Neuzeit erörtert. Barock und

---

[1]) De antiquis ecclesiae ritibus, 4 Bde, Antwerpen 1736/38 und öfter.

[2]) Vgl. G. Pfeilschifter bei M. Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche 4, 410f., mit der dort genannten Literatur.

[3]) Ch. Métais, Cartulaire de l'abbaye cardinale de la Trinité de Vendôme, Paris 1893, 1, 150. Vgl. G. Schreiber, Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben (Forschungen zur Volkskunde, Heft 16/17), Düsseldorf 1934, S. 7f.

Rokoko, offizielle Heiligsprechung und Volkskanonisation, Aufklärung und romantisches Naturgefühl, die Segnung der Maschine und des Flugzeugs, das alles schuf neue Entwicklungsreihen.

Diese Darstellung wird nicht bloß aufzudecken haben, wie die mittelalterliche Segnung sich weiterleitete. Sie darf nicht nur offenbaren, wie der Volksbrauch in diesen oder jenen Landschaften sich abwandelte oder auffüllte oder wie er neben dieser rein räumlichen Gestaltung in zeitgeschichtlichen Modulationen sich fortführte. Darüber hinaus — und das wäre das eigentliche Herzstück der Arbeit — sind die ganz neuen Motive herauszustellen, die zu Segnungen führten, die das Mittelalter nicht kannte; denn es fanden sich solche ein. Das Hochgefühl des Barock wies von vornherein in eine sakralproduktive Richtung, wenn auch die tridentinische Linie gleichzeitig auf Beschränkungen und Vereinheitlichungen drängte. Es ist nicht ganz leicht, diesen Entwicklungen nachzugehen. Dabei handelt es sich vor allem um die Herausarbeitung des kultdynamischen Elements, das antrieb und formte, das sich in der Tat erst den notwendigen Raum schuf; denn auch das sakrale Betätigungsfeld ist insoweit begrenzt, als der Volksglaube nicht einer Überfülle von Interessensphären zustrebt, sondern vom Objekt und von der kultischen Norm her starke Bindungen erfährt. Dabei aber ist zu untersuchen, welches Erleben diese Segnungen im deutschen Volksgemüt fanden. Benediktion und profanes Brauchtum treten gern zueinander, oft in inniger Einswerdung.

Aus welchen europäischen Gebieten strömten die neuen Antriebe? Nicht eigentlich aus dem französischen Raum. Er hatte ehemals auf gallo-fränkischem Boden Benediktionen, vorwiegend in Handschriften des 11. und 12. Jahrhunderts, festgehalten. Mit ihrer Aufzeichnung war vieles zur Konsolidierung der Benediktionen beigetragen. Auch der italienische Boden, so starke Anregungen er an sich der Volksfrömmigkeit der Neuzeit einhändigte (Antonius von Padua, Pius V. und das Rosenkranzmotiv, das Sarazenenmotiv, Karl Borromäus-Kult, der bis in das Schweizer Gebiet, ja bis in das Bistum Augsburg abströmte), trat in Sachen der Benediktionen in eine zweite Linie. Dagegen ging Spanien ganz nach vorn. Nicht bloß politisch mit Karl V. und Philipp II., nicht bloß militärisch mit dem Herzog Alba und mit Spinola. Nicht bloß wirtschaftlich mit dem Danaergeschenk der Silberflotten. Elementarer noch wirkte der spanische Glaube, der sich als Glaubenskampf jahrhundertelang volkhaft empfunden hatte. Dieser Glaube verband sich mit einer Mystik, die eine in Europa unerhört eigenartige Formung und Betonung fand. Das vollzog sich in jenem ergreifenden Dialog der Aussprache mit Gott, den der Liebespfeil in der Seele ausgelöst hatte, so wie S. Teresa selbst berichtete, so wie es Bernini, wenn auch mit süßlichem Anschlag, zu schildern weiß. Das waren Klänge, die selbst der trauten Zwiesprache der deutschen Mystik noch ein novum et inauditum, ein Hochgemutes und Ungewöhnliches, hinzusetzten. Ganz so, wie uns Greco seine hochgezogenen Figuren zeichnete, bei denen der Himmel, wie im Begräbnis des Grafen Orgaz, sich zur Erde neigte. Man ist heute sorgsamer als früher unterrichtet, daß sich von diesen Gebieten, besonders

von S. Teresa her, der Begriff der schönen Seele formte[1]). Diese neue spanische Frömmigkeit, die im Grunde genommen die geradlinige Fortsetzung eines Glaubens war, der im Mittelalter, nicht zum wenigsten in der Compostelafahrt und im Jakobuskult (Ritterorden) mit Stolz und Leidenschaft ergriffen wurde, drängte nach außen. Sie strebte in den europäischen Raum. Sie hat selbst Kreise außerhalb ihres Bekenntnisses beeindruckt. Sie wirkte unter andern mit Ludwig von Granada auf England[2]). Sie wanderte zudem, wie ehemals der Wanderkult des spanischen Erzmärtyrers Vinzenz von Saragossa, durch die Pyrenäenpässe, indem sie Frankreich als Transitland benutzte. Sie strömte ebenso über Neapel und Mailand, erst recht über die römische Ordenszitadelle nach Wien und München. Sie glitt auch über Antwerpen und Brüssel nach Köln und Koblenz. Sie unternahm auf vielen Wegen einen einzigartigen Aufbruch nach Mitteleuropa. Sie hat mit einer Fülle von neuen Motiven sich in Deutschland angesiedelt. Sie hat auch das religiöse Brauchtum außerordentlich beeindruckt[3]).

Mit innerer Notwendigkeit griff sie auch in das Gebiet der Benediktionen, die stets im Zentrum des Volksfrommen gelagert waren. Diese Segnungen bewegen sich immer wieder nach mehreren Richtungen. Sie gehen einmal vom Mysterium des Herrn aus. Zum andern betten sie sich in den Kreislauf des liturgischen Jahres ein, der durch Geheimnisse der Heilsordnung bewegt wird. Mit reicher Sinngebung, mit starker Gottbezogenheit, mit hingebender Nächstenhaftigkeit, aber auch mit lebensvoller Naturhaftigkeit. Wettersegen und Kräutersegen künden dieses Naturgefühl, ebenso die benedictio ad quodcumque comestibile. Aber diese Segnungen treten auch zu manchen Volksheiligen. Derartige Anlehnungen vollzogen sich, um nur einige Kulte zu nennen, am Tage des hl. Johannes Ev., der hl. Gertrud, des hl. Donatus, erst recht an den Feiertagen der Mutter des Herrn, wie an Lichtmeß und Mariä Himmelfahrt.

Unter den Volksheiligen, die von Spanien her das deutsche Volksfromme beeindruckten, stehen ganz an erster Stelle St. Ignatius und Franz Xaver.

Was Ignatius von Loyola betrifft, mag diese Einflußnahme zunächst überraschen. Es ist eigenartig genug, daß der baskische Edelmann, daß

---

[1]) Hans Schmeer, Der Begriff der „schönen Seele" besonders bei Wieland und in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, Berlin 1926 (Germanische Studien, Heft 44).

[2]) Vgl. neuerdings Maria Hagedorn, Reformation und spanische Andachtsliteratur. Luis de Granada in England, Leipzig 1934 (Kölner Anglistische Arbeiten, hrsg. von Herbert Schöffler, Bd. 21). Das Buch ist allerdings nur eine erste Einführung. Siehe dazu auch R. Kapp, Heilige und Heiligenlegenden in England, Studien zum 16. und 17. Jahrhundert. Bd. 1, Halle a. S. 1934.

[3]) Für diese Entwicklungen vgl. jetzt Georg Schreiber, Spanische Motive in der deutschen Volksreligiosität, in: Spanische Forschungen hrsg. von Heinrich Finke, 5 (1935), 1—73. Zur allgemeineren Kennzeichnung des siglo de oro vgl. vor allem Ludwig Pfandl, Spanische Kultur und Sitte. Eine Einführung in die Blütezeit der spanischen Literatur und Kunst, München 1924.

der weitblickende Ordensstifter von Montmartre, daß der Schöpfer der exercitia spiritualia von Manresa auch das gemeine Volk außerordentlich stark interessierte. Wandten sich seine Arbeiten und Schöpfungen doch zunächst an die Oberschicht des Adels, an die leitenden Gruppen des altkastilianischen Beamtentums, der Diplomatie, des Militärs, eines sich erneuernden Klerus und der studierten Laien. Aber das alles nahm doch gleichzeitig, sowohl in der Idee wie in der Praxis, den Weg ins Volkhafte und in die Volksbreite. In der Tat, wenn man in Westdeutschland, in Süddeutschland, in Schlesien die Gotteshäuser, die mit Jesuitenniederlassungen in Verbindung treten, überprüft, stellt man wieder und wieder eine gewaltige und zugleich echt bodenständige Ausbreitung des Ignatiuskultes fest. Nicht, daß der Heilige, der am 12. März 1622 zusammen mit den Spaniern Franz Xaver, S. Teresa, St. Isidor heilig gesprochen wurde, viele Kirchenpatrone sein eigen genannt hätte. Diese patronathafte Einbürgerung und sakrale Inkorporation blieb dem Spätgeborenen im allgemeinen versagt. Diese Schirmvogteien über Gotteshäuser waren vom Mittelalter her bald unter diesen, bald unter jenen Bedingungen und im Zeichen einer hochentwickelten Kultdynamik an ältere Heilige vergeben. Zudem war in seinen Tagen die pfarrliche Organisation im wesentlichen abgeschlossen, bis erst das 19. Jahrhundert Industriepfarreien und Diasporakirchen aufmachte und im Sinne der Auspfarrung (dismembratio) manche Abzweigungen von der ecclesia baptismalis vornahm. Aber das Ignatiusbild selbst erschien immerhin auf zahlreichen Altären, in Kollegiatkirchen, in Universitätskirchen, in Gymnasialkirchen. Die Szenen seines Lebens traten volkhaft heraus, in zahlreichen Deckengemälden, in Medaillons und in Skulpturen, in Statuen und in Fahnen. Aber auch außerhalb der sakralen Räume wurde der Werkeltag und das Wirtschaftsleben von der devotio Ignatiana erfüllt. Viel umfassender und eindringlicher, als man zunächst anzunehmen geneigt ist. Ignatius wurde ein echter Bauernheiliger und ein wahrhafter Volksanwalt in den Nöten des Lebens. Hier wie auch sonst knüpfte das Volk, wenn es sich seinem Schutze empfahl, an die Vita an, die berichtete, daß er viele Fieberkranke geheilt habe. Stets hat die Vita der großen Volksheiligen eine brauchtumsfreudigeKraft entwickelt. So wurde er wie Petronilla, die geistliche Tochter des hl. Petrus, und Genoveva von Paris, ähnlich wie Gerhard, Abt von Brogne, oder wie der Märtyrer Donatus, der inneres und äußeres Feuer stillt, zum Fieberpatron. Daran erinnerte auch die Ignatia amara, die als fieberstillende Pflanze von seinen Ordensgenossen angewandt wurde[1]), die der wissenschaftliche Weg gern in die Gebiete der Naturwissenschaften und Medizin führte.

[1]) Christliches Heldenbuch, Darinn Auff alle Tag deß gantzen Jahrs, der Ausserwöhlten lieben HH. Gottes Bildtnussen, Sambt einem Summarischen Begriff jhres Lebens, Sonderlich zu nutz vnd trost aller Gottseligen Bruderschafften, so Monatlich jhre Heiligen Patronen wöhlen, fürgestelt werden. Mit Röm. Keys. Mt. Freyhe. München. In Verlag der Bruederschafft Vnser L: Frauen Verkhündigung 1629. (2 Theile) Th. 1, (Einleitung), Blatt 1—3. Siehe ferner D. H. Kerler, Die Patronate der Heiligen, Ulm 1905, S. 106f.

Wie jeder große Volksheilige trat er auch in die Gebiete von Mutter und Kind, der unfruchtbaren, wie der hoffenden Frau. Die Überlieferung wußte zu berichten, daß eine gefährlich erkrankte Wöchnerin nach einem Gebet zum hl. Ignatius entbunden wurde. Ihr Kind, das tot zur Welt kam, wurde von dem gütigen Heiligen wieder ins Leben gebracht[1]). Für den Niederrhein wird uns gerade für das Lebensgebiet der gesegneten Frau ein reich entwickeltes Brauchtum der devotio Ignatiana für das 17. und 18. Jahrhundert bezeugt. Mehr als ein wirkungskräftiges Ignatiusmittel fand sich ein. So wandte man in Trier, Emmerich und Hildesheim die Originalunterschrift des hl. Ignatius an, die man der Schwangeren um den Hals hängte oder auf die Brust legte[2]). Ebenso benutzte man einen an der Kölner Soutane angerührten Ignatiusgürtel, der oft während der ganzen Schwangerschaft getragen wurde[3]). Dieser Ignatiusgürtel war ein Gegenstück zum Gürtel der hl. Bova, zum Gürtel des Abtes Pirminius von der Reichenau und des Leibgurts des hl. Vitalis[4]), der im Peterskloster zu Salzburg aufbewahrt wurde. Auch in der Kümmernisverehrung (St. Wilgefort) dürfte das Gürtelmotiv eine große Rolle spielen, ein Zug, der in der von G. Schnürer und J. M. Ritz mit Eifer herausgestellten Forschung noch nachzutragen ist[5]). Ähnlich wurde ein angerührtes Ignatiusbild vor der Geburt an den Hals gehängt oder auf die Brust gelegt[6]). Es entsprach diesem Gürtelmotiv, wenn auch die Franziskaner den Strick des hl. Franziskus zur Hilfeleistung übermittelten, dem das cingulum des sacerdos simplex zur Seite trat[7]).

Der in Köln verwahrte Talar wurde am Niederrhein und Mittelrhein als großes Heiligtum betrachtet. Er gab den älteren Kölner Reliquien eine neue Note. Der Volksglaube drängt immer wieder darauf, ältere Heiltümer mit neuen Stücken anzureichern. Diese Volksreligiosität verzeichnet gewiß viel konservativen Sinn, aber ist gleichzeitig von einer steten Unruhe und Bewegung erfüllt.

Aber unter die Ignatiusmittel zählt auch das Wasser. Wo immer große Volksheilige walten, treten sie zur Quelle, zum Brunnen, zum Fluß in irgendein näheres Verhältnis. Da zeigt uns die Zisterzienserlinie, die bereits in der Namengebung die Begriffe „aqua" und „fons", „ach" und „born" immer wieder herauskehrt, in Amelungsborn, Ebrach, Eberbach, Heisterbach, Maulbronn, in Aqua fredda, in Trois-Fontaines, in Haute-Rive, in Fountains-Abbey, und wie diese heiligen Wasserburgen

---

[1]) Kerler S. 120.

[2]) Andreas Schüller, Die Ignatius-Verehrung in der niederrheinischen Jesuitenprovinz. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 115 (1929), 283ff., besonders 306. Vgl. dazu G. Schreiber, Nationale und internationale Volkskunde (Forschungen zur Volkskunde, Heft 4/5), Düsseldorf 1930, S. 84.

[3]) A. Schüller a. a. O., S. 306.

[4]) Kerler S. 119ff.

[5]) G. Schnürer und J. M. Ritz, St. Kümmernis und Volto Santo (Forschungen zur Volkskunde, Heft 13/15), Düsseldorf 1934.

[6]) A. Schüller a. a. O.

[7]) G. Schreiber, Volkskunde S. 87.

der Jünger des Stephan Harding und Bernhard von Clairvaux auch immer hießen. Es handelt sich also keineswegs um eine spezifisch germanische Eigentümlichkeit. Es war aber andererseits ebenso eine Selbstverständlichkeit, daß die ersten Missionsheiligen, als Christentum und Germanentum sich auseinandersetzten, auch zahlreichen Brunnen den Namen gaben. Nicht, daß sie immer ein heilkräftiges Wasser gespendet hätten. Die Namengebung von Quellen, die sich mit Heiligen verbindet, ist wie das Judas Thaddäus-Brünnle bei St. Märgen zuweilen nur ein flüchtiger Akzent in einer sakralen Geographie, also oft nur ein Akt der Pietät oder ein bescheidenes Rufzeichen der Landschaft. Aber um andere Brunnen hat man jahrhundertelang gerungen, ob sie germanisch oder christlich geformt sein sollten. Die Christianisierung der Quelle war ein sehr ernstes sakrales und zugleich volkhaftes Problem. Die älteren Bußbücher, eine noch längst nicht voll ausgeschöpfte Brauchtumsquelle, stellen bis hin auf Burchard von Worms wieder die Frage, ob man zu den Quellen gegangen ist, um dort Gottheiten oder Geister zu verehren, der Abgeschiedenen zu gedenken und irgendwelche Oblationen zu bringen, die in die Quellen geworfen wurden[1]).

Und die Synoden korrespondierten. Es gab natürlich dem Volksglauben mit der Zeit eine andere Richtung, wenn man eine Quelle zum Ausgangspunkt einer monastischen Devotion nahm, indem man zunächst eine cella errichtete, bei der sich die Kapelle einfand, bis sich die Grundlage für ein claustrum und coenobium festigte. Dabei strebte die benediktinische Klosteridee von sich aus zum lebenspendenden Quell und zum nutzbaren Bach. Wurde doch auch das Wasser von der Benediktinerregel begehrt, die die Mühle als regelmäßiges Zubehör des Klosters ansieht. Hundertfach wurde in den Fundationsberichten der Zönobien das Motiv des heiligen Wassers berührt[2]). Dabei kam es zu Kompromissen zwischen germanischer und christlicher Auffassung. Der Volkstumsbrauch, einen solchen heilkräftigen Brunnen zu benutzen, wie er sich an der Quelle, aber auch an der Kapelle in Amorbach ansiedelte, könnte von mehreren Vorstellungen her genährt und gespeist sein.

Es traten die älteren Heiligen des Mittelalters mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zu deutschen Quellen. Aber es war erstaunlich

---

[1]) Diese Entwicklungen haben immer noch keine abschließende Bearbeitung gefunden. Wir nennen an Literatur neben Bächtold-Stäubli nur die grundlegende Untersuchung von Karl Weinhold, Die Verehrung der Quellen in Deutschland, Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1898, phil.-hist. Klasse, S. 1—69; für die Bußbücher siehe neben H. Schmitz die wertvolle quellenkundliche Arbeit von Joseph Michael Heer, Ein Karolinger Missionskatechismus. Ratio de cathecizandis rudibus und die Tauf-Katechesen des Maxentius von Aquileia und eines Anonymus im Codex Emmeram. XXXIII saec. IX (Biblische und patriotische Forschungen, Heft 1), Freiburg 1911, S. 24f., für die Wallfahrtsbrunnen vgl. G. Schreiber Wallfahrt und Volkstum S. 46.

[2]) Siehe dazu neuerdings G. Schreiber, Mönchtum und Wallfahrt in ihren Beziehungen zur mittelalterlichen Einheitskultur, Historisches Jahrbuch (1935), 160ff., besonders S. 165f.

genug, daß mit führenden spanischen Heiligen des 16. Jahrhunderts weitere heilige Wasser in die Liturgiegeschichte geschaffen wurden. So fand sich bei dem organisationsmächtigen Sohne des Beltrán Jañez de Oñez y Loyola das Ignatiuswasser ein. Man weihte, indem man eine Medaille oder eine Reliquie des hl. Ignatius in das Wasser eintauchte. Es vollzog sich dieser Ritus mit einem eigenen Weihegebet, mit der „formula benedicendi aquam sancti Ignatii confessoris", die heute noch gebraucht wird und bei Beringer in dem bekannten Werk über die Ablässe, ihr Wesen und ihr Gebrauch verzeichnet steht[1]). Die Weihe wird vollzogen durch einen Priester der Gesellschaft Jesu oder durch sonst einen Geistlichen, der vom Ordensgeneral bevollmächtigt ist. Gewohnheitsgemäß wird, wie etwa im schwäbischen oder im ostpreußischen Volksbrauch die Weihe auch durch Weltgeistliche vorgenommen. Die Stellung des Ignatiuswassers im Volksglauben war immer stark. Man wandte es besonders an bei schwerer Geburt, bei Krankheit, im besonderen in Cholerazeiten. Wenn man bei Kranken Ignatiuswasser gebrauchte, ging das in die Richtung eines Krankensegens, wie er im Maurussegen in der Benediktinerkultur heute noch mitgeteilt wird. Von den Schwangeren wurde das Wasser auch getrunken. Man bestrich die Mutterbrust mit Ignatiuswasser (Fälle Solingen 1703, Friedrichstadt 1720), wenn das Kind sie nicht annehmen wollte[2]). Damit trat ein jüngeres Brauchtum zu verwandten älteren Schirmherrschaften, die etwa Katharina von Alexandrien oder den gütigen Prämonstratenserabt Gilbert von Neufontaines († 1152) betrafen[3]). Das Ignatiuswasser wanderte besonders in den bäuerlichen Vorstellungskreis. Es war zudem bei den Volksmissionen der Jesuiten, vor allem im 17. und 18. Jahrhundert üblich, das Ignatiuswasser zu weihen. In Weilerswist, im Gebiete der Eifelmission, begossen 1736 die Bauern mit Ignatiuswasser die Felder gegen die Raupenplage[4]). Der Schutzheilige erfüllte also im Volksglauben jene Funktion, die im Allgäu St. Magnus, dem Abt von Füssen, zuerkannt wurde[4]). Die Zuhörer der Predigten griffen so gierig nach dem Ignatiuswasser, daß bei der Jülichbergischen Volksmission vom Jahre 1715 in Düsseldorf das Militär beim Wasserholen Ordnung halten mußte. Bei einer emsländischen Mission 1729 wurden auf fünf Stunden im Umkreis die Gefäße herbeigebracht[5]).

Ähnlich wie St. Leonhard und St. Wendelin zu Stall und Vieh traten, so wurden auch Ignatiusbilder in Westdeutschland an die Stalltüren genagelt, ferner wurden diese Stallungen mit Ignatiuswasser besprengt, ebenso wurde es dem Vieh zum Saufen gegeben. Besonders bei Vieh-

[1]) Paderborn 1922, Bd. 2 [15], Nr. 478. Siehe dazu auch Heinrich Samson, Die Schutzheiligen, Paderborn 1889, S. 189; K. Hofmann bei M. Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche 5, 363.

[2]) Schüller S. 298.

[3]) Kerler a. a. O. S. 250.

[4]) Kerler a. a. O. S. 282. Siehe dazu auch Anton Gulielminetti, Klemens Wenzeslaus, der letzte Fürstbischof von Augsburg, und die religiöse Reformbewegung, Archiv für Geschichte des Hochstifts Augsburg 1 (1909), 534f.

[5]) Schüller a. a. O.

seuchen erinnerte man sich der Kraft dieser Segnung. Auch Protestanten haben bei Gelegenheit von Jesuitenmissionen, wie A. Schüller zu berichten weiß, sich Ignatiuswasser beschafft, wie das noch in Schwerin 1772 geschah, obwohl der Widerspruch evangelischer Pfarrer erfolgte. Hier und da haben sie, wie Schüller weiter mitzuteilen weiß, auch dazu angehalten[1]). Es liegt da einer jener interessanten Fälle vor, wo die Benediktionen auch auf ein anderes Bekenntnis irgendwie übergreifen, wenn auch still und verstohlen. Es machte sich hier, wenn man will, der Begriff einer latent gehandhabten Segnung geltend. So haben die protestantischen Masuren lange Zeit noch im 19. und 20. Jahrhundert Weihwasser aus den benachbarten katholischen Kirchen geholt.

Ganz in Parallele zur Weihe des Ignatiuswassers tritt die Weihe des Xaveriuswassers. Beide Heilige sind ja für die Volksfrömmigkeit Dioskuren. Ja, in manchen Gebieten hat die Volksandacht zu Franz Xaverius die ignatianische Devotion fast übertroffen oder war ihr im Volksbrauch zum mindesten gleichgeordnet[2]). Daß Franz Xaver als zweiter spanischer Heiliger in ein Verhältnis zu Quelle und Wasser tritt, legte sich gerade bei diesem Missionar besonders nahe, der seemächtig das Weltenmeer durchfuhr und der auf dem Eiland Sancian im Angesichte des Meeres verschied. Dieses Sterbebild ist ja speziell von schwäbischen Bauern bis in die jüngste Zeit als Abwehrbild gegen Gewitter und gegen Schaden gehandhabt worden. Zudem war er Wasserheiliger, da er wie Vinzenz von Saragossa und wie St. Nikolaus und St. Jakob als Patron gegen Seestürme angerufen wurde. Seine Volksnähe sieht man überdies darin, daß er, obwohl der Neuzeit angehörig, noch unter die Pestheiligen einrückte. Auch hier wurde die Vita Veranlassung für diese Einbürgerung. Denn sie weiß zu berichten, daß er mit Aufopferung Pestkranke pflegte, als er auf seiner Missionsreise nach Malaka kam[3]). Nach allem berührte dieser Volksheilige so viele Lebensgebiete, daß er mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zum Wasser trat und eine Wassersegnung auslöste. Das Xaveriuswasser ging auch insoweit in den Vorstellungskreis des 17. Jahrhunderts ein, als es gegen Hexen verwandt wurde, ähnlich dem Franz de Hieronymo-Wasser des 18. Jahrhunderts, das ebenfalls dem Kreise der Jesuitensegnungen entstammt, zu denen übrigens auch das Aloysiuswasser gehört[4]). Immerhin war die volkhafte Stellung des hl. Ignatius, gerade was die Gebiete der Abwehr von Gespenstern, Geistern, Hexen und die Beseitigung des malificium betrifft, stärker als die des Franz Xaver. So stand Ignatius häufig auch in den Amuletten der Neuzeit, während Franz Xaver hier

[1]) Schüller a. a. O.

[2]) Für Einzelheiten siehe G. Schreiber, Spanische Motive in der deutschen Volksreligiosität S. 43ff. — Zur Anwendung des Xaveriuswassers siehe noch A. Schüller, Franz Xaverius in Volksglaube und Volksbrauch des Rheinlandes und Westfalens (17. und 18. Jahrhundert), Zs. d. V. f. rhein. u. westf. Vkde 29 (1932), 12ff.

[3]) Kerler, S. 268.

[4]) Schüller, Ignatius-Verehrung S. 303f. Über Franz de Hieronymo (de Geronimo, di Girolamo, † 1716 zu Neapel, heiliggesprochen 1839) vgl. L. Koch bei M. Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche 4, 113.

zurücktrat. Das berühmte Bild von Rubens, 1620 geschaffen für die Jesuitenkirche in Antwerpen (jetzt im Wiener Hofmuseum), das darstellt, wie Ignatius Besessene heilt[1]), deutet auch hier die besondere volkskundliche Linie an.

Das Volksfromme liefert die Häufung der Motive. Zu der cumulatio beneficiorum trat zuweilen eine cumulatio benedictionum. So wurden Stall und Vieh nicht nur mit Ignatiuswasser, sondern hie und da noch dazu mit Xaveriuswasser besprengt[2]). Auch sonst sind in der deutschen Volksreligiosität beide Heroen gern zueinander getreten, wie Cosmas und Damian, wie Rochus und Sebastian.

Eine besonders nachdrückliche Anwendung des Xaveriuswassers vollzog sich in München. Dort hatte sich ein bemerkenswert reich bewegtes Zentrum der Xaveriusdevotion entwickelt. Viel lehrreiches Material darüber bietet das aufschlußreiche Büchlein des Münchener Propstes Anton Crammer, des ausgezeichneten Kenners der Sakralität der Isarstadt im 18. Säkulum, dem ich zur Zeit in einer anderen Studie nachgehe. „Bald darauf hat sich dieser Heilige gegen seine Pflegkinder wundergutthätig erwiesen, indem er in dem Jahre 1632 bey 200 Krankliegenden durch das Öl aus selber Ampel die Gesundheit mitgetheilt, wie auch andern, die verlobet, sie wollten jährlich an seinem Festtage die heiligen Sacramente empfangen[3])." Zum Xaveriusöl trat das Xaveriuswasser. Noch heute wird dort in St. Michael Ignatiuswasser und Xaveriuswasser geweiht. Von München aus strahlte die Verehrung nach Oberbayern. Im Pfarrarchiv von Niederaschau (BA. Rosenheim) findet sich zum Jahre 1890 die Notiz, daß am 3. Dezember, am Festtag des Heiligen, eine Salz- und Wasserweihe nach einem beschriebenen Formular stattfand[4]). Die ganze Beliebtheit des Heiligen in der bäuerlichen Umwelt zeigt auch seine volkhafte Erwähnung im Sprichwort und Scherzwort: „Xaveri, wie wär es, wenn du nicht da wärst, blau Hos, blau Strümpf, Xaveri, du spinnst."

Die Aufklärung ging bei ihren Angriffen gegen die Volksfrömmigkeit auch gegen die heiligen Wasser vor. Daß es sich um Benediktionen aus der societas Jesu handelte, erhöhte die Wucht der Vorstöße.

Diese Gefechte griffen selbst in die Gebiete der klassischen Literatur. C. M. Wielands „Neuer Teutscher Merkur" brachte einen Aufsatz „Wird der Jesuitenorden wieder aufleben[5])?" In dieser Polemik werden „einige Data" aus dem „Reisebuch eines Reisenden" mitgeteilt. Diese Feststellungen

---

[1]) Vgl. dazu Karl Künstle, Ikonographie der christlichen Kunst. Bd. 2. Ikonographie der Heiligen. Freiburg i. Br. 1926, S. 328.

[2]) Schüller, a. a. O., S. 299.

[3]) Anton Crammer, Der heilige Franciscus Xaverius, Indianer, Und Japoneser Apostel, nach seinem Tode sonderheitlich in der Hauptstadt München glorwürdigst verherrlichet, nun zu größerer Gottes, und zu seiner Ehre in ein helleres Licht gestellt. Gedruckt bey Franz Joseph Thuille. 1780.

[4]) Nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Oberpfarrer Dr. Frank, Archiv der Deutschen Gaue in Kaufbeuren.

[5]) Zehntes Stück 1801, Weimar, gedruckt und verlegt bei den Gebr. Gädicke S. 109ff.

beginnen mit dem Satz, das Bistum Augsburg sei bekanntlich in der neuen Zeit ein vorzüglicher Sitz des Jesuitismus. Unter den Einzelheiten wird folgender Zug berichtet, der sich mit dem Xaveriuswasser befaßt: „Jesuiten kamen als Missionarii in ein Dorf. Ein Mann wollte ihnen durchaus nicht beichten. ‚Was kümmern mich die schwarzen Gauner', sagte der gottlose Mann. Sein Weib kam auf den glücklichen Einfall, ihm Xaveri-Wasser, das die Missionarii austheilten, an die Nachtsuppe zu gießen. In der Nacht nun bekam er schreckliche Qualen, und er fing an zu brüllen: ‚Weib! beichten will ich — ich will beichten.' ‚Erkennt', rief der Prediger jetzt voll heiliger Begeisterung, ‚erkennt die wunderbare Kraft des heil. Xaveri-Wassers, dieses vortrefflichsten Mittels gegen alle Gebrechen des Leibes und der Seele'. Ist das ihr Christentum? Welcher Bonze, welcher Götzenpfaffe konnte heidnischer lehren? Aber passend für die Natur des rohen Volkes!"

Hier wurde also das Xaveriuswasser und das ihm beigegebene Beichtmirakel abgelehnt. Mit jener kalten Überlegenheit, die jede Exempelliteratur beseitigte, obwohl sich diese volksbedeutsam genug anläßt. Es ergibt sich hier übrigens eine bemerkenswerte Parallele zu den Reiseschilderungen von Friedrich Nicolai, die ebenso absprechend lauten[1]). Der Unterschied der Zeitalter trat scharf und drohend heraus, sowohl nach dem Barock als auch nach der Romantik.

An der gleichen Stelle heißt es in diesem Reisebericht, der sich den Augsburger Jesuitenpredigern zuwendet, weiter: sie kündigten apostolische Missionen an und „langten an in einem kurfürstlichen Wagen, der mit sechs Pferden bespannt war. Ausgerüstet mit einem Pilgerstabe (den sie mit sich geführt hatten) und nach der Weise ihres Ordensheiligen Xaverius mit einem Pilgermäntelchen behängt, traten sie dann auf und donnerten über Sünde, Gericht und Hölle. Der Jesuit versteht die Kunst, auf das rohere Volk zu wirken und die Gewissen zu schrecken. Aber er hat auch Hülfe, Balsam für das wunde Herz. Nach den Predigten wurde ‚Xaveri-Wasser' geweiht und ausgeteilt; und auf Rosenkränze, Kreuze u. dgl. wurde der Missionsablaß verliehen. Nun strömten die geschreckten Sünder, und selbst die gutmütige, erschrockene Unschuld herbei." Die Benediktion des Xaveriuswassers nach den Predigten war auch sonst üblich. Interessant ist es immerhin zur Geschichte der Benediktionen, daß die Weihehandlung im Rahmen einer Volksmission statthatte, während sonst ein Teil der Segnungen im allgemeinen stärker mit dem Kirchenjahr verknüpft war. Doch hat die Bedarfssegnung stets daneben bestanden, wie das schon der Titel der „benedictio super omnia" andeutet.

Auf diese Stelle in Wielands „Neuer Teutscher Merkur" bezog sich auch der bayerische Aufklärer A. von Bucher, dessen Werke eine bekannte

[1]) Siehe neuerdings die anregenden Ausführungen von Georg Pfeilschifter, Friedrich Nicolais Briefwechsel mit St. Blasien. Ein Beitrag zu seiner Beurteilung des Katholizismus auf Grund seiner süddeutschen Reise von 1781 (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Abt. 1935, Heft 2). München 1935.

Fundgrube für die Auseinandersetzung dieses Zeitalters mit dem Volksfrommen sind. Er nahm speziell gegen das „Ignaziwasser" satirisch Stellung[1]).

Die Aufklärung gab sich allerdings in eine eigentümliche Lage, als sie von der bayerischen Verwaltung her gewissermaßen ein Monopol für die tridentinische Linie der Segnungen aufrichtete, d. h. sie wehrte sich gegen alle Benediktionen, die im diözesanen Rituale nicht genannt waren. Denn in einem „General-Index", der 1806 in München gesammelt wurde[2]), hieß es wörtlich: „Segensprechungen geistliche, die dem Diözesan-Ritual entgegenlaufen, sind aufs strengste untersagt, siehe Exorzisieren." Und wiederum hieß es in einer Verordnung vom Jahre 1803: „Exorcisieren, und Segensprechen, dann austheilen sogenannter geistlicher Mittel zur Heilung verschiedener Krankheiten bey Menschen und Viehe sind bey Strafe der Entfernung vom Pfarramte und der geistlichen Pfründe, oder des personal Arrestes, wie denn überhaupt in allen Fällen alle Segensprechungen, die dem Diözesan Ritual entgegenlaufen, aufs strengste verboten[3])." Zahl und Art der Segnungen wurden damit mit einem staatlichen Prägstempel versehen. Damit wurde auch eine scharfe Frontstellung gegen die Orden genommen.

So wurde die deutsche Volksfrömmigkeit in den Jahrhunderten der Neuzeit durch spanische Motive stark bewegt und das mittelalterliche Gebiet der Benediktionen um einige Segnungen bereichert. Es wäre erwünscht, daß für einzelne deutsche Landschaften die Einwirkungen der spanischen Sakralkultur und ihre Übersetzung und Umformung in deutsches Brauchtum herausgestellt würden. Gerade in diesen Gebieten locken neue Forschungsfelder.

Zum Märchen „Stumme Liebe" von Musäus.

Von Hermann Tardel.

Die in den Jahren 1782—87 erschienenen „Volksmärchen der Deutschen" des Weimarer Gymnasialprofessors Musäus sind nicht Volksmärchen im Sinne der Brüder Grimm oder der neueren Märchenforschung, sondern Kunstmärchen oder Märchennovellen, aber durchsetzt mit zweifellos echten, volkstümlichen Märchen- und Sagenmotiven. Die Arbeiten von Richard Andrae (1897), Er. Bleich (1902), Paul Zaunert (1912), Erwin

[1]) Sämtliche Werke, gesammelt und hrsg. von Josef von Klessing. 6 Bde, München 1819ff., 2, 378f.

[2]) General-Index über alle Landes-Verordnungen, welche durch die königlich-baierische Regierungs-Blätter von Baiern in München, von der Oberpfalz in Amberg, von Franken in Barnberg und von Schwaben in Ulm, von den Jahren 1802, 1803, 1804 und 1805 promulgirt und bekannt gemacht worden sind. Herausgegeben von Georg Karl Edlen von Mayr, München 1806, S. 347.

[3]) Ebenda S. 762.

Jahn (1914) sowie die Hinweise in Joh. Boltes Anmerkungen zu den Märchen der Brüder Grimm (seit 1913) haben aus der mündlichen und schriftlichen Überlieferung des Märchens und der Sage zahlreiche unmittelbare oder mittelbare Quellen hierfür erschlossen. Was die künstlerische Eigenart des Musäus ausmacht, ist die Verschmelzung, Vertiefung und Erweiterung der überkommenen Motive, die Charakteristik der Personen, die breite Episierung des Inhaltlichen und die an Wieland gebildete sprachliche Stilisierung mit ihren vielen Fremdwörtern und zeitgemäßen literarischen Anspielungen. Er steht zwar der übernatürlichen Welt als Rationalist gegenüber, lehnt aber doch das Wunderbare nicht ganz ab, denn in der Vorrede bekennt er: „Der Hang zum Wunderbaren und Außerordentlichen liegt so tief in unserer Seele, daß er sich niemals auswurzeln läßt. Die Phantasie, ob sie gleich nur zu den untern Seelenfähigkeiten gehöret, herrscht, wie eine hübsche Magd gar oft über den Herrn im Hause, über den Verstand." Auch wird die Ironie und Satire gegen das Zauber- und Spukhafte durch einen starken, behaglichen, lebensbejahenden Humor gemildert. Um das an sich Unwahrscheinliche natürlich erscheinen zu lassen, bedient er sich eines Kunstmittels, das das Vorwort so umschreibt: er habe sich erlaubt, das Vage dieser Erzählungen zu lokalisieren und sie in Zeiten und Örter zu versetzen, die sich zu ihrem Inhalt zu passen schienen. Dieser Punkt läßt sich bei dem Märchen „Stumme Liebe" (1786) durch lebensgeschichtliche Beziehungen des Dichters erhellen. Das weit ausgesponnene, realistische Grundthema dieser anmutigen Erzählung, die stumme, weil jahrelang unausgesprochene Liebe des durch Verschwendung verarmten Franz und der von Haus aus armen Meta, ist eine Erfindung des Dichters. Erst in der zweiten Hälfte des Märchens, als Franz zur Wiedererlangung seines Vermögens auf Reisen geht, greift das Wunderbare ein, indem zwei verbreitete märchenhafte Motive in die Handlung eingeschaltet werden: die Geschichte vom spukenden und erlösten Barbier (dem Rotmantel) und der Traum vom Schatz auf der Brücke, letzteres etwas umgemodelt[1]). Wie kam Musäus, der kaum aus seinem thüringischen Heimatländchen herausgekommen ist, dazu, diese Erzählung gerade in Bremen spielen zu lassen, wo derartige Geschichten schwerlich im Schwange gewesen sind?

Musäus war seit 1770 mit Juliane Krüger verheiratet, deren Schwester Anna Christiana die Gattin des Weimarischen Legationsrates Kotzebue war. Aus dieser Ehe entstammte Amalie Kotzebue, mit der Goethe sein kleines Drama „Die Geschwister" auf dem Herzoglichen Liebhabertheater zuerst aufführte. Sie vermählte sich im Jahre 1778 mit dem Dr. jur. Johann Friedrich Gildemeister in Bremen und siedelte im Jahre 1783 nach dorthin über, als ihr Gatte zum Syndikus der Älterleute in seiner Vaterstadt berufen wurde. Die handschriftliche Gildemeistersche „Familienchronik", in die mir der jetzige Besitzer freundlicherweise Einblick gewährte, enthält folgenden Eintrag: „Musaeus hatte den Gebrauch, in einem kleinen Gärt-

[1]) Vgl. P. Zaunert, Ausgabe der Märchen in den „Märchen der Weltliteratur" (Jena 1912), 1, 394; Erwin Jahn, Die Volksmärchen der Deutschen von I. K. A. Musäus (Probefahrten, Bd. 25, 1914), S. 38.

chen vor dem Thore, das an der Heerstraße lag, die wandernden Handwerksbursche zu sich hereinzurufen, sich bei einem Glase Bier von ihnen erzählen zu lassen und auf diese Weise den Stoff oder manche Ausschmückung zu seinen Volksmärchen der Deutschen zu sammeln." Dies probate Mittel, das Volksleben an der Quelle zu studieren, ist uns ähnlich schon von August von Kotzebue, dem Neffen des Dichters, geschildert worden[1]). Der erwähnte Garten, den er sich aus seinen schriftstellerischen Einnahmen erworben und dessen Pavillon seine Gönnerin, die Herzoginmutter Anna Amalia, zum Teil ausgestattet hatte, lag an der Ilm in der Nähe der Altenburg. Die Familienchronik führt dann die besondere Hülfeleistung seiner Nichte Amalie, der Madame Gildemeister, an, der er schon von seiner „neuen Idee", modernisierte Volksmärchen zu veröffentlichen, geschrieben hatte[2]): „Auf ähnliche Weise benutzte er später die Doctorin Gildemeister, die ihm in ihren Briefen mehrere Örtlichkeiten sowie Eigenthümlichkeiten in den Sitten von Bremen mittheilen mußte, welche er in seiner Erzählung „Stille Liebe" (gemeint ist: Stumme Liebe) benutzte, deren Schauplatz er nach unsrer Vaterstadt verlegt hat. Der darin genau beschriebene Garten war der dem Eltermann Wilhelmi gehörende, und außer diesem sind manche alte Bremer Gebräuche, z. B. die Quappenmahlzeit, die Sitte der Krüselbraten nebst manchen Provinzialismen darin verewigt." Es lohnt sich, diese bremischen Sitten und Örtlichkeiten näher zu betrachten, zumal die Herausgeber der Märchen nicht darauf eingegangen sind.

Der reiche Kaufmann, Melchior von Bremen genannt, der seinen Speisesaal mit alten Talern pflastern läßt, stirbt auf einen jähen Trunk bei einem 'Quabbenschmaus'. Die Quappe, Aalraupe (Lota vulgaris), die das Brem.-nds. Wörterbuch (3, 395) nur kurz erwähnt, ein dem Aal ähnlicher, nur dickerer und kleinerer Fisch in der Wümme, Hamme und den vielen moorigen Wasserzügen in Bremens Umgebung, jetzt seltener gefangen, wurde nach dem Bremer Kochbuch von 1840 als „Quabben-Suppe" verwertet. Für Feinschmecker und Schlemmer tat man außer dem Hauptbestandteil der Quabben noch Hecht, Schleie, Karpfen und Barsch hinzu und kochte das Ganze mit Zusatz von Erbsen, Chalotten, Gewürzen, Bouillon und Wein; es gab aber auch einfachere Rezepte, eins auf „Fischermanier"[3]). Der Sohn des reichen Kaufherrn, Franz Melcherson, setzt zunächst die üppige Lebensart des Vaters fort und gibt jährlich ein Ochsenfest, wobei er jedem Bürger einen 'Krüselbraten' und ein Krüglein spanischen Weins spendet. Das ist eine Anspielung auf die Sitte des Schlachtfestes, das wie bei den Bauern auf dem Lande auch in der Stadt feierlich als eine Art Gemeinschaftshandlung begangen wurde. Unser Brem.-nds. Wörter-

[1]) Nachgelassene Schriften des verstorbenen Professor Musäus, hrsg. von A. von Kotzebue (Leipzig 1791), S. 14f.

[2]) Ebd. S. 189f., wiederholt bei E. Jahn, S. 20 (es handelt sich nicht um eine „Familienfreundin Frau Amelie Gildemeister", wie S. 18 behauptet wird).

[3]) Vgl. Albrecht Knoche, Anleitung zur Kochkunst für alle Stände, Bremen, 1. Teil (1840), 53 und 245; s. a. Mensing, Schlesw.-Holst. Wb. 4, 2 'Quappsuppe', nach Schütze um 1800.

buch (2, 1767, 889) gibt eine Schilderung und Erklärung davon: „'Krüselbraen', Braten aus dem Rücken des in der Haushaltung eingeschlachteten Ochsen, wobey man seine Verwandte und guten Freunde des Abends pflegt zu Gaste zu bitten, in der Absicht, um ihnen eine Probe von der Güte des geschlachteten Ochsen zu geben. Weil nun bey der Gelegenheit unsere Vorfahren, so wie die Handwerker gemeiniglich auch noch, des Abends zum ersten mahl bey angezündeten Lichtern essen, so heißt es daher 'Krüsel-braen', von Krüsel, eine Lampe. 'Na der (to'r) Krüselbraen gaan': bey einer solchen Gelegenheit zu Gaste gehen." Noch im Jahre 1836 erwähnt ein Vertreter des jungen Deutschlands, Eduard Beurmann, in seinen „Skizzen aus den Hanse-Städten" die Krüselbraten-Mahlzeiten, und in einer kleinen Verteidigungsschrift[1]) ruft er aus: „Welchem Bremer geht das Herz nicht über bei Pinkeln, Grützwürsten, Krüselbraten usw.?"

Wenn die besorgte Mutter Brigitte ihrer schönen Tochter Meta beim Gang zur Messe ein „Regentuch" übers Gesicht hängt und sie dadurch wie eine Favoritin des Großherrn vermummt, um sie Franzens Liebesblicken zu entziehen, so könnte damit der unter dem Namen 'Hoyken' oder 'Tipphoyken' bekannte schwarze Regenmantel der Bremerinnen aus der Zeit des strengen Kalvinismus gemeint sein, der fremden Beobachtern so oft aufgefallen ist. Ob der abgewiesene Bewerber um Metas Hand, der wohlhabende, scherzweise 'Hopfenkönig' genannte Brauherr, auf eine bremische Persönlichkeit zurückgeht, läßt sich nicht sagen. Als der Brauherr mit einer andern Erwählten Hochzeit hält, erzählt Musäus von dem Brautzug in die Kirche, an dessen Spitze die Stadtpfeifer trommeteten und schalmeiten, von den Edelgesteinen in der Myrtenkrone der Braut und den neun Reihen Zahlperlen um ihren Hals, was nach den Hochzeitsordnungen ungefähr altbremischer Sitte entsprechen würde. Auf der Weserbrücke wirft Franz dem Bettler ein „Sechsgrotstück" zu; da der 'Grote' (= 4 Pfennige) außerhalb Bremens wenig bekannt war, wird der Dichter ihn durch seine bremischen Beziehungen kennengelernt haben.

An Örtlichkeiten wird das berühmte Rathaus merkwürdigerweise nicht genannt, aber ein anderes altes Gebäude. Der verwöhnte Franz fühlt sich schließlich in seinem engen Gäßchen so wohl, daß er es nicht mit dem 'Schudding' vertauscht hätte, der in einer Anmerkung als eins der ansehnlichsten Gebäude, worin die Konvente der Kaufleute stattfinden, erklärt wird — gemeint ist der „Schütting". Als Dank für seine Erlösung sagt der rote Geist zu Franz: „Ziehe heim in deine Vaterstadt und harre auf der Weserbrücke daselbst . . . auf einen Freund etc." Hier wartet Franz denn auch den lieben langen Tag und sieht zur Stunde der Gerichtszeit die 'Proceres' (die Vornehmsten) in stattlichen Amtskleidern zu Rate fahren und zur Börsenzeit die Kaufleute — eine klare Anschauung der damaligen Brücke und des Verkehrs auf ihr hat der Dichter indes nicht. Er bevölkert sie der Erzählung wegen mit Händlern und Bettlern. Am Abend zieht das

[1]) Ein Wort an die Herren Doctoren Oelrichs und Watermeyer als Anhang zu meinen Skizzen aus den Hansestädten (Hanau 1836), S. 21.

Bettlerpiket nach und nach heim in seine Kasernen auf der 'Mattenburg'. Hier hat der Dichter die ältere Sprachform bewahrt: es ist eine kleine Gasse mit einem Haus, in dem die Matte, die dem Müller zustehende Mahlabgabe, entrichtet wurde. Die jetzige Form Marterburg (schon auf der Murtfeldtschen Karte von 1796) ist eine Umbildung für das nicht mehr verstandene Matte. Der gute Freund, der Stelzfuß, weist nun Franz sehr anschaulich den Weg zur Auffindung des vom Vater vergrabenen Schatzes: „Nimm Schippe und Spaten auf deine Schulter, gehe aus von der Mattenburg über die Tieber rechter Hand nach der Balgenbrücke, an dem Johanniskloster hin bis zum großen Roland. Dann nimm deinen Weg über den Domhof durch den Schlüsselkorb, daß du gelangest außer der Stadt an einen Garten!" Nur muß es richtig heißen: Tiefer, Balgebrücke, Domshof und vor allem Schüsselkorb! Bei der Beschreibung des Gartens verweist Musäus in einer Anmerkung auf Hirschfelds Gartenkalender von 1783, wo der bremische Ältermann P. W. (wir ergänzen nach der Familienchronik: Wilhelmi) eine höchst ergötzliche Schilderung seines in der Neustadt, am linken Weserufer gelegenen originellen Lustgartens gibt[1]). Darin heißt es u. a.: „Eine Menagerie von 74 stück auf starken eysenblech in Lebensgröße gemahlte wilde und Zahme Thiere, Vögel und Amphybien, alle mit ihren natürlichen Farben, stehen zerstreut im Garten und machen kein ohnebenes ansehen." In bezug hierauf sagt Musäus, daß der Garten des alten Melchior zwar keine gemalte Menagerie darstelle, aber doch aus reinem Gold geprägte springende Rosse, geflügelte Löwen, Adler, Greifen, Einhörner und andere Wundertiere enthalte, freilich unter der Erde verborgen.

Der durch die Hebung des Schatzes wieder zu Besitz und Wohlstand gelangte Franz will sich dem alten Stelzfuß auf der Brücke dankbar erweisen und fordert ihn auf, mit ihm in eine entlegene Straße nahe am Walle zu gehen, wo er ihm ein kleines Häuschen überweisen will. Dabei sagt der Invalide: „Ob ich gleich ein hölzernes Bein habe, so kann ich doch damit so rüstig schreiten als der lahme Zwerg, der die Stadtflur umkrochen hat." Dazu macht Musäus die Anmerkung: „Laut einer alten Sage verhieß eine benachbarte Gräfin den Bremern scherzweise so viel Land zu schenken, als ein Krüppel, der sie eben um ein Almosen bat, in einem Tage würde umkriechen können. Man hielt sie beim Wort, und der Krüppel kroch so gut, daß die Stadt die große Bürgerweide dadurch bekam." Das ist, soweit ich bis jetzt sehe, die erste Aufzeichnung der später oft dichterisch behandelten Sage vom „Bremer Krüppel", die wir also mittelbar der Amalie Gildemeister verdanken. Jakob Grimm hat sie in seine „Deutschen Rechtsaltertümer" (1828) beim Abschnitt über urtümliche Formen von Landerwerbung in der Fassung des Musäus wörtlich übernommen.

---

[1]) Nach dem mit Kupfern geschmückten Exemplar der Göttinger Univ.-Bibliothek heißt der Titel: Taschenbuch für Gartenfreunde, hrsg. von C. C. L. Hirschfeld. Zweyter Jahrgang. Kiel, bey dem Herausgeber; und Dessau in der Buchhandlung der Gelehrten. Altona, gedruckt bey I. D. A. Eckhardt 1783. Auf S. 126—130: Garten des Herrn P. W. z. B.

Neben diesen verschiedenen Hinweisen auf bremisches Brauchtum und bremisches Stadtmilieu findet sich nur eine Stelle über bremische Wesensart. Der westfälische Ritter Eberhard Bronkhorst, der an Franz Gefallen findet, sagt zu ihm: „Ihr sagtet rund und deutsch heraus, was euch zu Sinn war, wie's der Bremer Art ist."

Diese über die ganze Dichtung zerstreuten, bemerkenswerten kulturgeschichtlichen Einzelheiten geben in ihrer Gesamtheit der Märchennovelle einen fester umrissenen Hintergrund, ein gewisses Lokalkolorit und stellen den Versuch dar, das Märchen- und Zauberhafte in der realen Welt zu konkretisieren. Musäus verwendet hier schon vorausschauend das von den französischen und deutschen Romantikern so sehr geschätzte Stilmittel der 'Couleur locale'. Wir wollen in unserem Zusammenhang nur Chamissos Schlemihl (1814)[1]) anführen, dessen Anfang mit der Nennung des Nordertors, der Norderstraße und der Breiten Straße sowie der Schilderung einer Gartengesellschaft auf dem Landgut des reichen Kaufherrn Thomas John auf Hamburg hinweist.

Hochzeitssitten und Hochzeitsgebräuche des Osnabrücker Landes.

Von Ernst Heinrich Maßmann.

Will man dem Menschen des Osnabrücker Landes[2]) ins Herz schauen, dann muß man eines seiner Feste mit ihm feiern, vielleicht eine Kirmes, ein Schützenfest oder noch besser eine Hochzeit; denn gerade hier beim Abschluß und Höhepunkt der Jugend haben sich in besonders ausgeprägter Form altbewährte Sitten und Gepflogenheiten bis in die Gegenwart hinein erhalten. Dieser Tag der Vereinigung zweier Menschen zu einer Lebenseinheit ist nicht nur eine Angelegenheit des Brautpaares, sondern zugleich auch der Hausgemeinschaft, der Nachbarschaft, der Sippe und zuweilen auch der ganzen Dorfgemeinschaft. Diese alle aber feiern nicht nur fröhlich mit, sondern helfen vor allen Dingen auch eifrig mit bei den mehr oder weniger langen Vorbereitungen, die oft nicht unerhebliche Schwierigkeiten bieten. Trotz des „No de Lütns gaun", der heimatlichen Sitte der Brautwerbung, hat oft der Bauernbursch, obgleich schon bei Jahren, die Richtige noch nicht gefunden. Denn erst kommt der Hof und dann der Bauer! Und danach handelt auch der Bauernsohn, was darin seinen sinnfälligen Ausdruck findet, daß durchweg nach Besitzverhältnissen geheiratet wird. Die Heirat ist in erster Linie eine wirtschaftliche Angelegenheit. Wie es aber schon bei unseren germanischen Vorfahren „auch die freie Eheform gab, für die das Erwerben der Braut durch Verhandlungen mit ihren Eltern

[1]) Werke, Bibliogr. Institut (hrsg. v. H. Tardel), 2, 291, 298.

[2]) Zu der geographischen Umgrenzung dieses Raumes vergleiche die Ausführungen des Verfassers in der Lauffer-Festschrift „Volkskundearbeit", 1934, S. 270.

nicht nötig war und durch das Einverständnis der Gatten ersetzt wurde"[1]), so gibt es selbstverständlich auch heute noch auf dem Lande Liebesheiraten. Denn „Friën un Brille kaupn mott n jeder süms doun". Allerdings „wecker no kein Braut schniën kann, draf no nich friën". Aber andererseits reden doch Aussprüche wie „de halbn Tied est düster" oder „teien Johr no de Hochtied seht olle Fruwslüe üöwerens ut" eine deutliche Sprache und zeigen, daß bei der Brautwerbung nicht nur dem Herzen, sondern auch den reellen Lebensnotwendigkeiten eine wichtige Rolle eingeräumt wird. Nutzen und Vorteile sind es, weniger die Liebe, die auf dem Lande in erster Linie junge Leute zusammenführt. Daraus nun aber, und aus der Tatsache, daß die Eltern die Entscheidung über Verlobung und Hochzeit ihrer Kinder haben, etwa eine Bevormundung oder gar Rechtlosigkeit dieser herleiten zu wollen, wäre abwegig. Verheiratungen sind nun eben nicht nur Privatsache der Brautleute, sondern wichtige Familienangelegenheiten. Trotzdem, ja gerade aus dieser altbäuerlichen Denkweise heraus, sind Mißheiraten höchst selten auf den Dörfern. Aus dem gemeinsamen Leben, aus der gemeinsamen Arbeit, aus der gemeinsam getragenen Sorge um Familie, Haus und Hof erwächst fast immer eine Liebe, die für das ganze Leben bindet.

Diese nüchterne Überlegung brachte die Sitte des Freiwerbens mit sich. Sind trotz mancherlei Empfehlungen von Verwandten, Freunden und Bekannten die passenden Paare „no nich tohaupe küert wodn", so versucht wohl der Freiwerber (Diägensmann) — nur selten sind es Frauen — sein Glück. Solch ein Heiratsvermittler auf dem Lande ist gewöhnlich ein Handwerker, Hausierer oder Händler. Dieser kommt von Haus zu Haus, kennt alle Verhältnisse und kann ohne viel Aufsehens seine Angelegenheit an den Mann bringen. Während er heute noch im stillen manche Ehe vermittelt, war er früher eine von allen in der Kirchengemeinde und oft darüber hinaus gekannte wichtige Person. Gelang es ihm, einen Ehebund zustande zu bringen, dann verdiente er sich einen Hut, eine Hose, einen Anzug oder auch wohl bares Geld. G. F. Wagner[2]) berichtet aus Osnabrück, daß dort am Ende des 18. Jahrhunderts die Geistlichen „häufig die Vertrauten des Hauses und die Hauptleiter bei Verbindungen junger Leute waren, da auswärtige Heiraten selten vorkamen".

Stimmen die Brauteltern der Werbung zu, so wird ein Besuch des Bräutigams auf dem Hofe der Braut ausgeführt, wobei jener nun persönlich Mädchen und Eltern in Augenschein nimmt und sich über alle für ihn in Frage kommenden Verhältnisse unterrichten läßt. War man früher dabei geneigt, den Werber zu erhören, so kam das schon in der Art der Bewirtung zum Ausdruck. Dann wurden Pfannkuchen gebacken, Stutenmilch aufgetischt (Kr. Melle) oder Eier gebraten (Kr. Iburg)[3]). Geschah das nicht, dann galt die Bewerbung als abgelehnt. Sagten Mädchen und Verhältnisse dem Bewerber zu, so erfolgte seinerseits die Gegeneinladung. Auch bei dieser wurden wieder in Gegenwart der Eltern und mit oder ohne Heirats-

[1]) G. Neckel, Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen, 1932, S. 37.
[2]) Osnabrück vor 100 Jahren, hsg. v. H. Forst, Osnabrück 1891, S. 39.
[3]) Hier war das Pfannkuchenbacken das Zeichen des Korbgebens.

vermittler Haus, Hof, Vieh und das ganze Besitztum in Augenschein genommen und die Verhandlung über Mitgift und Hochzeit zum Abschluß gebracht. Dies war also der eigentliche Entscheidungstag und hieß seiner besonderen Bedeutung entsprechend früher im Amte Iburg „Todiägensdag". War alles zur Zufriedenheit ausgefallen, so beschloß auch hier wiederum ein kräftiges Mahl die Zusammenkunft und bildete zugleich die Verlobung. Braut und Bräutigam versprachen einander die Treue und wechselten Geldstücke (Handgeld). Später schenkten sie einander Uhrkette, Brosche, Medaillon, Ohrringe oder andere Schmuckstücke. Verlobungsringe wurden erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts allmählich üblich.

Daß einst auch das sog. Vortrauen oder Verloben durch den Geistlichen üblich war, geht aus dem Kirchenbuche in Bad Essen hervor. Dort heißt es: „1747 d. 21. Okt. habe ich in aedibus meis privatis nach hiesigem landesgebrauch coram testibus vertrauet Henrich Lange zum Heidhöfen und Anna Adelheid Osterhold aus hiesigen Wrechten (auf Ippenburg), sie auch ordentlicher Weise proclamiert und die dimissoriales ad copulandum ihnen an den Pastor zu Lintorf mit gegeben[1])." Ebenso wird nach derselben Quelle beispielsweise auch aus dem Jahre 1767 berichtet. Daß es bei allen Verlobungen nicht immer einfach zuging, erhellt aus den zahlreichen Luxusordnungen der fürstbischöflichen Regierung zu Osnabrück, besonders aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Nach ihnen war bei der Verlobung nur „eine mäßige Mittags- und Abendmahlzeit" erlaubt. An dieser durften nur die nächsten Verwandten, ferner die, „deren Konsens zu dieser Handlung erfordert wird" und die „Mittelspersonen" teilnehmen. Verlobungsgeschenke durften nur von Eltern und Großeltern, von eigenen und Geschwistern der Eltern sowie von „ausländischen Gästen" dargereicht werden. Der Wert dieser Geschenke durfte beispielsweise in der untersten Klasse, der „alle Tagelöhner in Städten, die nicht Bürger sind, das Landvolk, auch alle Bauersknechte und Mägde" angehörten, zwei Reichstaler nicht überschreiten. Geschah es doch, dann wurde das Geschenk eingezogen bzw. bei Nichtzustandekommen der Ehe den Schenkern zurückgegeben.

Heute findet die Verlobung gewöhnlich im engen Familienkreise statt. Die Nachbarn erhalten mündlich oder durch Anzeige Nachricht und kommen in den nächsten Tagen, gratulieren und bringen Geschenke. Vielfach wird die Verlobung zunächst auf dem Hofe der Braut gefeiert und danach beim Bräutigam wiederholt. Nach der „Ordnung eines Ehrbaren Raths der Stadt Osnabrück . . ." vom Jahre 1618, revidiert 1648, sollte derjenige, welcher die Verlobung ohne genügende vom Rat gebilligte Ursache löste, aus der Stadt verwiesen werden. Spätestens sechs Monate nach der Verlobung sollte Hochzeit gehalten werden.

Wird im allgemeinen von einem langen Brautstand auch nicht viel gehalten, so erfordert doch schon die Anfertigung der Aussteuer mehrere Monate Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit. Dann werden aus den längst zurückgelegten eichenen Dielen die Zimmereinrichtungen angefertigt, und die Dorfschneiderin, junge Freundinnen oder Verwandte helfen der Braut oft wochenlang beim Nähen der Aussteuer. Die Verlobten treiben allerlei Kurzweil und fragen den Kuckuck danach, wieviel Tage es noch

[1]) Dökel, Geschichtliche Mitteilungen über das Fürstentum Osnabrück, besonders über das Kirchspiel Essen, Bad Essen 1919, S. 70.

bis zur Hochzeit sind. Während der Brautzeit geht das Mädchen, wenn es von auswärts stammt, nicht selten zum gegenseitigen genaueren Kennenlernen und zum Ablegen der ersten Proben ihres Könnens für einige Zeit in das Haus des Bräutigams und der zukünftigen Schwiegereltern. Umgekehrt tut auch der Bräutigam dasselbe. Auf diese Weise werden Mißheiraten selten und fast ganz vermieden.

In Venne gaben einst die beiderseitigen Eltern dem Brautpaar nicht eher ihren Ehesegen, bis dieses die sog. Geduldsprobe bestanden hatte, die im Abwickeln selbstgesponnenen Nähgarns bestand. Der Bräutigam mußte zwei Stücke Garn (je 24 Gebinde zu je 50 Haspelfäden) auf beiden Händen mit vorgestreckten Unterarmen halten. Die Braut löste von jedem Stück die Anfangs- oder Endfäden und wickelte beide zusammen zu einem Knäuel, um sie nachher auf dem Spinnrade durch Linksdrehen von dessen Spulenflucht zu zwirnen. Wenn sich die Brautleute bei dieser schwierigen Arbeit nicht erzürnten, so hatten sie die Geduldsprobe bestanden[1]).

Ist die Probezeit vorbei, dann rüstet man zur Hochzeit. Der Tag wird bestimmt, das Brautpaar wird in der Kirche verkündet, „vanne Kanßel schmiëdn", und in „Kassen" oder „Buer uphangen" (öffentliches Aufgebot). Sobald letzteres geschehen, schmückt die Nachbarschaft den Kastenrahmen mit Kranzgewinde und Buntpapier. Das Brautpaar geht, wenn es „affvokünniget" wird, nicht zur Kirche, damit es sich nicht der Gefahr aussetzt, von allen Seiten angesehen zu werden. Denn jeder Dorfgenosse weiß genau Bescheid, auch über alle „Friëriën" im Dorf. Er weiß, wenn am Abend die Hühner auf dem Wiemen „schwatzen", ist eine Braut im Hause. Will er aber das Hochzeitshaus erfahren, dann nimmt er ein Messer, legt es auf den Tisch, und versetzt es in kreisende Bewegung. Beim Stillstand zeigt die Messerspitze nach ihm. Auch ein auf dem Rücken liegendes Messer will zur Hochzeit.

Während als Hochzeitstage gegenwärtig in den Städten alle Wochentage in Frage kommen, gelten auf dem Lande Sonn- und Montag aus praktisch-wirtschaftlichen Gründen als ungeeignet. Früher war im Osnabrücker Lande der Donnerstag der Hochzeitstag. Auch heute noch wird er in den Kreisen Wittlage, Osnabrück Land und im Artlande bevorzugt. Nächst ihm kam einst der Dienstag noch in Frage[2]). Geheiratet wird zu allen Jahreszeiten. Große Unterschiede sind hier nie gemacht worden. Doch sollten nach einer Landesverordnung vom 6. Dezember 1706[3]) an Sonn- und Feiertagen keine Hochzeiten gehalten werden. Dasselbe galt auch für die Stadt Osnabrück. Doch durften hier ferner auch in den sog. beschlossenen Zeiten, d. i. in der Zeit vom ersten Advent bis zum ersten Sonntag nach Heiligen drei Könige und vom Sonntag Invokavit einschließlich bis zum Montag nach Quasimodogeniti keine Hochzeiten gefeiert werden[4]). Noch heute wird auf dem Lande die Zeit zwischen Säen und Mähen, d. i. die Zeit zwischen Frühjahrsbestellung und erstem Grasschnitt, wo also

[1]) Nach Mitteilung von Lehrer Rudolf Blase in Bramsche.

[2]) Ausnahmen, selbst für Montag schon aus dem Jahre 1719, sind verzeichnet. Staatsarchiv Osnabrück. Rep. XVII, Abschn. 305, Nr. 4.

[3]) Codex Constitutionum Osnabrugensium I, 2. Osnabr. 1783, S. 1394.

[4]) Nach einer Verordnung von 1618 bzw. 1648.

die Arbeit nicht so drängt, für solche Feiern als besonders geeignet angesehen.

Die Einladung zur Hochzeit erfolgte auf dem Lande bis zum Beginn des Weltkrieges noch fast ausschließlich mit gewisser Feierlichkeit durch den „Hochtiedsbidder". In Gegenden, wo man Althergebrachtes glücklicherweise zu schätzen weiß, geschieht dies auch heute noch, wie z. B. in den Kirchspielen Lintorf, Rabber-Barkhausen und Bad Essen. Reiche Leute schickten früher wohl einen berittenen Hochzeitsbitter. Heute geht dieser zu Fuß, dabei einen mit bunten Bändern geschmückten Stock (Pek, Pike) in der Hand, oder fährt auf buntgeschmücktem Fahrrad. Tritt der Freudenbote ins Haus, dann zieht er höflich seinen Hut und spricht, nachdem die ganze Hausgemeinde sich vor ihm versammelt, in gebundener Rede seinen launig gehaltenen Einladungsspruch. Von den noch zahlreich erhaltenen hoch- und plattdeutschen Sprüchen[1]) sei folgender nur auszugsweise hier erwähnt:

Es kommt zu euch der Hochzeitsbitter,
Buntgeschmückt als Fahrradritter.
Rot weht am Stab das Taschentuch!
Nun horcht und hört den Werbespruch,
Den er sich kurz vor Mitternacht
Gestern abend noch hat ausgedacht:
Sieben Ochsen sind geschlachtet,
Weil ihr lang genug geschmachtet,
Gänsebraten, Reis und Pflaumen
Werden kitzeln euren Gaumen.
Großbauern und Arbeitslose,
Eßt, bis platzen will die Hose!
Könnt ihr nichts mehr runter bringen,
Laßt die Büxenknäupe springen!
Habt ihr euch zu vollgepackt,
Trinket Bier, damit es sackt!
Donnerstag soll die Hochzeit sein,
Stellt euch mit Kind und Kegel ein!
Bringet Messer und Gabel mit,
Denn es gibt einen freien Schnitt . . .[2])

Darauf trat einst die Hausfrau hinzu, heftete dem Bitter für seine „Sermonie" (Spruch) ein buntes Band an seinen Stab und lud ihn zum Essen ein. Aus der Anzahl der angehefteten Bänder ersah dann der Koch, wenn die schwergewordene Zunge des Hochzeitsbitters es abends nicht mehr auszusprechen vermochte, für wieviel Gäste er zu sorgen hatte. Zum Schluß will es noch heute die Sitte, daß er vom Hausherrn ein Geldstück, je nach den Verhältnissen 1 bis 3 RM., als „Bittgeld" erwarten darf. Auch der Flasche wird reichlich zugesprochen. Auf dem Lande gehört das Hochzeitsbitteramt mit zu den Nachbarpflichten. In Osnabrück hatte einst der Rat der Stadt für die Mitglieder der drei ersten Stände (1618—1648) angeordnet, daß diese sich des „Raths beeideten Bitters" bedienen mußten. Von diesen

[1]) Ein Dutzend mehr oder weniger drastische und mit Lügengeschichten verwobene sind dem Verfasser bisher aus dem Osnabrücker Lande bekannt.

[2]) Mitgeteilt von Lehrer Rudolf Blase in Bramsche.

angestellten Bittern hatte die Altstadt vier und die Neustadt zwei. Ebenso durfte nur ein vom Rat beeidigter Koch angenommen werden. Was Hochzeitsbitter und Köche von den einzelnen Ständen fordern durften, war genau festgelegt. Durch sie ließ der Rat die Hochzeiten hinsichtlich der Speisen und der Zahl der Gäste überwachen. Wenn heute durch schön gedruckte Karten zur Hochzeit eingeladen wird, so ist damit in völlig veränderter Form der Briefträger eigentlich Nachfolger des Hochzeitsbitters geworden.

Feiert der Hoferbe Hochzeit, dann pflegt man auch heute noch die ganze weite Verwandtschaft einzuladen, und die Zahl der Hochzeitsgäste beträgt dann nicht selten 200—300 Personen. Bei abgehenden Kindern, nicht standesgemäßen Hochzeiten und bei sog. Mußheiraten ist der Kreis der Eingeladenen weit kleiner.

Zur Zeit der Bischofs Gottfried von Arnsberg (1321—1349) wurde in Osnabrück die Zahl der Gäste nach dem Brautschatz bestimmt. Wenn jemand seiner Tochter 100 Mark mitgab, durfte er 100 Hochzeitsschüsseln (jede für zwei Gäste) aufsetzen[1]), ganz gleich, ob er Ratsherr oder Handwerker war. So heißt es in einem Statut „Von den verscopen (der) brutlachten" aus dem Jahre 1341: „Na Godes ghebort dusent unde drehundert jar in dem eyn unde vertighesten jare ... sie wy ... schepenen der stat to Osnabr., ... overkomen unde hebbet ghesat unde ghewilkoret: welich buorghere eyne brutlacht do in der stat to Osnabr., de hundert mark geve ofte mer wo vele des si, de ne scal nicht mer dan hundert scotelen hebben to siner werscop[2])." Während hier also kaum ein Unterschied zwischen Handwerkern und übrigen Bürgern zu verzeichnen ist, werden in den Hochzeitsverordnungen des 17. Jahrhunderts genau die Zahl der Schüsseln bei Ratsherren, Doktoren, Kaufleuten und Handwerkern bestimmt. Dauernd folgen nun „Verordnungen wegen Abschaffung der bey Hochzeiten ... u. a. Zusammenkünften vorgehenden Mißbräuche"[3]), so aus den Jahren 1598, 1696, 1698, 1716, 1721, 1766, 1767 usf. In einer Verordnung von 1780 wird die Zahl der Hochzeitsgäste genau festgesetzt. Ein Voll- und Halberbe soll nicht mehr als 80 Gäste laden und ansetzen, ein Erb- und Markkötter nur 30, und geringere oder Heuerleute nur 20 Personen[4]). Bei Übertretung dieser Zahl sind „für die ersten überzähligen fünf Gäste fürhaupts einen Thaler, für die zweyten überzähligen fünf Gäste fürhaupts zween Thaler" usw. zu zahlen.

Alle Eingeladenen sind nun von Vorfreude auf die Hochzeit erfüllt, die Kleinen am meisten. Das bringt auch das folgende Kinderliedchen zum Ausdruck:

Suse-Mieskättke löp üawer den Damm,
hadde man eenen Strümpken an,
eenen Strümpken, eenen Schoh,
Suse-Mieskättke, wo wullt du hento?
Ick woll nich no de Kiarken,
ick woll nich no de Stadt,

[1]) Man aß ohne Teller aus der Schüssel. Vgl. Stüve, Gesch. d. Stadt Osnabrück 1, 71.

[2]) Osnabrücker Geschichtsquellen, hsg. v. Dr. Fink, Bd. IV, Osnabrück 1927, S. 32, Nr. 29.

[3]) Codex Constitutionum Osnabrugensium, 1. Teil, 2. Bd. (Osnabrück 1783), 1105, 1228, 1394.

[4]) J. Aegidius Klöntrup, Alphabetisches Handbuch der besondern Rechte und Gewohnheiten des Hochstifts Osnabrück, Bd. II. Osnabrück 1799, S. 46, Nr. 3.

ick woll no min Schätzken,
dor wer ick so glatt,
No de Hochtied, no de Hochtied,
dor slachtet se'n Swin,
dor drinket se Win.
Mieskättke woll de erste bi de Hochtied sin[1]).

Am zweiten Sonntag vor der Hochzeit erscheinen in der Badberger Gegend die jungen Leute der Nachbarschaft — nicht nur die der offiziellen Nachbarn — im Hochzeitshause zur Kranzfrage (Kranßfraoge). Dabei fragen sie an, ob ein Kranz, d. i. der große Bogen aus Tannenzweigen, an der Dielentür (näen Dören) erwünscht ist, und zwar entweder draußen vor dem Hause oder, wenn die große Tür etwas zurückliegend eingebaut ist, im Wamm. Dieses Kranzgewinde nennt man „Rauhwammes"[2]). Die Leute werden mit Kaffee, Kuchen, Schnaps und Bier bewirtet. Das eigentliche Kranzbinden findet gewöhnlich am letzten Sonntag vor der Hochzeit im ersten Nachbarhause statt[3]). Auch wohl Kränzebier (Vörden), Frauge- oder Stouhlaubend[4]) (Osnabrück Land) heißt diese Zusammenkunft.

Viel Verdruß bereitete bis vor hundert Jahren in den Tagen vor der Hochzeit vor allem die Regelung der Eigenbehörigkeitsverhältnisse, für die im ehemaligen Fürstentum Osnabrück die Eigentumsordnung von 1722 die gesetzliche Grundlage bildete. Sie bestimmte: „Der An-Erbe / welcher sich des Erbes ... annehmen will / hat sich / nebst seiner Braut oder Bräutigam / mit dem Guts-Herrn eines billigmäßigen und proportionirten Weinkauffs[5]) zu vergleichen (Cap. IV § 7). Will der An-Erbe zur Ehe schreiten / so soll er oder sie eine solche Person außsehen, und dem Guts-Herrn darstellen / welche Gott fürchtet und eines so guten Gerüchts ist / daß der Guts-Herr dawieder nichts ... ein-zu wenden habe / ... (§ 12). Ist die antretende Person freyen Standes / muß sie sich eigen geben; Ist sie aber dem Eigenthum eines andern unterworffen / so ist sie gehalten / sich zuforderist frey zu kauffen" (§ 13). Das Freikaufsgeld betrug auf rittereigenen Vollerbenstätten in der Regel zwischen

---

[1]) „Der Grönenberg", Beilage des „Meller Kreisblattes" vom 15. Oktober 1921. Dazu noch Varianten aus den Kreisen Wittlage und Bersenbrück.

[2]) Nach Mitteilung von Lehrer A. Wessels in Osnabrück. Es ist möglich, daß in diesem Worte noch eine unverstandene, längst vergangene Anschauung fortlebt. Ob es sich dabei um ein Abwehrmittel gegen spukhafte Gestalten handelt, von denen sich vor allem die Braut am Hochzeitstage umringt sah, oder ob und wieweit dieser „Rauhwammes" mit dem noch in den Kirchspielen Belm und Schledehausen bekannten „Langwammes" oder „Langen Mann" (in Achmer, Evinghausen, Kalkriese, Herringhausen, Schwagstorf) für Odin in Zusammenhang zu bringen ist, mag dahingestellt bleiben. Vgl. dazu H. Westerfeld, Beiträge zur Geschichte und Volkskunde des Osnabrücker Landes, Haltern 1934, S. 90.

[3]) Im Kirchspiel Badbergen geschieht es am zweiten Tage vor der Hochzeit. Die jungen Leute dazu werden durch das Hochzeitspaar bestimmt und vom ersten Nachbar geladen.

[4]) Hier findet also die Kranzfrage acht Tage später statt, und das Kranzbinden ist unmittelbar damit verbunden. Der Ausdruck „Stouhlaubend" besagt, daß hier beim Brautpaar nicht nur angefragt wird, ob ein Kranz, sondern auch zwei Stühle, gewöhnlich sind es zwei große Sessel, als Geschenk willkommen seien. Auch diese werden mit Kranzgewinde und buntem Papier geschmückt.

[5]) Der Weinkauff ist ein gewisses Geld (meist 1—4 Taler) / so dem Guts-Herrn von demjenigen / welcher fremd zur Stätte kommt und dieselbe vermöge Erb-Rechts nicht praetendiren kann / accordirter massen gegeben wird ... (Cap. V § 1).

10 bis 20 Talern, konnte aber auch, wenn die Höfe leistungsfähig waren, weit höher sein[1]). Andererseits war der Landesherr darauf bedacht, seine Untertanen bei Aushändigung des Brautschatzes unbedingt zu ihrem Recht kommen zu lassen. So leitete Bischof Philipp Sigismund im Jahre 1606 gegen einen Grafen zu Iburg ein Verfahren ein, weil er bei Gelegenheit der Auslobung der Ehefrau eines bischöflichen Marställers nicht in Gemäßheit ihm erteilten Befehls gehandelt. Denn es „ist hiemit Vnser ernstlicher Befelch ... der eheleuten gefurderten Braudtschatzes vnd Kindtsteill halber gepürlich abzufinden"[2]).

Auch von seiten der Geistlichen wurden früher vielfach Schwierigkeiten bereitet, und zwar vor allem beim Schließen von Mischehen im kirchlichen Sinne. Es ist (1719) „verschiedentlich vorgekommen, daß die Catholischen Pastores, insonderheit auff dem Lande, Von Zwey Verlobten, diverser Religion, so einander gar nicht verwand, folglich einer dispensation nicht benöthiget sind, ... die Ehen und Copulationes zum öffter aufhalten und dem Evangelischen Theil Zuforderist hart Zusetzen, damit derselbe wonicht sich selbst Zu der Catholischen Religion von nun an gleichfalls Erkennen, wenigstens alle aus solcher Ehe erzielende Kinder darin erziehen Zu laßen angeloben müssen"[3]).

Ist die Hochzeit am Donnerstag, dann wird am Dienstag oder Mittwoch vorher der Brautwagen mit der Aussteuer zum Hochzeitshause gefahren. Dieser Tag wird „Kissenfüllenge" (Kistenfüllung) genannt. Dadurch wird schon angedeutet, daß das Füllen der großen Kiste (Koffer) mit selbstgewebten Leinenvorräten entweder in unangeschnittenen Rollen in Weiß und vielen altererbten bunten Webemustern — einer Art Familienkennzeichen — oder aber auch verarbeitet zu Bett- und Kissenbezügen, Hemden, Tisch-, Hand- und Paradetüchern usw. die wichtigste Angelegenheit beim Einholen des Brautwagens ist. Der Koffer ist eben der größte Stolz der Braut. Brautwagenfahren gehört mit zu den Nachbarpflichten. Gegen Mittag kommen der Bräutigam und seine Nachbarn, Verwandten und Bekannten mit mehreren Leiterwagen vor dem Brauthause vorgefahren. Dort aber sind ihnen Haus und Hof verschlossen. Erst nach Hinterlegung eines angemessenen Lösegeldes, was anzubringen oft recht schwierig ist, wird Einlaß gewährt und zu Tisch geladen. Nach dem Essen knallt der erste Knecht mit der Peitsche und gibt dadurch das Signal zum Beginn der Arbeit, aber auch der Braut das Zeichen zum Herausrücken des Knapphemdes, eines feinen Leinenhemdes für ihn. Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, wird mit aufgeladen. Wird es zurückerbeten, muß es wieder eingelöst werden. Immer wieder fordern die mitgekommenen Frauen unter neckischen Hin- und Herreden für ihren Koffer. Umgekehrt verstecken auch die Brautnachbarn Stücke der Aussteuer und versuchen das Aufladen der Gegenstände zu verhindern. Zu einem vollen Brautwagen gehören heute in der Regel an Möbeln eine Küchen-, Kammer- und Stubeneinrichtung, die meistens noch aus eigenem Holz angefertigt werden. Ende des vorigen Jahrhunderts gehörten dazu „zwei mit heraushängenden Fransenhandtüchern geschmückte Koffer, eine Anrichte, ein Sekretär, die gewaltige, mit acht vollständigen Bettbezügen umhängte Bettstelle, fünf oder

---

[1]) Beispiele s. bei Westerfeld a. a. O. S. 50f.
[2]) Staatsarch. Osn. Rep. XVII, Abschn. 288, Nr. 2.
[3]) Ebd. Rep. XVII, Abschn. 305, Nr. 4 u. 6.

elf Stühle, denn der sechste oder zwölfte blieb zurück, damit die Kinder und Schwiegerkinder, wenn sie die Eltern besuchten, sich auf ihren eigenen Stuhl niedersetzen konnten; ein Sorgenstuhl, ein Tisch und zuletzt der Kleiderschrank, an dessen Rückwand eine Seite Speck angenagelt war"[1]).

Was im 17. Jahrhundert etwa zum Brautschatz der abgehenden Kinder eines Osnabrücker Bauernhofes gehörte, erfahren wir gelegentlich einer Auseinandersetzung auf dem Vollerbenhofe Grupe in Wellingen, Landkreis Osnabrück. „Am 29. März 1676 erschien in ‚Gruben Behausung' beim Herde vor einem kaiserlichen Notar der ehrsame Heinrich Grube als Erbe des Kolonates Grupe in Wellingen und versprach in Gegenwart von sechs Zeugen seiner lieben Schwester Anna Katharina freiwillig und ungezwungen nach ‚Kirchspiels Gebrauch' folgende Mitgift: 100 Reichstaler, 3 fruchtbare Kühe, 3 Schmalrinder, 1 schlachtelbeist, 1 Pferd, 1 Enterpferd (jähriges Tier), 6 magere Schweine, 2 Malter Roggen, 2 Malter Gerste und 2 Malter Hafer"[2]). Steht dem Brautpaar kein Hof zur Verfügung, dann findet noch heute wie einst in germanischer Zeit eine Art gegenseitiger Beschenkung, d. h. ein Zusammenlegen beider zur Begründung des gemeinsamen Hauswesens statt. Auch in Osnabrück gab es hinsichtlich der Zusammensetzung der Brautausstattung einst feste Regeln nach altem Herkommen. Nach einem Verzeichnis aus dem Ende des 18. Jahrhunderts gehörten dazu „1. ein Bette mit Zubehör, 2. Linnengeräthe, sowohl zur Kleidung als zum Bette und zur Tafel, gemeiniglich von jeder Gattung zwey Dutzend, 3. zwey Ehrenkleider, 4. ein Kuffer, 5. ein Schrank, 6. ein Dutzend Stühle usw. Jedoch alles nach den Umständen der Eltern"[3]).

Unten auf dem Brautwagen liegt heute noch oft ein großer Sack voll Roggen. Dieser Riesensack durfte früher nur nach Erfüllung bestimmter Voraussetzungen mitgenommen werden. Er mußte draußen hinter dem Kammerfach aufgestellt und oben vom Kornbodenfenster aus mit einem Malter Roggen (528 Pfund) gefüllt werden. War nun von des Bräutigams Seite jemand imstande, den Sack auf den Brautwagen zu tragen, so durfte er mitgenommen werden, wenn nicht, blieb er stehen[4]). Auch ein Salzbehälter gehörte unbedingt mit auf den Brautwagen, der mit seiner Inschrift „Ho, ho, ho, wat höt do olle to" die in diesen Tagen auftretenden Sorgen des Brautvaters andeutete. Denn „vull Wichter un'n graudn Godn (Garten) iß'n Unglücke up'n Budnhuawe". Zum Schluß wurde bis zum Beginn des Weltkrieges ein Spinnrad nebst einer Hechel oben auf den Wagen gestellt. Hierbei wurde besonders Gewicht auf die Ausschmückung des Brautwockens oder der Dießen gelegt. Freundinnen der Braut behängten diese mit bunten Bändern und Flittergold und flochten Kinderfiguren daran. An Stelle des Spinnrades stehen heute Nähmaschine, Fahrrad oder andere Gegenstände. Daneben darf auch der Hahn nicht fehlen. Er wird mit

---

[1]) H. Hartmann, Bilder aus Westfalen, Osnabrück 1871, S. 50.

[2]) Westerfeld a. a. O. S. 56. Diese Mitgift erinnert unwillkürlich an diejenige, welche in der klassischen Schilderung der germanischen Ehe im 18. Kapitel der taciteischen Germania nicht die Gattin, sondern umgekehrt der Mann seiner Gattin mitbringt; nur Schild, Speer und Schwert fehlen heute.

[3]) Klöntrup a. a. O. 1 (1789), 192.

[4]) Vor einem Menschenalter waren es beispielsweise in Lintorf die Bauern Blase und Wulf, die des öfteren ihre gewaltigen Kräfte entweder aus Gefälligkeit oder auch gegen Entgelt zur Verfügung stellten. Mitteilung von Konrektor Fritz Blase in Melle.

schnapsgetränktem Brot betrunken gemacht und dadurch zu lustigem Krähen veranlaßt. In diesem Zustande wird er, wenn möglich, oben auf die Krone eines mit langem Stiel versehenen Reiserbesens gesetzt. Das aber gelingt nicht immer. Denn in leidenschaftlichem Kampfe versucht die Braut das Mitnehmen eines Besens zu verhindern, weil sie sonst symbolisch aus dem Elternhause gefegt, also die Rückkehr nach dorthin abgeschnitten ist. Andererseits redet der hochragende Besen bei der Ankunft im zukünftigen Heim den Schwiegereltern, besonders aber der Schwiegermutter gegenüber, eine nicht mißzuverstehende deutliche Zukunftssprache.

Während auf der großen Diele aufgeladen wird, nimmt der Brautvater seinen Schwiegersohn unbemerkt im Kammerfach beiseite und händigt ihm jetzt oder am Hochzeitstage die erste Rate der Mitgift aus. Ist diese in den meisten Fällen auch schon vorher ungefähr bekannt, so bereitet doch die endgültig und genau festgelegte Höhe oft große Schwierigkeiten. Als Verfasser im Jahre 1920 eine Bauerntochter im Kreise Melle fragte, warum sie denn immer noch nicht trotz langen Verlobtseins Hochzeit halte, antwortete sie u. a.: „Seï (nämlich Brautvater und Verlobter) sind sick eïnig bät up fifhunnert Mark." H. Hartmann[1]) berichtet von einem Fall, in welchem erst vor dem Traualtar die Einigung um eine Sau erfolgte, die der Schwiegervater der Mitgift hinzuzufügen sich hartnäckig weigerte. Und von einem andern Beispiel erzählt derselbe ebendort: „Ich bin Zeuge gewesen, daß eine Trauung, trotzdem Bräutigam und Braut, deren Eltern und sämtliche Hochzeitsgäste vor dem Gotteshaus versammelt waren, noch zuletzt infolge der hartnäckigen Weigerung des einen der Schwiegerväter, eine auf die Erhöhung der Mitgift hinauslaufende Forderung zu bewilligen, unterblieb."

Ist der Brautwagen spät nachmittags fertig und mit Brautgut, Aussteuer, Saatgut und Frucht gefüllt, dann setzt sich der Zug unter Harmonikamusik und Lärm in Bewegung. Nun kann groß und klein die Braut und deren Ausstattung bewundern. Hinter den Wagen folgen Brautkuh, Brautpferd oder gar beides, alles im Schmuck von Kranzgewinde, Bändern und Blumen. Bei den Eigenbehörigen bedurfte einst der Fortzug mit dem Brautschatz der gutsherrlichen Einwilligung. Häufig sind die Wege gesperrt. Man zieht entweder Seile über die Straße und nennt das „schatten" (schatzen), oder der Zug wird mit Böller- und Flintenschüssen empfangen. Das Lösegeld wird in flüssiger Form gereicht. Kindern werden Münzen hingeworfen. Zwei-, Fünf- oder Zehnpfennigstücke. Fährt der Brautwagen von einem Kirchspiel ins andere, so wird stellenweise beim Überschreiten der Grenze ein Lobgesang zum Preise der Gegend angestimmt und auf das Wohl der neuen Heimat getrunken. Vor allem geschieht das an den Provinzialgrenzen Hannover-Westfalen (Preußen) in den Kreisen Wittlage, Melle, Iburg. Auf dem Hofe des Bräutigams angekommen, wird die Braut von den Schwiegereltern in Empfang genommen und ins Haus geführt.

[1]) Bilder aus Westfalen, Neue Folge, 1884, S. 251.

Darauf wird mit dem Abladen der Brautmöbel begonnen, wobei es gar lustig hergeht.

Am Nachmittag vor der Hochzeit, neuerdings auch am Morgen des Hochzeitstages, erfolgt die standesamtliche Trauung. Auf der Fahrt zum Standesamt durften einst die Brautleute, beispielsweise im Kirchspiel Hunteburg, nicht zusammensitzen, sondern der Nebengänger mußte sich mit der Braut und der Bräutigam mit der Nebengängerin zusammensetzen. Erst nach der kirchlichen Trauung saßen die Brautleute nebeneinander.

Am Abend vor der Hochzeit, dem Polterabend, ziehen die Freunde des Brautpaares mit ihren Musikinstrumenten zum Hochzeitshause und bringen dem jungen Paare durch ernste und heitere Weisen ein Ständchen. Wehe aber, wenn einer der Brautleute unbeliebt oder gar übel berüchtigt war! Dann stimmte das junge Volk, z. B. in der Iburger Gegend, noch vor wenigen Jahrzehnten Katzenmusik an, und das ganze Sündenregister der betreffenden Person wurde abgesungen. Heute sorgt die Polizei früh genug für Unterdrückung eines solchen Volksgerichtes. Ist irgendwo ein dunkler Punkt in der Liebe oder Treue einer der Brautleute, der zur Kritik herausfordert, dann geschieht das jetzt in launiger Weise entweder in Hochzeitszeitungen oder in Tischreden am Hochzeitstage. Wieder andere „poltern", indem sie Scherben, Töpfe u. a. „Kröchen" oft in Haufen vor die Haustüren werfen. Scherben bringen Glück![1]) Die Aufräumungsarbeiten am anderen Morgen obliegen wieder den Nachbarn. Wohlhabenden wird auch ein Fackelzug gebracht. Die Fackeln hierfür beschafft man sich in den Moorgegenden (Kr. Wittlage und Bersenbrück) dadurch, daß man Torfsoden mit Petroleum begießt und dann anzündet. Ebenso stellen sich an diesem Abend Vertreter der zur Hochzeit Geladenen ein und bringen Hochzeitsgeschenke; die Nachbarn in erster Linie Lebensmittel wie Milch, Butter, Hühner, die sie selber im Hochzeitshause rupfen und kochfertig machen, und große Zuckerkuchen, die Verwandten praktische Haushaltsgegenstände. Der eigentliche Hochzeitskuchen war vor dem Weltkrieg die Wegge (lange Roggen), eine Vorstufe des heutigen Butterkuchens in Größe etwa eines Kopfkissens. Sie bildete den Übergang vom Brot zum Kuchen. Von der Hochzeitsbutter wird ein Teil zur Brautbutter verwendet. Ein gewaltiger Kegel wird daraus geformt, der auf einen besonders schönen Butterteller (einst zinnern) gelegt und mit einem Blumenstrauß geschmückt wird. Oft werden an dieser Butter Braut und Bräutigam und deren Namen oder zwei Tauben als Symbol des Ehefriedens in kunstgerechter Weise durch Eindrücken und mit Hilfe von Korinthen, Rosinen und eingekerbten Kartoffeln dargestellt. Beim Hochzeitsmahl wird diese Butter schlagen dann vor dem Brautpaar aufgestellt. Ein anderes eigenartiges Hochzeitsgeschenk bildeten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts kleine farbig gemalte Fensterscheiben, die mit Inschriften und Darstellungen

[1]) Doch ist der ursprüngliche Sinn dieser Handlungsweise wohl der gewesen, daß durch dieses Lärmmachen die bösen Geister vertrieben werden sollten, die gerade in diesen Tagen die Braut bedrohten.

volkstümlicher Art versehen waren und dann im Flett aufgehängt wurden. Sie bilden heute mit ihren Geburts-, Heirats- u. a. Daten oft wichtige familienkundliche Quellen[1]). Bei den sog. Geldhochzeiten, die auch auf dem Lande hier und da in Sälen gefeiert werden, erhält das Hochzeitspaar statt der üblichen Geschenke etwa 5—8 RM. pro Person. In Osnabrück wurden früher die großen Hochzeiten meistens im Saal des Rathauses, Ecke Krahnstraße und Markt, gefeiert.

Wie die Landesregierung einst immer wieder gegen die zu hohe Gästezahl einschritt, so suchte sie auch den Überschwang an Geschenkseligkeit einzudämmen. Nach einer Verordnung von 1779 wurde das öffentliche Verlesen der Hochzeitsgaben mit 10 Talern bestraft. Der Rat der Stadt Osnabrück bestimmte (1618 bzw. 1648), daß die Brautleute auch nicht von Predigern und Lehrern Geschenke annehmen durften. Folgende Hochzeitsgeschenke waren verboten: Ochsenfüße, Speck, Würste, indianische Hühner, gemeine Hühner, Lämmer, Schafe, Gänse, Enten, Schinken, dürres oder frisches Fleisch, Kälber, Butter, Käse. Angenommen werden durften Wildbret und Fische. Umgekehrt sollten auch die Brautleute keine Hemden, Kragen, Taschentücher, Pantoffeln, Schuhe, Leibstücke, Strümpfe oder Hüte verschenken. Vor der Markenteilung erhielt jeder Markgenosse bei seiner Verheiratung aus der Mark einen Hochzeitsbaum oder auch Hochzeitsholz zum Fest geliefert[2]).

Am Polterabend erscheinen auch die jungen Burschen und Mädchen mit ihrem Kranzgewinde und heften es an. Im Artlande kommen sie singend damit an. „Wir winden dir den Jungfernkranz" schallt es dem Bräutigam entgegen, der auf dem von Scheunen und Ställen eingeschlossenen Hofraum — dem „Faohld" — steht und seine Gäste mit der Flasche in der Hand erwartet und willkommen heißt[3]). Auf der Diele sind bereits die Tische gedeckt, meistens gibt es Kaffee und Kuchen oder vereinzelt auch wohl Potthast. Dann folgt bis gegen Mitternacht Tanz nach Dudelsackmusik. Alle Gäste werden reichlich mit Bier, Schnaps und Zigarren versorgt. Spät abends kehrt die Braut zum letztenmal auf ihres Vaters Wagen heim zum Elternhaus. Hier fütterte sie früher dann noch die Katzen gut, damit am folgenden Tage gutes Hochzeitswetter herrschte[4]).

Am andern Morgen beginnt der eigentliche Hochzeitstag. In manchen Dörfern verkünden Böllerschüsse allen Teilnehmern und Dorfbewohnern den Beginn des Festtages. Im Artlande wird früh um 4—5 Uhr schon beim ersten Nachbar geschossen. Der Bräutigam geht hin, dankt und traktiert die Schützen mit Schnaps, wobei er selbst das erste Glas zu leeren hat. Nach dem heimischen Volksempfinden zerfällt der Tag in zwei Teile: kirchliche Trauung und Hausfeier, wobei letztere am Anfang auch noch unter religiösem Ernst und Einfluß steht. Die wirkliche Bedeutung der standesamtlichen Trauung ist auch heute weiten Kreisen der Landbevölkerung noch nicht voll bewußt. Während gegenwärtig die meisten kirchlichen

---

[1]) Eine ganze Reihe davon im Museum der Stadt Osnabrück.

[2]) C. Stüve, Gesch. d. Hochstifts Osnabrück 2 (1872), 645 u. 823.

[3]) So im Kirchspiel Badbergen schon am vorletzten Tag vor der Hochzeit, nach Mitteilung von Lehrer A. Wessels in Osnabrück.

[4]) Der Katze als Tier der Freya wurde also die Fähigkeit zugesprochen, das Wetter beeinflussen zu können.

Trauungen nachmittags zwischen 2—4 Uhr stattfinden, wurden diese vor dem Weltkriege morgens gegen 10—11 Uhr vorgenommen. Vereinzelt geschieht es auch heute noch und im Artlande sogar noch in den weitaus meisten Fällen.

Vor dem Kirchgang wird die Braut in den Brautstaat eingekleidet. Von einer zeremoniell gegliederten Brauttracht kann nicht mehr die Rede sein. Das Ankleiden besorgt die Dorfschneiderin, oft unter Mitwirkung der Brautjungfern. Heute hat sich das weiße Brautkleid durchgesetzt und den schwarzen Stoff mehr und mehr verdrängt. Außerdem gehören noch Myrtenkranz und weißer Schleier zur Brauttracht. Jener soll, wie der goldene Ehering, die Beziehung zwischen dem Sinnlichen und Übersinnlichen, der ewigen Liebe, zum Ausdruck bringen, dieser aber ist wie die einstige Brautkrone das Zeichen der Jungfräulichkeit, das sich an diesem Tage gewissermaßen entschleiert und verloren geht. Bei der Brautkleidung ist Weiß heute Selbstverständlichkeit, während im übrigen Rot als Liebesfarbe vorherrscht bei dem gesamten Brautwagenschmuck, den Pferden, der Brautkuh, dem Spinnrade als dem Zeichen häuslicher Tugenden, dem Hochzeitshause, dem Aufgebotskasten, dem Hochzeitsbitter und der Schnapsflasche.

Während sich die Hochzeitsgäste allmählich im Festhause versammeln und mit Kaffee und Kuchen bewirtet werden[1]), holen Bräutigam und Brautgeleit, Brautführer und -führerinnen (Giegengängers, Brutlehers) die Braut ab. Das Brautgeleit, symbolisch das Schutzgeleit der Braut darstellend, bilden, wenn vorhanden, zusammen vier Brüder und Schwestern des Brautpaares, sonst nächste Verwandte oder Bekannte. In der Kirche stehen sie zu beiden Seiten des Brautpaares und bilden Spalier. Nach dem Trauakt bringen sie als erste ihre Glückwünsche und geleiten dann das Paar hinaus.

An der Wagenfahrt zur Kirche nimmt die ganze Hochzeitsgemeinschaft außer Kindern teil. Im Artlande nur das Hochzeitspaar und die vier Trauzeugen, begleitet von Mitgliedern des Vorreiterklubs — etwa 12—16 Reitern — und den Musikanten. Alle andern bleiben dort im Festhause und erwarten die zurückkehrenden Wagen. Unterwegs muß wieder wie beim Brautwagenholen viel Löse- oder Schattegeld gezahlt werden[2]). Kein Brautpaar darf sich dem entziehen, es steht unter Kontrolle der Dorfgemeinschaft. Vergebens versuchten die Behörden in früheren Jahrhunderten diese Sitte zu beseitigen. Nach einer Verordnung von 1721 wurde bei Hoch-

[1]) Vor dem Kriege gab es „Soppen", eine über Weggen oder Weißbrotschnitte (Stuten) gegossene Rindfleischbrühe.

[2]) Dieses Schatten als Hindernis, das nur durch eine Gabe zu lösen ist, mag vielleicht der letzte Rest des einst durch den jungen Mann vollzogenen „Befreiens" der Braut aus einer scherzhaften Haft vor oder nach der Einsegnung sein. Vrîen, vrîgen oder befriggen, mhd. lieben, freien, heiraten, mit Freikauf, Freilassung aus gutsherrlicher Gebundenheit in Verbindung oder gar Gleichsetzung zu bringen, wie Westerfeld, Beiträge S. 51, es tut, dürfte kaum angängig sein, da der Bedeutungsinhalt des Wortes längst vor der Hörigkeit der Bauern festlag und zum andern ja längst nicht alle Bauern hörig waren.

zeiten „auf dem Lande und in der Stadt von . . . ruchlosen Leuten allerhand Lärmen mit Schießen und sonst dergleichen wüsten Bezeigungen getrieben", und nach einer Konsistorialverordnung von 1693 erlitten durch unbesonnenes Feuergeben Leute an Leib und Seele Schaden. Selbst in den Kirchen wurde mit Schießen „excediret". Bei der Ankunft vor der Kirche wird in dem sonntäglichen Einkehrhause, wo man „ein und aus" geht, ausgespannt[1]). Auf der Hinfahrt zur Kirche fährt der Brautwagen hinten, auf der Rückfahrt vorn als erster.

Bei der Trauung in Ehren betritt das Brautpaar unter Glockengeläut und Orgelspiel durch die seitliche Brauttür die Kirche. Kleine Kinder gehen voran und streuen Blumen, und Brautgeleit sowie Hochzeitsgemeinde folgen hinterher[2]). Während des Trauaktes ist es von übler Vorbedeutung für die zukünftige Ehe, wenn beim Wechseln der Ringe einer von diesen zur Erde fällt. Wer von dem Paar bei der Einsegnung die eingelegte Hand oben behält, hat später im Eheleben die Führung. Um diese bestimmt zu erreichen, tritt der Bräutigam beim Niederknien auf einen Zipfel des Brautkleides. Nach vollzogener Trauung erhält das Brautpaar die Traubibel ausgehändigt. Darauf treten alle Anwesenden herzu und gratulieren.

Nach der Trauung geht es in gestrecktem Galopp zurück, nachdem vorher die Kutscher noch einmal Pferdegeschirr und Wagen geprüft haben[3]). Läuft unterwegs ein Rad vom Wagen oder überquert eine Katze den Weg vor dem Brautwagen her, so bedeutet das Unglück in der Ehe. Dasselbe tritt ein, wenn es in den Schleier regnet oder ein altes Mütterchen als erste dem Brautpaar entgegenkommt. Von Zeit zu Zeit wird unterwegs gehalten und eingeschenkt. Hat eine ganze Gruppe Erwachsener durch ein Seil oder einen Baum den Weg gesperrt, dann wird ihnen eine volle Flasche überreicht. Wenn im Kirchspiel Menslage der Hochzeitszug außerhalb der Kirchdorfgrenze ist, reiten die Mitglieder des Reiterklubs[4]), die Vor-

---

[1]) So beispielsweise in Hoyel, Lintorf, Barkhausen, Badbergen, Gehrde, Venne, Menslage. Vgl. Westerfeld S. 135.

[2]) Bei Trauungen ohne Ehren fallen Glockengeläut, Orgelspiel und Kerzenbrennen fort, und der Bräutigam darf keinen Myrtenstrauß und die Braut nicht Kranz und Schleier tragen. Doch fällt dieses Mittel der Kirchenzucht und öffentlichen Brandmarkung immer mehr fort. Häufig wird es auch umgangen. In den Jahren 1920—34 sah Verfasser mehrfach im Kreise Melle, wie „gefallene Bräute" Kranz und Schleier vor der Kirche ablegten, im Wagen zurückließen und nach dem Trauakt wieder aufsetzten. Vgl. E. Rolffs, Das kirchl. Leben der ev. Kirchen in Niedersachsen, Tübingen 1917, S. 154.

[3]) Manche Gemeinden sind ihres fürchterlichen Jagens wegen geradezu berüchtigt, und mehr als einmal sind Todesfahrten bekannt.

[4]) Diese, etwa ein Dutzend oder mehr, sind hier Träger der Ausgestaltung des gesamten Hochzeitsfestes. Sie machen die Hochzeitszeitung, lesen sie später vor, holen zuvor den Bräutigam zu Pferde ab, geleiten dessen Hochzeitswagen zur Braut, wo sie bewirtet werden, fahren voranreitend den Wagen zum Standesamt, von da in die Kirche unter Vorantritt von zwei zu zweien, bilden rechts und links vom Altar Spalier, bringen als erste ihre Glückwünsche nach der Trauhandlung und geleiten das Paar wieder hinaus. Nach schriftlicher Mitteilung von Rektor Stoßmeister, Osnabrück.

reiter, Stafette zum Hochzeitshause, um Meldung von der Ankunft zu machen[1]). In vollem Lauf fahren die Wagen auf den „Faohld", den Hofraum vor der großen Dielentür, auf, der Brautwagen unmittelbar vor die Tür, die folgenden im Kreis dahinter und die Reiter auf ihren Pferden in die Mitte. Dem jungen Paar wird nun ein Glas Wein gereicht und in einer Ansprache Glück und Segen im Ehestande entboten. Darauf verlassen alle die Wagen und begeben sich ins Hochzeitshaus.

Hier ist, während man zur Kirche war, alles für das Fest zugerüstet worden. Lange Reihen Tische und Bänke sind auf der großen Diele aufgestellt und das Vieh ist gefüttert, damit es hernach während des Mahles incht allzu laut ist im Rücken der Festtafel. Der Hochzeitsbitter deckt die Tafel. Unterdes ist das Brautpaar oben ins Haus geführt — einst an den Herd — und hat eine Weile auf den geschmückten großen Brautstühlen Platz genommen. Im ehemaligen Kreise Iburg tat früher die junge Frau beim Betreten des Hauses den „Brautbiß". Sie biß dabei in das gereichte Brot und bewahrte dieses dann als „Brutknoust" in der Truhe auf in dem Glauben, daß, solange sich nicht Schimmel daran bilde, sie keine Not leiden werde. An den Brautstühlen waren früher, wie noch vereinzelt ersichtlich, oft Kreis, Ring, Scheibe, Tupfen, Radkreuz, Hakenkreuz, Sechsstern oder Lebensbaum angebracht. Das Anbringen dieses Schmuckes entsprang wahrscheinlich dem Bestreben, das Brautpaar unter Dämonenschutz zu stellen. Die Hochzeitsgäste drängen sich nun oben ins Kammerfach und nehmen den Brautschatz in Augenschein. Dabei wird vor allem der Leinenschrank von der Damenwelt kritisiert. Während eines geeigneten Augenblickes frägte einst der junge Ehemann im Artlande nun seine Frau: „Jä, wo est, wos du nu deï Büxen anteïn, odder sall ick se häbbn?" Errötend verzichtete sie darauf, und so hatte er sie in Zukunft an[2]).

Nun findet der Hochzeitsschmaus statt. Der Anfang ist ein Gemisch von Würde und Scherz. Der Pfarrer, Lehrer u. a. halten Reden[3]). Kinder sagen Gedichte auf. Oft übergibt ein Mädchen dem Paar ein aus Lumpen und Tüchern zusammengenähtes „Wickelkind". Dieses wie der ausgestopfte Storch oder die Frau mit dem Kinderwagen oben auf dem Dach, wie sie vor allem im Kreis Melle noch üblich sind, deuten auf zukünftigen Kindersegen hin. In gleicher Gegend sowie im Kreise Wittlage ist noch hier und da der Hochzeitsbaum, meist eine Birke, oben am Dachfirst angebracht[4]). Die Leistungsfähigkeit der Gäste im Essen ist staunenswert. Es gibt Hühnersuppe mit Fleisch, Braten, Pflaumen, Kompott, Getränke und endlich Pudding. Wie da mancher stöhnt! Aber „biäter dat de Buk baßt, os dat de Kost vodiäw!" Von dieser Kost bringt man auch den Einhütern in den Nachbarhäusern.

---

[1]) Ähnlich wie hier geschieht es im ganzen Artlande.

[2]) Nach Mitteilung von Lehrer A. Wessels, Osnabrück.

[3]) Solche Reden gehören ins Gebiet des Spruchsprechens und bestehen aus Gebet, Segen und Offenbarung der Gesinnung.

[4]) Der Lebensbaum, hier als Hochzeitsbaum verwandt, ist in diesem Sinne vielleicht ein Segensmittel.

Wagner[1]) berichtet, daß in Osnabrück vor 100 Jahren die Frauen, wenn sie zu Hochzeiten waren, nur ungern ihre Hausgehilfinnen ohne Aufsicht ließen. Um diese zu überwachen, wurden alte Nähjungfern zum Einhüten eingeladen. In den Hochzeitsverordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts wurde immer wieder darauf hingewiesen, daß „die Hochzeiten der gemeinen Bürger und Bauernstandes-Personen auf dem Lande . . . nicht länger als zwey Tage und bey Heuerleuten . . . nicht länger als einen Tag währen sollten und alles Übermaß im Essen und Trinken, der Wein überhaupt und das Verweilen bis in die späte Nacht bey willkürchlicher Strafe verboten" war[2]). Nach der Luxusverordnung der Stadt Osnabrück von 1618 und 1648 durften Brautleute des ersten Standes zwanzig Familien einladen und, falls sie eine Weinhochzeit gaben, vier, bei einer Bierhochzeit drei Gerichte auftragen, außerdem Butter und Käse. Dazu durften sie das ganze Spielwerk bestellen. Mitglieder des zweiten Standes durften aus 15 Häusern einladen, das ganze Spielwerk außer Trommel gebrauchen, zwei Gerichte auftragen außer Butter, Käse, Braunpfeffer und anderen „thewrbaren" Gerichten. Vertreter des dritten Standes durften in zehn Häusern bitten, nur heimlich Spielwerk gebrauchen und drei Gerichte aufsetzen, Brautleuten des vierten Standes stand es frei, den sie zur Kirche Begleitenden Branntwein zu bieten und ihnen eine Mahlzeit mit zwei Gerichten ohne Braten aufzutragen. Nur einen Tag durften sie feiern und kein Spielwerk benutzen. Die Musik stellte der beeidigte, von der Stadt besoldete Ratsspielmann. Auf Wunsch spielte der Organist oder sangen die Schüler unter Leitung des Kantors eine Brautmesse. Die Gebühren für alle diese Dienste waren genau bestimmt[3]). Im Jahre 1716 gibt der Fürstbischof bekannt, er habe vernommen, „daß hin und wieder auf dem Lande die Cüstere bey denen Hochzeiten mit der Music aufzuwarten und dadurch denen Eingesessenen Lasttragenden Musicis in ihrer Nahrung grossen Abbruch zu Thuen eine Zeit her sich unternommen: Wir aber nicht unbillig dafür halten müssen, daß sothanes Aufwarten bey Hochzeiten und anderen ehrbaren ehrlichen Zusammenkünften mit dem Cüster- und Schulmeister-Dienst nicht compatible . . .; Als habt Ihr denen Cüstern und Schulmeistern in Unserm Fürstenthum und Hochstift ein solches hiermit bey willkürlicher Strafe ernstlich zu untersagen"[4]).

Bei genauer Betrachtung sind all die Hochzeitsverordnungen letzten Endes nichts anderes als eine geschickt verkappte Lustbarkeitssteuer. Durchaus menschlich ist es, wenn der Mensch sich seine Freude „was kosten" läßt, ja, oft genug so viel, daß es mit dem, was ihm das Schicksal an irdischen Gütern zugeteilt hat oder was er selbst hinzuerringen kann, nicht recht in Einklang zu bringen ist. Zu einer richtigen Lustbarkeit gehört nun einmal ein guter Schmaus, ein frischer Trunk und ein ehrbares Tänzchen. So war es einst, so ist es heute und übermorgen wird es nicht anders sein.

Nach dem Mahl „vertritt" man sich die Füße. Man muß doch verdauen! Allmählich beginnt dann im Nachbarhause der Tanz[5]). Dabei herrschen

---

[1]) Osnabrück vor 100 Jahren, S. 58.

[2]) Vgl. Klöntrup a. a. O. 2 (1799), 46.

[3]) Nach Hoffmeyer, Chronik der Stadt Osnabrück, 1935, S. 162.

[4]) Staatsarch. Osn. Abschnitt 367, Nr. 40. Ebendort liegt eine Bittschrift des Hermann Osterwisch, Küster zu Hilter, vom Jahre 1695, worin er „umb Zulassung auff Hochzeiten zu spielen im Kirchspiel Hilter und Borgloo" bittet.

[5]) Das Artland bildet hier wieder, wie schon so oft, eine Ausnahme. Dort setzen sich nach der Mittagstafel sämtliche Hochzeitsgäste paarweise unter Vorantritt der Musikkapelle — etwa acht bis zehn Mann — und Führung eines Reitklubführers zum ersten Nachbarhause in Bewegung zum Reihetanz, offiziell „Langetanz" (Menslage) oder „Rüterdanz" (Gehrde, Badbergen) genannt. Die Musikanten stellen sich

Walzer und Schottisch vor. Sog. moderne Tänze nehmen sich auf der Bauerndiele bei Dorfmusik und Häcksel auf dem Fußboden gar sonderbar aus! Hier und da wird noch ein alter Tanz aufgeführt, z. B. De Gemütlichkeit, Burendans, Snieder Wippup, 1234567, Jan Schmidt u. a.[1]). Auch Ehrentänze des jungen Ehepaares sowie solche vor ihm finden wohl statt. Diese wie sog. „Abzählspiele" enthalten sichtlich altes Orakelwesen, oft in Beziehung auf zukünftigen Kindersegen. In dem Umtanzen von Ehrenpersonen vereinigt sich Erinnerung, Abschiednehmen und Huldigung. Während nach dem Abendbrot die Jugend wieder tanzt und singt, sehen die Alten zu, tanzen selbst auch wohl noch mal und denken versonnen an die Zeiten, als sie einst noch der Mittelpunkt dieses Festes sein durften. Allmählich aber ziehen sie sich in die Zimmer zurück, erzählen einander oder spielen Karten. Dabei kreisen Schnaps und Bierglas reichlich.

Gegen Mitternacht tritt beim Kranzabtanzen der letzte Höhepunkt des Tages ein. Noch einmal tanzen die Jugendfreunde und -freundinnen zum Abschied mit der Braut. Man versucht den Schleier entzweizureißen und dem Ehemann den Myrtenstrauß abzunehmen. Gelingt es nicht, so bedeutet es Unglück für die Ehe. Dann bekommt die Braut die Haube aufgesetzt[2]) — das Zeichen der Ehefrau, das sie dann früher bis an ihr Lebensende trug — und der Gatte die Zipfelmütze als Symbol dafür, daß nun Jugend und Brautstand vorbei sind. Im Kirchspiel Bramsche werden Myrtenstrauß und Brautkranz dem Brautführerpaar übergeben als Weissagung auf ihre baldige Verlobung. In derselben Gegend ist noch heute das Brautsägen üblich. Um Mitternacht wird ein Sägebock auf die Hochzeitsdiele geholt und mit einem knorrigen Baumstamm von etwa 20 cm Durchmesser belegt. Dann muß das Hochzeitspaar ihn zu kurzen Brennholzrollen zersägen als Symbol dafür, daß das zukünftige Leben nicht nur aus fröhlichem Feiern, wie das heutige Fest, sondern vornehmlich aus frohem Wirken und Schaffen besteht[3]).

---

im Flett auf, und der erste Nachbar eröffnet auf eigener Diele mit seiner Frau den Tanz, wobei das Brautpaar und alle Folgenden die Diele gleich tanzend betreten. Oft wird dabei durch Ställe, Stuben, Kammern, Garten und Hof getanzt. Auch dieses Haus ist geschmückt, und der Hausbesitzer spendet Kaffee mit Kuchen, Getränke und Rauchwaren. Sein ganzes Besitztum steht den Gästen zur Verfügung und wird in Augenschein genommen. Nach gut einstündigem Aufenthalt geht es zum zweiten und dritten Nachbarn. Erst gegen 9 oder 10 Uhr kehrt man ins eigentliche Hochzeitshaus zum Abendbrot zurück. Zu dem „Rüterdanz" vgl. Jostes, Westfälisches Trachtenbuch S. 105.

[1]) An 20 solcher Tänze zum größten Teil im Osnabrücker Lande in den Landschaften an Ems, Hase und Hunte beheimatet, sind neuerdings zusammengestellt und herausgegeben in dem Büchlein „Volk tanzt", Verlag Franz Wulf, Warendorf 1934.

[2]) Daher der Ausdruck „unter die Haube kommen", der ursprünglich soviel wie zum Range der Hausfrau erhoben werden bedeutete. Von solchen goldverzierten Frauenmützen aus der Gegend um Osnabrück und Melle sind etwa 20 Stück im Museum der Stadt Osnabrück zusammengestellt. Sie wirken beim ersten Anblick gleicharitg, haben aber sämtlich verschiedene Muster.

[3]) Nach Mitteilung von Lehrer Rudolf Blase in Bramsche.

Nach dem Tanz zieht sich das junge Ehepaar in die Kammer zurück. Dort aber sind die Betten durch allerhand Ein- und Unterlagen in völlige Unordnung gebracht. Bis etwa zur Jahrhundertwende wurden Braut- und Bräutigamshemd in den nächsten Tagen zusammengenäht, im Koffer eingeschlossen und erst beim Tode eines der Eheleute wieder getrennt, um dann als Sterbehemd zu dienen.

Am nächsten Tag kommen die Nachbarn noch einmal auf den Hof und nagen die Knochen ab. Dieser Tag wird in Vörden „Stöckedag" genannt. Dann werden die Gäste auf einem mit Pferd, Ochsen und Kuh bespannten Wagen zusammengeholt[1]). In Wittlage werden zwei Pferde vor einen mit Maien geschmückten Leiterwagen gespannt, und unter Musik und Gesang werden die Gäste aus den Nachbardörfern geholt. Dabei hängt eine brennende Laterne am Wagen[2]), und eine Leiter „schlürt" hinter diesem her, über die die Gäste auf den Wagen befördert werden.

Nach einer Verordnung von 1779 war es verboten, Gäste am Morgen nach der Hochzeit zu versammeln „und also die Zeit bis zum Mittage mit Essen und Trinken zum Nachteil des Gastgebers hinzubringen". Nur den „Fremden", die des Nachts noch nicht zurückreisen konnten, durfte ein Frühstück gereicht werden, „wobey aber durchaus kein Gesöff gestattet werden soll". Den Vorwand, diese Verwandten „hülfen mit zuschicken und hernach mit aufräumen", ließ man nicht gelten. Diese Sitte des nochmaligen Zusammenkommens dürfte in dem seltenen Wiedersehn entfernt wohnender Menschen in damaliger Zeit ihre Ursache haben. Festgeber, Verwandte und Nachbarn kamen noch einmal in kleinem Kreise zu Aussprache und Abschiednehmen zusammen.

Am Sonntag nach der Hochzeit stellt sich das junge Paar im Abendmahlskleid der Gemeinde beim Kirchgang vor. Nachmittags erscheinen Eltern und Geschwister der Frau im Hochzeitshause zur Nachfeier, „ton fettn Kaule"[3]) (fetten Kohl), wobei die letzten Reste der Hochzeitstafel verzehrt werden.

Bei Wiederheirat eines verwitweten Ehegatten fand früher bei den noch eigenbehörigen Bauern eine besondere Regelung seitens des Gutsherrn statt. Bei Dingung der Auffahrt setzte dieser, falls ein Erbe aus erster Ehe vorhanden war, sog. Mahljahre fest. Das waren die Jahre, in denen das Ehepaar noch auf dem Hofe verbleiben durfte. Waren sie abgelaufen, dann zog es in die Leibzucht und lebte von deren Nießbrauch. Die Auffahrtsgelder bei Wiederverheiratung richteten sich nach der Zahl der Mahljahre und die Festsetzung dieser war wieder in erster Linie bedingt durch das Alter des Anerben. „Im Jahre 1712 schloß die Witwe des Vollerben Meier zu Uphausen bei Bissendorf eine zweite Ehe mit einem Sohne von Meier zu Stockum, der 24 Mahljahre nebst einem Auf- und einem Abzugsjahre bekam, wofür er als Auffahrt 30 Taler zahlte[4])."

Über die Heirat älterer Personen läßt sich oft der Volkswitz oder -spott aus: Et iß kein Pott sau scheïwe, et paßt'n Deckel drup. — Ne aule Fru

---

[1]) Nach Mitteilung von Mittelschullehrer O. Schlotthaus, Osnabrück.

[2]) Wohl als Zeichen dafür, daß die auf dem Wagen Sitzenden auch am hellen Tage nicht mehr klar sehen.

[3]) Dieser Ausdruck deutet noch heute auf das grüne Gemüse als die einstige Hauptspeise bei Hochzeiten hin.

[4]) Westerfeld a. a. O. S. 54.

un ne aule Kouh, doe kümp enne no watt van tou; man n aueln Kiärl un n ault Piärd, deï sind keine Baun'n wät. — Röibn nau Lechmissen un Fruslühe achter datig, do iß deï Gesmak awe. — Wenn use Herrgott n Narrn seïhn will, dann lötte n aulen Kädel datt Wief affstiäben un döit häm n ganz jung Wicht wiër. — Trotzdem: n gout Frusminske ümmet Häd iß mähr osse Dusend Daler wäd. — Vom Wiederaufleben eingeschlafener Liebelei aber heißt es: Et früß uppet aule Is un dann früßt schamper[1]).

Bei den Ehejubiläen wird zur silbernen Hochzeit nicht eingeladen. Verwandte und Nachbarn kommen zur häuslichen Feier und bringen Geschenke mit. Zur goldenen Hochzeit wird besonders eingeladen. Sie ist durch eine kirchliche Feier entweder im Hause oder in der Kirche ausgezeichnet.

[1]) Die letzten vier Beispiele sind Westerfeld a. a. O. S. 152f. entnommen.

Neue Beiträge zur Geschichte des Weihnachtsbaumes.

Von Otto Lauffer.

In zwei aufeinanderfolgenden Arbeiten habe ich versucht, die Entstehung des Weihnachtsbaumes, seine ursprüngliche Bedeutung und seine spätere Verbreitung aufzuklären[1]). Ohne mich auf die Geschichte der schon im Mittelalter zu Weihnachten und Neujahr üblichen Geschenke näher einzulassen, bin ich von der Voraussetzung ausgegangen, daß der Behang des Weihnachtsbaumes mit Näschereien und mit Flitterstaat aus der Verbindung der wintergrünen Zweige mit den Kindergeschenken hervorgegangen sei. Für die — später zum Baum entwickelten — Zweige aber habe ich ebenso wie für die Lichter die Herkunft aus der im Volksglauben ihnen anhaftenden Schutzkraft gegen den Gespensterschaden der Mittwinterzeit nachzuweisen gesucht.

Wenn ich hier eine Reihe weiterer Nachträge gebe, so geschieht es in der Absicht, einen möglichst vollständigen Überblick über die ermittelten Tatbestände zu gewinnen. Ich stütze mich dabei auf mancherlei freundliche Hinweise, die mir zugegangen sind, auf weitere eigene Sammlungen, auf ein paar Schriften, die mir früher entgangen waren[2]), und auf einige im Anschluß an meine Arbeiten erschienene Veröffentlichungen[3]).

Dabei betrachte ich es nicht mehr als meine Aufgabe, auf allerhand nebelhafte Deutungen des Weihnachtsbaumes einzugehen, wie wir sie seit langem gewohnt sind, und wie sie vermutlich auch weiter aufgetischt werden. Nur um ein Beispiel zu geben, verweise ich auf die erstaunlichen Dinge, die E. Pastor von dem Weihnachtsbaum im Verhältnis zum Jahreslauf der Sonne, zum Kalender und zu Stufenbergen und Pyramiden zu erzählen weiß. Er sagt: „Niedrige Kreise zieht die Sonne im Winter, aber weite Schatten wirft sie dabei; hohe Kreise mit enger Schattenbahn zieht sie im Sommer. Hier haben wir das Urbild des Kalenders, dessen großartige Abbilder aus der Zeit der Monumentalkunst noch heute vor uns stehen: als Walburgen, als Kalenderberge, als Stufenberge und -tempel, als Pyramiden; ja sogar der Weihnachtsbaum hat seine merkwürdige

[1]) O. Lauffer, Der Weihnachtsbaum und sein Ursprung aus dem volkstümlichen Geisterglauben der Mittwinterzeit. Festschrift von Melle 1933, S. 224—253; O. Lauffer, Der Weihnachtsbaum in Glaube und Brauch 1934.

[2]) Blätter zur bayrischen Volkskunde H. 2, 1913, S. 39—41.

[3]) L. Weiser-Aall, Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes. „Volkskundliche Gaben" für John Meier 1934, S. 1—8; K. Kühlmann, Der Weihnachtsbaum in Sitte und Brauch unserer Saalfelder Heimat. Saalfelder Weihnachtsbüchlein 1934.

Lebenskraft daher, daß er das schön gelungene Abbild jener Stufenberge ist, auf denen man einstmals die große Richtunggeberin des Jahres, die Sonne, verehrt und ihr Feuer angezündet hat, wie wir es heute am Christbaum tun[1])". Es ist schlimm genug, daß dem deutschen Volke ein derartiger Unsinn vorgesetzt werden kann!

Ich halte mich hier auch nicht damit auf, die Versuche einer Erklärung des Weihnachtsbaumes aus winterlichen Fruchtbarkeitsriten erneut zu behandeln. Was L. Weiser-Aall nach dieser Richtung vorgetragen hat, ist in keiner Weise überzeugend.

Mit Nachdruck wird noch immer die auch von A. Becker wiederholt ausgesprochene Meinung vertreten, daß die Sitte des Weihnachtsbaumes, wenn nicht ganz, so doch wenigstens zum Teil auf den mittelalterlichen Paradiesbaum zurückzuführen sei. Ich habe diesen Zusammenhang abgelehnt. E. Stübiger glaubt mich mit dem Hinweis widerlegen zu können, daß noch vor 30—35 Jahren im südlichsten sächsischen Grenzland allgemeiner Brauch war, den Weihnachtsbaum in einen kleinen umgitterten Moosgarten zu stellen, der als „Paradiesgarten" bezeichnet wurde[2]). Dieser Einwand ist schon deshalb nicht stichhaltig, weil das südliche Sachsen ursprünglich nicht zum Bereiche des Weihnachtsbaumes, sondern zu dem der Weihnachtskrone und der Lichterpyramide gehört. Eben deshalb gibt aber Stübigers Hinweis einen neuen Beleg dafür, daß der Weihnachtsbaum erst nach seiner allgemeinen Verbreitung in Beziehung zu Paradiesbaum und Paradiesgarten gesetzt ist.

Übereinstimmend mit mir und unzweifelhaft völlig unabhängig ist G. Graber zu der Erklärung des Weihnachtsbaumes aus dem Willen der Gespensterabwehr gekommen. „Den Pflanzen", sagt er, „die sogar im Winter grünen, schrieb man ganz besondere Lebenskraft zu. Diese gilt es sich nutzbar zu machen, sei es zur Abwehr alles Schädlichen und Bösen, sei es um durch ihre Nähe oder Berührung ihrer Lebenskraft teilhaftig zu werden. Und hierin liegt der Ursprung und die älteste Bedeutung unseres Christbaumes[3])". Dieser Stimme aus dem Süden steht eine gleichlautende aus dem Norden gegenüber. C. W. v. Sydow schreibt mir aus Upsala: „Daß der Weihnachtsbaum sich aus apotropäischem Brauchtum entwickelt hat, ist mir ganz klar, und jede Verbindung mit Fruchtbarkeitsmagie oder mit altheidnischem Kultus muß ganz bestimmt abgelehnt werden[4])".

Grundsätzlich hat man gesagt, es dürfe bei dem Ursprunge des Weihnachtsbaumes mindestens nicht ausschließlich von Zauberabwehr geredet werden. Jeder Schutz vor dem Bösen sei zugleich eine Hilfe und Stärkung zum Guten. Das ist aber in dieser Verallgemeinerung nicht richtig. Wenn im Mauerwerk des niederdeutschen Hauses der Donnerbesen erscheint, so

[1]) Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen 1934, S. 53.
[2]) E. Stübiger, Der Weihnachtsbaum im Paradiesgarten. Mitteldt. Bl. f. Volksk. 9 (1934), 210—211.
[3]) G. Graber, Volksleben in Kärnten 1934, S. 186f.
[4]) Brief vom 14. November 1934.

ist das ausschließlich ein Abwehrzeichen, und wenn ihm ebendort die Windmühle in der Scherenstellung der Flügel gegenübersteht, so ist das ausschließlich ein Glückszeichen. Wo aber im volkstümlichen Glauben und Brauch die immergrünen und stark aromatischen Zweige erscheinen, da haben sie immer eine Abwehrbedeutung.

Daß man sich bis in die neueste Zeit hinein an manchen Stellen nur mit Zweigen begnügt hat, dafür zeugen die folgenden Belege. G. Graber sagt aus Kärnten: „Hie und da findet man Tannen- und Fichtenzweige oder einen grünen Nadelkranz in der Herrgottsecke[1])." Aus Thüngersheim (B.-A. Würzburg) heißt es: „In den dreißiger Jahren bescherte das Christkind die Gaben für die Kinder — Äpfel, Nüsse, Zuckerstücke — über Nacht in den aufgestellten Teller. Einzelne Familien nagelten auch einen Fichtenwedel mit einem Reiter und anderen Zuckerstücken daran an die Wand[2])." Aus der Zeit um 1850 wird aus Grettstadt (B.-A. Schweinfurt) und dem benachbarten Dürrfeld berichtet: „Ein Fichtenwedel oder ein kleines Bäumchen wurde mit Zuckerstücken und kleinen roten Äpfeln geschmückt an die Wand gehängt, am Gipfel angenagelt; ohne Lichter." Im Kreise Schmalkalden war es nach den Angaben von Kuhlmann „noch im 19. Jahrhundert vielfach im Gebrauch, nur Äste von Fichte und Tanne, mit dem Baumschmuck überhängend, in einer Zimmerecke zu befestigen" (S. 55). Aus dem Kreise Saalfeld aber, auf den Kuhlmann sich im wesentlichen beschränkt, lautet ein Bericht: „in den Gehöften werden Wacholderzweige aufgestellt und mit Zapfen geschmückt" (S. 38).

Für den hängenden Christbaum liegen aus Bayern und Franken mehrfache Nachrichten vor. „In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde in Koppenwind bei Ebrach in Oberfranken und auch jetzt (1913) noch wird der kleine Christbaum an die Wand gehängt. Das geschieht so, daß der Gipfel (die Kupfn) sich nach vorn überbeugt. Der Gipfel ist folglich an der niederen Stubenecke. Wo viele Kinder im Hause sind, gibt es sogar zwei und drei Bäumchen." In Untersambach (B.-A. Gerolzhofen) hing das Christbäumchen um 1900 in vielen Familien noch an der Decke oder am Durchzug neben der Wand, ohne Lichter. Im Bezirksamt Ebern war um 1890 der Christbaum in Priegendorf „fast durchweg aufgehängt, ohne Lichter", und ebendort in Lauter um 1850 „am Durchzug oder im Herrgottseck aufgehängt, ohne Lichter". In Maßbach (B.-A. Kissingen) hing er noch um 1850. Zu den gleichlautenden Belegen aus dem Kreise Saalfeld hat Kuhlmann (S. 28) in seinen fleißigen Sammlungen auch solche aus dem meiningischen Unterlande, aus dem Holzlande und aus dem reußischen Oberlande beigebracht. In der Oststeiermark wird zuweilen für jedes Kind ein Bäumchen am Durchzug der Stube aufgehängt[3]).

Wegen dieser Art des Aufhängens habe ich Zweige und Bäumchen in Beziehung zu den gespensterwehrenden Deckengehängen gesetzt. Zur Er-

[1]) a. a. O. S. 186.

[2]) Dieser und die folgenden Belege aus Bayern stammen, wenn nicht anders gesagt, aus den Bl. f. bayr. Volksk., ebenso die aus Thüringen aus Kuhlmann a. a. O.

[3]) L. Weiser-Aall a. a. O. S. 3.

gänzung meiner entsprechenden Nachweise schreibt mir W. Borchers: „Wir kennen in Pommern die Adventsspinne, ein Strohgebilde in Sternenform, das mit bunten Papierblumen verziert ist und sich bei dem leisesten Lufthauch bewegt ähnlich dem Uro in Dänemark und Schonen (Schweden). Diese Sitte ist in Pommern in Groß-Petershagen, Kr. Grimmen, bezeugt[1])."

L. Weiser-Aall lehnt eine Beziehung des Aufhängens von Zweigen und Bäumchen zu der apotropäischen Bedeutung der Deckengehänge ab. Sie kann zwar nicht leugnen, daß „man auf deutschem Gebiet nur in ganz wenigen Fällen von einer anderen Bedeutung der Deckengehänge als der der Hexenabwehr weiß" (S. 4). Sie versucht dann aber diese abweichenden Fälle durch schwedische, schwedisch-finnische und estnische Vergleiche in ihrem Zeugniswert zu stärken. Ich habe hierfür kein Verständnis. Der Weihnachtsbaum ist entwicklungsgeschichtlich eine rein deutsche Erscheinung. Er kann deshalb auch nur aus deutscher Art erklärt werden.

Daß neben der Fichte und der Tanne auch alle anderen Nadelhölzer in Gebrauch waren, wird von den verschiedensten Seiten bestätigt. „Als Anfang der 70er Jahre die Eisenbahnen in der Priegnitz noch knapp waren und darum noch keine Fichten versandt wurden, war — ebenso wie auch in Nieder-Barnim — die Kiefer der alleinige Weihnachtsbaum. Er hieß bei ärmeren Leuten Rosinenbaum, weil große Rosinen auf Zwirnsfäden zu Ketten gezogen wurden. Später machte man es mit Bonbons in Buntpapier ebenso, aber der Name blieb noch längere Zeit." Der Berichterstatter fügt hinzu, daß die Kiefer besser als die Fichte geeignet sei, „weil ihre stärkeren Zweige nach oben stehen, und wenn sie verkürzt werden, so sind die Lichthalter in das obere schon etwas holzige Ende fest hineinzustecken". In Kyritz war die Kiefer bis etwa 1890 der ausschließliche Weihnachtsbaum[2]).

Aus dem Kreise Saalfeld berichtet Kuhlmann (S. 39), daß dort die Kiefern auch heute noch, freilich nur ganz selten in Lehesten, üblich sind. Auch der Wacholder begegnet in jenen Gegenden. Noch jetzt wird in Unterloquitz ein Wacholderstrauch geschmückt, ebenso gelegentlich in Leutenberg, früher auch in Schmiedefeld. „Auf den Dörfern im reußischen Oberland wurden früher zur Weihnachtszeit meist Wacholderbäumchen ohne Lichter an die Decke gehängt oder in die Ecke gestellt[3])."

Wir bemerken bei diesen Angaben zugleich, daß die Verbindung der Grünzweige mit den Lichtern teilweise erst in allerletzter Zeit vor sich gegangen ist. In den schon angeführten Berichten aus den bayrischen Bezirksämtern Ebern, Gerolzhofen und Schweinfurt ist uns die gleiche Tatsache zum Teil für die Mitte, zum Teil sogar für den Ausgang des 19. Jahrhunderts bezeugt. Ein im Jahre 1818 geborener Berichterstatter aus Mühl-

[1]) Vgl. hierzu Borchers, Pommersches Landesmuseum Stettin. Erwerbungs- und Forschungsbericht 1934. S.A. aus Baltische Studien N.F. XXXVI, S. 18f.

[2]) Mitteilung von Max Wald in Dahme (Mark).

[3]) a. a. O. S. 36.

bach (B.-A. Karlstadt) sagt, daß dort schon in seiner Kindheit der Christbaum aufgestellt wurde: „bei kleinen Kindern noch ohne Lichter, erst wenn die Kinder in die Schule gingen, kamen Lichter auf den Baum“[1]).

Ich will hier noch einmal anmerken, daß in Kleinsassen unter der Milseburg (Rhön) noch jetzt die Weihnachtsbäume so in die Nähe der Fenster gestellt werden, daß der Glanz der brennenden Kerzen auf die Straßen leuchtet. Ebenso heißt es aus den 80er Jahren aus Eichenbühl (B.-A. Miltenberg): „Der Baum fand auf der Kommode oder auf einem Tischchen neben dem Fenster Aufstellung, so daß man von außen die Lichter sehen konnte. Nach der Mette in der Heiligen Nacht wurden sie angebrannt.“ Ich habe diese bewußte Art der Aufstellung — wie ich glaube mit Recht — mit der geisterscheuchenden Kraft der Lichter in Verbindung gebracht.

Was die Geschichte der Ausbreitung des Weihnachtsbaumes anbelangt, so möchte ich hier neben den ersten elsässischen Erwähnungen noch einmal den Ratsbeschluß von 1554, der das Abhauen von „weyhenacht meyen“ verbietet, aus Freiburg i. Br. in Erinnerung bringen, da ich ihn früher nur noch an einer leicht übersehbaren Stelle in einem Nachtrag der Anmerkungen anführen konnte. Wir dürfen demnach nicht mehr wie früher ausschließlich das Elsaß als Ursprungsland des Weihnachtsbaumes nehmen, sondern wir müssen besser von den alemannischen Gebieten um den Oberrhein sprechen.

Wesentlich Neues bleibt außerdem nachzutragen für die Verbreitung im 18. Jahrhundert. Ein für Oberfranken auffällig früher Bericht stammt aus Wirsberg und aus dem Jahre 1757. Da erzählt der dortige Pfarrer von einem Erdbeben, das sich am heiligen Abend in mehreren Stößen zugetragen: „Um 12 Uhr dauerte die Erschütterung $1^1/_2$ Minute, so daß, als ich und meine Frau den Kindern eine Weynacht-Freude zubereiten wollte, taumelten, und die Äste der geputzten Bäume mit dem Angehängten hin und her schwankten[2]).“ Es waren also mehrere Bäume!

Für Thüringen haben wir den Bemühungen Kuhlmanns eine gute Zusammenstellung der bis jetzt bekannten Nachrichten zu verdanken[3]). Dort wird zuerst in einem Schreiben der Kammer an die Regierung zu Weimar vom 8. Februar 1757 „das Abschneiden der Wipfel zu Bäumchen bei Weihnachtszeiten“ erwähnt. Verordnungen von 1765 und 1775 folgen. Aus einem Bericht des Oberforstmeisters von Wedel von 1790 glaubt Kuhlmann berechnen zu können, daß der Baum damals in Weimar schon in etwa der Hälfte aller Haushaltungen zu finden war. In Saalfeld treffen wir zuerst eine Herzoglich-Sachsen-Coburg-Saalfeldische Verordnung vom 7. Dezember 1808 gegen „das Abhauen junger Bäume zu den sogenannten Christbäumen“. In Meiningen war schon eine gleiche Ordnung vom 15. De-

---

[1]) Bl. z. bayr. Volksk. 2 (1913), 40.

[2]) Gießberger, Die Erdbeben Bayerns 2 (1924), 24. Freundlicher Hinweis des Verfassers.

[3]) Kuhlmann bezieht sich auf zwei mir nicht zugängliche Aufsätze: Armin Tille, Der Christbaum in Thüringen. Thüringen (Monatsschrift) 1. Dezember 1925, 9. Heft, S. 135. — P. Mitzschke, Zur Geschichte des Christbaumes in Thüringen. Thüringer Monatsblätter 9 (1901), 20—24.

zember 1802 vorausgegangen. Für die zunehmende Volkstümlichkeit des Weihnachtsbaumes seit den vierziger Jahren bringt Kuhlmann (S. 15f.) aus Ordnungen und Kalenderbildern eine größere Reihe von Belegen.

Um 1770 begegnet der Weihnachtsbaum in Wunsiedel. Jean Paul spricht in seiner Selbstbiographie „Wahrheit aus meinem Leben" davon, daß „Paul am Weihnachtsmorgen vor dem Lichterbaum und Lichtertische stand und nun die neue Welt voll Gold und Glanz und Gaben aufgedeckt vor ihm lag"[1]). Die Lichter brannten dabei nicht nur auf dem Baume, sondern auch auf dem Tische neben ihm. Aber die etwa gleichzeitig, in den Jahren zwischen 1760 und 1773, entstandene volkskundliche Beschreibung von Jülich und Berg nennt beim Christfest nur die Sitte des Kinderwiegens, nicht den Weihnachtsbaum[2]).

In der Schweiz stammen die beiden ältesten Nachrichten aus der Stadt Zürich. Es ist das bekannte Bild von Usteri in dem Züricher Neujahrsblatt von 1799 und dann eine Äußerung von D. Heß, der in der „Rose von Jericho" (1819, S. 157f.) erzählt, wie der Vater am Christabend den Kindern den Lichterbaum aufstellt. Heß nennt ihn „Klausbaum" und erklärt in einer Anmerkung: „St. Nikolaus- oder Weihnachtsbaum, Christgeschenk[3])." Wir wollen nicht übersehen, daß er diese Anmerkung damals noch für nötig fand.

Für die langsame Verbreitung des Baumes in den katholischen Landen und im deutschen Osten finden sich zunehmend mehr Belege. In der Gegend von Würzburg drang er Anfang der vierziger Jahre ein, in Garmisch erst um 1880. Für die niederbayrischen Gebiete wird im Jahre 1892 aus Passau berichtet: „Noch vor 50 Jahren kannte man bei uns auf dem Lande den Christbaum kaum dem Namen nach[4])." Aus Kärnten aber sagt Graber im Jahre 1934: „Noch ist in den meisten Bauernhäusern der Christbaum und das gegenseitige Beschenken am Heiligen Abend unbekannt[5])."

In Brandsbüll auf Alsen gab es in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch keine Weihnachtsbäume[6]). So ist es nicht verwunderlich, wenn sie auch heute in dem protestantischen Siebenbürgen noch nicht allgemein durchgedrungen sind. Dort kennt man im Nösnergau, z. B. in Jaad, den Christbaum nicht, auch das Verteilen von Weihnachtsgeschenken nicht. „Höchstens bekommt hie und da ein kleines, noch nicht schulpflichtiges Kind nach dem Beispiel der Stadt sein Bäumchen, aber dieses meistens ohne Kerzen und ohne jedes Zuckerwerk. Jaad hat, wie andere Gemeinden im Nösnergau, bis zu dem heutigen Tage daran festgehalten, Weihnachten, wie es früher allerorts üblich war, ohne einen Tannenbaum im Hause zu feiern und die Heilige Nacht nicht als Familienfest, sondern als Gemeinschaftsfeier zu begehen[7])."

---

[1]) Freundlicher Hinweis von F. Böckmann, Hamburg.
[2]) Hrsg. K. Meisen, Ann. d. Hist. Ver. f. d. Niederrhein 126 (1935), 94.
[3]) Nach P. Geiger, Schweizer Volkskunde 24 (1934), 53.
[4]) Seisenberger, Theolog.-prakt. Monatsschr. 2 (Passau 1892), 224.
[5]) a. a. O. S. 172.
[6]) Jörgen Hansen, Volkskunde und völkische Schule (1935), S. 126.
[7]) L. Netoliczka, Kronstädter Zeitung 25. Dezember 1934.

Was den Christbaumschmuck aus Glas anbelangt, wie er neuerdings üblich geworden ist, so verdanke ich für Lauscha in Thüringen, als den Hauptsitz der Herstellung, der Verwaltung des Spielzeug-Museums in Sonneberg folgenden Bericht:

„Um 1730 erfolgte die Einführung der Glasperlenfabrikation, und aus dieser heraus entwickelte sich in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Herstellung von Glaschristbaumschmuck. Man stellte zunächst 2—3 cm im Durchmesser haltende Glaskugeln her, deren Innenwände, wie das damals auch bei den „Bleiperlen" üblich war, mit eingezogenem flüssigen Blei oder Zinn verspiegelt wurden. Dann benutzte man zur Herstellung der Innenglasur, wie bei den „Wachsperlen", verschiedenfarbiges Wachs. Ferner gab man den Kugeln auch die Form von Früchten, die man außen gelb und rot passend bemalte, anfangs mit Erdfarben, dann mit Leimfarben und zuletzt mit Lackfarben. Der Phantasiechristbaumschmuck, wie er heute gebräuchlich ist, erhält seine Innenversilberung entweder durch eine Höllensteinlösung (Silbernitrat) oder durch eine Perlenessenz, das ist eine Lösung der Schuppen des kleinen Uckeleifisches. Diese Versilberungen begannen nach 1870 und werden auch heute noch in dieser Weise gehandhabt[1])."

Zu dem um 1890 als Baumschmuck aufgekommenen Lametta bemerke ich, daß es in Berlin als „Christkindhaar", in Göttingen als „Engelshaar" bezeichnet wurde. Als Einzelheit ist noch zu erwähnen, daß aus Oppurg (Kreis Saalfeld) neben anderem Behang „ausgeblasene Eier, die mit Schilfmark und bunten Läppchen verziert waren", bezeugt werden[2]). Ich glaube mich zu besinnen, daß ich auch in meiner Göttinger Heimat derartige Schmuckeier gelegentlich gesehen habe. Sie hingen aber nur als seltene Einzelstücke am Weihnachtsbaume, und sie widersprechen nicht der sonst festgestellten Tatsache, daß ein Behang mit Eiern der volkstümlichen Ausstattung des Baumes fremd ist.

Wenn der Baum in der Regel in ganz Deutschland am 6. Januar geplündert wird, so hören wir aus Reichenbach (Kreis Saalfeld) geradezu, daß es Unglück bringt, wenn der Baum vor Ablauf der zwölf Nächte abgeleert wird. Kuhlmann hat für denselben Kreis auch ein paar Einzelheiten neu entwickelten Volksglaubens festgestellt: „Fällt vom hängenden Baum eine Glaskugel herab, so bedeutet es Glück, beim stehenden Baum jedoch Unglück. — Ein böses Zeichen ist es, wenn zufällig 13 Lichter auf dem Baume brennen. — Wenn die Kerzen des Baumes brennen, suchen die Leute den Schatten ihres Kopfes. Finden sie ihn nicht, so sterben sie bald. — Brennen am Heiligen Abend die Lichter ganz ab, so gibt es einen Todesfall. — Ein ‚vierzinkiger' Baum bedeutet während des ganzen kommenden Jahres Krach im Hause." Einem Vortrag von R. Wossidlo entnehme ich, daß in Mecklenburg der geplünderte Baum das ganze Jahr über als Blitzschutz unter dem Dache aufgehoben wird. Dasselbe hat K. Heckscher im hannoverschen Kreise Neuhaus festgestellt[3]) und W. Borchers in Mittelpommern[4]).

[1]) Hierzu vgl. Barbara Pischel, Die thüringische Glasbläserei, Diss. Berlin 1935, ungedruckt.

[2]) Kuhlmann a. a. O. S. 49f.

[3]) Die Volkskunde des Kreises Neustadt a. Rbg. 1930, S. 114.

[4]) Briefliche Mitteilung.

Notwendig muß übrigens in unserem Zusammenhange daran erinnert werden, daß das Lied „O Tannenbaum . . ." ursprünglich mit dem Weihnachtsfeste nichts zu tun hat. Die jetzt üblichen Verse, die Beziehung auf den Weihnachtsbaum nehmen, sind im Jahre 1824 von Ernst Anschütz einer Fassung von Aug. Zarnack, der sie in seinen Deutschen Volksliedern (Berlin 1818—1820) veröffentlicht hatte, hinzugefügt[1]).

Für den Gebrauch der Weihnachtskronen und der Pyramiden, von denen übrigens die letzteren, wie ich höre, noch um 1850 auch in Nürnberg üblich waren, kann ich einige Mitteilungen aus dem deutschen Osten vorlegen. In Dahme in der Mark gab es bis 1890 noch nicht viele Weihnachtsbäume. Man hatte den Weihnachtskronleuchter, behängt mit Nüssen, Glaskugeln, Ketten usw. Drei verschiedene sind im dortigen Museum, einer aus Metall, zwei aus Holz. Daneben gab es die stehenden Pyramiden, von denen noch heute einige hier und da auf dem Lande zu sehen sind. Eine im Museum zu Dahme befindliche von 2 m Höhe ist von einem dortigen Tischler gefertigt[2]). Der Hauptteil wird mit einer Kurbel gedreht, kleine Scheiben mit Figuren drehen sich entgegengesetzt. Zu oberst doppelte Flügel, an denen Metallreifen mit Figuren hängen, werden durch die von den Lichtern aufsteigende Warmluft gedreht. Bis 1890 war dort auch das „Hirtenhaus" in Gebrauch. Ein im Museum befindliches stellt das alte Rathaus dar. Nur Dach und Turm haben Fenster, alle vier Hauswände weißes Papier. Im Innern ist eine Art Pyramide, an deren Flügeln an Zwirnsfäden allerlei Tiere oder sonstige auswechselbare Figuren aus Papier hängen. Die Kinder sehen die Schatten dieser Figuren vorbeihuschen, weil die Lichter dicht an dem aufrechten Mittelstabe stehen, der die Flügel trägt[3]).

Weitere Nachrichten stammen aus Pommern. Man kennt dort, außer den schon genannten „Spinnen", Adventskronen in altertümlicher Form aus dem Kreise Kolberg (z. B. Bodenhagen). Man feiert in einigen Dörfern dieses Kreises das Kronenfest. Eine dunkelfarbige (dunkel-blaugrün-rotgoldene) Krone mit gedrechseltem Mittelstab und gebogenen Leuchterarmen, die mit hellfarbigen Papierblumen geschmückt sind, besitzt das Pommersche Landesmuseum jetzt aus Henkenhagen. Weihnachtspyramiden sind nicht nur für den Kreis Naugard bezeugt, sondern auch in den Dörfern um Pyritz, Werben, Zachan und Freienwalde. Auch in Laatzig, Kr. Cammin, ist jetzt ein altes Stück aufgetaucht. Schließlich werde ich auf eine Buchbesprechung von E. Murawski in der „Pommerschen Heimatpflege" (Jahrg. 1931, H. 4, S. 186) verwiesen, wo es heißt: „Wir hatten in unserem Vaterhause — westpreußischer Herkunft — noch bis zum Kriege eine große, allweihnachtlich aufgebaute Lichterpyramide aus glatten weißgrün bemalten Stangen, deren drei Stockwerke Figurenwerk aller Art aufwiesen, und die sich durch die von den Lichtern aufsteigende Wärme selbsttätig drehte[4])".

[1]) Mitteilung von John Meier aus dem Volkslied-Archiv. [ZdVfVk. 21, 74.]
[2]) Abb. bei M. Wald, Heimatbuch der Stadt Dahme.
[3]) Mitteilung von M. Wald, Dahme.
[4]) Mitteilung von W. Borchers, Stettin.

Auf Hiddensee ist neben der früher von mir abgebildeten Form des Bügelbaumes (Bögelbohm) noch eine zweite einfachere aufgetaucht, die nur mit einem einzigen Tannenreifen (Tunnenbögel) hergestellt ist, getragen von einer Stange, auf der sich zu oberst eine Fahne aus Knittergold dreht. Der Reifen war mit buntem Papier umwickelt und mit Äpfeln und Ketten von aufgezogenen Backpflaumen, Rosinen und Pfeffernüssen behängt. Außerdem befanden sich zahlreiche Gebäckfiguren, „Mehlpuppen", daran: Füllhörner, Fische, Hähne und Hühner, Vögel, Herzen, Ringe, Mühlen, Männlein und Frauen und der Stern (von Bethlehem?). Nach dem Feste hängte man den Bügel an die Wand. In manchen Familien, die etwas besser gestellt waren, hatte man des öfteren zwei solcher Weihnachtsbügel[1]).

Als eine selbständige Erscheinung für sich zu beurteilen sind die Siebenbürger Weihnachtsleuchter. Sie gehören nicht der häuslichen Sitte, sondern der kirchlichen Gemeindesitte. „Vier Gruppen tragen durch das Dorf je einen brennenden Leuchter, der mit Immergrün und farbigem Papier verziert ist, und an dem vier Fähnchen angebracht sind. In der Kirche nehmen die Gruppen getrennt voneinander Aufstellung und singen während des Gottesdienstes ein altes Weihnachtslied. Der Vortrag geschieht in der Weise, daß jede Gruppe für sich eine Strophe singt[2])."

Zum Schluß gebe ich noch ein paar Ergänzungen verschiedener Art. Ich erinnere an jenen Nekrolog im „Vaterland" vom 22. Dezember 1934, in dem zu lesen war, „daß man armen Kindern zu Weihnachten ein Heidelbeersträuchlein in eine Rübe gesteckt mit einigen Nüssen schenkte. Es betraf dies die Gegend von Root (Luzern in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts[3])." Außerdem komme ich zurück auf die Frage der landschaftlichen Verwendung der Mistel. Nach Mitteilung von Prof. Dr. Fr. Ebrard hatte ich gesagt, es sei in Basel bis in unsere Zeit Sitte geblieben, in der Adventszeit und in den Zwölften unter der Stubendecke oder auch an den Balken über den Türöffnungen einen Mistelzweig aufzuhängen[4]). Hoffmann-Krayer hat das brieflich als einen neu aufgekommenen Brauch bezeichnet. Ebenso starken Zweifel hat Edw. Schröder ausgesprochen, und er bezieht sich dabei auf Jakob Wackernagel und dessen Worte: „Der Mistelzweig hat in den führenden Kreisen Basels, soweit ich zurückdenken kann, keine Rolle gespielt; es war davon nur als einem englischen Kuriosum die Rede, das man etwa zum Spaß oder aus der verbreiteten Freude an allem Englischen übernahm. Jetzt werden freilich auf dem Markte viel Mistelzweige ausgeboten[5])." Hierzu schrieb mir Fr. Ebrard am 14. Dezember 1934: „In dieser Weihnachtszeit habe ich Gelegenheit, festzustellen, daß die Sitte des Mistelzweiges auch im ganzen Gebiet des ehemaligen Bistums Konstanz ebenso tief sitzt wie der Christbaum, und zwar gerade nicht

---

[1]) Pommersche Zeitung 24. Dezember 1934. Mit Abbildung. Hinweis von F. Adler, Stralsund.

[2]) Hamburger Nachrichten 25. Dezember 1926.

[3]) Schweizer Volkskunde 25, 7.

[4]) Festschrift von Melle S. 236.

[5]) Anzeiger für deutsches Altertum 52 (1933), 213.

nur in der Stadt, sondern ebensosehr bei den Bauern, z. B. im Linzgau. In den entlaubten Wipfeln der vielen alten Bäume fallen die Misteln mit ihren weißen Beeren von weitem auf. Die Bauern hängen Mistelzweige vor allem über der Haustür auf."

Endlich scheint es nötig, noch ein paar Worte über die Barbarazweige zu sagen. In Jean Pauls Selbstbiographie begegnen sie als „Weihnachtsbirke". Dort ist zunächst vom Birnbaum im Pfarrgarten die Rede, und dann heißt es weiter: „Der andere immergrüne und noch herrlicher fortblühende Baum ist aber kleiner, nämlich die abgehauene Birke, welche jährlich an dem Andreasabend bei dem Stamme vom alten Holzhauer in die Stube geschleppt und dann in einen weiten Topf mit Wasser und Kalk gepflanzt wurde, damit sie gerade zur Weihnachtszeit, wenn die goldenen Früchte an sie gehangen wurden, schon die rechten grünen Blätter dazu trüge. Es hatte diese Birke ... das Eigene an sich, daß sie den dunkeln Dezemberweg bis zum Christfest mit Freudeblumen bestreute, nämlich mit ihren hervorgenötigten Blättchen, wovon jedes neue wie ein Uhrzeiger auf einen zurückgelegten Tag hinweist, und daß jedes Kind unter diesem Maienbaum sein Laubhüttenfest der Hoffnungen feiern konnte[1])." Neben seinen Erwähnungen des Lichterbaumes, von denen wir schon sprachen, scheint für Jean Pauls eigene Erinnerungen vor allem die Weihnachtsbirke bestimmend gewesen zu sein. Sie taucht in der unsichtbaren Loge im 35. oder Andreassektor auf, und im Quintus Fixlein heißt es im 3. Zettelkasten vom 24. Dezember: „Schon beim Aufstehen traf er auf dem Tische heilige Flitter von der Gold- und Silberfolie an, mit der das Christuskind seine Äpfel und Nüsse des Nachts blasonnieret und beschlagen hatte ... Wenn man kein Talglicht mehr braucht, so maß er, auf dem Arm des Großvaterstuhles stehend, den nächtlichen Schuß des gelben klebrigen Laubes der Weihnachtsbirke ab."

Für Nürnberg und die dortige Umgebung haben wir eine sehr anschauliche Schilderung in dem „Simplicianischen Wunder-Geschichtskalender auf das Jahr 1795. Sie geht zwar unter dem Namen des Christkindelsbaum", aber es handelt sich dabei ausschließlich um die Barbarazweige:

„Zuerst will ich Euch einen Christkindelsbaum beschreiben, desgleichen Ihr in Eurem Leben nicht gesehen habt, und die Pracht davon Euch kaum werdet vorstellen können. Ihr müßt nämlich zum Voraus wissen, daß wir hier in unserer Gegend die löbliche Gewohnheit haben, alle Jahre, kurz vor Weihnachten, etliche Sorten von Bäumen, als Kirsch-, Äpfel-, Holunder- und andere Bäume in die Stube in einen Hafen oder Stütze mit Wasser zu stellen, welche gewöhnlich zur Zeit des Christtages blühen, was allerdings sehr schöne siehet ... Ja, ich habe mir sagen lassen, daß es gewisse vornehme Herren noch närrischer machen und sogar die Natur zwingen, daß sie ganz zur unschicklichen Zeit Früchte auf ihren Bäumen tragen muß; welches aber nur in Treibhäusern möglich ist ... Nun, ich komme wieder zu meinem Christkindleinsbaum. Der stand nun in einer Stube in der Ecke, und seine Zweige waren so ausgebreitet, daß sie fast die Hälfte der Decke der Stube bedeckten, und man darunter stand wie unter einer Sommerlaube. Von allen Ästchen und Zweigen hingen nun allerhand kostbare Conditor- und Zuckerwaren, als Engel, Puppen, Tiere und

[1]) Hempelsche Ausgabe Bd. 48, S. 348. — Dieses und das Folgende nach Hinweis von P. Böckmann, Hamburg.

dergleichen, alles von Zucker, welches mit den Blüten des Baumes gar artig harmonierte. Ferner hing auch vergoldetes Obst, von allen Sorten, in großer Menge daran... In der Mitte dieses Magazins befand sich der heiliche Geist in seiner gewöhnlichen Gestalt, als eine allerliebst schöne Taube von Zucker, zur Rechten hing das Christkind und zur Linken seine Mutter, gar niedlich anzusehen und alles von Zucker. Endlich war der ganze Baum, mit allen seinen Zweigen und Früchten, mit einem goldenen Netz, das von vielen tausend vergoldeten und an Schnüren gereihten Haselnüssen gar künstlich zubereitet war, überzogen und mit Guirlanden und Bandelotten wie an einem Kronleuchter geziert. Zwischen allen diesen unbeschreiblichen Kostbarkeiten leuchteten eine unzählige Menge Wachslichtlein hervor, wie Sterne am Himmel, welches ein prächtiger Anblick war. Ich machte freilich bei dem Anblick dieses und aller übrigen Bäume, die ich noch sah, und wovon man in allen Haushaltungen, wenn auch eben keine Kinder drinnen sind, welche findet, die Bemerkung, daß auf diese Weise alljährlich eine ungeheure Menge fruchttragender Bäume ruiniert würden[1])".

Man sieht, wie sehr in diesem Falle die Barbarazweige sich dem Weihnachtsbaume angeglichen haben, und es wäre zu untersuchen, ob dabei auch die Tatsache des Protestantismus in den mittelfränkischen Gebieten eine Rolle gespielt hat. Man sieht aber auch, daß man in jenen Gebieten, wenn von einem „Baum" die Rede ist, nicht immer mit Sicherheit sagen kann, ob der Tannenbaum gemeint sei oder die Barbarazweige.

Der Beschreibung des „Simplicianischen Kalenders" ist eine recht anschauliche Abbildung beigegeben. Sie stimmt ungefähr überein mit der Radierung, die Jos. Kellner im Jahre 1790 geliefert hat[2]). In beiden Fällen ist es — trotz aller Ähnlichkeit — unzulässig, von den „ältesten Bilddarstellungen vom Christbaum, die wir kennen", zu sprechen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Barbarazweige einmal möglichst eingehend für sich behandelt würden[3]). Über ihre Verbreitung wird hoffentlich der Volkskunde-Atlas eine zuverlässige Auskunft geben. Sie sind dem Tannenbaum insofern gleich, als es sich in beiden Fällen ursprünglich um eine rein häusliche Sitte handelte und als in beiden Fällen auf einer späteren Entwicklungsstufe eine Verbindung sowohl mit den Kindergeschenken wie mit den Lichtern vorgenommen ist. Andererseits aber muß, wie mir scheint, der Ursprung aus grundverschiedenen Gedankenkreisen abgeleitet werden. Tannenzweige — und vielleicht auch noch die ersten Tannenbäume — sollten ursprünglich als Schutzmittel gegen die Unholden der Mittwinterzeit dienen, die Barbarazweige aber waren gedacht als Hilfsmittel zum Glück und zum Guten, insofern die in ihnen zum Erwachen gebrachte junge Lebenskraft auch auf das Haus und seine Bewohner übertragen werden sollte.

Hamburg.

[1]) Nach W. Kunze. Fränkischer Kurier vom 2. Dezember 1934. Mit Hinweis auf ein Exemplar in der Stadtbibliothek zu Nürnberg.

[2]) Abb. bei Lüdtke-Mackensen, Deutscher Kulturatlas IV, 84a.

[3]) Ein Nachweis aus Radwang bei Dinkelsbühl von 1905 findet sich Bl. f. bayr. Volksk. 2, 39.

Bannfluch gegen einen unbekannten Honigdieb.

Von Otto Altenburg.

Im Mittelalter gehörten Honig und Wachs zu den wichtigsten Landeserzeugnissen. Schon die Wenden betrieben die Bienenzucht mit großem Eifer; für ihre Kulthandlungen, die Herstellung von Honigkuchen u. a., wurde viel Honig gebraucht. Andererseits erforderte die Herstellung der vielen für die christlichen Kirchen und Klöster benötigten Kerzen eine große Menge Wachs. Wie großen Wert z. B. das Kloster Michelsberg bei Bamberg auf die regelmäßige Lieferung von Wachs aus Pommern legte, um eine ewig brennende Kerze am Grabe des Bischofs Otto, des Pommernapostels, zu unterhalten, ist bekannt. Nach der schon 1182 vom Herzog Bogislaw I. ausgestellten Urkunde stand dem Bamberger Kloster jährlich aus den größeren Tabernen (Krügen) Pommerns ein ganzer Stein Wachs (jedenfalls 21 Pfund), aus den kleineren ein halber Stein zu[1]).

Besonders ergiebig muß im Mittelalter die Form der Waldbienenzucht gewesen sein. An einer geschützten Stelle des Waldes hatte der Zeidler (Imker) seine Bienenvölker in hohlen Bäumen, um so ihre Erzeugnisse, Honig und Wachs, zu „erbeuten". Daher hießen diese hohlen Bäume „Büten", „Bütenböme", die Imker aber „Bütner". Wenn 1520 den Bütnern im Amte Neustettin ihre alten Gerechtsame, das „Bütner-Recht", vom Pommernherzog bestätigt werden, so müssen schon vorher Bütnerinnungen bestanden haben. Das Besteigen, Beschädigen, Abhauen, Wegführen der Büten oder Bienenvölker usw. war hier mit schweren Strafen bedroht. In der Mark Brandenburg gab es sogar Bütner-Gerichte. Sehr strenge Bestimmungen enthält die Bütner-Ordnung für die Lande Lauenburg und Bütow, aus der Zeit des Großen Kurfürsten, in ihren 34 Artikeln. Im 17. wird bestimmt: „Wer seine eigene oder fremde Bienen aus den Büten ganz ausnimmt, der soll ohne einige Gnade dem Henker überantwortet werden, welcher ihm alles seine Gedärme und Eingeweide umb die bestohlene Fichte herumwinden und ihm hernach an selbige erhenken soll." Nach diesem „grausamen Bütener Recht im Lande Lauenburg und Bütow" (Oelrichs) benutzte man in jener Gegend besonders Fichten als Bütenböme, zum Besteigen bediente man sich des „Bütenseiles", einer Art Strickleiter.

Um ein schweres Vergehen an Bütenbömen und um Honigraub handelt es sich in einem alten, aus Pommern überlieferten „Bannfluch". Seine älteste Aufzeichnung findet sich in dem sowohl für die Kirchen- wie für die Kulturgeschichte wertvollen Werk: Daniel Cramer, Großes Pomrisches Kirchen-Chronicon, Alt-Stettin 1628, III. Band, 4. Kapitel, wo der Verfasser unter dem Thema „Durch was Mittel die Pfaffen so große Güter an sich gebracht, und von der Tyranney des Bannes" zwar den Text dieses

---

[1]) Vgl. die wertvolle Arbeit von Adalbert Kasten, Geschichte der Bienenzucht in Pommern (Hannover 1878).

Bannfluchs gibt, aber leider gar keine Angaben über die Urschrift desselben macht. Nur erwähnt Cramer S. 21 einen „Reverszettel", den er in „Colbatzischen Akten und Archiven gefunden und abgedruckt" hat. Der darin erwähnte Hermen Güntersberch ist zusammen mit Marquart und Helwich Billerbecke vom „Herre von Colbaß met synen Brüdern" in den Bann getan, verspricht nun aber, sich nicht zu rächen, nachdem sie durch reichliche Zahlungen „des Bannes rechtlos" geworden sind. Das von Cramer angegebene Jahr 1466 kann jedoch nicht richtig sein, es muß offenbar 1406 heißen. Aus diesem Hinweis Cramers ergibt sich immerhin die große Wahrscheinlichkeit, daß er auch den mitgeteilten „Bannfluch" gegen die Honigdiebe in Akten des Klosters Kolbatz (gegründet von Mönchen des Zisterzienserordens 1173) gefunden hat, zumal er selbst gelegentlich bemerkt: „Wie dann ein solch Alt Formular mir zu Handen kommen ist." Einen anderen, wichtigen Grund dafür werde ich später ausführen.

Schon im 18. Jahrhundert ist dieser „Bannfluch" beachtet und abgedruckt worden von dem Herausgeber einer schönwissenschaftlichen Zeitschrift, von J. Ph. A. Hahn, in: Pommersches Archiv der Wissenschaften und des Geschmacks, hrsg. von Hahn und Pauli, Stettin und Anklam 1784, 3. Band S. 232—236. Indes enthält Hahns Abdruck eine Anzahl Lesefehler und Versehen, über die Entstehung und den Ursprung des „Bannfluches" weiß auch er nichts anzugeben[1]).

Einige Jahrzehnte später ist dann, offenbar nach der Veröffentlichung Cramers, eine Abschrift genommen worden, und zwar im August 1820, von dem Oeconom. Comm. Rat Kretzschmer in Stargard, für den ihm befreundeten Geheimen Kommerzienrat Friedr. W. Krause in Swinemünde bzw. Kolbatz, den „Erbherrn auf Colbatz, Hoffdamm und Heidchen", die Kr. mit anderen „Bruchstücken aus der Geschichte des Klosters und Amts Colbatz" für Krause gesammelt hat. Diese Abschrift ist handschriftlich erhalten[2]) und weniger fehlerhaft als Hahns Abdruck. Kretzschmer vermerkt an einer Stelle, der „Bannbrief" sei von einem Abt zu Kolbatz ausgestellt. Zwar fehlt es ihm an Beweisen, aber seine Vermutung wird doch das Richtige treffen.

Die Veranlassung zu der Verfluchung des oder der unbekannten Diebe gab die Zerstörung der „Büten Böme" und des Raubes ihres Honigvorrats, die Hans von Güntersberg zu eigen waren. Da der Missetäter nicht gefaßt wurde, war eine andere Strafe als die Verfluchung durch „den swaren Bann" nicht möglich. Nach Bächthold-Stäublis Handwörterbuch des deutschen Volksaberglaubens (1929/30) 1, 874 ist „bannen der Zwang, den ein Mensch mittels eines Zauberwortes oder einer Zauberhandlung auf andere Wesen (Menschen, Tiere, Geister u. a.) ausübt, meistens mit dem Zweck, den Gebannten unschädlich oder unfähig zu machen, seinen Willen zu betätigen". Durch diesen „Bannbrief" („Bannfluch") sollte also der Honigdieb an einem

[1]) Den Hinweis auf diesen Abdruck verdanke ich Herrn Staatsarchivrat Dr. Frederichs, Stettin.

[2]) Von Herrn Staatsdomänenpächter Schlüter auf Hofdamm, Kreis Greifenhagen, wurde sie mir zur Verfügung gestellt.

neuen Verbrechen gehindert und für das alte, das ungesühnt geblieben war, gestraft werden.

Zu solchen Künsten des Bannens waren (außer den Nekromanten) katholische Geistliche wegen ihrer Tätigkeit als Exorzisten besonders befähigt. Für das Bannen des Diebes durch den Diebssegen sind zwar mannigfache Formen bekannt, die älteste etwa aus der Zeit um 1400, aber längere Verfluchungen, wie unser Kolbatzer Bannfluch, sind, soviel ich sehe, bisher nicht nachgewiesen worden. Bei der Abfassung des Bannfluchs war es offenbar beliebt, sich auf Petrus zu berufen, dem ja vom Heiland die Macht verliehen war: „Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein" (Ev. Matth. 16, 19).

In welcher Zeit ist nun unser Bannfluch entstanden? Überliefert ist darüber nichts Sicheres; doch führt uns der Name des Geschädigten in das 15. Jahrhundert. Dieser wird im Text des Bannfluchs zweimal genannt; im Anfang heißt er „Hans von Güntersberge und Utrechen", am Schluß dagegen nur „Hans von Güntersberge". Darum spricht Hahn (a. a. O.) von den Brüdern Hans und Utrecht von Güntersberg", ebenso wie schon vor ihm Cramer. Nun aber läßt sich ein Utrecht von Güntersberg nicht nachweisen. Wäre diese Lesung richtig, so müßte der Text jedesmal nicht „syne Büten", sondern „ere Büten" heißen. Schon Kretzschmer hat in seiner Abschrift daran Anstoß genommen und statt „Utrechen" (Cramer, Hahn) „Wrechen" geschrieben. Aber auch dieses Wrechen als Besitzung des Hans von Güntersberg läßt sich nicht nachweisen. Ich kann daher nur annehmen, daß die zweite Stelle unseres Textes: „Hans vom Güntersberge sine Büten uthgerethen und" richtig ist, und daß schon Cramer die erste Stelle daraus verderbt hat. Auch an der ersten Stelle muß es m. E. heißen: „Hans von Güntersberge und uthgerethen syne Büten".

Über diesen Hans von Güntersberg berichtet Hoogewegs wertvolles pommersches Klosterwerk[1]): In Rohrsdorf verkauften die Brüder Heinrich, Dietrich und Ertmar von Grape 1456 dem Komtur in Wildenbruch, Jaspar von Güntersberg, zwei Wispel Roggen jährliche Pacht, die nach Jaspars Tode dessen Bruder Hans von Güntersberg auf Lebzeiten und dann der zeitige Komtur genießen sollte. Da Jaspar v. G. 1451—1467 Komtur in Wildenbruch war, ergibt sich, daß unser „Bannfluch" bald nach 1467 ausgestellt ist. Schloß und Herrschaft Wildenbruch ist nicht allzu weit von Kloster Kolbatz gelegen, jedenfalls war Kolbatz der bedeutendste geistliche Mittelpunkt im näheren Umkreis des Landes Wildenbruch. So wird auch die oben angeführte Vermutung des Stargarders Kretzschmer über den Ort der Entstehung unseres Bannfluchs und über seinen Verfasser erhärtet: wir haben sie im Kloster Kolbatz zu suchen.

An Schärfe und Rücksichtslosigkeit in den Strafen, die dem Missetäter angewünscht werden, kann der Kolbatzer Bannfluch kaum übertroffen werden. Darin kommt ihm die spätere, oben angeführte „Bütner-Ordnung

[1]) H. Hoogeweg, Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern 2, 900 (1925). Über das Geschlecht von Güntersberg, deren Hauptgut im Dramburgischen lag, vgl. G. A. von Mülverstedt, Der abgestorbene Adel der Provinz Pommern 1894 S. 33.

für die Lande Lauenburg und Bütow" nur einigermaßen nahe. Die Fülle von Unheil, die auf das Haupt des unbekannten Diebes in immer neuen Formen herabgewünscht wird, ist geradezu erstaunlich; im Ausdenken der Qualen und Leiden, die den Übeltäter treffen sollen, ist der geistliche Herr schier unerschöpflich. Schon Cramer hat diese Maßlosigkeit richtig beurteilt, wenn er sagt: „Der Bannbrief ist so voll Fluchens und Bannens, daß einem Christlichen Hertzen die Haar über solche Teufflische Rachgierigkeit müssen zu Berge stehen."

Text des Bannfluchs.

Van Gades wegen unses g. h. van Baestes und syner Richter, do ick in den swaren Bann, und in die Vermalediginge, des Propheten Davids, den Deff edder Deve, de dar stalen hebben Hans von Güntersberge und Utrechen syne Büten Böme und Honinch, alle de jenne, de da Raht weten, willen, und vullbort mede gehat hebben, in dat Erste, dat se nemand schal grüthen, edder met en schal sprecken, Eten, Drinken, effte nenerleye Handelinge met ene hebben, sündern wat van Rechtes wegen tholaten werd.

Vort mere by so daneme Banne, do ick den Deff, edder Devinne, in die Vermalediginge des Propheten Davids, so dat sie sin vermaledyet in alle eren Wegen, met alle den jenem de dar Raht, That, Willen, volbordt, mede hat hebben, Gott geve eme Laster und Schande, vör allen Minschen, nu und tho allen Tyden, Gott vermaledye se in Städen, Dörpern, tho Water und tho Lande, Gott vermaledye se, in allen eren Wercken, ere Huß, ere Schüne, und alle Früchte, de se darinne werpen, Gott vermaledye se met eren Schapen, Perden, Ossen, Köge, Schwine, wen se dar aff und tho gahn, Gott vermaledye se, ut edder ingahn, eren Hoff; Gott vermaledye ere Kinder, Knechte und Mägde, de da Raht, Dath, Willen, weten edder volbord mede hebben. Gott geve in eren Huse Bleddere, Dröse, Pestilentzien, Helß Für tho regende, wor du dy kerest, und so lang du werst gewandelt in dat Erdricke, dar du van gekamen bist, mit dem schnellen Dode, Gott geve em alle quad, by Gade, und sinen leven Hilligen, ock by allen Lüden, de nu sind, effe bahren mögen werden, nu und tho allen Tyden.

Gott vöge en thu Hunger, Dorst und alle Armod die jümmer hört is up Erden, und straffinge van der Minschet in alle ere Wercken, de se don, Gott schla se met Hitte, Külde, Febriß, mit vergieffteter Lufft, dat Erdricke dat se treden, sy en ene Vermaledyginge. Gott geve en vör Regen moll, und van den Himmel dat Ewige Für, dat se verbarnen, des ewigen Füres: Gott geve en tho fallende ver ere Fiende, in allen Landen, ere Lichnam sy ene Spise der Vögel des Hemmels, und wilden Derten des Erdrickes. Nemand sy de se darvan verlöse. Gott schla se mit Drösen, Kolren, davend, dat se nemand kan Sund macken. Gott schla se met Unsinnicheit, Blindheit, Grimmicheit sines Tarnes, dat se möten fölen in den Middach, so de Blinde fölet, in der Düsternisse. Nemand sy de se tho wege bringe, Gott geve en ehre Karne tho segende[1]), und nich tho hope tho bringende,

[1]) Vielleicht verschrieben aus „sengende" = versengen, verbrennen.

Sprenger unde Müse schölen id vertheren, die Söne und Döchtere, de se telen, schölen sick des nich brucken. Gott schla se met der Plage, dar he Jop met schlog, und dat Erdricke geve nich Früchte, nen Dörne, Distel und Hederick, de Dage eres Levendes, und Lucifer berith met erer Selschap, und plage se, in alle ehre Ledematen, alle vergifftige Wörme, Schlangen, Adderen, Padden, vertheren eren Lichnam, und darmede singende den größlicken Sanck, dar sick Judas mede hienck, und alse Gott Dathan, Abiran, Sodoma, Gomorra, levendig verschlang in de Helle, und sind Ewig verdomet, ja verdome Gott alle de jenen so Hans von Güntersberge sine Büten uthgereten hebben und gestalen: Revelabunt coeli iniquitatem Judae etc. Und an allen Hemmelischen Scharen werde wahr de Bosheit Judae, und des Deves: Alle Erdische Creatur werden gegen em stahn den so werden apenbahr sine Sünde an dem Dage des Tarnes unsers leven H. J. C. Wenner he werd sprecken met aller Hemmelischen Schar, und seggen wick von uns de wetenheit diner Wege willen wy nicht. Ere waninge schölen werden wöste, ere Hußfruwen Wedewen, ere Kinder Wesen, welck eren Sanck und Vermaledyginge, des Propheten Davids, als he beschrefen hefft in den Psalmenbocke, de is juw bedüdet, wo upsteit alle Hemlische Herscharen. Gott sende wor den Deff und sine Hülper, Rövere, Mörders, und de Düvel stah tho erer Rechten Hand, wan se schölen stahn vör dem Gerichte Gades, ere Bede schal gewandelt werden in Sünde und Vermaledyginge. Wann se stahn var dem strengen Richte, so schölen se nümmer werden rechtferdich, men se schölen uthgan verdamet, met Schemenisse, also schal ock vergahn ere rechtnisse met enen Klockenklange, und met enem uthlöschenem Lichte, darmede schölen se affgedelet werden van allen goden wercken.

Disse schwere Ban und Vermaledyginge des Propheten Davids, van der Macht unses Heren J. C., Sündte Peters und Pawels, unses g. h. von Paissen und siner Richter, ock van Priesterlicker macht und walt mi geven iß, unwerdich, bestede ick den Deff, met alle den jenen, de dar Raht, Dath tho geven hebben, dat Hans van Güntersberge sine Büten uthgerethen, und sin hernach gestahlen ist, de verknüpffe ick und verbinde se in den schweren Bann und Vermalediginge met verwerfinge IIII. rode Stene, kegen de IIII. Orde der Welt, tho enem Tecken erer Verdamenisse, dat se van Gade schölen verworpen werden, alse Lucifer met siner Selschap van dem Hemmel. In dem Namen des —

Die mittelniederdeutsche Sprachform ist im großen ganzen rein gewahrt; in der Schreibung finden sich manche Schwankungen. An zwei Stellen ist der Urtext offenbar verderbt: in der ersten Zeile „unses g. h. van Baestes“ und gegen den Schluß „unses g. h. von Paißen“. Cramers, Hahns und Kretzschmers Lesung stimmen hier vollständig überein: Ich zweifle nicht, daß an beiden Stellen zu lesen ist „Babstes“, also „unsers gnädigen Herrn Babstes“. Sehr ungelenkig und unregelmäßig ist der Satzbau, noch mangelhafter die Zeichensetzung. Der Fülle der der Verfluchung dienenden Gedanken entspricht der Reichtum an Worten und Ausdrücken.

Das Lieblingswort des Verfassers ist „vermaledyen" (maledicere) und „vermaledyginge" = Verwünschung, Verfluchung[1]).

Im übrigen gebe ich folgende Erklärungen: vulbort = Zustimmung. Vort mere = ferner. Bleddere = kleine Hitzbläschen, namentlich auf der Zunge. Dröse = Schnupfen oder Katarrh mit Drüsenanschwellung. helß Für = höllisches Feuer. quad = Unheil. vöge thu = füge zu. straffinge = Bestrafung. mol (moll) = Staub, Müll. verbarnen = verbrennen. Kolren = Ausbruch der Galle, vgl. Cholera. Tarnes (Tornes) = Zornes. Karne = Korn. Sprenger = Heuspringer. telen = erzielen, zeugen. berithen = zerreißen. nen = nein. Ledematen = Gliedmaßen. Wetenheit = Wissen. Wedewen = Witwen. Wesen = Waisen. men = nur. Schemenisse = Schimpf und Schande. Rechtnisse = Rechte. unwerdig = unwürdig. Verwerpinge = Verwerfung.

Sachlich bemerke ich: bei der „Vermalediginge des Propheten Davids, als he beschrefen hefft in den Psalmenboke" handelt es sich um den Fluchpsalm 109, der überhaupt das Vorbild für unseren Bannfluch gewesen ist[2]). Am Schluß unseres Banns wird zur Bekräftigung der Verfluchung neben dem heiligen Petrus auch „Sündte Pawel" herangezogen. Bei der Stelle „also schal ock vergahn ere rechtnisse mit enen Klockenklange, und met enem utlöschenen Lichte" verweist Cramer (a. a. O.) und nach ihm Hahn (a. a. O. Anm.) darauf, daß diese Gebräuche von den Geistlichen beim Bannen tatsächlich geübt wurden; „sie zündeten Licht an, löschten es aus und warfen es von der Kanzel herunter, zum Zeichen, daß die Gebannten ebenso vom Himmel gestürzt, verlöscht und verstoßen wären. Man läutete mit allen Klocken über sie usw." Die am Schluß unseres Bannfluchs ausgesprochene „verwerpinge IIII. roder Stene, kegen de IIII. Orde der Welt" erinnert an eine ähnliche, sehr alte symbolische Rechtshandlung: um einen Bau zu verhindern, wird ein Steinchen in den begonnenen Neubau geworfen. Dieser Akt (nunciatio novi operis per iactum lapilli) geht auf das römische Recht zurück und wurde z. B. von Wulfrad, Pleban von Schaprode (auf Rügen), 1296 vollzogen, um den von den Mönchen begonnenen Bau einer Kirche auf dem Gellen (Südteil von Hiddensee) zu verhindern[3]).

Unser Bannfluch, dessen Entstehung im 15. Jahrhundert im Kulturkreis des Klosters Kolbatz mindestens sehr wahrscheinlich ist, steht, soweit ich die Frage übersehe, nach Alter, Inhalt und Form einzig da. Weder A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, bringt ein ähnliches Beispiel bei, noch U. Jahn in seiner umfangreichen Arbeit „Hexenwesen und Zauberei in Pommern" (Balt. Stud. 36, 169ff.). Die von Jahn angeführten zahl-

[1]) Benutzt sind Lübben-Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch (1888); J. C. Dähnert, Plattdeutsches Wörterbuch (1781); H. Berghaus, Der Sprachschatz der Sassen (1880—1883); Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch (1875—1881), Bd. 1—6; Fr. Techen, Beisteuer zum mnd. Wörterbuch.

[2]) Vgl. auch Apostelgeschichte 1, 20 (daher „Judaspsalm"). Auch Sidonie von Borck hat diesen Psalm zur Verfluchung benutzt (nach freundlicher Mitteilung von Prof. Dr. A. Haas, Stettin).

[3]) Nach Hoefer und von Medem, Zschr. f. Archivkunde, Diplomatie und Geschichte 1, 318ff (1834), und A. Haas, Die Insel Hiddensee, 1896, S. 39f.

reichen „Diebssegen“ sind alle wesentlich kürzer, mehr formelhaft, wahrscheinlich auch aus jüngerer Zeit als unser Bannfluch. Dagegen versichert Hahn 1784 (S. 235) von seiner Zeit: „Von dieser Art des Bannens scheint noch etwas bis zu unseren Zeiten übriggeblieben zu sein. Man bedient sich nämlich (wenigstens ist es in Pommern unter dem gemeinen Mann, auch wohl unter Leuten von Ansehen, aber doch von nicht mehrerem Verstande, gebräuchlich) bei Diebstählen, wovon man den Täter nicht weiß, um denselben auszuforschen, des sogenannten Diebssegens — eines Schwalls von ähnlichen, unsinnig-religiösen Verwünschungen, die man an dem Orte heimlich ausspricht, wo der Diebstahl geschehen ist. Der Dieb soll alsdann, wenn er wieder auf diese Stelle kommt, fest angebannt stehenbleiben und auf diese Art entdeckt werden.“

Stettin.

Volksrätsel aus der Mark Brandenburg.

Von Johannes Bolte.

Was der treffliche Liederforscher Ludwig Erk (1807—1883) im besondern für die Geschichte der märkischen Volksdichtung geleistet, hat H. Lohre[1]) mit warmen Worten anerkannt. Aus dem sangesfrohen Rheinlande stammend, aber seit 1835 in Berlin wirkend, hat Erk mit wahrem Bienenfleiß und musterhafter Sorgfalt ein reiches Material zusammengebracht, das in 43 Bänden auf der Musikabteilung der Staats-Bibliothek liegt und der Forschung noch manches schöne Ergebnis ermöglichen wird. Neben den Volksliedern, deren planmäßige Veröffentlichung John Meier in die Hand genommen hat, enthalten jene Sammelbände auch einzelne Märchen, wie z. B. die ZVfVk. 26, 20 gedruckten, sowie Kinderspiele und Rätsel, zu deren Aufzeichnung Erk seine Schüler und Freunde ebenfalls ermuntert haben muß.

Aus diesen Rätseln möchte ich einige Proben, die mir bei der Durchsicht mehrerer Erk-Bände auffielen, hier mitteilen. Sie stammen aus Berlin (35, 1035. 37, 675. 775. 841. 946), Bralitz bei Freienwalde (36, 319), dem Brandenburgischen (28, 709. 35, 1036), Caputh bei Potsdam (30, 784), Eichstädt bei Kremmen (34, 929. 35, 339), Falkenrede bei Potsdam (31, 927), Jüterbog (34, 753), Klosterdorf bei Strausberg (37, 957), Nauen (35, 1051), Potsdam (31, 833. 927. 34, 908), Rönnebeck bei Lindow (37, 487), Stülpe bei Luckenwalde (34, 903. 999), Töplitz bei Potsdam (28, 764. 31, 1019. 34, 47), Werder (34, 908), Zicher bei Küstrin (28, 998. 31, 358) und sind in den Jahren 1846 bis 1873 aufgeschrieben[2]). Zur Vergleichung ziehe ich außer R. Wossidlos schönem Werke ‘Mecklenburgische Volksüberliefe-

[1]) Friedel-Mielke, Landeskunde der Provinz Brandenburg 3, 265 (1912).

[2]) Rätsel aus Wertheim stehn in Erks Nachlaß 17, 289, aus Weißenfels 29, 453, aus Ilsenburg 30, 771, aus Holstein 30, 893, aus Messel 32, 67, aus Hessen 35, 830, aus Pasewalk 36, 17, aus Siegburg 37, 1209.

rungen 1: Rätsel' (1897) nur die noch sonst in der Mark gemachten Aufzeichnungen von Rätseln heran: Engelien und Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg 1868 S. 201—212 (Uckermark, Neumark, Schmarfendorf, Teltow), K. E. Haase oben 3, 71 und 5, 396 (Grafschaft Ruppin), H. Schaar oben 14, 168 (Strodehne, Kr. Westhavelland). Für die Anordnung wähle ich die nach der alphabetischen Folge der Auflösungen als die einfachste und stelle nur die Scherzfragen und Halslösungsrätsel besonders.

A. Beschreibende Rätsel.

1. Gott bewôahre,
Rundum Hôare,
Dett keen beset Ding rinfôahre. (Auge.)

2. Es liegt etwas unter unsrer Bank; es hat einen eisernen Kopf und einen hölzernen Schwanz. (Axt.)

3. Krikelkrumm, wat gehst du rum?
Kahlgeschoren, wat fragst du darnach? (Bach und Wiese.)

4. Der ganze Stall voll brauner Pferde, der Schimmel geht raus und rein: was mag das wohl sein? (Backofen.)

5. Hans, Hans Dummerjoen
Goet die Stoue rum in schloen.
Wie er hadde genung geschloen,
Blef er in den Winkel stoen. (Besen.)

6. Was ist fertig und wird doch alle Tage gemacht? (Bett.)

7. Ät geht nôat Wôater un lott n Buk tue Har.
(Dät is dät Bedde, wenn ät gewascht wird.)

8. Hinger unser Hus
Stoet ehn Klabus,
Doe moeken unsere Hinder wat rin,
Un wei stippen unser Brot drin in. (Bienenstock, fälschlich Ei.)

9. Es sitzt etwas im Holz und hat eine weiße Kapsel auf. (Bierfaß.)

10. Isern Pert schitt hölten Köateln. (Bohrer.)

11. Kript derch de Holt un nimmt enne Scherte Spehne met. (Bohrer.)

12. Ich bin das Nützlichste vor dir wohl auf der Erde,
Desgleichen findst du nicht, wie ich gemartert werde.
Viel Prügel und das Rad das hab ich auszustehn,
Muß Wasser ziehn und so durchs Feuer gehn.
Die letzte Marter, die du mir angetan,
Beschließt das Messer und der Zahn. (Brot.)

---

1. Brandenburgisch. — Vgl. Wossidlo Nr. 244.
2. Stülpe. — Vgl. Wossidlo Nr. 266 (Bohrer).
3. Malitz 1862. — Wossidlo Nr. 1. R. Köhler, Kl. Schriften 3, 516.
4. Klosterdorf. — Engelien-Lahn Nr. 103. Wossidlo Nr. 277.
5. Berlin. — Wossidlo Nr. 291c.
6. Potsdam. — Wossidlo Nr. 351.
7. Töplitz. — Wossidlo Nr. 282.
8. Eichstädt. — Wossidlo Nr. 43.
9. Stülpe. — Engelien Nr. 27. ZVfVk. 14, 173. Wossidlo Nr. 312a.
10. Eichstädt. — ZVfVk. 3, 75. Wossidlo Nr. 266b.
11. Brandenburgisch. — Vgl. Nr. 10.
12. Eichstädt. — Wossidlo Nr. 482.

13a. Det bittert un battert uff unsen Flur,
Det bittert un battert die Löcker tue. (Butterfaß.)

13b. Ät buldert un buldert up unsen Flur,
Ät buldert up alle Lüdens Flur. (Butterfaß.)

14. Ät steht een Männicken uppet Feld, däer het een rodet Käppelicken up. (Distel.)

15. Ät buldert un buldert met iserne Ketten,
Zähndausend Soldoaten die köähnt nich redden. (Donner.)

16. Hölterchtelt geht über das Feld,
Hat keiner mehr Füße als Hölterchtelt. (Egge.)

17. Et kam ehn Fätken van Holland
Oahne Rand und oahne Band,
War doch ehn Fätken van Holland. (Ei.)

18. Ein Fäßchen mit zweierlei Bier. (Ei.)

19. Weiß und gelb ist es inwendig,
Und wenns herauskommt, ists lebendig. (Ei.)

20. Et is een Berg Alune,
Darin eene goldne Kule (Kugel).
Wer die goldne Kule will haben,
Muß den Berg Alune umgraben. (Gekochtes Ei.)

21. Van unsen Bodden fallt wat, dat kann de Schmed nich wedder ganz möaken. (Ei.)

22. Fallt vant Dack, säht Quack. (Ei.)

23. Witt rupp, gäl raff. (Dät Ei, wenn ät uppet Dack geschmäten wird.)

24. Ich ging moel über ein Schilf,
Da mir Gott hilf,
Fand ich ein klein Meisterstück,
Das war wie mein Finger dick.
Heraus konnt ich schneiden
Zwei Speckseiden,
Ene Molle un Backetrog
Un ene Käksmütze. (Eichel.)

25. Hinger unse Hus
Is ne Perlepus.
Wenn de liewe Sunne schient,
Unse Perlepuse weent.

26. Hinger unse Schiene
Hängt ne Perllupine.
Je länger as die Sunne schient,
Je körter als se wärd. (Eiszapfen.)

27. Fällt in Pitte un plumpt nich. (Feder.)

13a. Falkenrede. — Vgl. Nr. 13b, 15 (Donner), 100 (Wassermühle).
13b. Töplitz.
14. Töplitz, Falkenrede. — ZVfVk. 3, 74.
15. Töplitz. — Engelien Nr. 131. Wossidlo Nr. 327c.
16. Bralitz. — Engelien Nr. 107. Wossidlo Nr. 110.
17. Eichstädt. — Wossidlo Nr. 25.
18. Stülpe. — ZVfVk. 3, 77. Wossidlo Nr. 26.
19. Berlin.
20. Zicher. — Wossidlo Nr. 31.
21. Jüterbog. — Engelien Nr. 94. Wossidlo Nr. 279.
22. Eichstädt.
23. Töplitz. — Wossidlo Nr. 328.
24. Eichstädt. Ähnlich ebenda: Da konnt ich schneiden zwei Speckseiten, zwei Mulden und eine Kappmütze dazu. Aus Bralitz: Ich ging einmal durch einen Wald, da mich der liebe Gott durchhalf . . . Zwei Mollen und eine kleine Platmütze. — ZVfVk. 3, 74. 5, 400. 403. Wossidlo Nr. 58.
25. Töplitz, Potsdam. — ZVfVk. 3, 71. 14, 171. Wossidlo Nr. 45.
26. Stülpe. — Vgl. Nr. 25.
27. Brandenburgisch. — Wossidlo Nr. 372c. Vgl. unten Nr. 81 (Sonne).

28. Große Herren Potentaten
Können meiner nicht entraten,
Schneiden mir den Bauch auf,
Nehmen mir die Seele raus,
Geben mir was zu trinken. (Feder.)

29. Kommt von Leben,
Hat kein Leben,
Kann doch jeden Antwort geben. (Feder.)

30. Blink blank geht die ganze Gasse lang. (Fenster.)

31. Zehn Harken gingen in einen Busch harken. (Die zehn Finger im Haar.)

32. Innen blank un buten blank,
Un doch is der Fleesch (un Blut) mank. (Fingerhut.)

33. Es gingen fünfe jagen,
Die brachten einen getragen,
Bei Buke (Bauch) ward er gefangen,
Bei Kieke (Licht) ward er gehangen. (Floh.)

34. Ik gink mōal nōah de Mülle,
Begähnte mi een schwart Füllen;
Als ik hensach, wōart wech. (Floh.)

35. Zweefoot satt up Dreifoot
Un hadde een Foot.
Dann kem Vierfoot un nem een Foot,
Zwefoot sprung up un nahm Dreifoot
Un schmeet Vierfoot,
Det Vierfoot een Foot fallen ließ.
(Eine Frau sitzt auf einem dreibeinigen Schemel und reinigt einen Schweinefuß; ein Hund kommt herzu und packt den Schweinefuß usw.)

36. Gribbel grabbel mank de Beene,
Gribbel grabbel up de Buk;
Kōāmen irst de Hōāre dran,
Geht de beste Freide an. (Geige.)

37. Das Ding frißt hinten und kaut seine Nahrung vorn. (Häckselladе.)

38. Kümmt nen Mann van Hüttentütten,
Het n Rock van dausend Flicken,
Het n roden fleeschern Bart:
Hört mōal, wo de Deubel rōat! (Hahn.)

39. Vorne wie ein Kamm,
In der Mitte wie ein Lamm,
Hinten wie ne Sichel:
Rate mal, Vetter Michel! (Hahn.)

---

28. Jüterbog. Eine Variante aus Potsdam beginnt: Drei Kandidaten geben mir zu raten. — Wossidlo Nr. 85.
29. Klosterdorf. — Wossidlo Nr. 83.
30. Stülpe. — Wossidlo Nr. 251.
31. Stülpe.
32. Eichstädt. — Engelien Nr. 117. ZVfVk. 3, 77. Wossidlo Nr. 255.
33. Stülpe. — Engelien Nr. 132. ZVfVk. 3, 72. 5, 406. 14, 174. Wossidlo Nr. 28.
34. Caputh. — Vgl. Wossidlo Nr. 60.
35. Zicher. — ZVfVk. 14, 171. Wossidlo Nr. 15.
36. Brandenburgisch. — Wossidlo Nr. 230.
37. Berlin. — Wossidlo Nr. 243.
38. Rönnebeck. — Engelien Nr. 13. Wossidlo Nr. 21.
39. Klosterdorf. — Engelien Nr. 96. Wossidlo Nr. 240.

40. Es hängt was an der Wand
Und gibt mir alle Morgen die Hand. (Handtuch.)

41. In unse Licke gôat wat, dat treckt alle Wormkenne nôah sich. (Henne.)

42. Ät geht nôahn Böehne un het een witt Klötzken ungern Schwanz. (Henne, die legen will.)

43. Wat geht verqueert in de Kerke? (Das Kind zur Taufe.)

44a. Witt aß Schnee,
Seg môal de,
Grön aß Gras,
Seg môal dat,
Rot aß Bloot,
Seg môal goot,
Schwart aß Teer,
Segt môal dat Rätsel her! (Kirsche.)

44b. Weiß wie Schnee,
Grün wie Klee,
Rot wie Blut,
Schwarz wie Teer:
Nun sage mir das Rätsel her! (Kirsche.)

45. Es hängt was an der Wand; wenn es herunterkommt, tanzt 's. (Klopfpeitsche.)

46. Ein altes Mütterchen mit vielen Tüchern um den Kopf. (Kohlkopf.)

47. Up unsen Bodden liet wat, dat hat hundert Pelze an. (Kohlkopf.)

48. Ich weiß ein kleines Tierchen,
Das heißt Manierchen;
Das Tierchen, das ich weiß,
Trägt die Knochen überm Fleisch. (Krebs.)

49. Sim sam sumt,
Horkt, wie et brummt,
Kiekt, wie et krieselt,
As wärt bedieselt! (Kreisel.)

50. Viere hangen, zehne langen, un ne heltern Giggag mank. (Kuh beim Melken.)

51. Vier Gangenginge,
Vier Hangenhinge,
Zwei Spitzinge,
Zwei Kiekinge
Und einer, der die Flögen kehrt. (Kuh.)

---

40. Potsdam, Stülpe. — Engelien Nr. 16. ZVfVk. 3, 75. 14, 172. Wossidlo Nr. 298.
41. Jüterbog. — ZVfVk. 3, 72. Wossidlo Nr. 323.
42. Töplitz. — Wossidlo Nr. 290.
43. Stülpe. — ZVfVk. 5, 406.
44a. Rönnebeck. Hochdeutsch aus Falkenrede (Z. 2 Sagt mir weh, 4 Sagt mir das, 8 Löst das Rätsel mer) und Töplitz (Z. 2 Wie man dee, 4 Wie man das, 6—8 Wie man tut, Schwarz wie Raben: Wers ratet, soll n Dreier haben). — Engelien Nr. 119. ZVfVk. 3, 74. 14, 171. Wossidlo Nr. 217.
44b. Töplitz.
45. Potsdam. — Engelien Nr. 93. ZVfVk. 3, 76. Wossidlo Nr. 301b.
46. Stülpe. — ZVfVk. 5, 406.
47. Jüterbog. — Wossidlo Nr. 198. Vgl. unten Nr. 104a (Zwiebel).
48. Potsdam, ähnlich Zicher. — Engelien Nr. 121. Wossidlo Nr. 174.
49. Brandenburgisch.
50. Brandenburgisch und Klosterdorf (ein hölzern Gippgapp). — Wossidlo Nr. 167.
51. Falkenrede. — Wossidlo Nr. 165.

52. As ick kleen wôar,
Kunn ik viere betwingen;
As ick grot wôar,
Kunn ick äwer Waesen un Bärre gehen;
As ick aber dod wôar,
Kunn ick met den Junfern up den Dansboden stehen.
(Kuh als Kalb und als Schuhleder.)

53. Am Tage hab ich nichts zu tun,
Da läßt man mich im Winkel ruhn;
Allein kaum bricht die Nacht herein,
So schluck ich Feuer und Flammen ein. (Lampe.)

54. Ät licht uppen Böehne un grient nich. (Leinsamen.)

55. Für einen Dreier die ganze Stube voll. (Licht.)

56a. Hinger unse Schüene
Dôa plöht (pflügt) Vôader Küene
Oahne Ploog un ôahne Steert (Sterz),
Dät is nich die Räede wert. (Maulwurf.)

56b. Hinger unse Schühne
Plöt olle Martine
Oahne Plog un ôahne Rad:
Rahde môal, wat is denn dat? (Maulwurf.)

57. Die ganze Wiese mit Satten (Schüsseln) bestülpt. (Maulwurfshaufen.)

58. Irscht upp vieren,
To tween mutt et lieren,
To dreien kümmt et to:
Rôat mit do! (Mensch als Kind, Mann und Greis.)

59a. Hinger unse Schiene stehn twei Stiele, up den Stielen steht eine Tunne, up de Tunne steht der Schnepper, up den Schnepper der Riecher, up den Riecher der Kieker, un up den Kieker en Busch. (Mensch.)

59b. Hinter der Hölle stehn zwei Kloben,
Auf den Kloben steht ne Tonne,
Auf der Tonne steht n Trichter,
Auf dem Trichter steht ne Kugel,
Auf der Kugel ist ein Wald,
Darin spazieren sie jung und alt. (Mensch.)

60. Drüben steht ein Haus,
Oben ist es kraus,
Unten hat es Kämmerlein,
Da schütt der Herr sein Korn hinein. (Mohnkopf.)

---

52. Brandenburgisch. — Engelien Nr. 123. ZVfVk. 3, 73.
53. Klosterdorf; in Stülpe auf die Lichtputzschere gedeutet. — Wossidlo Nr. 95.
54. Töplitz und Stülpe.
55. Berlin. — Wossidlo Nr. 346.
56a. Töplitz, Eichstädt (Z. 4 Rôat doch môal, was is denn dät?), Brandenburgisch (Z. 2 Plöht ne Kückerühne, 4 Is det woll tue roeden wärt?). — Engelien Nr. 110. 128. ZVfVk. 3, 73. 5, 403. 14, 176. Wossidlo Nr. 53.
56b. Oranienburg.
57. Stülpe.
58. Brandenburgisch. — Wossidlo Nr. 344.
59a. Stülpe. — ZVfVk. 5, 405. Wossidlo Nr. 164.
59b. Zicher. Var. aus Alt-Töplitz: Auf dem Boden standen zwei Kloben . . . Faß, Trichter, Schmecker, Riecher, Kieker, Wald.
60. Brandenburgisch. Var. aus Berlin: Im Garten steht ein Haus . . . Und unten sind viel Fächer drin. — Wossidlo Nr. 210.

61. Hoch gehörnt, klein gekernt.
Wers kann raten, kriegt einen Hasenbraten,
Wers kann denken, will ich eine Kanne Wein schenken. (Mohnkopf.)

62. Ruh ruh riepe,
Gäl is die Piepe,
Schwarz is der Sack,
Wo die Piepe drin hackt. (Mohrrübe.)

63. Eine Rauhe hab ich, vor dem Bauch trag ich.
Meine jungen Herrn, fürcht euch nich!
Meine Rauhe beißt euch nich. (Muffe.)

64. Vier Jungfern gripen sich un kriegen sich in Leben nich. (Mühlenflügel.)

65. Wer geht auf dem Kopf in die Kirche? (Der Nagel im Stiefel.)

66. N stählern Peerd, n flōassen Steert. — Var.: Ihsern Päerd, flasse Stäert. (Nähnadel mit Zwirn.)

67. 'Wenn et Tag wir,
Det ick warm wir!'
Wenn et Nacht wir,
Det ick still stünd!
„Laß mi klagen,
Muß Tag und Nacht tragen." (Ofen, Stubentür, Stubendecke.)

68. Klippermann und Klappermann
Gehen beide den Berg hinan,
Klippermann kommt doch eher hinan als Klappermann. (Pferd und Wagen.)

69. Is so schwart wie ne Rah (Rabe)
Un bäät sich alle Dah. (Pütteimer.)

70. Hoch erhäut, krumm gebäut, wunderlich geschaffen. (Regenbogen.)

71. Es sitzt etwas im Holze und schreit. (Säge.)

72. Wer ihn macht, der braucht ihn nicht,
Wer ihn kauft, der will ihn nicht,
Wer ihn bekommt, der weiß von nichts. (Sarg.)

73. Rumpel de Pumpel,
Schwarz ist der Zumpel,
Schwarz ist das Loch,
Rinn muß er doch. (Sarg oder Leichenwagen.)

74. Ich bin ein armer magrer Rücken
Und habe weder Mark noch Bein,
Und Fleisch und Bein muß ich auch drücken
Und Fleisch und Bein muß doch von mir getragen sein. (Sattel.)

---

61. Stülpe. Var. zu V. 2: will ich einen Hasen braten.
62. Zicher, Genthin. — Engelien Nr. 98. ZVfVk. 3, 75. 5, 400. 14, 178. 22, 96. Wossidlo Nr. 121.
63. Stülpe. — ZVfVk. 3, 78. 22, 96. Wossidlo Nr. 69.
64. Falkenrede. — Engelien Nr. 100. Wossidlo Nr. 156.
65. Stülpe. — ZVfVk. 3, 78. 14, 171. Wossidlo Nr. 280.
66. Potsdam, Töplitz. — ZVfVk. 3, 75. 5, 399. 14, 172. Wossidlo Nr. 265.
67. Zicher.
68. Berlin. — Engelien Nr. 101. Wossidlo Nr. 117.
69. Eichstädt, Werder. — ZVfVk. 3, 76 (Mühlrad). 14, 178. Wossidlo Nr. 358.
70. Stülpe, Jüterbog. — Wossidlo Nr. 212.
71. Stülpe.
72. Berlin. — Wossidlo Nr. 403.
73. Potsdam. — Wossidlo Nr. 127c.
74. Berlin. — Wossidlo Nr. 89b.

75. Eins sind wir zwei,
Und wenn wir uns zusammenfügen,
Entzwein wir alles, was wir kriegen. (Schere.)

76. Wer is de erste in de Kerke? (Schlüsselbart.)

77a. Et kam en Mann van Stôâken,
Där hät en grotet Lôâken,
Dôâmet woll er die ganze Welt bedecken
Un kunnt't nich äwer die Elbe strecken. (Schnee.)

77b. Es kam ein Mann von Aachen,
Der trug ein weißes Lachen;
Er bedeckt die ganze Erde mit,
Bloß das Wasser nicht. (Schnee.)

78. Züllüll sitt up unsern Süll,
Da kam Strüllülls Knecht
Un jaht Züllüln weg. (Schnee und Regen.)

79. Es hängt an unsrer Wand
Und sieht aus wie gelbseiden Band. (Schwefelfaden.)

80. Gott sieht es nie, der König sieht es selten, der Bauer sieht es alle Tage. (Seinesgleichen.)

81. Es fällt etwas in unsern Brunnen und plumpst doch nicht. (Sonne.)

82a. Ät geht dörch en Tûn un ruschelt nich. (Sonne.)

82b. Es fällt ins Wasser, man hört es nicht,
Es rennt in den Strauch und raschelt nicht. (Sonne.)

83. Et gink een Männeken är (über) de Brügge,
Hadde een Töäbelken (Köberchen) uppen Rügge,
Dôârin hadde är förn Dreier Sich-sich,
Förn Dreier Stich-stich,
Förn Dreier grote Wäsche
Oahne Seep un ôâhne Asche. (Spiegel, Nähnadel, Ei.)

84. Es tanzen acht Jungfern in einem Kreis. (Speichen im Spinnrad.)

85. Sitt uppet Kletzke,
Luset sich det Kepske;
Je länger et luset,
Je kruser det et werd. (Spinnrocken.)

86. Dät Irschte is een Hund,
Dät Zweete is een Junge,
Dät Ganze äwer is noch dulder als een Hunnejunge. (Spitzbube.)

---

75. Berlin.
76. Brandenburgisch. — Engelien Nr. 50. ZVfVk. 3, 76. Wossidlo Nr. 578.
77a. Eichstädt. — ZVfVk. 3, 71. 5, 396. 402. 14, 179. Wossidlo Nr. 22.
77b. Stülpe.
78. Eichstädt.
79. Stülpe, Jüterbog.
80. Zicher. — Wossidlo Nr. 394. R. Köhler, Kl. Schr. 3, 502.
81. Stülpe; ähnlich Zicher und Eichstädt (Fallt in dän Pütte un plumscht nich). — Engelien Nr. 1. ZVfVk. 5, 406. 14, 179. Wossidlo Nr. 372b.
82a. Töplitz. — Engelien Nr. 108. ZVfVk. 5, 406. 14, 179. Wossidlo Nr. 372a.
82b. Berlin.
83. Caputh. Aus Potsdam: Ging ein Männchen über die Brücke, Hatt ein Körbchen auf dem Rücken, Hatte drinne Stichstich, Hatte drinne Sichsich, Hatte drinne weiß gewaschen Ohne Seif und ohne Asche. — Wossidlo Nr. 422.
84. Stülpe. — ZVfVk. 3, 76. 5, 403. Wossidlo Nr. 435.
85. Brandenburgisch. — ZVfVk. 14, 172. Wossidlo Nr. 417.
86. Töplitz.

87. Up de blaue (Var. blanke) Hahle (Havel)
Sitt ehn Nest vull Vahle (Vögel),
Doe kommt der helle lichte Dag
Un jaht se allehope (allzuhauf) raff. (Sterne.)

88. Welcher Knecht ist ohne Lohn? (Stiefelknecht.)

89. Gestern ging was auf der Wiese,
Hinten schwarz, vorne weiß:
Kehregleis (Kyrieleis). (Storch.)

90. Sitt upt Stieliken, läckt Müliken;
Je länger dät läckt, je körter dät wärt. (Talglicht.)

91. Up di wup di,
Morgen komm ick up di,
Will di soviel pipernellen,
Det di soll der Buk ufschwellen. (Teig.)

92. Es geht ein eisern Pferd im hölzern Graben grasen. (Teigkratze im Backtrog.)

93. Als die Träger sangen (sanken?), sang der Tote mit; die ihn getragen hatten, begrub man mit. (Der Tote?)

94. Es geht und geht immerfort
Und kommt doch keinen Schritt von Ort. (Uhr.)

95. Ich armer Soldat muß Schildwach stehn,
Hab keine Füße und muß doch gehn,
Hab keine Hände und muß doch schlagen:
Wer kann mir dieses Rätsel sagen? (Uhr.)

96. Es hängt etwas an der Wand, das singt den Totengesang. (Uhr.)

97. Bin ein armer Bauersmann, habe niemals Sünde getan und bin doch gehenket worden. (Vogelbauer.)

98. Es ist weg und bleibt weg und ist schon hundert Jahre weg. (Der Weg.)

99. Krumm und schlumm
Göaht die ganze Welt herum,
Kickt up alle Lüedens Höffe. (Dorfweg.)

100. Es risselt und rasselt mit eisernen Ketten:
Soldaten, Kameraden,
Könnt ihr es erraten? (Wassermühle.)

101. In unsrer Lücke
Stoßen sich zwei Bücke. (Wind und Rauch.)

---

87. Berlin, Töplitz.
88. Potsdam. — ZVfVk. 3, 76.
89. Brandenburgisch. — Wossidlo Nr. 171.
90. Eichstädt, Töplitz. — ZVfVk. 3, 404. Wossidlo Nr. 416.
91. Nauen. — Wossidlo Nr. 71. R. Köhler, Kl. Schr. 3, 531.
92. Stülpe.
93. Jüterbog.
94. Klosterdorf; ähnlich Potsdam. — Wossidlo Nr. 376.
95. Berlin. Auch: Es hat keine Beine, und doch muß es gehen, Es hat keine Hände, und muß doch schlagen; Wer kann mir das Rätsel sagen? — Wossidlo Nr. 87.
96. Stülpe. — Wossidlo Nr. 300.
97. Klosterdorf. — Wossidlo Nr. 88.
98. Stülpe. — ZVfVk. 3, 79.
99. Töplitz. — Wossidlo Nr. 285.
100. Berlin. — Engelien Nr. 131. Vgl. Nr. 13 und 15.
101. Stülpe. — ZVfVk. 3, 78. Wossidlo Nr. 314.

102. Et fliet een Väliken von Elfenbeen,
Verzehrt den Meller met den Steen,
Den Kenig met den Schloß,
Den Buer met de Plog
Un kricht nimmermehr genug. (Würfel.)

103. Zwee Reihen witte Hünder (Hühner) un een rohden Hôahne dôamank. (Zähne und Zunge.)

104a. Ät lieht uppen Böehne un het hundert Pelze an. (Zwiebel.)

104b. Es liegt auf dem Boden, hat sieben Pelze an und erfriert doch. (Zwiebel.)

105. Es liegt etwas in unserm Brunnen, das kriegen hundert Pferde nicht raus. (Zwirnsknäuel.)

B. Namenrätsel und Scherzfragen.

106. Wanne ick se di se nenne
Un du se diese kenne,
Det du n dummer Narre bist
Un weßt nich, wat det is. (Wanne.)

107. Karolius hatte einen Hund und gab ihm einen Namen also aus seinem Mund.
Wie hieß Karolius Hund? (Also.)

108. Drei Schlächter schlachten einen Ochsen, und jeder bekommt den Kopf. (Der Mann namens Jeder.)

109. Heine und Niemand bauten ein Haus; Heine ging vorne raus, Niemand ging hinten raus. Wer blieb drin? (Der Mann namens Wer.)

110a. Rate, rate, raten!
Es sitzt an einem Braten
Und nicht an einem Spieß,
Sondern in Paris.
Selbst Berlin die große Stadt,
Die das Ding nur einmal hat;
Der Geier soll es holen,
Wenn es wär in ganz Polen. (Der Buchstabe R.)

110b. Ist es nicht in Meißen,
So ist es doch in Preußen,
In Berlin der großen Stadt,
Die das Ding nur einmal hat. (R.)

111. Vorne rund und hinten rund, in der Mitte wie ein Pfund. (Otto.)

---

102. Zicher. — Wossidlo Nr. 100.
103. Töplitz. — ZVfVk. 3, 77. 14, 175. Wossidlo Nr. 276.
104a. Töplitz. — Vgl. Nr. 47 (Kohlkopf).
104b. Klosterdorf.
105. Stülpe. — Wossidlo Nr. 349d.
106. Brandenburgisch. — Im Reterbüchlein (Frankfurt a. M. 1562): Rath, was ist das? Wann man es euch schon nennt, Daß ihr es doch nicht kennt (Futterwanne). Bei Fischart, Geschichtklitterung 1582 (1891 S. 267): Wann ich dirs nenn, und du so großer Narre bist, und nicht weist, was das ist.
107. Stülpe. — ZVfVk. 5, 405. Wossidlo Nr. 954.
108. Stülpe. — ZVfVk. 5, 400. 14, 171. Wossidlo Nr. 958b.
109. Stülpe. — ZVfVk. 3, 78. 5, 405. Wossidlo Nr. 960.
110a. Zicher. Var. aus Potsdam: Rat, ihr Herren, ratet! Es stecket in dem Braten und nicht im Spieß. Berlin ist eine große Stadt, Die das Ding nur einmal hat; in Potsdam und in Polen da ist es nicht zu holen. — Wossidlo Nr. 474.
110b. Klosterdorf.
111. Klosterdorf.

112. Ein Blinder greift einen Hasen, ein Nackter steckt ihn in die Tasche, ein Lahmer springt ihm nach. Was ist das? (Eine Lüge.)

113. Ät is Unrecht un doch keene Sünde.
(Wann man dän rechten Hansche uppe linke Hand treckt.)

114. Warum läuft der Hase über den Berg? (Weil er unten nicht hindurch kann.)

115. Wann hat der Müller das meiste in der Mühle? (Wann er den Kopf herausteckt.)

116. Wer kommt zum ersten in die Kirche? (Der zweite.)

117. Wo ist ein Wasser ohne Sand, wo ist ein König ohne Land?
(Das Wasser in den Augen, der König auf der Karte.)

118. Wohen flehet de Schackelster, wenn se een Jo͡ahr olt is?
(Wohene se de Schnal [Schnabel] helt.)

119. Jemand hat einen Sack mit zwei Scheffel Roggen; wie macht er es, wenn er noch einen Sack von demselben Roggen ebenso voll haben will als den ersten? (Er nimmt diesen Sack mit Roggen und steckt ihn in einen zweiten Sack.)

C. Halslösungsrätsel.

120. Eine arme Frau stand wegen Vergehungen vor den Schranken des Gerichts und wurde zum Tode verurteilt. Als ihr die Erfüllung ihrer letzten Bitte zugesagt wurde, sprach sie: 'Ich werde euch, gestrenge Herren, ein Rätsel aufgeben; wenn ihr es in dreien Tagen erratet, so fällt mein Haupt durchs Beil; ratet ihrs aber nicht, so bin ich frei.' — 'Gut, sage her', sprachen alle Richter. Da antwortete sie: 'So höret denn!

Auf Philax geh ich,
Auf Philax steh ich,
Auf Philax bin ich sicherlich.
Meine Herren, ihr ratets in dreien Tagen nicht.'

Die Richter konnten es nicht lösen und sprachen: 'Du bist frei; doch sage uns die Lösung, ehe du scheidest!' Sie sprach: 'Die Armut, welche mich zur Sünderin machte, war auch Anlaß, daß ich meinen treuen Hund Philax schlachtete und durch sein Fleisch meinen Hunger stillete. Aber aus seinem Felle trage ich Schuhe, auf denen ich gehe und stehe, und so ist mein treuer Philax mein Retter geworden.'

121. Auf Ilo geh ich, auf Ilo steh ich, auf Ilo geh ich säuberlich; meine Herren geraten alle nicht. (Jemand trug Schuhe vom Felle eines Hundes namens Ilo.)

122. Unter Grünen saß ich,
Ungebornes aß ich,
Roten Wein trank ich,
Das Herz im Leibe sprang mich.
(Eine verirrte Frau saß unter einem Baum und aß die Jungen aus dem Leibe eines Tieres und trank deren Blut, nicht ohne Zittern und Zagen.)

---

112. Stülpe. — ZVfVk. 5, 400. Wossidlo Nr. 467. Bolte-Polivka, Märchen-Anmerkungen 3, 116.
113. Töplitz. — Engelien Nr. 36. Wossidlo Nr. 559. ZVfVk. 5, 82.
114. Potsdam. — ZVfVk. 3, 72. 14, 170. Wossidlo Nr. 775.
115. Klosterdorf.
116. Berlin. — Engelien Nr. 51.
117. Berlin. — Wossidlo Nr. 406.
118. Brandenburgisch. — Anders Wossidlo Nr. 864.
119. Stülpe.
120. Töplitz 1856. — ZVfVk. 3, 72. Wossidlo Nr. 962. R. Köhler, Kl. Schr. 1, 358.
121. Stülpe, ähnlich Zicher. — Engelien Nr. 127. ZVfVk. 5, 398. Wossidlo Nr. 962.
122. Zicher. — Wossidlo Nr. 970. R. Köhler 3, 518.

Berlin.

Das schwäbische Kolonistenhaus in der Batschka.

(Mit 15 Abbildungen.)

Von Luise Fick.

Die Beschäftigung mit unsern außendeutschen Volksgruppen und die Kenntnis von ihnen wird nur langsam Gemeingut des deutschen Volkes. Selten jedoch wird uns die Kraft des deutschen Volkstums, seine Eigenart und seine besonderen Fähigkeiten klarer werden können, als bei der Betrachtung deutscher Bauernsiedlungen auf fremdem Boden.

Stärker und unmittelbarer als Handwerker, Kaufleute und geistige Arbeiter muß sich der bäuerliche Auswanderer mit dem Fremden auseinandersetzen, denn die fremde Scholle selbst soll ihm neue Heimat werden, die er mit dem Pflug für sich erobert. In der unmenschlich harten Arbeit der ersten Siedlerjahre kann sich nur das wirklich wurzelechte Heimatgut erhalten. Alles, was an Gerät, Brauch, Lied, Spiel, Tanz nur als starre Form überliefert war, nicht mehr wirklich erfüllt wurde, das fällt ab. Hier erweist sich klar, ob die Volkskraft auch in diesem kleinen Glied des Ganzen so stark und lebendig ist, daß sie schöpferisch aus den neuen Verhältnissen und dem neuen Erleben eigene Formen gestaltet, die ebenso Ausdruck des gegenwärtigen Lebens sind, wie es die alten in der Heimat waren.

Dies muß uns, denen die Zukunft und die Erhaltung der Lebenskraft unseres Volkes am Herzen liegt, noch wichtiger sein als die Beschäftigung mit jenen Fällen, in denen sehr abgeschlossene Sprachinseln Formen unverändert bewahren, die in der Heimat längst weiterentwickelt wurden, so daß wir aus ihrer Untersuchung die binnendeutschen Vorformen erschließen können.

Daß aus einer solchen Auseinandersetzung, die kraftvoll und im Bewußtsein des Eigenen geführt wird, etwas wie ein deutscher Neustamm entstehen kann, beweist das Beispiel der Siebenbürger Sachsen.

In den deutschen Bauern des 18. Jahrhunderts, die von Maria Theresia längs der Donau angesiedelt wurden, war die Volkskraft nicht mehr ganz so stark. Durch ihre Armut an eigenen Formen verfallen sie mit wachsendem Reichtum leicht der Aufklärung und Verstädterung. Dennoch ist auch bei ihnen die volkskundliche Untersuchung fast auf jedem Gebiet lohnend. Die Batschka, das Kerngebiet der „schwäbischen" Siedlung, hat aber bis heute noch wenig Bearbeiter gefunden.

Mich fesselte besonders die Frage der Hausform. Wir sind gewöhnt, im deutschen Bauernhaus in seinen verschiedenen Ausprägungen den ursprünglichen Ausdruck der stammlichen Eigenart des Bauerntums zu sehen. Es beweist uns aber auch überzeugend die enge Verbundenheit des Menschen mit seiner Arbeitslandschaft, aus der heraus eine Form geprägt wurde, die wir für besonders beständig halten. Uns scheint der deutsche Bauer mit seinem Haus derartig verwachsen, daß wir uns nur schwer vorstellen

können, daß er es unter veränderten klimatischen und wirtschaftlichen Bedingungen gänzlich aufgeben wird.

Und dennoch, wenn wir heute in ein schwäbisches Batschkadorf kommen, werden wir vergeblich irgendwelche Spuren der Dorf- oder Hausanlage suchen, die in der Heimat der Siedler (Schwaben, Rheinpfalz, Lothringen usw.) gebräuchlich waren. Wir finden vielmehr überall die kennzeichnenden Siedlungsformen der planmäßigen großen Ostkolonisation des 18. Jahrhunderts: schachbrettartig oder kreuzförmig angelegte Dörfer mit den breiten Straßen, die dem Osten eigentümlich sind (bis zu 35 m!); sauber aufgereihte getünchte Häuser mit farbigen Sockeln, alle nach dem gleichen Muster erbaut. Wir kennen aus den Akten des Wiener Hofkammerarchivs, aus J. Eimann[1]) und Griselini[2]) die Pläne, nach denen die Siedlungen angelegt wurden, wir wissen aus Zeichnungen und Beschreibungen, wie das ursprüngliche Stampfhaus ausgesehen hat, das die Wiener Hofkammer den geworbenen Siedlern hinstellte oder von ihnen selbst unter Anleitung ihrer Beamten aufrichten ließ. Das Wesentliche für uns aber ist, daß die deutsche Ordnung und Gesetzmäßigkeit, die auf diesem Wege in den verwirrten und verödeten Südosten einzog, auch weiter als gestaltende Kraft in ihm lebendig blieb, die allen Bewohnern, Deutschen wie Serben usw., zugute kam, auch nachdem längst die Regierung aufgehört hatte, irgendeinen Einfluß in dieser Beziehung dort auszuüben.

So sehen wir, daß die weitere private Besiedlung, die nun selbständig von den Gemeinden oder von einzelnen getragen wird — ohne Zutun der Regierung —, sich in genau denselben Formen vollzieht wie die staatliche. Wo überschwemmte Dörfer neu aufgebaut werden, wo Deutsche sich in serbische Ortschaften langsam einkaufen, überall ist die regelmäßige Dorfanlage Vorbild, werden die Höfe nach denselben Größen bemessen, die Gebäude auf der Hofstelle nach gleichem Muster aufgestellt.

So war es auch in Obrovac, wo ich Gelegenheit hatte, mehrere Häuser genau zu untersuchen. Die Deutschen sind dort erst seit etwa 100 Jahren aus den rein deutschen Nachbargemeinden eingewandert. Die Hausformen, die ich dort feststellen konnte, lassen sich ausnahmslos auf das Kolonistenhaus der ersten Ansiedlungszeit zurückführen. Sie zeigen, wie es langsam ausgebaut und erweitert wurde, und sind damit ein treuer Spiegel des Schicksals der deutschen Volksgruppen in den letzten 100 Jahren.

In Obrovac selbst ist die Urform des Kolonistenhauses (I) nicht mehr zu finden. Sie war also nach 1840 nicht mehr üblich oder ist seitdem jedenfalls überall so eingebaut, daß man sie nicht mehr herauserkennt. Wir finden sie aber noch im Nachbardorf Gajdobra, aus dem sehr viele der ersten Obrovacer Ansiedler stammen, im dortigen Armenhaus rein erhalten. Da sie die Grundlage für die Entwicklung des Kolonistenhauses bildet, will ich sie kurz beschreiben. Nach der „Impopulationshauptinstruktion" vom 11. 1. 1752 mußten die Häuser mindestens 9 Klafter voneinander entfernt

[1]) Der deutsche Kolonist, Ofenpest 1928 (Batschka).
[2]) Versuch einer polit. u. natürl. Gesch. d. Banats, Wien 1780.

sein. Dann ergibt sich bei einer gleichfalls vorgeschriebenen Hofbreite von 12—15 Kl. für das Haus eine Breite von 3—6 Kl. Unser Hausbeispiel entspricht genau dem Mindestmaß von 3 Kl. (= 5,70 m). Dieses Maß, 4—5 qm für ein Zimmer, ist auch heute noch das Gebräuchliche. (Auch die durchschnittlichen Hofbreiten in Novoselo und Bukin z. B., den ältesten und altertümlichsten Gemeinden der Umgebung, sind immer noch dieselben wie in der Ansiedlungszeit, obwohl diese Dörfer mehrfach neu aufgebaut wurden.)

Das Häuschen besitzt zwei Zimmer und eine Küche in der Mitte, die eine geteilte Tür hat, wie wir sie nach Griselini bei A. Müller-Guttenbrunn[1]), abgebildet finden. Die Stirnwand besitzt nur ein Fenster, die Längswand aus jeder Stube eins. Die Küche erhält nur durch die Türe Licht. An der Längsseite zieht sich ein etwa 70 cm hoher, 50 cm breiter Sockel entlang, von beiden Schmalseiten durch 2 Stufen zugänglich. Auf dieser Seite stehen die Deckenbalken ein klein wenig vor, sodaß das darauf gesetzte Sparrendach den Vortritt schützt. Es ist dies die Vorstufe zu dem Gang, der noch heute das Wahrzeichen aller Bauernhöfe im Südosten ist.

Dies dreiräumige Haus, dessen ursprüngliche Herkunft uns hier nicht beschäftigen soll, ist als Kern bis in die Entwicklung der Nachkriegsjahre zu verfolgen (s. Abb. 7 rechts unten). Er liegt auch dem ungarischen und siebenbürgischen Haus zugrunde. Wir wollen an Beispielen aus Obrovac (Südbatschka) der Entwicklung nachgehen, die es mit dem wachsenden Wohlstand der Deutschen genommen hat,

Die einfachste Hausform (II), die wir in Obrovac vorfinden, ist unmittelbar aus dem Kolonistenhaus hervorgegangen. Sie besteht in dieser Weise seit mehr als 100 Jahren und ist in allen Dörfern der Batschka zu finden. In den ärmeren herrscht sie fast ausschließlich, aber auch in den reicheren kommt sie noch sehr häufig vor, dann allerdings vornehmlich bei Tagelöhner- und Serbenhäusern.

Es muß an dieser Stelle erwähnt werden, daß sich in der Batschka die Häuser der Serben weder im Grundriß noch im Baustoff wesentlich von denen der Deutschen unterscheiden. Wenn man trotzdem sofort gefühlsmäßig das Fremde zu spüren meint, so hat das andere Gründe. In Dörfern, wo die Serben ärmer sind, weisen auch ihre Häuser eine niedrigere Entwicklungsstufe auf als die der Deutschen. (Sie haben z. B. ein Rohrdach und statt der Steinpfeiler Holzstangen im Gang.) Vor allem aber sind sie meist schmutzig und schlecht im Stand, während die Schwaben fast alle Woche ausbessern und jährlich einmal das ganze Haus „weißeln". Die Serben verwenden auch heute noch fast ausschließlich geflochtene Zäune, während bei den Deutschen jetzt steinerne Mauern als Hofabschluß üblich sind. Wir können also oft von den heutigen Serbenhäusern auf die früheren deutschen Häuser schließen. Auch heute werden die neusten deutschen

[1]) Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österr.-ungar. Monarchie. Stuttgart 1916, S. 246.

Entwicklungsformen bald von den reichen Serben nachgeahmt und aufgenommen. (Es gibt z. B. in Obrovac schon Serbenhäuser mit Steinpfeilern, und in diesem Jahr baute der erste Serbe dort eine Mauer um seinen Hof.) Dies ist für uns wichtig, weil wir es als Ausdruck derselben Volkskraft werten müssen, die in noch nicht zwanzig Jahren ein neues Belgrad schuf. Leider wird sie von den Donauschwaben selbst immer noch unterschätzt, und die Gefährdung der deutschen Volksgruppe ist noch nicht überall erkannt.

Kehren wir zurück zur Hausform II, dem „Gangtürhaus", die bis zur Jahrhundertwende in den deutschen Dörfern die Regel gewesen sein muß. Wie das Kolonistenhaus besteht sie im Kern aus einer Mittelküche (Abb. 1), die allein den Zugang zu den Stuben an beiden Seiten vermittelt. Jede Stube hat ein Fenster nach dem Garten und mißt etwa 4×4 m. Neu ist an dieser Grundform

1. im Grundriß:
   a) die Verlängerung des Hauses,
   b) die freistehende Sommerküche;
2. im Aufriß:
   a) die Verbreiterung der Straßenseite,
   b) die Verbreiterung des Ganges.

Da beide Stuben als Wohnstuben gebraucht werden, werden in Verlängerung der Längsachse des Hauses eine Kammer und ein Stall angebaut, d. h. die Wirtschaftsräume werden dem Wohnhaus unter durchlaufendem First angeschlossen. (Häufig zu beobachtende Firsterhöhung im Stallteil hat ihren Grund meist darin, daß dieser als das Wichtigere bei wachsendem Reichtum als erstes umgebaut und vergrößert wurde.)

Die freistehende Sommerküche haben die Deutschen sicher von den Serben übernommen, denn sie ist rein klimatisch bedingt und in den Ansiedlungsvorschriften über den Hausbau nirgends erwähnt. Sie ist heute fast auf jedem Hof vorhanden. Die Urform einer solchen Sommerküche glaubte ich in Novoselo feststellen zu können, das ja in jeder Beziehung altertümliche Formen zeigt. Dort ist einfach an die Wand des Nachbarhauses ein schräges, pfostengestütztes Dach angelehnt, das den großen Koch- und Backofen sowie den Waschkessel und den ganzen Arbeitsplatz der Hausfrau schützt (Abb. 2). In allen anderen Dörfern fanden wir nur selbständige kleine Häuschen, denen manchmal ein „Schopf" angegliedert war (häufig in Bukin). Der Innenraum der „Sommerküche" entspricht bis in Einzelheiten der Winterküche des dreiräumigen Hauses. Ein großer quadratischer Rauchfang nimmt drei Viertel des Raumes ein (auf seinen Rahmenbalken wird das Geschirr aufgestellt). Darunter steht in der einen Ecke ein Sparherd (in der anderen bisweilen ein Waschkessel), in der Mitte befindet sich das Feuerloch für den Backofen, der nach hinten hinausgebaut ist. Selbst die geteilte Tür der alten Küche, die sonst nirgends mehr an den Wohnhäusern zu finden war, hat sich hier in der Sommerküche überall erhalten.

Abb. 1.

Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 4.

Abb. 5.

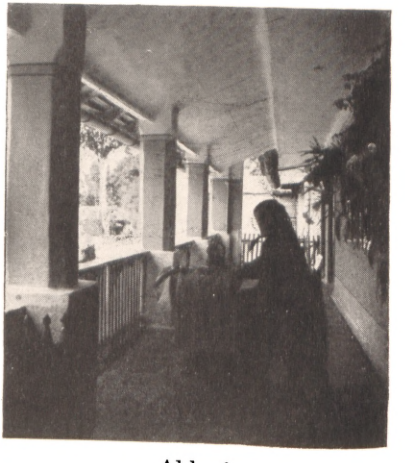


Abb. 6.

Abb. 3 zeigt die Gassenwand des Hauses, wie sie heute ist. Bis 1908 hatte aber auch dieses Haus ein Rohrdach, das etwa 40 cm weit überstand, wie es noch heute einige Häuser in Obrovac haben. Die Einführung des völlig glatten „Feuergiebels" machte nun wieder einen besonderen Wetterschutz der Fenster notwendig, den vordem das Hauptdach besorgte. So entstanden die Vordächlein, die wir an neueren Häusern sehr häufig finden, Putzleisten mit einer Reihe Dachziegel darauf. Sie wirken als Grundseite des Giebeldreiecks durchaus organisch und sind überdies ein willkommener Anlaß, durch mannigfaltige Profilierung Abwechslung in das Gleichmaß der Stirnwände hineinzubringen. Die Vordächlein der Batschka sind also Neuformen, aus neuen Bedürfnissen entstanden, nicht etwa Überreste alter Vollwalme, wie die, die B. Schier[1]) im Gebiet von Kremnitz fand. Auch die Fenster der Gassenseite sind schon vergrößert. Früher hatten auch sie das Maß 86 × 58, das ich beim gartenseitigen Stubenfenster feststellen konnte. Gegenüber der ersten Grundform fällt die Verlängerung der Gassenwand mit der Tür darin auf, die dem Haus ein stattliches Ansehen gibt. Betrachten wir aber die Sache von innen (Abb. 4), so zeigt sich, daß der Verbreiterung der Hauswand keine Verbreiterung oder Vermehrung der Innenräume entspricht, sondern daß sie lediglich vorgezogen ist, um die Schmalseite des bis dahin ganz offenen Ganges gegen die Straße hin abzuschließen und einen würdigen Eingang zu schaffen.

Auch der Gang ist gegenüber der ersten Grundform verbreitert worden, er mißt jetzt 1,25 m. Die waagerechten durchgehenden Deckenbalken stehen an der Gangseite 1 m vor und werden nach unten glatt weiß verputzt. Der 55 cm breite Dachüberstand des eigentlichen (einfachen Sparren-) Daches, der immer unverputzt bleibt, schützt genügend gegen Witterungseinflüsse.

Ebenso häufig wie diese Form war in Obrovac eine nächste Entwicklungsstufe: Das Haus mit dreifenstriger Stirnseite (Grundform III). Im Haus des Adam Schmidt gelang es mir, lückenlos festzustellen, wie diese Form aus der vorigen entstanden ist (s. Abb. 7).

Als die Großeltern des jetzigen Besitzers ins „Liebling" (d. h. ins Ausgedinge) gingen, ergab sich die Notwendigkeit, aus den drei vorhandenen Wohnräumen 2 Wohnungen zu machen. Man half sich zunächst so, daß man von der großen Kammer durch eine Rabitzwand ein schmales Küchengelaß abtrennte, das vom Gang und von der Stube her zugänglich gemacht wurde. Ein Stubenofen wurde gesetzt und von der neuen Küche aus geheizt. Das ist auch heute noch sichtbar, obwohl der Raum wieder als Kammer benutzt wird. Ein durchgehender Deckenbalken erweist die ehemalige Einheit der großen Kammer. Der eingebaute Schrank und vor allem der Rauchfang, der nur lose mit Sommerhanf überdeckt und dann überweißelt wurde, kennzeichnet die Kammer noch heute als ehemalige Küche. Beides sind untrügliche Kennzeichen, die man in allen ehemaligen Küchen, die jetzt meist treffend Mitterstuben heißen, feststellen kann.

[1]) Hausformen und Kulturlandschaften in Mitteleuropa, 1934, S. 87.

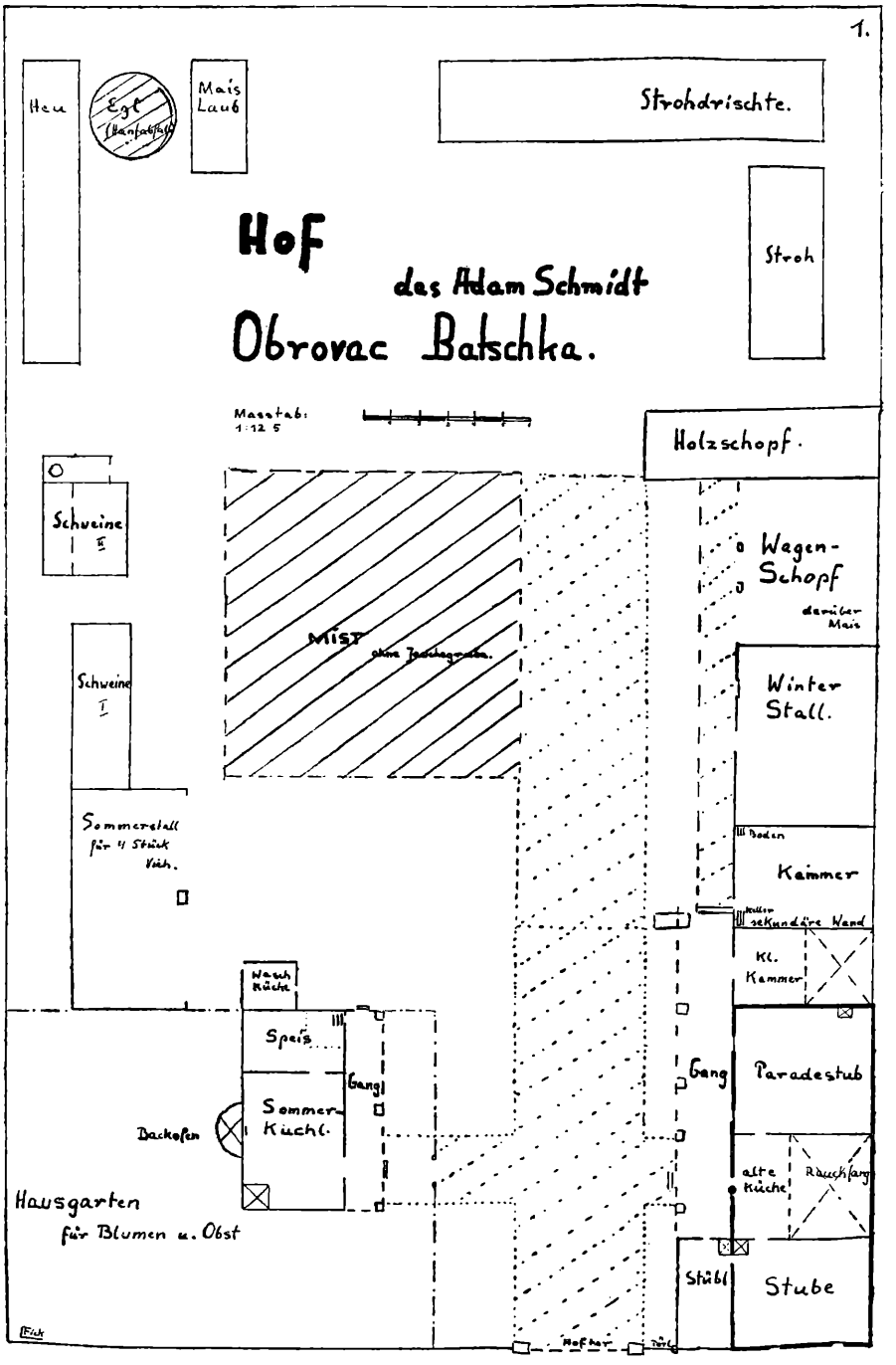

1.
Heu
Egt
Hanfstaffel
Mais Laub
Strohdrischte.
Stroh
Hof
des Adam Schmidt
Obrovac Batschka.
Maasstab: 1:125
Holzschopf.
Schweine II
Wagen-Schopf
darüber Mais
MIST
ohne Jauchegrube.
Schweine I
Winter Stall.
Sommerstall für 4 Stück Vieh.
Boden
Kammer
Kl. Kammer
Wasch Küche
Speis
Gang
Sommer-Küchl.
Backofen
Gang
Paradestub
alte Küche
Rauchfang
Hausgarten für Blumen u. Obst
Stübl
Stube
Fick
Hoftor

Abb. 7.

Diese Benutzung der ursprünglichen Küche als Mitterstube, als Wohnraum, wurde mit der Vergrößerung der Familie auch in unserem Fall notwendig. Man brauchte also eine neue Winterküche (die erfolgreiche Einführung des Sparherdes ermöglichte es, sie außerhalb des eigentlichen Dachstuhls — auf dem Gang — anzubauen). Man trennte einfach das erste Stückchen Gang von der Gassenseite weg in der Tiefe der Gassenstube vom Gang ab, zog die Wand zum Hof und machte aus der Tür ein Fenster.

Es entsteht auf diese Weise eine dreifenstrige Stirnseite. Als notwendige Folge ergibt sich die Anbringung einer — meist überdachten — Leutetür neben dem großen Hoftor, die bisher nur selten vorhanden war. Hand in Hand mit dem Ausbau der neuen Küche, die in anderen Fällen als zusätzliches „Stübl" für die Großeltern dient, geht die Verbreiterung des Ganges. Die Verdachung für diesen kann nun nicht mehr von den vorstehenden Deckenbalken allein getragen werden. Stützen werden nötig, damit ein aufliegendes Dach angeschiftet werden kann.

In der Behandlung des Ganges zeigt sich besonders deutlich der Unterschied zwischen Deutschen- und Serbenhäusern. Wo hier oft nur ein paar krumme Holzstangen ein unordentliches Schilfdach vor dem Abrutschen bewahren, wird dort eine richtige Brustmauer von etwa 90 cm Höhe errichtet, auf der sich klar mit Plinthen versehene Säulen erheben, denen Vorsprünge in der Brustmauer entsprechen (Abb. 5). In anderen Fällen wird das Dach von Pfeilern getragen, die vom Fußboden auf glatt durchgehen und etwa 50 qcm im Querschnitt messen. Der Schmidt-Hof, von dem Abb. 6 stammt, weist auch hier wieder eine Übergangsform auf: er hat noch keine Brustmauer, sondern ein Lattengeländer zwischen den Pfeilern.

Dieser so verbreiterte Gang wird aber nicht längs des ganzen Hauses durchgeführt. Er reicht nur bis zur Kammertür. Vor dem Stall ist der Gang noch wie bei Form I nur ein Vortritt (etwa 43 cm hoch, gegen 80 cm im Hauptgang), vor dem Schopf nur noch ein ebenerdiger Pflasterstreifen, der aber durch die vorkragenden Deckenbalken geschützt ist (Abb. 8). Abb. 9 zeigt, daß der Säulengang unter Umständen auch nur 5 m lang sein kann und oft mit einem richtigen Tor gegen den Wirtschaftsteil des Hauses mit seinem tieferen Gang abschließt. (Es gibt also auch noch innerhalb des Hofes Abstufungen im „Kulturniveau"!)

Alle drei bisher geschilderten Grundformen haben eins gemeinsam: sie kehren den Giebel zur Straße. Heute finden wir aber in reichen Ortschaften überwiegend Häuser mit Traufstellung (Grundform IV), in Obrovac z. B. 46%. Was liegt nun dieser plötzlichen Firstschwenkung, die schon viele festgestellt haben, zugrunde, und wie ist sie zu deuten? Geht man der Sache nach, so ergibt sich eine durchaus folgerichtige, ungebrochene Entwicklungslinie. Der Hauptfirst und damit die Längsachse gehen auch bei diesen Häusern noch immer senkrecht von der Gasse weg in die schmale tiefe Hofstelle hinein. Was dem oberflächlichen Betrachter als Längsseite erscheint, ist vielmehr die alte Stirnwand, die nun allerdings nicht mehr nur um eine einfenstrige Stube, sondern meist gleich um 2 zweifenstrige Stuben verbreitert ist (also um mindestens 10—12 m).

Es ist klar, daß so viel Räume nicht mehr durch bloßes Anschiften überdacht werden können. Ein neuer, eigener Dachstuhl wird notwendig, der rechtwinklig zum alten steht und nun natürlich seine Traufseite zur Straße kehrt. Ihm entspricht im Grundriß die Weiterführung des Ganges längs der neuen Achse, so daß ein richtiges Winkelhaus entsteht, ein „überzwerches Haus", wie es die Schwaben selber nennen (Abb. 14).

Dieser Gang ist natürlich meist etwas breiter als der alte (in unserem Beispiel 2,50 gegen 2 m), das Dach daher mit deutlichem Knick angesetzt. Der Hauseingang befindet sich jetzt im Gartengiebel des neuen Flügels. Anlaß zur Verbreiterung gab wiederum der Wunsch, eine eigene Zweizimmerwohnung auch für die Großeltern zu schaffen, ohne daß die Familie des Jungbauern aus den eigentlichen Kernräumen des Hauses, vor allem aus der „Gassenstub" weichen muß. Da das Heiratsalter bei den Deutschen in der Batschka sehr niedrig liegt (Mädchen 15—17, Burschen 18—21 Jahre), spielt die Unterbringung der Großeltern als Bauproblem eine viel größere Rolle als anderswo. Diese verhältnismäßig junge, volksbiologische Entwicklung hat mindestens ebensoviel wie das Wachsen des Wohlstands dazu beigetragen, neue Wohnformen entstehen zu lassen.

Vorteile der Zwerchlösung sind: angenehmeres Wohnen durch die Gassenlage der neuen Stuben, Entstehen einer gemütlichen Gangecke, die mitunter oft noch durch Abschrägung vergrößert wird (Abb. 10), und eines geschützten Gartens (Abb. 9).

Der abgebildete Grundriß stammt von Haus Kles in Obrovac. Dort wurde 1906 der Zwerchbau aufgeführt. Die Küchenentwicklung entsprach dort genau der im Haus Schmidt. An Stelle der alten Mittelküche richtete man zunächst das schmale Kämmerchen als Sommerküche ein, das durch seine Lage am Ende des Wohnteils die anderen Stuben nicht so stark erhitzte. Als dann 1912 eine freistehende Sommerküche gebaut wurde, machte man die alte Küche durch Verputz des Rauchlochs ganz zur Stube. Die Kammer rückte damit zur Winterküche auf, wurde verbreitert und erhielt 1930 ein Fenster nach der Gasse. Vorher hatte sie, wie alle anderen Räume, nur Fenster nach dem Gang gehabt. Diese Kleinigkeit ist deshalb erwähnenswert, weil sie zeigt, daß erst in allerjüngster Zeit gewagt wird, von der Eckstellung des Hauses und den besonderen Vorteilen, die sie bietet, Gebrauch zu machen. Die unbedingte Herrschaft der Grundform wird dadurch überzeugend dargetan.

Die reichen Bauern haben sich aber auch mit dieser — immerhin schon recht geräumigen Wohnung — nicht begnügt. Sie wollten noch mehr Stuben, um ihren Reichtum zu beweisen. Schon in Form III, seltener in Form II, kommt eine „Paradestub" vor. In ihr wird der kostbarste Besitz aufgehoben: 2 Bettstellen, die hinter getollten Vorhängen 2 m hoch getürmt das überreich bestickte und behäkelte Bettzeug bergen, das nie benutzt wird; ein Gestell mit Einmachgläsern und dem Sonntagsgeschirr, jetzt leider auch mit üblem modernen Jahrmarktskitsch; endlich das „Zapfenbrett", ein Rechen mit den Sonntagsröcken. Diese Paradestub, die meist an der Gasse liegt, ist ein Heiligtum, das nur an hohen Familienfesten

Abb. 8.

Abb. 9.

Abb. 10.

Abb. 11.

Abb. 12.

Abb. 13.

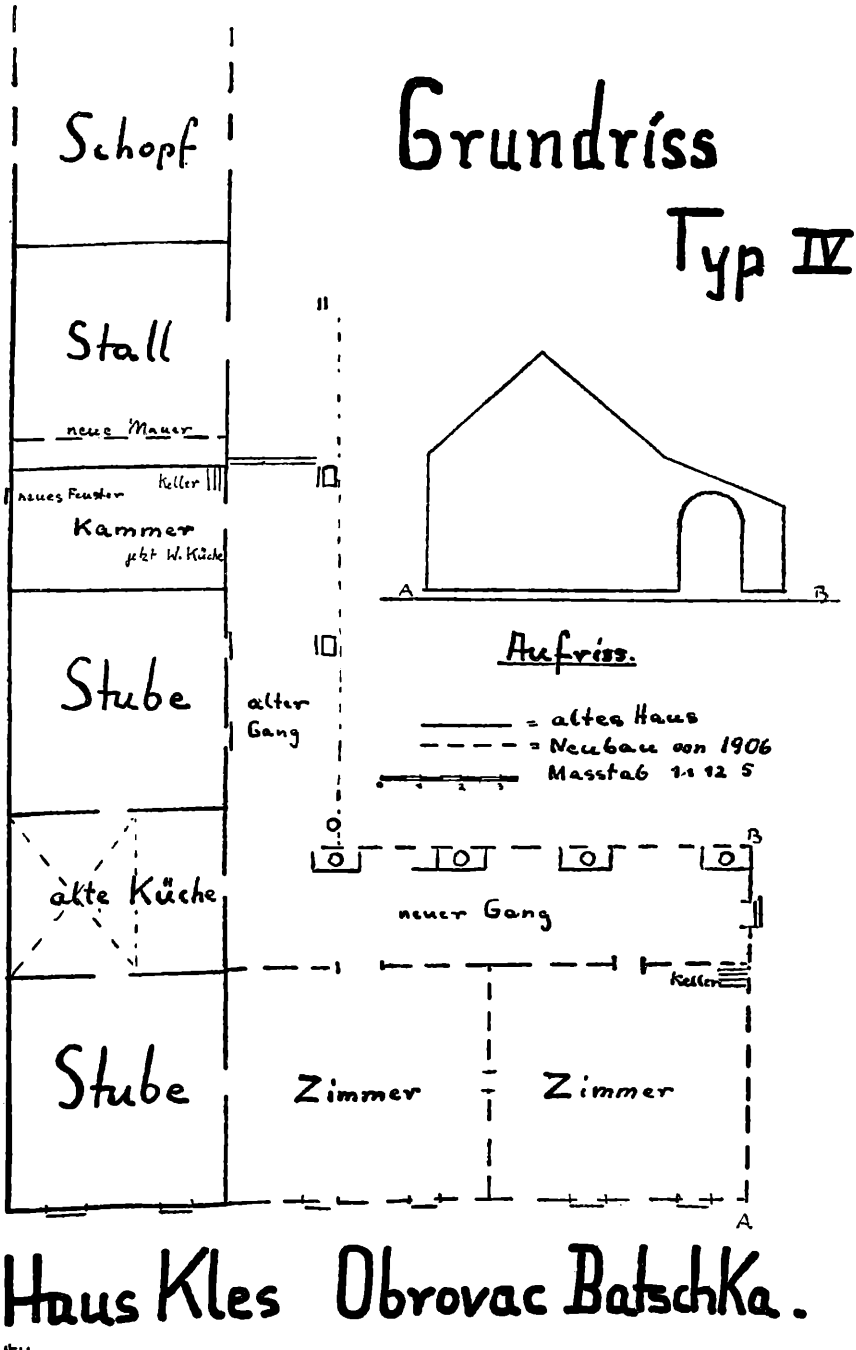

Schopf
Grundriss
Typ IV
Stall
neue Mauer
neues Fenster
Keller
Kammer
jetzt W. Küche
Stube
alter Gang
alte Küche
neuer Gang
Keller
Stube
Zimmer
Zimmer
A
B
Aufriss.
= altes Haus
= Neubau von 1906
Massstab 1:100
Haus Kles Obrovac Batschka.

Abb. 14.

betreten wird. Lieber schläft und wohnt eine fünfköpfige Familie in einem Raum!

Von der Herkunft dieser „kalten Pracht", die im ganzen ehemals ungarischen Gebiet der Monarchie verbreitet ist, die Schier mit dem Gadenwesen der Ost- und Nordgermanen in Verbindung bringt, soll hier nicht die Rede sein. Wichtig ist für uns allein, daß die Gedankenverbindung: „zweibettiges unbenutztes Zimmer — Ausdruck des Reichtums" sich anscheinend im Ablauf weniger Generationen so fest eingewurzelt hat, daß auch die „noblen" Bauern, die weder ererbtes Bettzeug noch Trachtenröcke mehr haben, sondern mit städtischen Möbeln eingerichtet sind, dennoch am Brauch der „Paradestub" festhalten. Sie wird zwar nicht mehr so genannt, aber es gibt, je reicher das Haus, desto mehr zweibettige Zimmer, die selten oder nie benutzt werden.

Die Gefahren der Übertreibung dieser Sitte, die auch der Ausbildung eines eigentlichen Wohnraums im Wege stand, liegen auf der Hand. Ein alter Bauer sagte mir auch einmal: „Mit der Paradestub fangt unser Untergang an!"

Auch die Großeltern wollen meistens eine Paradestub behalten. Wo also anbauen? Eine weitere Verlängerung in den Hof ist unzweckmäßig. Der Verbreiterung der Gassenseite steht die Einfahrt im Wege, die ja in der Hofmitte bleiben muß.

In Obrovac und vor allem in Gajdobra finden wir nun häufig folgende Lösung: Die Einfahrt wird zur geschlossenen Durchfahrt, die von je 2 bis 3 Stuben umrahmt wird (Grundform V).

Die der rechten Seite gehören zum Zwerchhaus, das in unserem Beispiel — dem Haus des Martin Klenz in Obrovac (Abb. 15) — 1911 durch Umbau aus dem alten Haus entstanden ist. Die der linken gehören mit einigen Nebenräumen den Großeltern und wurden 1922 angebaut, als der Bauer, wie viele andere aus der Umgegend, an der Hanfspekulation schwere Gelder verdient hatte. Jede Generation hat nun ihr Haus.

Dadurch, daß die bisher freistehende Sommerküche mit Schopf im rechten Winkel an diesen Neubau angerückt und der Gang um den ganzen Winkelbau herumgeführt wird, entsteht gewissermaßen ein zweites Zwerchhaus symmetrisch zum ersten, so daß der Hof nunmehr auf drei Seiten von Gebäuden umschlossen ist. Der Platz zwischen den Häusern, beiderseits des gepflasterten Fahrwegs, wird zum Garten. Er ist vom eigentlichen Wirtschaftshof durch ein Holzgitter getrennt (Abb. 11).

Der Gang bleibt hier nur an den beiden Langseiten offen. Auf der Schmalwand der Großelternseite gibt es an seiner Stelle geschlossene Nebenräume. (In anderen Häusern derselben Grundform bleibt er allerdings offen.) Auf einer Seite wird er aber immer unter Abschrägung der Ecke durch Wände so weit geschlossen, daß ein gemütlicher polygoner, loggiaähnlicher Raum entsteht, der auch im Winter als eigentlicher Aufenthaltsraum benutzt wird. Zu ihm führen die Stufen aus der Einfahrt (Abb. 10).

Solche stattlichen Bauten von 25 m Stirnwand (!) sind in den reichen Dörfern der Batschka keine Seltenheit. Der plötzliche Reichtum führte

3.

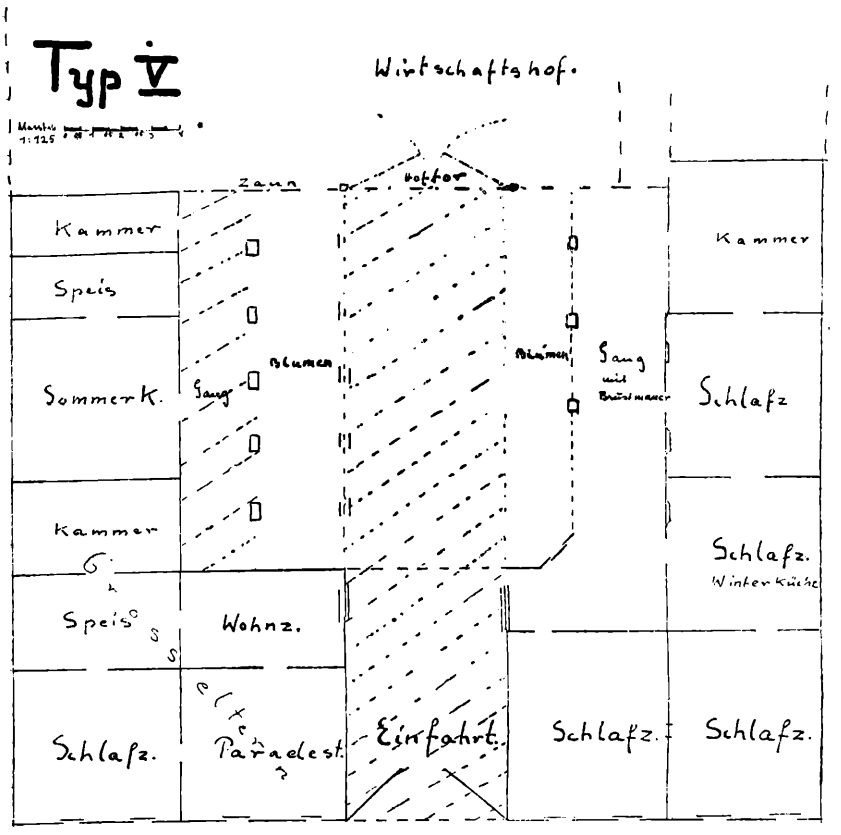


Abb. 15.

zur Modernisierung, zur Verstädterung in jeder Beziehung, vor allem in Kleidung und Möbeln. So wurden auch Wohnformen, z. B. die Vielräumigkeit, die gar nicht aus dem bäuerlichen Lebenskreis kommen, wie andere Moden aufgenommen und wirken wie ein schlecht sitzendes Gewand, das gar nicht recht ausgefüllt werden kann. Man kann behaupten, daß diese großbäuerlichen Herrensitze schon etwas Wurzelloses an sich haben, weil sie die Stadt als Vorbild ansehen und danach streben, das Wohnhaus möglichst aus dem Wirtschaftsbetrieb herauszuziehen.

Einen Schritt weiter in dieser Entwicklung geht der Umbau des Josef Klenz, eines Bruders des Martin. Dort ist die Einfahrt nur noch Eingangsdiele. Sie hat zwar bezeichnenderweise noch den alten Namen „Einfahrt", ist aber von vornherein so schmal angelegt, daß kein Wagen mehr einfahren

kann. Dazu ist sie mit Steinmosaik ausgelegt, und es gibt Blumenständer darin (Abb. 13). (Diese Lösung hat im Dorf derartig Schule gemacht, daß auch an ein einfaches Zwerchhaus, des Hauses des Nik. Trenz z. B., eine solche repräsentative Eingangshalle angebaut wurde, in der dann Korbmöbel und Nippes stehen, in der sich aber natürlich nie jemand aufhält.) Möglich ist die Verschmälerung der Einfahrt nur, wo von hinten her Zufahrtsmöglichkeiten zum Hof vorhanden sind. Bei der Normalanlage eines Kolonistendorfes wäre das also nur an der Peripherie möglich, wo aber meist nur arme Bauern wohnen, oder an Stellen, wo die Kreuzgassen, die ja erst später und nicht durchweg bebaut wurden, eine Einfahrt von der Seite erlauben.

Im Fall des Josef Klenz kommen die Wagen, da es ein Eckhaus ist, aus der sog. Kreuzgasse unmittelbar von hinten in den Hof herein. Sie durchfahren dabei einen pfeilergestützten Schuppen. Durch diesen und den anschließenden Stall ist nun auch die vierte Seite des Hofes geschlossen. Es entsteht als Endergebnis der Entwicklungsreihe also gewissermaßen ein sekundärer Vierkant, mit dem grundlegenden Unterschied gegenüber dem eigentlichen Vierkant, daß etwa die Hälfte der Hofstelle mit Dungstätte und „Drischten" außerhalb des gebäudeumschlossenen Vierecks bleibt.

Woher die Anregung zu dieser neusten Abwandlung kam, habe ich noch nicht feststellen können. Es wäre daran zu denken, daß Einzelne während des Krieges irgendwo ähnliche Bauten kennengelernt und den Baugedanken mit in die Heimat gebracht haben. So geschah es mit besonderen Gebäudeteilen; Nikolaus Trenz in Obrovac hat z. B. in seinem neuen Haus nach russischem Muster ein Dampfbad eingebaut. Wahrscheinlicher aber ist die Annahme, daß die Querstellung des Wagenschuppens aus den Nachbardörfern Bukin und Novoselo stammt, wo sie schon seit langem und auch bei ärmeren Bauern üblich ist. Ich konnte dort mehrfach feststellen, daß Dungstätte und Kleintierställe durch einen solchen Schuppen, der meist bis zur Wand des Nachbarhauses reicht, vom Vorderhof getrennt sind. Dieser Hinterhof hat aber dann keine eigene Ausfahrt.

Dieselbe Anordnung der Gebäude im Hof begegnet auch in Guttenbrunn[1]) im Banat.

Zusammenfassung.

Die Untersuchung aller in Obrovac vorkommenden Hausformen ergab eine Reihe, die von den ältesten vorhandenen Formen bis in die Veränderungen der jüngsten Zeit einen folgerichtigen, lückenlosen Entwicklungsgang aufzeigt. Das heutige deutsche Bauernhaus der Südbatschka scheint demnach allein durch Ausbau aus dem Kolonistenhaus der Wiener Hofkammer hervorgegangen, ohne daß sich nachträglich wieder Erinnerungen an die Bauüberlieferung der Urheimat eingeschlichen haben.

Die Grundformen, die die Stufen dieser Entwicklung kennzeichnen, bestehen heute noch in fast allen Dörfern der Südbatschka nebeneinander,

[1]) Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums (Lieferung 4), S. 243.

da die Grade der sozialen Schichtung die der Zeitschichtung festhalten. Wir unterscheiden also folgende Grundformen:

I: das Kolonistenhaus; Kennzeichen: Rohrdach, Mittelküche, Vortritt, 2 Stuben.
II: das Gangtürhaus; verbreiterter Gang.
III: das Dreifensterhaus; Säulengang, Stuhldach, Stüberl, keine Rauchküche mehr.
IV: das Zwerchhaus; Anbau von 2 Gassenzimmern, Herumführen des Gangs.
V: das Doppelzwerchhaus; Hof dreiseitig geschlossen.
VI: dasselbe mit Hintereinfahrt; Hof allseitig geschlossen. Durchfahrt wird Schmuck.

Die Häufigkeit der verschiedenen Grundformen wechselt je nach den Ortschaften. In Obrovac gehörten z. B. von 170 untersuchten Häusern im Dorfkern 48 der zweiten, 47 der dritten und 78 der vierten und fünften Form an. In Gajdobra würde Form V, in Bukin und Novoselo Form II und III weitaus am stärksten vertreten sein.

Wie sich die Grundformen auseinander entwickeln, habe ich darzustellen versucht. Es scheint, als ob sie sich mit der Zeit immer mehr denen der Heimat nähern, die ja im Gebiet des fränkischen Gehöftes liegt. Ich glaube allerdings nicht, daß man daraus irgendwelche Schlüsse ziehen darf: etwa auf den Durchbruch einer Überlieferung in den Ururenkeln der Auswanderer. Vielmehr haben sich die deutschen Siedler gerade erstaunlich anpassungsfähig und wenig konservativ im gebräuchlichen Sinne erwiesen: Sie haben sich völlig auf die grundverschiedenen Klima- und Wirtschaftsverhältnisse der neuen Heimat eingestellt, sie tauschen noch heute innerhalb desselben Ortes mehrmals ihre Häuser und zögern nicht, in eine andere Gegend weiterzuwandern, wenn dort billiges Land reicheren Ertrag verspricht. Die Hausform aber, die sich in den neuen Verhältnissen bewährt hat, wird beibehalten, und auch die Veränderungen, die mit wachsenden Bedürfnissen vorgenommen wurden, haben ihrerseits weiter formenschaffende Kraft gehabt. Von dem oben geschilderten Vorgang der Entwicklung aus dem Kolonistenhaus gilt wirklich Goethes Wort von der „geprägten Form, die lebend sich entwickelt". So wie das Kolonistenhaus serienweise hergestellt wurde, wird auch jetzt noch jede Veränderung, die ein einzelner vornimmt, von allen gleichgestellten Bauern der Umgebung mitgemacht.

Bei aller Vorsicht wird man aber doch so viel sagen dürfen: als echt deutsch dürfen wir es ansehen, aus einem äußerst dürftigen Dreiraumhaus mit frei stehenden kleinen Nebengebäuden ein immer wohnlicheres stattliches Haus und einen geordneten, schließlich ganz geschlossenen Hof zu entwickeln. Die wachsende Regelmäßigkeit in der Hofanlage und die Neigung zum Vierkant würde übrigens klar die Herkunft der Siedler aus westgermanischem Siedlungsgebiet beweisen können, wenn sie uns nicht schon überreich aus Urkunden bezeugt wäre.

Einzelformen sind auch im deutschen Bauernhof der Südbatschka natürlich slawischen Ursprungs: Dinge, die in der Heimat nicht vorhanden waren: Sommerküche, Gang, Sommerstall, Tschardak (Maisständer); deutsch aber ist die Art, wie diese fremden Bauteile in Haus und Hof einbezogen, wie sie in das Ganze eingefügt, wie sie umgeformt werden. In dieser veränderten Gestalt haben sie auf die Serben wiederum zurückgewirkt und sind als fremdes Lehngut wieder aufgenommen worden (Gang).

Grade die starke Weiterentwicklung des deutschen Bauernhauses der Südbatschka nach dem Kriege, die schließlich aber doch immer noch aus der ersten Wurzel herauswächst, ist eine Leistung deutscher Volkskraft, auf die wir stolz sein dürfen, wenn wir uns der Gefahren bewußt bleiben, die sie als Treibhausentwicklung birgt.

Berlin.

Kleine Mitteilungen.

Zwei scherzhafte Todesanzeigen (1866—1922).

In die lange literarische Reihe scherzhafter Todesanzeigen, von denen in letzter Zeit öfter die Rede war[1]), gehören auch die beiden ins Politische spielenden Anzeigen, die als seltenere Beispiele ihrer Art hier wiedergegeben seien. Die eine entstammt dem Jahre 1866 und besiegelte den für Bayern ungünstigen Abschluß des kurzen Bruderkrieges gegen Preußen: ein volkskundliches Zeugnis zur Geschichte der nun gottlob! ausgetilgten Mainlinie. Die andere erinnert an die jüngste Zeit der Rheinlandbesetzung durch französische Truppen der Armée Française du Rhin und wurde von den zur Entlassung kommenden Soldaten eines französischen Alpenschützenregiments (Tirailleurs Alpins), das 1922 zu Zweibrücken (Deux-Ponts) in der bayerischen Rheinpfalz garnisonierte[2]), an französische Bekannte versandt, um sie von der Dienstentlassung ihres Jahrgangs und der Rückkehr aus dem besetzten Gebiet ins bürgerliche Frankreich zu benachrichtigen. Die Anzeige, in deren Besitz ich durch einen Zufall kam, überträgt heimatlich-französischen Soldatenbrauch auf deutschen Boden und wandelt eine den Zweibrücker Verfassern wohl von ihrer südfranzösischen Heimat her geläufige Vorlage ab; sie strotzt von scherzhaften Wendungen und Ausdrücken der französischen Soldatensprache, die in vielem an die unsrige erinnert[3]). Versehen gehen wohl auf Kosten der deutschen Druckerei.

1.

Todesanzeige der 30.000.000 Gulden.

Trotz unsern Heldenmuths und nur der Aufgebung eines unglücklichen Obergeneral-Arztes ist es zuzuschreiben, daß es laut Rathschluß Wilhelms „von Gottesgnaden", König von Preußen, gefallen hat, nach kurzem Leiden

30.000.000 Gulden

in die andere Welt nach Berlin abzurufen.

Dieselben wurden unter Sang und Klang, durch Schweiß und Blut auf hiesiger Münze geboren und starben gestärkt durch die Hingebung eines guten Volkes. Um stilles Beileid bittend, (denn jeder Leser wird wissen, wie werthvoll 1 Gulden ist, und wie viel werthvoller 30.000.000 Gulden sind) ersuchen wir dennoch die weitere

---

[1]) Vgl. z. B. A. Spamer in W. Peßlers Handb. der dt. Volksk. 2 (1935), 45—47 und in Vkdl. Gaben J. Meier dargebr. (1934), 223; A. Becker, Lebendiges Brauchtum und Saarabstimmung oben 5 (1933), 278—281.

[2]) Vgl. zur Lage etwa [L. Wappes], Die Pfalz unter französischer Besatzung. Kalendarische Darstellung der Ereignisse vom Einmarsch 1918 bis November 1924. Hrsg. vom bayerischen Staatskommissar für die Pfalz (München 1925).

[3]) Schrifttum hierzu bei K. Reuschel, Deutsche Volkskunde im Grundriß Au s Natur und Geisteswelt 644) 1 (1920), 45.

und noch immer große Verwandtschaft, den vielen gestorbenen Millionen nicht zur Beerdigung folgen zu wollen, da sie so still als möglich zur Erde bestattet werden.

München, den 30. August im Jahre des Unheils 1866.

Die tieftrauernde Münze.
Die tieftrauernde Kunst und Wissenschaft.
Die leidende Industrie.
Die Landwirthschaft, sowie die längst schon beschäftigungslosen Proletarier.
J. W.

Die Beerdigung findet im Berliner Münzgebäude statt. — Der Trauergottesdienst wird später bekannt gemacht.

Druck von J. Deschler in München.

2.

35E R. T. A.
ARMÉE FRANÇAISE du RHIN
Classe 1921

Deux-Ponts, le 1922

M

Mademoiselle Satire BLEUE et son oncle BOULE; Monsieur Jules FLYNG, HAUX et sa fille Pulchérie BAIONNETTE;

Mesdemoiselles Reluise CARTOUCHIERES et BRETELLES de SUSPENSION; Monsieur Astique SAINT-HURON et son fils PORTE-EPEE; Monsieur HAVRE-SAGBURRE et ses filles COURROIES et BOITE A SINGE; Monsieur Blanc PAQUETAGE et son épouse Noire INSPECTION; Madame veuve Adèle CAFOTE, son gendre Alix PANTALON et sa fille Rosalie TUNIQUE; Monsieur CALEÇON, directeur de l'usine des Vents GAZEUX; Monsieur CROC-QUENOT, vérificateur des kilomètres Badois et ses filles Léocadie et Adélaide AMPOULES; Madame la Marquise CORVEE de QUARTIER et son fils Eugène de BALLET, directeur de l'Opéra Comique; Messieurs Amour CULOT, système Debrouille et Stanislas TIRAUFLANG; Mesdemoiselles Valentine CONSIGNE, Berte SALLE de POLICE, Adèle PRISON et Euphrasie CELLULE; Monsieur Mathieu SAC A BROSSE et ses enfants BOITE A GRAISSE, MARTINET, TROUSSE A BOUTON; Madame GAMELLE née RATHA et son fils AURABIOT; Messieurs PINDEGUERRE, HOURCE et Cie, fabricants de conserves; Madame Victorine GACHADEAU et son frère BIDONQUART;

Les Familles BISCUIT, PIEDECHALIT, REVUE de DETAIL et RIBOUI; les Amis Paul HAUCHON, MATELAS, PLANCHAPAIN, PLUMARD et Pieds NIKELES

Ont la joie de vous faire part de la perte cruelle qu'ils viennent d'éprouver en la personne de madame

LACLASSE

décédée le ..... 1922, à Deux-Ponts, dans sa 22e année après une longue agonie de 7.30 jours

d'une indigestion de 1460 gamelles de soupe, riz, bœuf, ours, singe, fayots et lentillesprises dans les nombreux diners de LORD-DINAIRE, arrosés des crûs de CHATEAU LAPOMPE, muni des Saints Sacrements de l'Armée Française.

Les Croque-Morts étant en grève les hommes libérables sont chargés de l'inhumation de ce bon copain qui se fera à la Cantine où l'absoute sera donnée par les REVERENS PERES COLATEURS. A la levée du corps, les Boules se découvriront et les Bleus formeront la haie sur le passage du cortège. Prions Dieu que le démon Rabiot ne s'empare pas de sa dépouille militaire pour retarder son entrée triomphale dans le ciel civil.

LIBERATUS est CANTINE PACE! dans la RESERVE ORIBUS!

A M. M. M. les Sociétaires éloignés qui désireraient accompagner le défunt à sa dernière demeure, la Compagnie des Chemins de fer de l'Est met à leur disposi-

tion des wagons (Chevaux 8, Hommes 40), sont spécialement convoqué à cette cérémonie. Tollmy. Fontaine. Traise. Foichait. Guigne. Journet. Montinayeur. Pederzert. Casimir. Dudule. Rigadin. Prière de n'envoyer ni fleurs ni couronnes, les BONS de POSTE et les MANDATS seront seuls acceptés.

VIVE LA CLASSE! DE PROFUNDIS!

Heidelberg. Albert Becker.

Die volkskundliche Landesaufnahme im Gebiet der Freien Stadt Danzig.

Die neue Auffassung vom Wesen und Wert des Volkstums hat auch die landesgeschichtliche Forschung vor neue Aufgaben gestellt. War sie früher vielfach darauf beschränkt, die politische und kulturelle Entwicklung der deutschen Territorien zu untersuchen, so hat sie jetzt ihre Aufmerksamkeit vornehmlich auf die natürliche Gliederung des deutschen Volkes zu richten, um die Eigenart und das Werden der deutschen Stämme und der aus ihnen gebildeten Bevölkerungsgruppen zu ergründen. Diese Aufgabe ist heute besonders wichtig für jene Gebiete, die, an oder außerhalb der Grenze des Deutschen Reiches gelegen, in ihrem Volkstum gefährdet sind; denn hier kann die Wissenschaft unmittelbar Waffen liefern für den geistigen Kampf, den das Grenz- und Auslanddeutschtum um seine Erhaltung zu führen hat. Hier ist aber auch die Forschung besonders lohnend, da im Widerstreit der Völker und ihrer Kulturen die Eigentümlichkeit des deutschen Volkstums deutlicher als im Binnenlande hervortritt.

Im Gebiet der Freien Stadt Danzig gewährt eine Volkstumsforschung dieser Art erhöhte Befriedigung. Die deutsche Bevölkerung in der Weichselniederung sieht nicht nur auf eine mehr als 700jährige Geschichte zurück, sondern sie ist auch stets der Träger der ländlichen und städtischen Kultur gewesen. Diese Kultur hatte sich zunächst mit der Kultur der Prusen auf dem rechten Weichselufer und mit der Kultur der Pomoranen auf dem linken Weichselufer auseinanderzusetzen. Später trat der Einfluß der polnischen Kultur hinzu. Die deutsche Kultur war auch in sich vielgestaltig. Ihre Träger kamen im Mittelalter vorwiegend aus Niederdeutschland; später nahm der Zuzug aus Mittel- und Ostdeutschland zu. Niedersachsen und Rheinländer, Thüringer, Obersachsen und Schlesier haben an dem Gesamtbilde der Danziger Kultur mitgewirkt. Recht bedeutsam wurde ferner der Beitrag, den die Mennoniten lieferten, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts aus Holland und Friesland eingewandert sind. Auch Schotten und Hugenotten, im 18. Jahrhundert Oberdeutsche aus der Pfalz und Schwaben ließen sich im Weichsellande nieder. Die Danziger Volkstumsforschung steht vor zwei grundlegenden Aufgaben: 1. die Herkunft und die Zusammensetzung der Bevölkerungsgruppen zu untersuchen, die im Danziger Gebiet heimisch geworden sind, und 2. den Anteil dieser Bevölkerungsgruppen an der Gestaltung der Danziger Kultur festzustellen. Während die erste Aufgabe vorwiegend auf Grund archivalischer Quellen zu lösen ist, muß zur Erledigung der zweiten Aufgabe auch das im Lande noch vorhandene Volksgut in weitestem Umfange herangezogen werden. Die Ermittlung dieses Volksgutes erfolgt durch die volkskundliche Landesaufnahme, die das Staatliche Landesmuseum für Danziger Geschichte seit zwei Jahren durchführt. Da diese Landesaufnahme von ähnlichen Unternehmungen in anderen Gegenden Deutschlands in mancher Hinsicht sich unterscheidet, sei ihr Verlauf kurz geschildert.

Die Landesaufnahme erstreckt sich zunächst nur auf das „Land" im Gebiet der Freien Stadt Danzig, also auf die Kreise Danzig-Niederung, Danzig-Höhe und Großes Werder. Sie erfaßt grundsätzlich alles Volksgut jeder Art, somit alle Quellen, die für die Erkenntnis der Danziger Volkskultur herangezogen werden können. Als Volksgut gelten die schriftlichen ebenso wie die mündlichen Überlieferungen, die „Sachen" ebenso wie „Sitte und Brauch". Nur die Sprache wird nicht berück-

sichtigt, weil sie bereits durch den Deutschen Sprachatlas unter der Leitung Mitzkas und das Preußische Wörterbuch unter der Leitung Ziesemers hinreichend bearbeitet wird. Die Landesaufnahme richtet sich auf die Zahl und Zusammensetzung der Bevölkerung, die Siedlung, den Hausbau, die Landwirtschaft, die Fischerei, die Hauswirtschaft (Kleidung, Wohnung, Ernährung), das kirchliche und gesellige Leben, das Brauchtum des Alltages und der Festzeiten, den Volksglauben u. a. m. Sie wird durchgeführt an Hand eines Fragebuches. Dieses ist zum Teil in Anlehnung an die bekannten fünf Fragebogen des Atlas der Deutschen Volkskunde zusammengestellt, geht jedoch über diese sachlich vielfach hinaus und ordnet auch den Stoff in anderer Weise; denn, wie es sich herausgestellt hat, ist es nicht zweckmäßig, Fragen aus verschiedenen Lebensgebieten aneinanderzureihen, sondern zunächst das leichter erfaßbare „gegenständliche" Volksgut und danach erst das „geistige" Volksgut im Zusammenhang zu ermitteln. Die Ermittlung geschieht auch nicht durch die Versendung von Fragebogen in eine Auswahl von Orten, sondern durch die persönliche Bereisung einer jeden Ortschaft des Danziger Landes durch einen wissenschaftlich vorgebildeten Mitarbeiter des Landesmuseums. Der kleine Umfang des Danziger Staatsgebietes (rund 1900 qkm) macht es möglich, das gesamte Landgebiet in wenigen Jahren aufzunehmen. Dabei werden die Arbeiten des Landesmuseums durch die Behörden und die Bevölkerung stets gerne unterstützt. Sie sind durch amtliche Hinweise, durch die Presse, den Rundfunk und Vorträge über Zweck und Art der Landesaufnahme unterrichtet. Die Lehrerschaft hat sich in besonderem Umfange in den Dienst des Unternehmens gestellt.

Die Landesaufnahme geschieht in folgender Weise: Sobald eine Ortschaft aufgenommen werden soll, wird etwa eine Woche zuvor der zuständige Lehrer gebeten, die Bedeutung der Volkstumspflege im Schulunterricht der nächsten Tage zu behandeln, damit die Kinder und durch diese auch die Erwachsenen des Dorfes über die nationale und volksbildnerische Bedeutung der durchzuführenden Arbeiten aufgeklärt werden und den Volkstumsforscher nicht, wie es sonst nicht selten vorkommt, als vermeintlichen Steuerbeamten oder Versicherungsvertreter unliebsam empfangen. Der Lehrer verfertigt ferner mit Hilfe seiner Schüler eine Liste der „alten Leute", die im Dorf noch etwas von der Vergangenheit und ihrem Brauchtum erzählen können, und der „alten Sachen", die sich in den einzelnen Haushaltungen befinden. Diese Liste kann zwar, da sie meist unvollkommen aufgestellt ist, als sachliche Unterlage für die Landesaufnahme kaum dienen. Ihre Verfertigung hat jedoch den Erfolg, daß die Aufmerksamkeit aller Dorfbewohner auf die Landesaufnahme gelenkt und ihr Eifer wachgerufen wird, auch etwas zu erzählen oder zu zeigen. Wenn der Mitarbeiter des Landesmuseums das Dorf nach dieser Vorbereitung betritt, wird er überall als Bekannter begrüßt. Er begibt sich zunächst in die Schule, wo der Lehrer ihm die erwähnte Liste aushändigt und ihm sogleich drei bis vier ältere Schulkinder und zwar Jungen und Mädchen als Helfer zur Verfügung stellt. Diese Helfer werden dann zunächst einer eingehenden Befragung auf Grund des Fragebuches unterzogen. Da die Jugend meist besser als die Erwachsenen das im Dorfe vorhandene Volksgut kennt, gelingt es mit leichter Mühe, das wichtigste von dem, was festgestellt werden soll, zu ermitteln.

Nach dieser Befragung erfolgt die Begehung des Ortes unter der Führung der Helfer von Haus zu Haus. Selbstverständlich wird dabei nicht jeder Gegenstand des Hausrates aufgenommen, sondern nur das, was das Volkstum des Ortes und des Landes in ihrem geschichtlichen Werdegange kennzeichnet. Die moderne Fabrikware scheidet grundsätzlich aus. Gleichzeitig wird im Gespräch mit jung und alt das Brauchtum erfragt. Den Beschluß des ersten oder des zweiten Aufnahmetages im Orte bildet dann ein „Kaffeeklatsch" im Gasthaus, zu dem einige ältere Frauen und Männer durch die Vermittlung des Lehrers, des Pfarrers oder der Ortsgruppe der NS Frauenschaft eingeladen werden. Die Unterhaltung behandelt die einzelnen Stoffgebiete des Fragebuches in planmäßiger Folge und ergibt stets wertvolle Ergänzungen zu den Ergebnissen der Schülerbefragung und der Hausbesuche.

Die Ergebnisse der örtlichen Landesaufnahme werden sogleich in bestimmter Reihenfolge niedergeschrieben, und zwar werden die Feststellungen über die Lebensäußerungen auf den einzelnen Kulturgebieten wie Siedlung, Hauswirtschaft, Aberglauben usw. auf besonderen Bogen zusammengefaßt, die an ihrem Kopfe den Namen der aufgenommenen Ortschaft und das Stichwort des Kulturgebietes tragen. Da jeder Bogen sogleich mit mehreren Durchschlägen geschrieben wird, können die Bogen fortlaufend in mehreren Mappen gesammelt werden. Die eine Reihe der Mappen stellt die Ergebnisse der Landesaufnahme nach Ortschaften, eine andere Reihe nach Kulturgebieten zusammen. So ist stets ein rascher und zuverlässiger Überblick darüber zu gewinnen, was in jedem Orte für alle Kulturgebiete und was für ein Kulturgebiet in allen Orten ermittelt wurde. Auf diese Weise kann das Volksgut eines jeden Ortes ebenso leicht überschaut werden, wie etwa die im ganzen Lande vorkommenden Formen der Siedlung, der Ernte, die Zahl der Grabsteine, der Mühlen usw.

Diese Arbeitsweise hat sich als überaus erfolgreich und durchaus ausreichend erwiesen. Die Ergebnisse der Rundfragen für den Atlas der Deutschen Volkskunde sind nach der Menge und Zuverlässigkeit der gemachten Feststellungen weit übertroffen. Die Befragung erweist täglich, daß die Brauchbarkeit der zu erzielenden Antworten völlig von der Fragestellung abhängig ist, die in jedem einzelnen Falle die Kenntnisse und die Eigenart der befragten Personen beachten muß. Außerordentlich wichtige Nachrichten werden oft beiläufig eingezogen. Der unmittelbare Umgang mit der Bevölkerung bietet auch immer wieder Gelegenheit, die Jugend und die Erwachsenen zur Pflege ihres Volksgutes anzuhalten. Denn der Zweck der Landesaufnahme ist es nicht, die noch vorhandenen „Altertümer" vom „Lande" zu entfernen und museal aufzuspeichern, sondern gerade im Gegenteil, das Verständnis für ihre Bedeutung zu erwecken und ihren weiteren Schutz an Ort und Stelle anzuregen und zu ermöglichen.

Der Wissensstoff, der durch die örtliche Landesaufnahme aus dem „Volksmund" und durch den „Augenschein" gewonnen ist, wird ergänzt durch die Untersuchung der schriftlichen Quellen in den Danziger Archiven und Bibliotheken und durch die Aufarbeitung des Volksgutes, das in den Danziger Museen schon geborgen ist. Er wird später der weiteren Forschung in einer Darstellung des gesamten Danziger Volkstums vorgelegt und gleichzeitig auch in anderer Form der Volksbildung und dem Schulunterricht zugänglich gemacht werden. Es wäre zu wünschen, daß auch in anderen deutschen Landschaften, die volkstumsgeschichtlich ebenso aufschlußreich sind, wie das politisch viel umstrittene Danziger Land, das Volksgut in ähnlicher Weise ermittelt würde. Die dafür aufzuwendenden Kosten sind nach dem in Danzig gemachten Erfahrungen sehr gering, und der Ertrag ist recht groß.

Danzig-Oliva. Erich Keyser.

Warum der Hahn auf dem Kirchturm sitzt.

Wenn in Saarbrücken die Kinder fragen, was der Hahn oben auf dem Kirchturm mache, erzählt man ihnen das folgende Märchen[1]).

[1]) [Es ist eine hübsche Variante zu den Kettenmärchen vom Tod des Hühnchens. Vgl. Bolte-Polívka, Märchen-Anmerkungen 2, 146 Nr. 80 (1915). A. Wesselski, Theorie des Märchens 1931 S. 110 und Hess. Bl. f. Vk. 32, 1. M. Haavio, Kettenmärchen-Studien II. Hahn und Henne (FFC. 99, 1932). Aarne-Thompson, Types of the Folk-tale Nr. 2021 (FFC. 74, 210. 1928). — Dazu etwa noch L. Wiese, Märchenwald 1, 69—72 (1841). A. Stifter, Bunte Steine 1870 S. 242. F. W. Schuster, Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder 1895 S. 366. Nr. 166, 167. M. Kosch, Vm. aus Mähren 1899 S. 123. F. Blöch, Dt. Brodek-Wachte 2, 110 (1927). G. Jungbauer, Böhmerwald-Märchen 1923 Nr. 27. Mitt. f. schles. Vk. 4, 18 (1901). G. F. Meyer, Plattdt. Vm. 1925 Nr. 53 („Katt un Kater". Nd. Kbl. 16, 23. — Vlämisch: V. de Meyere, Vertelselschat 2, 287 Nr. 63 (1927). — Französisch: Zéliqson-Thiriot, Textes

S' Häänche is mit 'm Hiinche in de Wald spaziere gang un had Niß gesucht un s' Häänche hat 'm Hiinche immer die Niß gesucht un hingeled, un jetzt hat s' Hiinche a emol elän[1]) e Nuß gefunn un had se wolle dabber[2]) a elän fresse, un do is se em im Hals stegge geblieb. Do had s' Hiinche zum Häänche gesaad: „Häänche geh m'r Wasser holle!" Do is s' Häänche zum Brunne gang:

„Brunne du solschd m'r Wasser gewwe,
Wasser soll ich m' Hiinche gewwe,
(weinerlich) Hiinche leit an jenem Berg
Un schluggd an enem Nußkäre!"

Un do hat d'r Brunne gesaad:

„Mußt erst zur Braut hin springen
Und mir klare Seide bringen!"

Un do hat die Braut gesaad:

„Mußt erst mein Kränzchen langen
Es blieb in den Weiden hangen!"

Un do is s' Häänche in die Weide gefloo[3]) un hat s' Kränsje erunner geholl, hat's der Braut gebrung, die Braut hat 'm Seid geb, die Seid hat's m' Brunne gebrung, un der Brunne hat 'm Wasser geb, Wasser wollt's m' Hiinche gewwe,

(weinerlich) „Awer s' Hiinche war verstiggd,
Had de Nußkäre verschliggd."

Un do had s' Häänche e Wäjelche aus lauder Weide geflochd un had sechs weiße Meis dervor gespannt un wollt s' Hiinche begrawe. Jetzt kummt der Fuchs un die Gans un froe: „Wo geschde dann hin, Häänche?" (Weinerlich) „Mei Hiinche begrawe!" „Derfe m'r mitfahre?"

„Io sitze hinne uff 'm Waan[4]),
Vorne kinne 's die Pärd nid verdraan."

Un do sin se e Stigg gefahr, un do is der Floh kumm un had gefrood: „Wo geschde dann hin, Häänche?" (Weinerlich) „Ei mei Hiinche begrawe!" „Derf ich mitfahre?"

„Io sitz nur hinne uff 'm Waan,
Vorne kinne's mei Pärd nid verdraan!"

Un do is der Floh druff gehupsd[5]) un do sin se an e Sumpf kumm, eninn gefall un alle gar[6]) verdrunk. — Nur s' Häänche is fortgefloo un hat sich uff de Kirchturm gesetzt un do sitzt s' noch un dreht sich no alle Seide un guckt un waard bis der Sumpf ausgedroggeld is, dann will 's sei Hiinche begrawe.

Saarbrücken. Karl Lohmeyer.

Masken mit Schwänzen.

Oscar Almgren führt in seinem Buch „Nordische Felszeichnungen" 1934, S. 346 eine Arbeit von Persson an, in der die Vermutung ausgesprochen wird, daß die bei vielen Männerfiguren der Felszeichnungen vom Leibe herabhängenden Striche, die bisher immer als Schwertscheiden gedeutet wurden, vielmehr Schwänze vorstellen, die als Kulttracht getragen wurden. Wenn dann aber auf Ägypten, das klassische Altertum und heutige Naturvölker hingewiesen wird, so können wir auch an deut-

patois 1912 p. 43. — Russisch: Schaffgotsch, Russ. Vm. 1, 7—8 (1925). — Persisch: Lorimer, Persian Tales 1915 Nr. 4, 45. — E. Parsons, Sea-Islands Nr. 173 (1923). J. B.]

[1]) allein. — [2]) schnell. — [3]) geflogen. — [4]) Wagen. — [5]) gehüpft. — [6]) alle miteinander.

schen Volksbrauch erinnern. Zwar daß der Weihnachtsesel im Spessart[1]) einen alten Birkenbesen als Schweif hat, ist aus seiner Natur wohl zu verstehen, gehört also nicht hierher. Der Bär aber, der in der Bonner Gegend beim Heischegang vor dem Martinstag als „Äzebär" (Erbsenbär) auftritt, hat einen Fuchsschweif[2]), der aus anderen als natürlichen Gründen angebracht worden sein muß. Fuchsschwänze, allerdings zumeist am Kopf, haben auch die süddeutschen Fastnachtsmasken, die Überlinger Hänsele, die Rottweiler Gschellnarren, die Villinger Narro[3]). Vom Kölner „Geckenbähndchen" hören wir, daß der Helm außer anderen Zieraten einen Fuchsschwanz zeigte und der Mantel mit Fuchsschwänzen umsäumt war[4]). Eigentümlich ist der Begleiter des „Tausendbeins" (mehrere Leute stecken unter einer oder mehreren, aneinandergehefteten Decken) in Biblis (Hessen) ausstaffiert. Er bekam eine sehr große Zipfelmütze auf, eine lange Nase angeklebt und einen Ziegenschwanz angehängt. So führte er an Fastnacht sein „Tausendbein" durchs Dorf und sammelte Kräppel. Auch das „Laubmännchen" an Pfingsten in Nassau hat einen Schwanz, von Laub gemacht. Hier scheint mir der kultische Charakter noch besonders deutlich zu sein, da nämlich das Laubmännchen immer eigenartige Sprünge (meist mit gleichen Füßen) vollführt und fast in allen Sprüchen auch ein Siebensprung-Verschen enthalten ist. Auch der „Hisgier", ein Strohmann an Lätare in Südbaden, hat einen Strohschwanz mit daran befestigter Glocke[5]). Mit einem ähnlichen Schwanz mit Schelle erscheint der aus Erbsenstroh gefertigte Bär an Hochzeiten in der Marburger Gegend (Roßberg), allerdings schon vor 50 Jahren recht selten[6]). Sicher lassen sich bei geschärfter Aufmerksamkeit, die uns eingehendere Beschreibung volkstümlicher Masken liefern wird, noch mehr solche geschwänzte Gestalten finden. Dann wird sich die Meinung Wredes[4]), der in den Fuchsschwänzen nichts anderes als neueren Zierat sieht, wohl nicht halten lassen[7]).

Darmstadt. Friedrich Mößinger.

Zum Fastnachtspferdreiten.

So viele Zeugnisse über den Brauch des Schimmelreitens in den Zwölften aus Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Nordostmark vorliegen[1]), so verhältnismäßig spärlich sind Nachrichten über Schimmelreiten zur Fastnacht. Die Bräuche der Fastnacht galten und gelten hier seit alters dem Gedeihen des Flachses: der vielerorts übliche Bügeltanz soll sein Wachstum ebenso fördern wie Hochfliegen der in der Scheune schaukelnden Paare (Ruf: „Hoch Mutters Flachs!") und lange Schlittenfahrten (der Bauer, der dabei die ausgedehnteste Strecke zurücklegt, erntet die längsten Stengel) oder Umfahren der Flachsfelder mit dem Schlitten. Nur aus wenigen Orten wird vom Umzug verhüllter, vermummter, tiergestaltige Mächte darstellender Burschen in der Fastnachtszeit berichtet: aus Gr.-Herzogswalde bei Sommerau im Kreise Rosenberg (Westpr.) z. B. über den Umzug des Fastnachtsbären, aus Peterswalde im Kreise Stuhm (Westpr.) über den Umzug des Schimmels und von der Danziger Nehrung über „Vorstellungen", die der Schimmel vor den Häusern gibt. In allen diesen Fällen ist bisher nur der Brauch selbst überliefert.

---

[1]) Pfeifer, Spessartvolk (1929) S. 21.
[2]) Wagner, Rhein. Vierteljahrsblätter (1933) S. 181.
[3]) H. E. Busse, Mein Heimatland (Freiburg) 1935, Heft 1/2.
[4]) Wrede, Rheinischer Volksbrauch (1934) S. 24.
[5]) Alemannia 25 (1897) S. 107f.
[6]) Kolbe, Hess. Volkssitten und Gebräuche[2] (1888) S. 180.
[7]) Vgl. a. Meuli, Hdw. d. dt. Abergl. 5, 1781.

[1]) Selbst in unmittelbarer Nähe der Großstadt Königsberg „gehen" noch Jahr für Jahr Gutsleute des eingemeindeten Ortes Friedrichswalde „mit dem Schimmel", wie ich aus eigener Beobachtung bestätigen kann.

nicht aber sind Worte und Lieder aufgezeichnet worden, die etwa dazugehören. Ich teile deshalb den Text eines förmlichen Fastnachtsspieles aus dem Danziger Gebiet mit, das bisher unbekannt geblieben ist. Sein Wortlaut ist im Februar 1931 bei von mir angeregten Untersuchungen über das Fischerleben des Fischerdorfes und Badeortes Bohnsack östlich von Danzig auf der „Neuen Binnennehrung" von dem damaligen Elbinger Studenten Willi Lange, einem Bohnsacker Kinde, aus dem Munde des damals zweiundsiebzigjährigen Fischers Gottlieb Heicke aufgezeichnet worden. — Leider ist das Bohnsacker Schimmelspiel oder das „Faustlowens-Pierd-Riede", wie es im Munde der Fischer heißt, in der Zeit wirtschaftlicher Not nach dem Kriegsausgange (wohl auch infolge des Eindringens städtischen Geistes, veranlaßt durch die Badegäste) eingeschlafen. Ein Versuch, das Spiel 1929 wieder einzuführen, scheiterte, es „fand keinen Anklang"; so dürfte es in Kürze der Vergessenheit anheimfallen.

In Bohnsack „ritt" der Schimmelreiter auf seinen eigenen zwei Beinen und trug dabei ein mit Laken bedecktes Holzgestell, das den Körper des Schimmels darstellte; er bediente sich also nicht einer Art Steckenpferd, das sonst in vielen Orten der Nordostmark üblich ist. Der Schimmelreiter führte in Bohnsack den Namen „Rittmeister" und wurde von zwei Bedienten begleitet. Außerdem trat die Schwiegermutter des Rittmeisters auf. Vorgeführt wurde das Spiel meistens in den Wirtshäusern.

Zuerst kommt der eine der beiden Diener — gleichsam als Prologus — in die Stube.

1. Bedienter: Hört, ihr Herren und Damen, ich habe euch einen schönen guten Abend zu wünschen.

Hört, ihr Damen und Herren, und ihr, ganz verehrtes Publikum!
Ich verkündige euch, daß unser Herr Rittmeister ist aus Berlin angekommen, um daß er seine Erlebnisse hier selbst vortragen will. So möcht' ich die Damen und Herren bitten, ob unser Herr Rittmeister auf eine Weile hereingeführt werden kann?

So möchten die Herren Musikanten die Güte haben, uns aufzuwarten mit einem Reinmarsch.

(Die Musik spielt. Der 1. Bediente geht zurück und holt den Rittmeister auf seinem Pferde [Holzgestell mit Laken]. An beiden Seiten geht je ein Bedienter. Zweimal erscheint das Pferd nur mit dem Kopfe in der Tür und geht wieder zurück. Dann erst „reitet" es in die Stube.)

Rittmeister: Hört, ihr Herren und Damen, und ihr, geehrtes Publikum!
Ich habe euch einen schönen, guten Abend zu wünschen.
Hört, ihr Herren und Damen, und ihr, geehrtes Publikum!

Ich bin erschienen,
um euch zu bedienen

und euch meine Erlebnisse selbst vorzutragen, weil ich solch ein berühmter Ritter bin.
Habe Städte und Länder durchritten und durchzogen;
Bin gewesen in Paris, auch in Berlin,
und überdies habe ich sehr viel gelesen.
Die Herren Musikanten wollen mir aufwarten mit einer Ekassee (Ecossaise: schneller Tanz).

(Der Rittmeister reitet. Wenn er mit der Klingel klingelt, verstummt die Musik.)

Rittmeister: Einst bin ich geritten durch Sachsen,
wo die Mädchen auf den Bäumen wachsen.
Hätt' ich's mir so recht bedacht,
dann hätt' ich ein Stücker drei, vier, fünf mitgebracht.
Aber ich habe mich auch so besonnen,
ich dachte, bei dem Herrn Gastwirt ... wären auch noch welche [zu bekommen.

Einst bin ich geritten durch Hessen.
Da gibt es viele Schüsseln und nichts zu fressen;
Da gibt es saures Bier und bitt'ren Wein.
Der Deiwel mag in Hessen sein!

Einst bin ich gereist durch die große Stadt Moskau. Da hab ich mich aufgehalten zehn Monate und zwölf Tage lang mit meiner Schwiegermutter. Und weil ich auf der Zurückreise mein Geld alles verzehrt hab', so möchte ich die Herren und Damen und das ganz geehrte Publikum bitten, ob mir auch jeder eine kleine Gabe mitteilen möcht'! Es mag sein ein Taler bis vier, fünf Taler, es soll mir nicht zuviel sein.
So möcht' ich zwei Teller und ein Licht herausbitten, um daß mein erster Bedienter herumgehe und das Geld einkassiere.
Und die Herren Musikanten möchten die Güte haben, mir aufzuwarten mit einer Polkamusik.

(Die Musik spielt, er tanzt.)

1. Bedienter: Hören Sie, Herr Rittmeister!
Ich verkündige euch, daß eure Schwiegermutter ist aus Berlin nachgekommen, um daß sie ein wenig mit Ihnen sprechen will.

Rittmeister: I der Deitschger auch! Die alte Hexe schon wieder da!

(Er klingelt. Die Musik verstummt.)

Rittmeister: Hört, ihr Damen und Herren, und ihr, ganz geehrtes Publikum!
Ich verkündige euch, daß meine Schwiegermutter mir ist aus Berlin nachgekommen, auf daß sie ein wenig mit mir sprechen will.
So möchte ich die Herren und Damen bitten, ob meine Schwiegermutter auf eine Weile hereingeführt werden kann?

(Schwiegermutter tritt ein, Kiepe auf dem Rücken, Strauchbesen darin.)

Schwiegermutter: Höre mal, mein Schwiegersohn! Du treibst dich hier in den Wirtshäusern herum und hast zu Hause Frau und Kinder, die du ernähren sollst!

Rittmeister: Frau und Kinder sind meine Sache!

Schwiegermutter: Ja, deine Sache! Von wo hast du den Schimmel her? Den hast du gestohlen!

Rittmeister: Den Schimmel habe ich mir erworben im Kriege gegen Frankreich.
Da bekam ich den Tag einen Eimer Häcksel und drei Schwingen Wasser.
Die Musikanten möchten mir aufwarten mit einer Polkamusik.

(Rittmeister tanzt. 1. Bedienter tanzt mit der Schwiegermutter.)

Rittmeister: Einst bin ich gereist durch ein Dorf. Da fand ich zwei Häuser. Eins war leer, und in dem anderen waren zwei alte Weiber.
Die beiden alten Weiber — eins nackend, das andere ohne Kleider.
Da nahm ich das Weib ohne Kleider und ging mit ihr ans Meer.
Da fand ich zwei Schiffe, eins, wo kein Boden drin war. Das andere war leer.
Ich nahm das Schiff, wo kein Boden drin war, und das Weib ohne Kleider und fuhr damit übers Meer.
Da kam ich an eine Insel, die heißt Gadonia. Da fand ich eine papierene Kirche und einen hölzernen Pfaffen. Der schrie immer: Zankt ihn, zankt ihn! (Sanctus, sanctus.)
Ich aber verstand ihn: Fangt ihn, fangt ihn!
Da lief ich und lief ein altes Weib um, daß ihm die Perücke vom Kopfe herunterfiel.
Die Herren Musikanten möchten aufwarten mit einer Polkamusik.

(Er tanzt).

Rittmeister: Da griff ich noch eine Spanne weiter und fragte: Was ist denn das? — Das ist ein krankes Mädchen!
Da griff ich noch eine Spanne weiter und fragte: Was ist denn das? — Das sind die himmlischen Ehrentauchen (Ehrenpauken) von meiner Mutter!

Da griff ich noch eine Spanne weiter und fragte: Was ist denn das? — Das ist der Berg Sinai, da Mosis die Gebote herunterholte!
Da griff ich noch eine Spanne weiter und fragte: Was ist denn das? — Das ist der Bach Kidron!
Da rief ich meinen Bedienten. Der nahm seinen harten Stab und stach ihn in den Brunnen. Da war das Mädchen gesund zu derselben Stunde. Und ich war auch dabei.
Da erzürnte ich mich mit des Hohenpriesters Knechte und kletterte auf einen Apfelbaum und brach mir vom Kirschbaum einen habeichenen (halbeichenen? oder hageichenen?) Pflaumenstab und schlug des Hohenpriesters Knechte, daß ihnen das linke Geweih zum rechten Absatz herauskam.

(Polka. Er tanzt. Auch die Schwiegermutter mit dem ersten Bedienten. Dann nimmt der Rittmeister den Besen aus der Kiepe der Schwiegermutter.)

Jetzt wird das Lied gesungen:

Wenn ich des Morgens früh aufsteh
und den Schornstein fegen geh,
klopf ich leise an die Tür:
Schwarzbraunes Mädchen, öffne mir!

„Wer steht denn draußen, wer klopft an,
der so leis' erwecken kann?"
— Ich steh' hier in aller Still',
der den Schornstein fegen will.

„Junggesellen, ihr müßt warten,
bis ich mir den Schlüssel hol',
daß ich schließ die Haustür auf,
daß ihr kommt zu mir ins Haus."

— Jungfer, ich noch eins begehr':
Bringen Sie mir Licht und Besen her,
nicht zu groß, auch nicht zu klein,
so daß er kann in den Schornstein rein.

— Jungfer, ich schon fertig bin,
nehm' Sie euer Licht und Besen hin.

(Rittmeister legt den Besen in die Kiepe.)

Geben Sie mir meinen Tagelohn raus,
daß wir gehen bald nach Haus.

— Eins, zwei, drei und dritthalb Groschen,
was hier verdient, wird auch versoffen!
Dritthalb Groschen ist nicht viel,
Lieben ist kein Kinderspiel.

*

Einige Bemerkungen zum Texte des vorstehenden Spieles und zum Brauche des Fastnachtpferdreitens seien angeschlossen.

Der Text zeigt Verwandtschaft zu Handwerksburschensprüchen und vor allem zu den Predigtparodien, über die F. Lehr 1907 gehandelt hat (Studien über den komischen Einzelvortrag in der älteren deutschen Literatur I: Die parodistische Predigt. Marburger Diss. 1907), vgl. ferner besonders ZVfVk. 12, 224—25; 14, 364—67, 471; 16, 175—85, und Bolte-Polívka, Anm. KHM. 3, 115—119; 254—258 sowie die an den genannten Orten verzeichnete Literatur, vor allem auch C. Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen. Halle 1881. — Die Stelle von den in Sachsen auf Bäumen wachsenden Mädchen findet sich z. B. in einer Tischlerschleifrede (O. Schade nach Frisius im Weimarischen Jahrbuch 4, 294 und R. Wissel, Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit 2, 437, gleichfalls nach

Frisius). Die Worte über das Land Hessen erinnern an den durch Schulbücher verbreiteten Reim:

Im Lande Hessen
Gibt's hohe Berge und nichts zu essen,
Große Krüge und sauren Wein.
Wer möchte wohl in Hessen sein?
Wenn Schlehen und Holzäpfel nicht geraten,
Haben sie nichts zu sieden, nichts zu braten.

Der Schimmel, der täglich einen Eimer Häcksel und drei Schwingen Wasser erhält, leitet zu den nun folgenden Bruchstücken aus „Verkehrter Welt" über, zu der in Vers und Prosa viele Parallelen zu vergleichen sind. Ich erwähne nur das Volksbuch vom „Finckenritter" (Zwickauer Faksimiledruck Nr. 24, hrsg. von J. Bolte): häberner Kaplan, der Amen singt; Schiff ohne Boden und „Das Wachtelmaere" (Maßmanns Denkmäler deutscher Sprache und Literatur, 1. Heft, 1828): hölzerner Pfaffe. Die bedenkliche Geschichte vom kranken und dann geheilten Mädchen, die wie vieles andere in diesem Spiele schlecht überliefert ist, findet sich (ebenso wie die Züge von den nackten oder unbekleideten Weibern und der Kapelle und dem Pfaffen) ausführlicher und besser in der Oberlausitzer „Spottpredigt beim Lichtengang", die C. Müller 1909 in der ZVfVk. 19, 177—78 veröffentlicht hat. In Ostpreußen wurde sie (und wird wohl noch heute) in Dorfwirtshäusern und Studenten- und anderen Kneipen als Predigtparodie in vorgerückter Stunde mitgeteilt. — Das Schornsteinfegerlied samt der Melodie (teilweise mit anderen Strophen) ist unter anderem in einer Elbinger Arbeit über Elbinger Schornsteinfegerleben von meinem Schüler Otto Schemmerling 1932 aufgezeichnet worden. Es hat keine innere Beziehung zum Spiel, und nur der von der Schwiegermutter des Rittmeisters in der Kiepe mitgeführte Besen gibt äußeren Anlaß, es als Schlußlied zu verwenden — wie ja überhaupt das mitgeteilte Spiel in der vorliegenden Form aus ziemlich willkürlich aneinandergereihten Stücken besteht, bestimmt, die Zuschauer zum Lachen zu bringen und dadurch ihre Gebefreudigkeit zu erhöhen. Denn auch in diesem entarteten Spiel handelt es sich um einen zum Bettelumzug herabgesunkenen männerbündischen Brauch. Der Schimmelreiter (besser Schimmelträger) heißt im Munde der Fischer „Faustlowens-Pierd-Rieder" und stellt sich so dem süddeutschen Fastnachts-Rößlein-Reiter zur Seite, von dem W. Mannhardt (Wald- und Feldkulte 1, 541) schreibt: „Am unsinnigen Pfinztag (Donnerstag vor Fastnacht) laufen um Hall, Innsbruck, Götzens, Ambras die Hexen und Hutler, d. h. bunt gekleidete mit Besen (!) und Peitschen versehene Jungen, welche das Fastnachtsrößlein, ein künstliches Roß, und seinen Reiter begleiten, knallen und kehren die Zuschauer mit kotigen Besen ab. Ihr Umzug gilt als unerläßlich, damit der Flachs und Mais gedeihe; je mehr Hutler gehen, desto besser schlägt die Ernte aus." — Es ist begreiflich, daß in einem Dorfe wie Bohnsack, in dem neben den Fischern nur wenige Handwerker, Kaufleute, Beamte, Arbeiter und nur zwei Bauern wohnen, der das Pflanzenwachstum fördernde Zweck des Umzuges einer Verkörperung des rossegestaltigen „Vegetationsdämons" in den Hintergrund getreten ist, und daß keine Wendung des Spieles mehr auf ihn hinweist. So konnte auch der Besen, der im süddeutschen Rößleinreiten zur Fastnacht noch eine so „handgreifliche" Rolle spielt, an den Schornsteinfegerbesen erinnern und das Schornsteinfegerlied als Abschluß des Spieles heranziehen. Hatten schon A. Kuhn (ZfdA. 5, 1854), W. Mannhardt (außer in den Wald- und Feldkulten auch in den Mythologischen Forschungen, Straßburg 1884) und Leopold von Schroeder (Mysterium und Mimus im Rigveda, Leipzig 1908) das Schimmelreiten der Zwölften, der Fastnacht, der Ernte- und anderer bedeutsamer Zeiten in wichtige Zusammenhänge gestellt, so haben neuerdings die Forschungen von Viktor Waschnitius (Perht, Holda und verwandte Gestalten = Sitzungsberichte der Ak. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Kl., 174. Bd., 2. Abh., Wien 1914), Karl Meuli (Bettelumzüge im Totenkultus, Opferritual und Volksbrauch. Schweiz. Arch. f. Vkd. 28, 1—38, Maske, Maskereien. HDA. 5, 1747—1852), Richard Wolfram (Robin Hood und Hobby Horse. Wiener

prähist. Zs. 19, 357—374), O. Höfler (Kultische Geheimbünde der Germanen 1, Frankfurt a. M. 1934, besonders S. 46ff.) und R. Stumpfl (Der Ursprung des Fastnachtsspiels. Zs. f. Dtkd. 1934, 286—297, Das Fortleben germanischer Kultspiele im Volksbrauch, Vortrag in der Berl. Gesellsch. f. dt. Vkd., vgl. Völk. Beobachter vom 30. 11. 1935) die Frage der Herkunft der im heutigen Volksbrauche üblichen Umzüge vermummter Gestalten in den Festzeiten erneut aufgerollt. Von L. Weisers Habilitationsschrift angeregt, gehen namentlich Höfler, Wolfram und Stumpfl auf die merkwürdigen Übereinstimmungen der mannigfachen — auch vorgeschichtlichen — Zeugnisse des Brauchtums germanischer Männerbünde mit denen des Brauchtums ihrer Nachfahren in der Gegenwart ein. Die Tendenz, „unentwegt auf Schlüsse ex silentio zu bauen und möglichst viel Volkstümliches als jung, modern auszugeben", scheint mir durch die Belege und Darlegungen der Genannten in der Tat erschüttert zu sein. — So wenig das von mir vorgelegte Schimmelreiterspiel auch dazu beitragen kann, diese Zusammenhänge zu erhellen, es dürfte als ein neues Zeugnis dieses Brauchtums an sich und seines Fortwucherns willkommen sein. Ob es vielleicht einst von einem zunftartigen Zusammenschluß der Bohnsacker Fischer — also auch von einem Männerbund — getragen worden ist, habe ich bisher nicht ermitteln können. Zur Zeit bestehen — wie mehrere von mir angeregte Untersuchungen ostpreußischen Fischerlebens zeigen — Fischerinnungen, die noch aus älterer Überlieferung stammen, nicht mehr. Was jetzt davon vorhanden oder im Werden ist, dient vornehmlich wirtschaftlichen Zwecken.

*

Anhangweise sei aus meinen Materialsammlungen noch eine neue Parallele zu den wahrscheinlich als Darstellung kultischer Umzüge oder Szenen zu deutenden Gestalten auf den Goldhörnern von Gallehus (5. Jahrhundert n. Chr.) erwähnt. Am Weihnachtsheiligen- oder ersten Feiertagsabend erscheinen in Eßerningken bei Popelken im ostpreußischen Kreise Labiau mit dem Schimmel zusammen Bär, Storch, Tod, ein altes Weib, ein Jude und, wie mir Lehrer Reich schreibt, „eine andere sehr merkwürdige Gestalt, ein Mann mit einer anderen (ausgestopften) Person (Figur) auf dem Rücken: der Hubbelsackträger." Höfler (a. a. O. S. 58) macht zu der in Rede stehenden Gestalt auf dem Horn von Gallehus, die eine zweite etwas kleinere Gestalt (augenscheinlich auch eine Puppe) in Beckenhöhe über Kreuz trägt, die Anmerkung: nach W. von Schulenburg (Wendisches Volkstum, Berlin 1882, S. 137) gehe am 2. Fastnachtstage beim Zampern „die doppelte Person" herum: ein Mann, der vor dem Leibe eine schräg abstehende Puppe aus Stroh aufgebunden habe: „Der Tote (!) trägt den Lebenden." Weiter erwähnt Höfler, daß bei F. Behn, Altgermanische Kunst ², 1930, Tafel 29, zwei durchbrochene Gürtelzierate aus Hessen abgebildet seien, die ebenfalls zwei Menschen darstellen, die wie auf den Hörnern von Gallehus überkreuzt liegen und in der Mitte „miteinander verwachsen" scheinen.

Königsberg i. Pr. Karl Plenzat.

Lesefrüchte aus einem Kriegsbuch des 17. Jahrhunderts.

1. „Männliche" und „weibliche" Kielbalken. In dem Kriegsbuch des Grafen Johann von Nassau-Siegen (1561—1623), das sich im Wiesbadener Staatsarchiv Abt. 171 K 923 befindet[1]), ist auf Blatt 244 v. folgende seltsame Mitteilung zu lesen:

„Nota in Schweden wirt vleiszig in acht genohmen von den Amiralen und Sehekapitänen, welches schiff des tags oder des nachts, weil darinnen ein groszer unterscheidt ist, am besten und geschwindesten segelt, welches dann daher kommen soll, je nach dem das hauptholtz, unden der gratt, darinnen alle balcken gezappet werden, ist, nämlich ob es das weiblein oder das menlein vom holtz seye, und durch diese obscrina-

[1]) Zum Inhalt vgl. M. Jähns, Gesch. d. Kriegswissenschaften 2 (1890), 911ff.

tion haben die Schweden oft sehwerts victori gegen die Denen erhalten, weil einer des tags und des nachts geschwinder segelt."

Nähere Angaben über die geheimnisvollen Kräfte des Kielbalkens werden leider nicht gegeben. Die an die phantastischen Erzählungen alter Seebären erinnernden, innerhalb ausgebreiteter Ausführungen militärwissenschaftlicher Art sich findenden Angaben hatte der Graf während seiner Überfahrt nach Livland oder während seines Aufenthaltes in diesem Lande in den Jahren 1601 und 1602 erfahren. Ihm war damals der Oberbefehl über die schwedischen Streitkräfte gegen die polnische Armee im Erbfolgekrieg übertragen worden.

Der hier angeführte Glaube an geheimnisvolle Kräfte, die im Hauptbalken des Schiffes ihren Sitz haben sollen, ist wohl in die germanischen Vorstellungen von den in Pfosten und Pfählen zu verehrenden Gottheiten einzureihen, die in Norwegen bis in die neueste Zeit hinein fortgewirkt haben, „wo nicht nur einzelne Balken, sondern vor allem auch tragende Balken verehrt wurden" (HDA. 1, 856). In ihnen wählen sich gute und böse Geister ihren Sitz. Vor allem ist mit diesen Anschauungen wohl der Glaube an den Klabautermann zusammenzubringen, der beim Bau eines Schiffes auf dasselbe mit einem Balken kommt, in dem die Seele eines unter dem Herkunftsbaum begrabenen ungetauften Kindes oder eines mittels „Durchziehens" vom Bruchschaden geheilten Menschen wohnen soll (HDA. 4, 1438).

2. Schneeschuhe. Im selben Bande macht der Graf auch eine Mitteilung über die Verwendung von Schneeschuhen. Es dürfte wohl die erste Erwähnung sein, die über dies Sportmittel nach Deutschland übermittelt worden ist. Aber als solches hätte es wohl kaum die Aufmerksamkeit des schwedischen Oberbefehlshabers gefunden, sondern er prüfte die Verwendungsmöglichkeit der langen Hölzer für kriegerische Unternehmen, wie er sie bei den Finnen fand. Denn nicht die Schweden waren die Besitzer, sondern nach dieser Mitteilung müßte angenommen werden, daß auch die Schweden dies Beförderungsmittel erst von ihren nördlichen Nachbarn kennengelernt haben. Bedauerlich ist für den Grafen die Feststellung, daß dies vorzügliche Mittel, um sich schnell auf dem Schnee fortzubewegen, nur in der Ebene zu verwenden ist und nicht etwa in den Bergen seiner Heimat! Denn wie er selbst angibt, hat er Schneeschuhabteilungen etliche Male in Livland gegen den polnischen Gegner gebraucht und „ihme starck einfall in sein lager gethan".

Im übrigen findet sich: Nota: die Finden bey Schweden, wan sie des winthers zu felt ziegen und der schne hart gefroren ist, das er übertraget und keiner zu pferdt außer der bahn vortkommen kan, brauchen sie schu, acht fusz lang und eine handt breit und von dennenholtz gemacht sein, uff welchen sie des tags zehn bis zwelf teutze meilen mit gewehr, sack und pack lauffen und den feindt, welcher sie nicht verfolgen kan, mit einfällen in die zug- und schlachtordnung zu schießen thun. Man stehet mitten uf den schuen und hat in der mitten ein ledderband, da man den fusz inthut. Die schuhe seindt etwas geschweift, wie das muster ausweist. Es muß aber ziemlich eben land sein, da man sie gebrauchen solle. Doch hat man, da es etwas hügel hat, an dem lynken schu etwa ein hand breit ein fell angebracht von perdehauten, damit man haften kan, warbei die hare vor sich gewendet werden.

Man sieht, wie aufmerksam der Graf diese fremdartigen Schuhe, deren Benennung er leider nicht mitteilt, betrachtet hat, aber auch, wie in Material und Form jene Geräte von unsern verschieden sind.

Wiesbaden. Karl Wolf.

Bücherbesprechungen.

Meier, John: Deutsche Volkslieder, Balladen. Unter Mithilfe von Harry Schewe und Erich Seemann gemeinsam mit Wilhelm Heiske und Fred Quellmalz hrsg. 1. Teil. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & Co. 1935. XLIV, 321 S. Lex. Oktav. 16,50 RM. (Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien, hrsg. vom Deutschen Volksliedarchiv, 1. Band.)

„Des Knaben Wunderhorn", das 1806—1808 erschien, weckte den Wunsch nach einer umfassenden Hebung des deutschen Volksliederschatzes, die auch von dem Germanisten Uhland und den Musikgelehrten Erk und Franz Magnus Böhme in Angriff genommen wurde und 1893 zur Herausgabe des großen dreibändigen 'Deutschen Liederhortes' führte. Aber bald zeigte sich, daß weder der vorhandene Reichtum erschöpft war, noch die Texte und Melodien weiteren Forschungen eine überall sichere Grundlage boten. Diese Erkenntnis bewog John Meier, der bereits eingehende Studien über das Verhältnis von Volkslied und Kunstlied angestellt hatte, 1914 im Bunde mit dem Verbande Deutscher Vereine für Volkskunde das Freiburger Volksliederarchiv zu begründen, das durch seine Landesstellen alle seit 1700 lebenden Lieder und Weisen sammeln sollte und heute bereits über mehr als 200000 Nummern verfügt. Trotz der Ungunst der Zeit gelang es ihm auch durch die Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und des Reichsministeriums des Innern das ältere Material durch Bereisung von Bibliotheken heranzuziehen, den gesamten Schatz zu ordnen und mit einem Stabe von tüchtigen Mitarbeitern nach allen Richtungen hin zu prüfen, um die Entwicklung von Texten und Melodien festzustellen. 1928 begann nach der Begründung des Jahrbuches für Volksliedforschung auch die Ausarbeitung der auf 11 Bände berechneten Sammlung. Auf zwei Bände mit Balladen sollen in Bd. 3—8 historische, Liebes-, Geselligkeits-, Stände- und geistliche Lieder folgen, dann der Registerband nebst Glossar und endlich zwei Bände Kinderlieder den Schluß machen.

Vor uns liegt der erste, 31 alte Balladen umfassende Teil, der eine Leistung von überraschender Fülle und Gediegenheit darstellt. Wir erhalten mit dem jüngeren Hildebrandsliede beginnend eine ganze Reihe mittelalterlicher Sagen von Ermenrich, Gudrun, Wolfdietrich, Tristan, Herzog Ernst, Moringer, Tannhäuser; und wir werden überrascht durch acht bei Erk-Böhme fehlende Balladen, die teilweise in niederländischen Fassungen (Nr. 5, 29), teils nur durch neuere Aufzeichnungen aus der Sprachinsel Gottschee (3, 4, 9, 11) oder Schlesien (8) auf uns gekommen sind, aber auf ein hohes Alter Anspruch machen dürfen. Andere haben neue Titel erhalten: Die Geburt im Walde (früher: Der Reiter und seine Geliebte), Grausiges Mahl (Wechselseitige Rache), Erlösung vom Galgen (Die treue Schwester). Auf die Gestalt der ausgewählten Texte und Weisen ist die größte Sorgfalt verwendet. An diese schließt sich jedesmal eine Wiedergabe des Inhalts, ein Verzeichnis sämtlicher Handschriften und Drucke, das auch die landschaftliche Verbreitung überblicken läßt (bei den Königskindern Nr. 20 sind es z. B. 488 Texte und Melodien, die in mehrere Gruppen zerfallen), endlich eine Entwicklungsgeschichte des Textes und der Melodien, die Ursprung und Wandlungen behutsam prüft und das Alter der oft sehr entstellten Texte festzustellen sucht. So ist der Moringer (Nr. 12) sichtlich eine Spielmanns-

dichtung des 13.—14. Jahrh., während in den Balladen von Gudrun (3, 4), Wolfdietrich (5, 7), Tristan (9) der Name des Helden verlorengegangen ist. Überraschend ist die Verbreitung einzelner Balladen im Ausland, nicht bloß in den Niederlanden, Dänemark, Schweden, sondern auch bei Romanen, Slaven, Letten, Esten.

Um von der Fülle des Stoffes und der zu bewältigenden Schwierigkeiten eine Vorstellung zu geben, verweise ich auf die aus der Hero-Leandersage hervorgegangene Ballade 'Die Königskinder' (Nr. 20), von der nicht weniger als 317 Textfassungen angeführt werden, denen sich noch 171 außerdeutsche Nummern anschließen. Sie zerfallen in acht Gruppen, die eine Wanderung von Innerdeutschland nach dem Norden erkennen lassen, und z. T. zerstückelt (Ach Mutter) oder mit anderen Motiven (Väterhaß, Jüdin) verbunden sind. Ebenso weisen die verschiedenen Melodien nach den Untersuchungen von Quellmalz oft Kontamination mit anderen Melodien auf; die berühmte Strophe 'Ach Elslein' erscheint vielfach aus der Ballade abgelöst und mit einer lyrischen Weise verbunden. — Überraschend wird für viele Leser sein, wie sich durch die Vergleichung mit englischen und französischen Balladen die Entstehung des 'Schlosses in Österreich' (Nr. 24) darstellt. Ein Student zu Paris hat als Liebespfand von einer höhergestellten Jungfrau eine Kette erhalten; als ihr Vater diese erblickt und Aufklärung verlangt, verweigert der Jüngling diese; er wird in den Turm geworfen und erleidet den Galgentod; aber seine Verwandten nehmen dafür grausame Rache. In der englischen Ballade von den Oxforder Studenten sind an Stelle der unschuldig Hingerichteten zwei, in der französischen 'Les écoliers pendues' drei in Paris studierende Brüder getreten. Im deutschen Liede sind viele Motive umgebogen oder verändert; das niederösterreichische Schloß Rosenberg wird als Heimat des Helden, später als Ort der Hinrichtung genannt; auch die bis ins 14. Jahrhundert zurückreichende Ballade vom 'Herrn von Braunschweig' (Nr. 23) hat eingewirkt, während die vom 'Alten Mann und Schüler' (Nr. 25) wohl verwandt, aber ursprünglich selbständig ist. Dieses Ergebnis ist in umständlicher, scharfsinniger Vergleichung von 431 Fassungen gewonnen und mag als ein weiteres Beispiel für die Fülle neuer Aufschlüsse, die uns dieser erste Band liefert, dienen. Bei dem vielfach bewährten Organisationstalent John Meiers und der Tüchtigkeit seiner Mitarbeiter dürfen wir auf ein rüstiges Fortschreiten des ganzen Werkes hoffen.

Als bescheidener Nachtrag mögen ein paar Verweise folgen: S. 140 Bolte-Polívka, Anm. 3, 521 und das prosaische Volksbuch 'Alexander von Metz' Nd. Jb. 42, 60. — S. 196 J. Koepp, Das Antwerpener Liederbuch 1929 S. 138. — S. 230 Bolte, Tijdschrift v. ndl. taalk. 14, 131[1]. J. B.

Neue Beiträge zur irischen Volkskunde.

Nirgendwo im Westen Europas fließt der Strom der alten erzählenden Volksüberlieferung so reich und stark, wie in den Gegenden Irlands, in denen sich noch die alte irische Sprache am Leben erhalten hat. Denn zwischen dieser Sprache und der Überlieferung scheint ein enges Band zu bestehen. Man bekommt beinahe den Eindruck, daß sich diese Geschichten nicht in englischer Sprache erzählen lassen. Die Übersetzungen, die man hie und da antrifft, sind schwache Nachbildungen, die die Zuhörer nicht zu fesseln vermögen und deswegen bald absterben. Auch in Irland ist das stete Schwinden der Überlieferung wohlbekannt, und auch hier ist wohl sehr vieles der Sammeltätigkeit entgangen; um so mehr muß man sich freuen, daß jetzt ein sehr energischer Versuch gemacht wird, das noch Lebende zu retten. Im vorigen Jahr wurde von der Regierung des Freistaates eine „Folklore Commision" ernannt, der für fünf Jahre jährlich 5000 £ zur Verfügung gestellt wurden. Und schon strömen die Aufzeichnungen ein; etwa 50000 Seiten hat man zusammengebracht, weitaus überwiegend Märchen und Erzählungen. Eine Sammlungsarbeit ist organisiert, Mitarbeiter sind gewonnen, und man kann schon erkennen, daß die europäische Volkskunde aus Irland die wertvollsten Beiträge erhalten wird.

Es wäre sicher verfrüht, den Ergebnissen der volkskundlichen Tätigkeit in Einzelheiten nachgehen zu wollen. Die Zeitschrift Béaloideas hat mit den erschie-

nenen vier Bänden eine schöne Auswahl zugänglich gemacht. Daneben aber hat das rege Bestreben der Regierung, irischen Lesestoff zu schaffen, auch für die Volkskunde Bedeutung gehabt, weil eben Märchen und Sagen dabei die größte Rolle spielen. Es enthalten übrigens diese kleinen Bücher ein buntes Durcheinander von altem und neuem Stoff, volkstümlich und literarisch. Der Sprache wegen sind sie sämtlich recht schwer zugänglich, und es schien deshalb nicht unangebracht, kurz anzugeben, welche Märchen sich hier finden, mit den üblichen Nummern nach dem Kataloge Aarne-Thompsons (FFC. 74).

Aus Südirland von der irisch sprechenden Bevölkerung der Grafschaft Waterford stammt das Büchlein Sceulta Mhicil, An fear mór do sgriobh. (Dublin o. J.) Alle Geschichten stammen von einem einzigen Erzähler. Die Märchen sind: Vom dummen Weibe (Mt. 1384), Die Maus als Braut (Mt. 402), Der Schmied und der Teufel (Mt. 330), weiter Mt. 592, Mt. 1535, Eine Geschichte von den Unterirdischen und einige geschichtliche Anekdoten.

Aus etwas älterer Zeit — 1919 —, als der Verein für die Förderung irischer Sprache jedes Jahr für eingesandte Aufzeichnungen Preise gab, stammt der Inhalt des Buches. Scéalta triúir, Oireachtas 1919 (Dublin o. J.). Erst kommen fünf Geschichten aus der Grafschaft Cork: 1. Version von Mt. 123 der Wolf und die Geißlein, 2. vom Suchen nach dem Ältesten, um auf eine Frage Antwort zu bekommen, vgl. D. Hyde, Saint and Sinners S. 40, 3. eine Finngeschichte, 4. das Brüdermärchen Mt. 303 und 5. eine lokale Geschichte. Danach folgen sieben Geschichten aus der Grafschaft Galway, wovon drei volkstümlich sind: Mt. 15 Katze und Maus, Mt. 123 Wolf und Geißlein, Mt. 567 Die drei Söhne des Schneiders und Mt. 650, Der junge Riese. Die danach folgenden Geschichten aus der Grafschaft Kerry sind wohl als freie Dichtungen aufzufassen.

Das Büchlein Sgéilíní na Finne, Andrias ó Baoighill (Dublin 1928) enthält nur ein paar Tiermärchen, Nr. 2: vom singenden Raben Mt. 57 und 3: die einzige Kunst der Katze Mt. 108. Weit reichhaltiger ist die Sammlung Béaloideas Bhéal Átha an ghaorthaidh, Conchubhar ó Muimhneacháin do bhailigh (Dublin 1934). Die Sammlung stammt aus der Grafschaft Cork. Der Inhalt ist: Nr. 1: Der Königssohn auf der Brautfahrt, eine längere Geschichte mit Motiven aus Mt. 513 und 506 bis 507, auch das Motiv: Blut im Schnee. Nr. 2 ist eine lokale Geschichte, Nr. 3: Die schweren Aufgaben — Kartenspiel usw. etw. Mt. 531, Nr. 4: Schelmenstreiche, Nr. 5: von einem Dichter, Nr. 6: Mt. 316, Nr. 7: Kettenmärchen, Nr. 8: Finngeschichte, Nr. 9: vom einfältigen Knaben Mt. 1600, Nr. 10: Mt. 425, etwas fragmentarisch, Nr. 11: Mt. 1641, Nr. 12: Der Witwensohn Mt. 675, Nr. 13: Kettenmärchen, Nr. 14: von Gespenstern, Nr. 15: von Schelmen, Nr. 16: Das böse Weib und der Teufel Mt. 1176, Nr. 17: Mt. 650, Nr. 18: die ausgesponnene, romantische Behandlung des Stoffes Mt. 301, die in Irland ungemein populär geworden, Nr. 19: Mt. 1735, Nr. 20: Mt. 901, Nr. 21: eine lokale Geschichte.

Während dies Buch nur Volkskundliches enthält, bieten andere daneben auch moderne Sachen. So das Buch: Sgéalta na n-Oileán, Peadar ó Direáin (Dublin 1929). Nr. 1: Mt. 510B mit Motiven aus Mt. 710, Nr. 2: etwa Mt. 403, Nr. 5: die zwölf Schwäne Mt. 451, Nr. 9—10: Schilderungen aus dem alten Volksleben, Nr. 11: Episodenmärchen mit Motiven aus Mt. 1640, 1049, 1069, 1088, Nr. 12: von den Unterirdischen, Nr. 13: Mt. 561, aus einem Buche ?, Nr. 17: Mt. 332, Nr. 18: Mt. 592, eine Übersetzung ?. Die ausgelassenen Nummern sind modern. Noch mehr gemischt ist der Inhalt des Buches Peadar chois fhairrge (Dublin 1934), das auch auf dem Titelblatt verspricht, außer alten Sachen auch Neugedichtetes zu bringen. Neben Schilderungen aus dem Volksleben steht S. 127 eine gute Version des in Irland überaus verbreiteten Märchens Mt. 313 und S. 140 Mt. 326, wenigstens Motive davon. Lauter Finngeschichten sind gesammelt im Buche: Oidhche Áirneáil i dtír chonaill, Fearghus mac Róigh do scriobh sios a us do chuir i n-eagar (Dundalk 1924), darunter auch die Sage von dem bergentrückten Helden (HDA 1, 1056ff.). Vom selben Herausgeber rührt auch das Büchlein her: Daoine beaga agus daoine móra (Dundalk o. J.), Geschichten aus Donegal. Neben Erzählungen von den Unterirdischen und

Gespenstern haben wir hier auch Märchen: Mt. 480, 910B., 1696, 326. Eine gleichartige kleine Sammlung aus Kerry ist: Leanbh na Gaedhealtachta. Éithne ní Dhonnghaile do bhailigh (Dublin o. J.), wo sich Kinderlieder und Rätsel finden, wie auch die Märchen Mt. 2563, 327C., 247. Von den drei Märchen in dem Buche: Giolla na leisce agus dhá scéal eile. Tomás ó hAodha do scríobh (Dublin o. J.) ist das erste volkstümlich: Mt. 1696, mit Mt. 571 — zum Lachen zu bringen — verbunden, Nr. 2: Mt. 510 hat vielleicht literarische Motive, z. B. Schuhe aus Glas, das dritte stammt aus einem Buche. Sicher volkstümlich sind dagegen die zwei Märchen des Büchleins: An gréasaidhe mór ó Éirinn agus giolla nan airm deirg. Pronnséas ó Suilleabháin do sholáthruig (Dublin o. J.). Es sind Mt. 300 und die oben erwähnte freiere Behandlung des Typen 301. Weit ausgesponnen nach dem Muster der älteren irischen romantischen Erzählungen ist die Geschichte. Tóruigheacht mhadadh na seacht gcos. Pádraic mac Aodháin d'aithris (Dublin o. J.). Die üblichen Motive — Stiefmutter, Kartenspiel, gefährliche Reise — sind zusammengewoben.

Weniger ergiebig sind einige Sammlungen, in denen neugedichtetes und übersetztes Gut überwiegt. So das Buch: Scéalta choisteallaigh. Tadhg s Seoighe do sgriobh (Dublin 1929). Nr. 2 ist das Märchen vom dummen Knaben Mt. 1600. Von den Araninseln stammt das Buch: Sgéalaidhe Leitir mealláin. Peadar ó Direáin (Dublin 1926). S. 9 steht Mt. 710, weiter Sprichwörter, Rätsel usw., S. 54: der Mann aus dem Paradiese Mt. 1384, S. 64 Mt. 563, S. 72 Mt. 930. Schließlich soll eine Sammlung von Sagen und Volksglauben aus Kerry erwähnt werden: Clocha Sgáil, von „Common Noun"-Seán ó Dálaigh (Dublin 1930).

Oslo. Reidar Th. Christiansen.

Anthropos, Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. Hrsg. vom Anthropos-Institut St. Gabriel-Mödling b. Wien 1932. Bd. 27. 1035 S.

Neben der Ztschr. f. Ethnologie darf der „Anthropos" als führende völkerkundliche Zeitschrift bezeichnet werden. Es charakterisiert ihn einmal, daß er die Kulturkreislehre P. Schmidts vertritt, und daß, weil Missionare seine hauptsächlichsten Mitarbeiter sind, hier ein unvergleichlich quellennahes und frisches Material geboten wird, bei dem die Gebiete Glaube und Erzählung im Vordergrunde stehen. Wenn, was ich in einer eigenen Schrift demnächst hoffe zeigen zu können, der Kulturkreisgedanke für die Volkskunde Bedeutung hat, dann wird diese Zeitschrift in allen ihren Teilen unserer Arbeit nahe rücken. Heute interessiert an dieser Stelle vor allem W. Peßlers Aufsatz „Die geographische Methode in der Volkskunde", der die Genese des Atlasgedankens vor Augen führt und einen reichhaltigen Literaturnachweis erbringt. Marie Pancratius handelt über das Märchen vom Rotkäppchen in einem Aufsatz „Aus mutterrechtlicher Zeit". Nicht alles, was sie bringt, entspricht den exakten Methoden, die wir von der Märchenforschung heute fordern; auf den ersten Blick erinnert der Aufsatz sogar an die Klitterungen der „mythologischen Schule". Dringt man aber durch dieses Wirrwerk hindurch, dann ergeben sich mehrere hübsche und nicht unwichtige Bemerkungen. P. will für die vorneolithische Zeit, d. h. die Vorackerbauzeit, eine Todesgöttin erschließen, von der das Märchen Grimm KHM. 42. 43 Entscheidendes bewahre. Sie wirft es mit dem Rotkäppchenmärchen zusammen. Das deutet bereits auf P.s entscheidenden Fehler in allen ihren Erörterungen, die mangelhafte Quellenkritik, hin, und von hier aus gleitet sie dann in manche phantastische Ansichten ab. Nicht zum Rotkäppchen-, sondern zum Märchen „Frau Trude" oder „Herr Gevatter" gehören ihre Darlegungen, die sie weiter mit einer bisher unveröffentlichten ostpreußischen Variante schmückt. Ich benütze die Gelegenheit, Bolte-Polívkas Notierungen zu diesem Märchen (1, 375ff.) zu ergänzen. Es erscheint noch einmal in Ostpreußen: Hertha Grudde, Plattdeutsche Volksmärchen aus Ostpreußen, 1931, S. 114ff., in Schlesien: Peuckert, Schles. Sagen, 1924, S. 103, Pommern: Jahn, Volkssagen S. 337f. 358f., Niederösterreich: F. Kießling, Frau Saga im niederösterr. Waldviertel 5, 61; bei Korth,

Bergheim S. 10; im Elsaß: Stöber 1858, S. 7f, Stintzi, Die Sagen des Elsasses, 1929. 1, 16f.; Luxemburg: La-Fontaine, Sagen S. 77f. — Ich fahre fort. Schmidts Besprechung von R. Kriß, Volkskundliches aus altbayr. Gnadenstätten II, darf nicht übersehen werden; S. 651 wird der Reitzensteinschen Lehre, den Primitiven sei der Zusammenhang zwischen Koitus und Schwangerschaft unbekannt, in bezug auf die Trobriander, von denen es Malinowski kürzlich behauptete, widersprochen; S. 641f. wird auf einen Aufsatz von Schultz in Volk und Rasse 6, 65ff. hingewiesen, der von altarischen Restvölkern erstaunliche volkskundliche Nachrichten (Schimmelreiter usw.) enthielt. Ich notiere weiter eine Reihe uns wichtiger Angaben aus verschiedenen Aufsätzen; so Norbert Agheci, Emblèmes et chants S. 417ff., wo vielleicht Wurzeln für den von Bolte hier behandelten Schwank vom „Zeichendisput" sichtbar werden. Dem Sagenforscher bedeutend ist Schumachers Angabe über die zentralafrikanischen Pygmäen, in deren „Erzählungen" die Erinnerung 10—12 Generationen zurückreicht; vgl. Peuckert, Sage und Geschichte, im „Deutschen Bildungswesen" Nov. 1933. Bei den Indianern im bolivianischen Chako, über deren Schadenzauber Interessantes berichtet wird, erscheint der Tote — wie bei uns — im Windstoß (S. 283). Von dort her werden überhaupt viele Begräbnisgebräuche mitgeteilt, die uns angehen, so etwa das Räumen des Hauses, das dem Toten überlassen wird, und das noch in einem rezenten oberschlesischen Brauch, den Schwester Theophila Urs. Breslau in einer Untersuchung „Volkstümliche Totenbräuche im östlichen Deutschland" kürzlich berichtete, nachlebt. Auch bei den Schilluk begegnet das Begräbnis im Hause: S. 200. Von ihnen berichtet Grazzolara unter viel Wichtigem auch Gewitterbräuche, aus denen ich eine Nachricht S. 197 hervorhebe: der Hexer hat den Zorn des Gewittergottes zu fürchten, flieht vor ihm und versteckt sich hinter Mitreisende; diese weisen ihn fort, um nicht in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Das ist Zug um Zug dasselbe, was uns von den nordischen Trollen und ihrer Beziehung zum Donnergott berichtet wird. Begnüge ich mich mit diesen wenigen Anmerkungen, so soll das nicht bedeuten, daß damit die Punkte, welche uns in diesem Bande interessieren, erschöpft seien; es würde vielmehr mehrere Seiten erfordern, sie aufzuzählen, und deshalb möchte ich nur noch einmal die Wichtigkeit der Hefte für unsere Aufgaben unterstreichen.

W. E. Peuckert.

Tessmann, Günther: Die Baja. Ein Negerstamm im mittleren Sudan. 243 S., 4 bunte, 32 Phototafeln, 19 Tafeln mit Zeichnungen, 1 Karte. Stuttgart, Strecker & Schröder 1934.

Stärker als je lebt im deutschen Volk der koloniale Gedanke. Schon das dürfte viele Augen auf die Monographien der Negerstämme des mittleren Kameruns richten, die T. zur Zeit vorlegt. Was der erste Band über die Baja mitteilt, wird aber darüber hinaus für viele volkskundliche Fragen wichtig. Ich sehe dabei von der eingehenden Schilderung der materiellen Kultur ab, obwohl die Angaben über Hausbau, Dorfanlage, Feldbau reichlich und bedeutend sind, sondern gehe nur auf die Gebiete der Volksdichtung und des Aberglaubens, soweit dieser nicht dem zweiten Bande vorbehalten wurde, ein. Daß Belagerte sich hinter Bienenstöcke zurückziehen (29), kehrt in unseren Sagen oft wieder. Erde aus der Fußspur wird zu einem Zauber benutzt, um den Verfolgten zu stellen (35); auch das kennen wir. Das Ei als Symbol des Lebens im Tod ist heilig (84). Auf etwas Zeigen ist verboten, es bringt dem Objekt Schaden (87; bei uns dem Zeigenden: Peuckert, Schles. Volksk. 110). Die Ziege ist das Tier böser Dämonen (86), bei uns das des Teufels. Unter den Rätseln erinnert das sechzehnte an unsere Redensart von dem Ort, zu dem auch der Kaiser oder König selbst gehen müssen. Wie von den Rätseln mag vom Märchen gelten, daß T. längst nicht alles, was mitgeteilt wurde, wiedergibt. Das ist sehr schade. Aus den abgedruckten Stücken ist fast jedes interessant, so gleich S. 225f. und 234 das Motiv von der Zauberhandlung, die nur gelingt, wenn man sie im Namen des starken Zauberers, der sie mitteilt, ausführt; ihr parallel geht die osteuropäisch-asiatische Schöpfungssage, in der nur „im Namen Gottes" die Teufels-

schöpfung belebt, das Tauchen nach Erde gelingt; vgl. Dähnhardt, Naturs. 1, 1ff. Die Vertauschung der Schlafplätze (226f.) kommt bei uns im Däumlingmärchen wie im Schwank vor. S. 228f. enthält das Motiv vom „singenden Knochen", das Mackensen FFC Nr. 49 behandelte; S. 233 ein schönes und wichtiges Seitenstück zu Grimms „Simeliberg" (Eingang zum Ort der toten Seelen); S. 232 ein Seitenstück zum Märchen von der Flucht der Tiere vor dem Welteinsturz, hier vor dem Ungeheuer. S. 230f. darf man zum Märchen vom klugen Schneiderlein und seiner Verlockung des Einhorns stellen. Ein Münchhausenstück enthält das Märchen „Der Steppenvaran und der Löwe" S. 231: mit einem Schuß wird ein Tier gefällt, das immer das danebenstehende im Umfallen erschlägt. Als letztes begegnet 236 die „Flucht auf den Baum", die kürzlich Elsie Clews Parsons in der Ztschr. f. Ethnol. 54 (1922), 1ff. besprach. Schließlich sei noch auf die vielen mitgeteilten Spiele der Kinder und Erwachsenen hingewiesen, zu denen fast stets europäische Parallelen bestehen; sogar die „goldene Brücke" ist vorhanden; wenn mir auch Tessmanns Deutung des Spieles nicht behagen will. — Alles in allem bedeutet der Band für die vergleichende Volkskunde einen Gewinn. Es wäre zu wünschen, daß die versprochenen weiteren Bände nicht nur recht bald erschienen, sondern gerade auch durch das Eingehen auf die Volksdichtung unserem Bedürfnis Rechnung trügen. W. E. Peuckert.

Höfler, Otto: Kultische Geheimbünde der Germanen. 1. Band. Frankfurt a. M., Diesterweg 1934. XIV, 357 S. Geh. 10 RM., geb. 12 RM.

Höflers Werk setzt sich das Ziel, eine Gruppe der altgermanischen Religion, die dämonischen Gemeinschaftskulte, darzustellen. Der vorliegende 1. Band bringt die religionsgeschichtliche und religionspsychologische Untersuchung; dem später erscheinenden 2. und 3. Teil ist die soziologische und historische Bearbeitung vorbehalten.

Höflers Werk bedeutet einen Wendepunkt in der Auffassung altgermanischer Religion und Kultur. Den Grundbegriff seiner Untersuchung bildet Religion als **Ernsterlebnis, das die Gesamthaltung des Menschen innerlich bindet und seine Handlungen durchgehend bestimmt, das ihn über das Alltagsleben und das Alltagsich hinausführt (S. 6, 16, 273f.). Von dieser menschlichen Grundhaltung aus soll die** Lebensfähigkeit der Mythologie geprüft und erfaßt werden. Das religiöse Ernsterlebnis drängt nach Handlung und Ausdruck, dramatischer und anschaulicher Kundgebung — das ist gute Psychologie —; deshalb wird der kultischen Handlung besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Von einer anderen Seite her wird diese Auffassung dadurch gestützt, daß menschliche Aufzüge in vielen Fällen als Gespenster- oder Dämonenaufzüge aufgefaßt werden (S. 312, 319). Dies besagt aber, daß die epische oder phantasiemäßige Darstellung ihre Einzelzüge sehr oft (nicht ausschließlich) aus der erlebten Wirklichkeit holt. Angesichts dieser Tatsachen genügt es nicht mehr, die Möglichkeit, daß kultische Handlungen älter seien als die mythologische Ausgestaltung, nur im allgemeinen anzuerkennen: diese Möglichkeit muß vielmehr für jeden Einzelzug der Überlieferung erwogen werden. Das ist der zweite Hauptpunkt der vorliegenden Arbeit. (Als Beispiel dafür, daß nach H. Motive nicht aus dem Kult, sondern aus der Literatur stammen, verweise ich auf den Abschnitt „Das Narrenseil", das sowohl im Brauch wie in den Erzählungen vom wilden Heer vorkommt, S. 301ff.)

Die verschiedenen Arten von Vermummung, Tiervermummung, Schwärzen des Gesichtes usw., die man von den ältesten germanischen Überlieferungen angefangen über das Mittelalter bis in die Gegenwart findet, führen zum Begriff des Verwandlungskultes. Durch das Anlegen der Verkleidung wächst der Darsteller über sich hinaus und vereinigt sich mystisch mit dem Dargestellten. Bei den Germanen scheinen es die heroischen Ahnen gewesen zu sein, mit denen der Vermummte sich identifizierte oder verselbstigte. Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn Höfler bei dieser der Völkerkunde und vergleichenden Religionswissenschaft wohlbekannten Erscheinung auch auf die allgemeine Psychologie hingewiesen hätte. Die Fähigkeit der Identifizierung spielt bei den höheren Seelenvorgängen, wie Erinnerung, Reproduktion, Verstehen,

eine große Rolle. Er hätte damit hervorgehoben, daß jene „Verwandlung", völlige Identifikation, nur eine außergewöhnliche Steigerung gewöhnlicher seelischer Tätigkeit ist. Ist einmal der Ernst und die innere Tragweite des Masken- oder Verwandlungserlebnisses erkannt, so ergibt sich die Frage von selbst: Wer durfte sich verwandeln, wer durfte eins mit den Ahnen werden? Die Antwort ergäbe sich vielleicht auch ohne völkerkundliche Parallelen: Nur Auserwählte und dazu Geweihte. Die zu diesem Zwecke Auserwählten sind die mannbar gewordenen Jünglinge, die durch eine Zeit der Probe und Erziehung dazu geweiht werden, und die dann auch die Kernr truppen der Heere bilden. Die Weihe bedeutet also Aufnahme in die Schar der Ahnen — Unsterblichkeit (S. 249ff.). Die geweihte Mannschaft stellt zu bestimmten Festzeiten das wilde Heer oder das Totenheer dar, d. h. sie fühlt sich in kultischer Ergriffenheit eins mit den Ahnen und besitzt dadurch die Kraft der Toten, die Fruchtbarkeit zu fördern, Übel zu bekämpfen oder im Krieg besondere Heldentaten auszuführen. Daß eine derartige Überhöhung des Einzelnen in eine außermenschliche Gemeinschaft ein ernstes und bindendes Erlebnis ist, ist wohl einleuchtend. Die innere Zusammengehörigkeit zwischen jeder Art von Masken und dazu ausschließlich Berechtigten hat sich mancherorts bis in die neueste Zeit erhalten, wie überhaupt die Langlebigkeit von Kultbräuchen und Kulthandlungen, auch wenn ihr Sinn längst vergessen ist, erstaunlich ist. Das kommt wohl letzten Endes daher, daß Formen, die eine echte religiöse Ergriffenheit voll ausdrücken können, überhaupt nur sehr selten geschaffen werden. Almgrens Deutung der bronzezeitlichen Felsbilder Skandinaviens hat dies in letzter Zeit besonders deutlich erwiesen, oder man könnte sagen, auf Grund dieser Tatsache sind die Felsbilder deutbar. Die innere Kraftentfaltung und die geglaubte Tragweite der geschilderten Erlebnisse des Gemeinschaftskultes zeitigt ein hohes Ethos. H. hat an mehreren Stellen in eindrucksvoller Weise betont, daß die Ekstase, das Gedenken an die Toten zur Verpflichtung an Vergangenheit und Zukunft wird, und daß die germanischen Bünde, wie im 2. Bande weiter ausgeführt werden soll, oft staatenbildend und als Schirmer der Ordnung hervorgetreten sind. Es ist dies eine Seite der germanischen Bünde, die beim Vergleich mit ähnlichen Einrichtungen bei den Tiefkulturvölkern besonders in die Augen fällt. Anknüpfend an das Ethos der germanischen Bünde seien zwei terminologische Mängel, die leicht zu Mißverständnissen führen können, besprochen. Es handelt sich um das bei H. nicht gerade oft vorkommende Wort „primitiv". Dem Wort haftet eine Doppelbedeutung an: Es kann herabsetzend „zivilisationslos" oder im guten Sinn „urtümlich" bedeuten. H. verwendet primitiv ausschließlich im positiven Sinn, aber es wäre doch sehr zu wünschen, wenn es im 2. Band vermieden und durch das eindeutige urtümlich ersetzt werden könnte. Der zweite Ausdruck, der mißverstanden werden kann, ist ‚magisch', soweit er in Verbindung mit den Verwandlungskulten gebraucht wird. H. verwendet magisch nur dreimal in dem genannten Zusammenhang und, wie man aus den betreffenden Stellen sehen kann, nicht im landläufigen Sinn; aber der Begriff steht in so starkem Widerspruch zu der eben besprochenen mystischen Grundhaltung der Bünde, daß er besser vermieden wird. Vor allem auch deshalb, weil H. selbst entschieden gegen eine einseitige magische Deutung des germanischen Kultes Stellung genommen hat (S. 13f., 15, 286, 289ff.). Auch gegen andere Einseitigkeiten hat er sich gewendet; gegen die religionsgeschichtliche Angsttheorie und die Ansicht, daß der Kult im wesentlichen gefürchtete Mächte unschädlich machen solle (S. 14). Sowohl magische wie apotropäische Züge kommen auch bei den Verwandlungskulten vor, aber sie sind nicht Grundlage, nicht das einzig Tragende, nur Nebenerscheinung. Daß Angst nicht die Hauptquelle dieser Kulte sein kann, dafür bringt das ganze Werk, besonders die Ausführungen über die altnordischen Überlieferungen, den Beweis: Die innere Haltung der dämonisch Besessenen ist heroisch, sie besteht nicht in Abwehr und sich Zurückziehen vor den übermenschlichen Mächten, sondern im kühnen Niederreißen und Überschreiten der geheimnisvollen Scheidewand zwischen menschlich und außermenschlich.

Der 1. Abschnitt des Werkes beschäftigt sich mit den Sagen vom Wilden Heer, in denen H. zu einem sehr wesentlichen Teil — er betont an mehreren Stellen, z. B.

S. 3, 228, 246, 290, 322f., daß er damit nicht alle Motive der Wilden-Heersagen behandelt, sondern nur einen Teil davon gedeutet habe — Spiegelungen von altertümlichen Kulten sieht. In der Gesamtüberlieferung über das Wilde Heer treten folgende Einzelzüge, die auf kultische Aufzüge mit menschlichen Darstellern hindeuten, hervor: Glockengeläute, zeitliche Gebundenheit des Auftretens (Jahresfeste), verwandte Aufzüge von Werwölfen (als Wölfe verkleidete Menschen), örtliche Gebundenheit des Dämonentreibens, dämonische Wesen im Geisterzug und ihre kultisch-mimischen Gegenstücke, Dämonenwagen und Kultwagen, Bahren und Körbe, Feuererscheinungen, Musik, Hörner und Peitschen, Sonnenräder, Opfer und Opfersagen.

Die durchgehende Ernstauffassung der Religion ist von einschneidender Bedeutung. Ob sich Höflers Deutungen im einzelnen werden historisch beweisen lassen oder nicht, so steht er doch in ganz anderer Weise auf sicherem Grund als die mehr oder minder bewußten, man möchte sagen „Als-ob-Auffassungen" altgermanischer und überhaupt volksmäßiger Religion. Um das deutlich zu machen, verweile man einmal bei der noch öfter anzutreffenden Anschauung, daß man das Auftreten z. B. geschwärzter Männer beim Hochzeitsfest und ähnlichen Maskierungen in der Jetztzeit nicht auf alten Totenkult oder etwas Derartiges zurückzuführen brauche. Mit dieser Bemerkung kann doch nur gemeint sein, daß man überhaupt nach dem Sinn der Schwärzung nicht fragen könne, daß es sich um zufällige Scherze handle. Da meldet sich sofort die Frage, wie oft wird die Schwärzung des Gesichts bei den heutigen Maskierungen, die auf dem ganzen germanischen Gebiet nicht selten vorkommen, spontan erfunden? Ist nur einmal beim modernen Scherz eine Erinnerung an Gehörtes, bei früheren Anlässen selbst Erlebtes oder Gelesenes mit im Spiel, und das wird es doch manchmal sein, dann steht auch dieser Fall in Verbindung mit der Überlieferung, die über das Mittelalter bis zu Tacitus' Bericht über die Harier führt. Im Hinblick auf diese alte und verbreitete Überlieferung wird man vorsichtig damit sein müssen, Schwärzungen des Gesichts bei neuzeitlichen Festen für individuelle Einfälle anzusehen. Haben Maskenaufzüge und die damit sehr oft verbundene Bettelei jemals einen Sinn gehabt, konnten sie nicht von beliebigen Menschen ausgeführt werden? Das führt zu einer weiteren wichtigen Einstellung Höflers. Er sucht nämlich die Gruppen religiöser Überlieferung, die nach Gesetzen der individuellen Psychologie zu erfassen sind, zu scheiden von solchen, die sozialpsychologisch betrachtet werden müssen. Er versucht auch zwischen Einzel-, Sippen- und Bundeskult zu scheiden.

Den eigentlichen Hintergrund zu den Untersuchungen über die Totenheersagen bildet der „Exkurs". Dieser Teil untersucht eine Gruppe von Jenseitsvorstellungen, durch die die hohe Mythologie der altnordischen Literatur mit den Volksüberlieferungen verbunden ist. Das ist eine hervorragende Leistung, Gedankenreichtum, Tiefe, scharfe Literaturkritik und reiche Literaturkenntnis zeichnen sie aus. Eine Reihe nordischer Überlieferungen, die bis jetzt unverständlich schienen, z. T. sinnstörend empfunden wurden (wie z. B. die Scheltreden im 1. Helgilied, Tiergestalt von Helden und Göttern, Tiernamen von Helden und Göttern, das Werwolfmotiv in der Volsungasaga usw.) treten zu einem sinnvollen Ganzen zusammen, sie gehören in den Kreis des Dämonenkriegertums. Von hier aus werden Jenseits- und Unsterblichkeitsvorstellungen neu gewertet und vor allem das Wesen des Gottes Wodan in bisher unbekannter Weise religiös gedeutet.

Eine große Anzahl der aufgeworfenen Fragen wird als offen behandelt und eine mögliche Lösung nur vermutungsweise angedeutet. Das gehört mit zu den wertvollsten Gaben, die das Buch der Fachwissenschaft zu geben hat: Neue Fragestellungen, neue Aufgaben. Besonders wichtig in dieser Beziehung sind die Kapitel „Dämonenwagen und Kultwagen" und „Dämonisierung des Kultwagens" und alle die Stellen, in denen das Verhältnis zwischen Toten- und Fruchtbarkeitsmythen berührt wird. Zwei Abschnitte seien noch erwähnt, weil sich durch sie wieder einige „membra disiecta" der Überlieferung in große Zusammenhänge zu ordnen scheinen. Zu dem Stoff, den H. im Abschnitt „Totenmähler und Totenaufzüge" behandelt, gehört wohl eine Überlieferung aus Småland in Schweden: Bei feierlichen Gelegen-

heiten, z. B. beim Begräbnis, pflegte man früher Strohpuppen zu machen und sie um den Tisch zu setzen, in dem Glauben, daß sie die Toten repräsentierten (Norsk Folkeminnesamling 35, 77). Zu den Überlieferungen, die den Sagen vom bestraften Spötter, dem eine halbverweste Pferdekeule über die Tür geheftet wird, zugrunde liegen, gehören möglicherweise zwei merkwürdige Strafbestimmungen. Nach einer altnordischen Verordnung soll die Leiche eines wegen einer Mordtat getöteten Knechtes über die Tür seines Herrn gehängt werden, bis sie verfault herunterfällt, falls der Herr des Knechtes die Buße nicht zahlt. Nach alemannischem Recht soll der Hund, der den Tod eines Menschen verursacht hat, falls der Kläger hierfür volles Wergeld verlangt, über der Tür dieses Klägers hängen, bis er stückweise herabfällt. Sicherlich werden durch H.s Betrachtungsweise noch viele bisher unverständliche Rechtsüberlieferungen deutlich werden, wie dies auch mit Hinweis auf den nächsten Band von ihm selbst angedeutet wird.

H. hat für seine Deutungen überraschend viel neuen, bisher unbeachteten Stoff beigebracht. Ein großer Vorzug des Werkes ist auch der lebhafte, fließende Stil.

Mit H.s religionspsychologischer Erfassung der untersuchten Erscheinungen kann man voll einverstanden sein. Damit ist aber in vielen Fällen noch nichts über den wirklichen geschichtlichen Zusammenhang gesagt. Die historische Weiterführung der Untersuchung erwartet man mit großer Spannung: Sie wird auch das vielleicht noch zu einheitlich gesehene Bild der dämonischen Gemeinschaftskulte bei den Germanen im einzelnen ausbauen können.

Oslo. Lily Weiser-Aall.

Notizen.

Adrian, Karl: Gegen Trud, Tod und Teufel. Schätze des Naturglaubens unseres Alpenvolkes. Mit 10 Illustrationen. Salzburg, Kiesel 1934. 87 S. — Der bewährte Meister und Pfleger der Salzburger Volkskunde plaudert in diesem für die Allgemeinheit bestimmten Büchlein von den heimischen Glaubensvorstellungen, die sich irgendwie auf die übersinnlichen Kräfte der Naturgeschöpfe und Naturdinge beziehen, der Tiere im Stall und in der Freiheit, der Blumen und Bäume, der Steine und Metalle. Abbildungen von lebenden Pflanzen und von Gegenständen aus dem schönen Volkskunde-Museum in Hellbrunn (Amulette, Fraisenkette, Fraisenkreuz aus Malachit, Palmkreuzl, Prangstangen, Blut-, Adler- und Trudensteine) sind eine gelungene und erwünschte Beigabe. F. B.

Ethnologischer Anzeiger. Bibliographie und Bericht über die völkerkundliche Literatur, hrsg. von M. Heydrich, Band IV, Heft 1. Stuttgart, Schweizerbart 1935. 112 S. 11,20 RM. — Der 1. Teil enthält eine reichhaltige Bibliographie der seit 1928 erschienenen Asiatica (1109 Titel, mit Angabe der wichtigsten Besprechungen), der 2. bringt ausführliche Berichte über einzelne Werke desselben Zeitabschnitts, zwei kurze Originalaufsätze, Mitteilungen über Forschungsreisen, Kongresse, Museen und Persönliches. Für vergleichende volkskundliche Studien ist die Bibliographie ein zuverlässiger und zu vielen neuen Ausblicken führender Wegweiser. Die Besprechungen des 2. Teils berücksichtigen überwiegend volkskundliche Neuerscheinungen, besonders der Pyrenäenhalbinsel (von W. Giese), Deutschlands (u. a. eine ausführliche Anzeige von Spamers Deutscher Volkskunde durch den Herausgeber), aber auch Chinas (von W. Eberhard), und mancher deutsche Benutzer wird die Hinweise auf die lebhafte, doch mit manchem Widerstand kämpfende Entwicklung der Volkskunde in diesem Lande dankbar begrüßen. Als Ergänzung der volkskundlichen Bibliographie des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde kann das Werk ausgezeichnete Dienste leisten. F. B.

Bolte, Johannes: Das Echo in Volksglaube und Dichtung. Sitzungsber. der Preuß. Ak. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 1935, XVI. Berlin, de Gruyter & Co. 1935. 29 S. 2 RM. — Nachträge, ebd. 1935, XXVI. 13 S. 1 RM. — Der erste Teil der Abhandlung bringt die volkstümlichen Meinungen über die Herkunft des Widerhalls bei den Völkern Europas und seine prophetische Deutung. Elbische Wesen, männliche oder weibliche, sind fast überall die geheimnisvollen Urheber; die griechische Nymphe Echo hat durch ihren Namen alle anderen Bezeichnungen der romanischen und germanischen Sprachen verdrängt, in deren Bezirk sich die vom Altertum beeinflußte Dichtung seit der Renaissancezeit des Stoffes bemächtigte, der soviel Gelegenheit zu Witz und Spielerei bot. Dem Nachweis dieses Motivs in der gesamteuropäischen Literatur ist der zweite Teil gewidmet, und während Bolte vorher z. T. auf den Spuren J. Grimms wandeln durfte (Über das Echo, Kl. Schr. 7, 499), breitet er nun eine verblüffend reiche Ernte seiner eigenen, oft von den entlegensten Feldern eingeholten Ernte aus. Die zunächst gegebene bibliographische Übersicht umfaßt nicht weniger als 212 Zitate; die einzelnen Grundformen werden durch wörtliche Anführungen gekennzeichnet. Die Nachträge vermehren die Zahl der Belege beträchtlich, besonders für die englische Dichtung, und bringen u. a. ein bemerkenswertes byzantinisches Stück aus dem Jahre 1040. In „Forschungen und Fortschritte" 11 (1935), 320 faßt B. die Ergebnisse dieser meisterhaften Untersuchung noch einmal kurz zusammen. F. B.

Brandsch, Gottlieb: Die Martin-Felmer-Handschrift. Eine Darstellung der Geschichte und Volkskunde der Siebenbürger Sachsen aus dem Jahre 1764, hrsg.

Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & Co. 1935. XXIII, 170 S. 10 RM. (Quellen zur deutschen Volkskunde, hrsg. von V. v. Geramb und L. Mackensen, 5). — Der Verfasser der hier zum ersten Male gedruckten Darstellung wurde im Jahre 1720 in Hermannstadt geboren. Als Geistlicher, Gelehrter und Lehrer früh anerkannt, übernahm er 1758 die Leitung des Gymnasiums seiner Vaterstadt, 1763 wurde er Pfarrer in Heltau und fand dort Muße für die vorliegende Abhandlung. 1766 wurde er zum Stadtpfarrer in Hermannstadt eingesetzt, starb aber schon im folgenden Jahr. Während sich F. in seinen übrigen wissenschaftlichen Arbeiten ausschließlich mit der Geschichte und Landeskunde seiner Heimat befaßt, unternimmt er es in der „Abhandlung von dem Ursprung der Sächsischen Nation" nach einer sehr ausführlichen geschichtlichen Einleitung in einem „zweyten besonderen Theil" die Orts- und Personennamen, die „Sprache, Kleidung, Gewerbe, Sitten und Gebräuche kenntlich zu machen"; ein Schlußteil über Verfassung, Gesetze und Vorrechte ist nicht zum Abschluß gekommen. Die ganze Abhandlung verfolgt den Zweck, die seit den Zeiten Melanchthons verbreitete Herleitung der Siebenbürger Sachsen von den Goten, Geten oder Dakern als irrig zu erweisen und ihr gegenüber die Abstammung von Siedlern aus dem Reich mit allen Mitteln der Forschung festzustellen. Daß außer den beglaubigten Zeugnissen der Historie hierzu auch jene Tatsachen des völkischen Lebens systematisch herangezogen werden, spricht von vornherein für den wissenschaftlichen Blick des Verfassers, und wenn die Auswahl des volkskundlichen Stoffes auch durch die Gesamttendenz der Schrift bestimmt ist, so darf der Herausgeber doch mit gutem Recht diesen Abschnitt, der fast zwei Drittel des Ganzen ausmacht, als erste siebenbürgische Volkskunde bezeichnen, womit zugleich die Aufnahme in eine Reihe volkskundlicher Quellenwerke hinreichend legitimiert ist. Obgleich der Verfasser einer allzu bestimmten Festlegung aus dem Wege geht, so scheint ihm sein volkskundliches Vergleichsmaterial doch stark dafür zu sprechen, daß die Herkunft der Sächsischen Nation im Obersächsischen Kreise zu suchen sei. Die Hauptbeweisstücke für seine Annahme glaubt er aus den Namen, den Worten und der Mundart entnehmen zu können, und mag es ihm auch, was sich für seine Zeit von selbst versteht, an wirklicher Einsicht in die Zusammenhänge und Bewegungen des Lebens der Sprache fehlen, so ist doch die methodische Einstellung sehr anzuerkennen, und darüber hinaus sind die Einzelbeobachtungen treffend und wertvoll. Dasselbe gilt für das weitere volkskundliche Gebiet; sehr eingehend beschreibt er die Tracht der Bauern, Bürger und Geistlichen und verweist dabei auf Kupferstiche, die leider verloren oder nie eingefügt worden sind; eine erwünschte Ergänzung hierzu bietet der soeben in der Siebenb. Vierteljahrsschr. 58, 224ff. erschienene Aufsatz von E. Sigerus, der gerade auch die Tracht von Heltau berücksichtigt und aus einer gleichfalls in der Brukenthalschen Bibliothek befindlichen Handschrift des Hermannstädter Predigers J. Leonhard (1816), zu der Aquarelle erhalten sind, Auszüge beibringt. Das eine Bild zeigt u. a. den auch von Felmer erwähnten gelben Schleier der Jungvermählten, der an das altrömische Luteum erinnert. Hier wie auch sonst offenbart F. einen offenen Blick für das Eigentümliche und die von den Nachbarn und Mitbewohnern des Landes übernommenen Bestandteile. Auch auf den „moralischen Charakter" des Sachsenvolks geht er ein und behandelt und belegt im einzelnen ihre „Ehr- und Lehrbegierde, Fleiß, Wirtschaftlichkeit, Tapferkeit und Treue". Sein Stil ist von bemerkenswerter Klarheit, die ganze Darstellung durchsichtig aufgebaut; auf jeden Abschnitt folgen ausführliche Anmerkungen, in denen sich eine reiche Gelehrsamkeit ausbreitet. — Der Herausgeber hat sich im allgemeinen an die im Brukenthalschen Museum aufbewahrte Originalhandschrift F.s gehalten, gibt aber gewissenhaft alle wichtigeren Abweichungen einer daneben erhaltenen, vermutlich auf einen älteren Entwurf zurückgehenden Fassung an. Zu besonders strittigen Punkten, z. B. der Herkunftsfrage, verweist er auf die neuere Literatur, beschränkt sich aber sonst auf die sorgfältige Einleitung und Textrezension sowie auf die Beifügung eines ausführlichen Literaturverzeichnisses und Registers. So hat er alles bestens getan, um die Ausschöpfung dieser bisher uneröffneten Quelle zu ermöglichen. F. B.

Bundi, Gian: Märchen aus dem Bündnerland, nach dem Rätoromanischen erzählt. Mit Bildern von Alois Carigiet. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde. Helbing & Lichtenhahn 1935. VIII, 183 S. kl. 4°. — Bundi, der schon 1902 Engadiner Märchen in rätoromanischer Sprache und Verdeutschung herausgegeben hat, bietet hier eine Übertragung von 45 Märchen aus Decurtins' Rätoromanischer Chrestomathie (1901) und 6 teilweise schon früher (ZVfVk. 12, 245) veröffentlichten Stücken. In erster Linie soll das mit lustigen Bildern geschmückte Werk ein Kinderbuch sein und bietet daher keine gelehrten Nachweise; aber auch die Märchenforscher

werden die vielfach interessante Sammlung willkommen heißen. Während die meisten Nummern sich ähnlich bei den Brüdern Grimm wiederfinden, tragen der Rabe (S. 10) und der Tölpel mit dem Hammer (S. 24) italienischen Charakter. Eigentümliche Erweiterungen des Fortunatstoffes (Bolte-Polívka 1, 468. 477) sind Börse, Horn und Kappe (S. 150) und der Bettler von Ponte (S. 158). Die drei Hunde (S. 169) vereinigen das Spukhaus mit den drei Hunden des Drachentöters (B.-P. 1, 32. 547); das Wildmännli (S. 176) entspricht Fitchers Vogel (B.-P. 1, 461). Auf die jüngst von Williams behandelte Legende vom sündigen Einsiedler Chrysostomos geht der Eremit (S. 16) zurück. J. B.

Clauß, Joseph M. B.: Die Heiligen des Elsaß in ihrem Leben, ihrer Verehrung und ihrer Darstellung in der Kunst. Mit 79 Abbildungen auf 40 Tafeln. Düsseldorf, Schwann 1935. 281 S. Gebd. 10 RM. (Forschungen zur Volkskunde, hrsg. von G. Schreiber, Heft 18/19.) — Das in der Hauptsache bereits im Jahre 1913 abgeschlossene Werk konnte infolge des Krieges und seiner Folgen erst jetzt veröffentlicht werden. Es will zugleich wissenschaftlichen und volkstümlichen Zwecken dienen; sein Hauptwert liegt ohne Zweifel in der Schaffung einer überaus sorgfältigen, alle Quellen berücksichtigenden und auf eigenen Nachforschungen beruhenden Heiligenkunde des Elsaß. Als „Heilige des Elsaß" sind die in diesem Lande geborenen oder ihm durch ihr Leben und Wirken verbundenen aufgenommen worden, fast ein ganzes Hundert, vom 2. bis zum 19. Jht. Auf die alphabetisch angeordneten Einzelartikel, welche die Lebens- und Kulttatsachen und die Ikonographie bringen, folgen in derselben Anordnung Quellen- und Literaturangaben, darauf Verzeichnisse der Heiligen nach Namen, Gedenktagen, Lebenszeit und Attributen, Herkunftsnotizen für die Abbildungen, eine allgemeine Literaturübersicht und ein Ortsverzeichnis. — Es ist ein reiches und farbiges Bild, das sich aus diesen zahllosen, mit Fleiß und Kritik gesammelten Zeugnissen entfaltet. Neben die großen Gestalten der hl. Odilia, der „Patronin des Elsaß", des hl. Maternus und Theobald, die ihr Kultbereich weit über die Grenzen ihres Landes ausgedehnt haben, treten zahlreiche an den Heimatboden, ja an einzelne Täler gebundene Heilige, der großen Welt oft unbekannt, aber um so vertrauter und verehrter bei dem frommen Volk. Für die Volkskunde als Erforscherin von Volkstum, Volksfrömmigkeit und Volkskunst, von Kulturströmungen und Stammesart, werden hier viele neue Quellen geöffnet; zahlreiche schöne Abbildungen schmücken das auch sonst sehr würdig ausgestattete Buch. F. B.

Cocchiara, Giuseppe: Il linguaggio del gesto. Torino, Fratelli Bocca 1932. XIII, 131 S. Lire 10. (Piccola Biblioteca di scienze moderne No. 390.) — Der Verfasser will weder ein Vokabular noch ein abgeschlossenes System der menschlichen Gebärdensprache geben, sondern nur eine Einführung in die verschiedenen Theorien ihrer Ableitung aus psychologischen, magischen, religiösen Wurzeln (Mantegazza, Cerchieri, Hacks, Lévy-Brühl, Jousse, Wundt u. a.), und dies Ziel hat er, soweit es in so engem Rahmen möglich ist, wohl erreicht. Die völkerkundlichen Zeugnisse, die er anführt, lassen erkennen, daß das Buch in England (mit Benutzung der Sammlungen des Seminars für soziale Anthropologie in Oxford) verfaßt wurde; die deutsche Literatur ist verhältnismäßig wenig berücksichtigt, auch der Artikel „Gebärde" im HDA ist dem Verf. wohl nicht zu Gesicht gekommen. In seiner ursprünglichen Form ist ihm die Gebärde kein Unterstützungsmittel der gesprochenen Rede, auch kein konventionelles Mittel für den Ausdruck abstrakter Ideen, sondern Ausdruck konkreter, intuitiv erfaßter Vorstellungen („Die Gebärde ist der schauende Mensch"). Der Gefahr, weit auseinanderliegende Parallelen zu vereinigen, ist C. nicht immer entgangen, so in dem Abschnitt über das „Hörner machen" (scornare, vgl. HDA 3.332 „Eselbohren"), wo er die hörnerartigen Symbole bronzezeitlicher Funde, die besonders in Italien so verbreiteten Hörneramulette, die gehörnten Götter Ägyptens und Altgriechenlands, das minoische Hörnersymbol, den israelitischen Hörneraltar, die Hörner des Teufels und den Benediktionsgestus des griechisch-katholischen Ritus allzu rasch miteinander in Beziehung setzt. Anhangsweise beschäftigt sich C. mit den Theorien von S. Sinaiski (Folklore juridique, Riga 1931), die sich fast wie eine Ausgestaltung der astrologischen Phantastereien des Agrippa (De occ. phil. 1, cap. 52) lesen. F. B.

Cocchiara, G.: La nuova sistemazione del Museo Etnografico G. Pitrè nel Parco della Favorita. Palermo 1935. 28 S. — Im Jahre 1934 übernahm Cocchiara die Leitung der von dem Altmeister der sizilianischen Volkskunde begründeten Sammlung, die nach dessen Tode (1916) in unzureichenden Räumen der Vernachlässigung anheimgefallen war. Seinen Bemühungen, die bei den leitenden Stellen Verständnis fanden, ist es gelungen, in den Nebengebäuden der Casina Cinese, einem bizarren

Bauwerk des 18. Jhts., einen passenden und würdigen Unterbringungsort zu gewinnen. Das vorliegende Heft gibt einen kurzen Bericht über die Entstehung des Museums, das seit Pitrè durch neue Zuwendungen, besonders durch Cocchiaras eigene, über 30000 Gegenstände umfassende Sammlung bereichert worden ist, und über die für die Neuerrichtung und Aufstellung maßgebenden musealen Grundsätze. Leitgedanke war, eine allgemeinverständliche, doch streng wissenschaftlich aufgebaute Schau der gesamten Volkskultur Siziliens zu bieten, in der sich die Spuren so vieler und verschiedener Bevölkerungsschichten ausdrücken. Eine Anzahl hübscher Federzeichnungen gibt Proben der ausgestellten Gegenstände. Dem Andenken des großen sizilianischen Heimatforschers geweiht, möge das neue Museum dem weiteren Aufblühen der italienischen Volkskunde dienen. F. B.

Diepgen, Paul: Deutsche Volksmedizin, wissenschaftliche Heilkunde und Kultur. Mit 7 Abbildungen. Stuttgart, F. Enke 1935. V, 136 S. geh. 6 RM., gebd. 7,40 RM. — Durch die Veröffentlichung dieser zunächst in Vorlesungen dargebotenen Arbeit hat der Leiter des Berliner Institutes für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften sich auch um die Volkskunde ein weiteres großes Verdienst gesichert. In anregender Form, auch für den Nichtmediziner restlos verständlich, schildert er mit überlegener Beherrschung des Stoffes die allgemein menschlichen und die völkischen Grundlagen der deutschen Volksheilkunde, ihre Beeinflussung durch Antike und Orient und ihr durch ein wechselseitiges, bald schwächeres, bald stärkeres Nehmen und Geben bestimmtes Verhältnis zur Schulmedizin. Wenn sich heute die medizinische Wissenschaft bemüht, die Werte der volkstümlichen Praxis zu verstehen und zu würdigen, so darf dies nicht auf Grund eines verschwommenen Verpflichtungsgefühles, sondern nur einer genauen Kenntnis von ihrem Wesen und ihren Wurzeln geschehen, die sich ja mit denen der hohen Wissenschaft immer wieder eng verschlungen haben; zu solchem Verständnis ist das Buch ein vortrefflicher Führer. F. B.

Egede, Hans: Die Erforschung von Grönland, bearb. v. M. Heydrich, 2. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus. 158 S. (Alte Reisen und Abenteuer 8.) — Eine dankenswerte Neuherausgabe der Aufzeichnungen des „Apostels der Grönländer" Hans Egede (1686—1758) und seines Sohnes und Nachfolgers Paul (1708—1789) über ihr Wirken und über Land und Leute in Grönland, durch den sachkundigen Herausgeber eingeleitet mit einer Übersicht der Entdeckungsgeschichte und einem kurzen erläuternden und ergänzenden Anhang versehen. Die Beschreibung der Eskimos und ihrer Sitten durch Egede ist bekanntlich die erste auf wirklicher Kenntnis beruhende und noch heute von hohem Wert. Nicht selten begegnen dem Leser Entsprechungen zu anderen, auch europäischen Völkern, z. B. Grabbeigaben (101), Amulette (112, 130), Fingerhakeln als Kraftprobe (120), Raub des Federkleides (127). Die Abbildungen entstammen z. T. der Ausgabe von Egedes „Beschreibung von Grönland" v. J. 1763 und anderen älteren Werken, z. T. handelt es sich um moderne Aufnahmen und Zeichnungen. F. B.

Ekkhart, Jahrbuch für das Badner Land 1936. Im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat hrsg. von H. E. Busse. 17. Jahrgang. Karlsruhe, G. Braun. 144 S. — Die wertvolle Jahresgabe enthält diesmal Aufsätze über bedeutende Dichter und Künstler der Heimat und Proben aus ihrem Schaffen. Zum Schluß eine Anzahl von Schnurren und Anekdoten, z. T. bekannte Geschichten (z. B. von den „Elwetritschen", von der Beterin, die sich das Dreinreden des Jesuskindes verbittet u. a. m.), aber hübsch, teilweise in der Mundart erzählt. Sehr gut auch die Abbildungen; zu den eindrucksvollen Vignetten des Graphikers Josua Leander Gampp hat Marcus Behmer eine sehr feine Betrachtung beigesteuert. F. B.

Festschrift Theodor Siebs zum 70. Geburtstag, 26. August 1932, hrsg. von Walther Steller. Breslau, M. & H. Marcus 1933. XVI, 490 S. 25 RM. (Germanistische Abhandlungen, 67. Heft). — Die dem hochverdienten und verehrten Breslauer Gelehrten dargebrachten Gaben lassen die Vielseitigkeit seiner Forschungen und Anregungen in ihren Themen erkennen. Es sind ihrer so viele, daß wir hier nur auf die Beiträge volkskundlichen Inhalts hinweisen können und die germanistischen Abhandlungen beiseitelassen müssen, obwohl sie jene an Zahl überwiegen. W. Havers, Ein Beitrag zum Thema Volkskunde und Sprachwissenschaft: Ausgehend von dem russischen Gebrauch, die Frage „Wohin gehst du?" u. dgl. als ominös zu vermeiden und durch unverfängliche Ausdrücke zu ersetzen, bringt H. ähnliche Sprachtabus bei; auch im Deutschen findet sich Verwandtes, z. B. in den Berufssprachen. —

A. Haberlandt, Lebenskreise als ein Forschungsziel der Volkskunde: Die Volkskunde ist die Wissenschaft von den wurzelhaften Elementen, dauernden Bindungen, gestaltenden Kräften und schöpferischen Leistungen einer Volksgemeinschaft aus äußerem und innerem Erleben des Volksforschers. Wichtig ist die biographische Grundeinstellung, die Herausarbeitung von Berufs- und Erwerbstypen, von Lebenskreisen. Hauptziel ist die Zusammenordnung der Lebenskreise zur Charakterisierung der innerlich vereinheitlichten Gemeinschaft Volk. — O. Lauffer, Arbeitsrhythmus und Liedrhythmus in der deutschen Volkskunde: Bücher hat seine bekannte Theorie unzulässig überspannt und gewaltsam Dinge in sein Schema gepreßt, die nichts damit zu tun haben; seine Einseitigkeit hat nur zu viel Nachfolge gefunden und Verwirrung angerichtet. Die volkstümlichen Lautdeutungen von Arbeitsgeräuschen z. B. sind ursprünglich keine Arbeitssprüche, wenn sie auch dazu werden können. Falsch ist, jedes bei irgendeiner Verrichtung gesungene Lied als Arbeitslied zu bezeichnen; erst eine sorgfältige Einzeluntersuchung ermöglicht ein Urteil. — K. Wagner, Ein bäuerlicher Absagebrief: Zu der gereimten Absage eines hessischen Bauernmädchens an einen ungetreuen Liebhaber (Gegenwart) wird die Herkunft der einzelnen Verse aus bekannten Volksliedern und die Technik der Zusammensetzung nachgewiesen. — M. Hippe, Hochzeitsrätsel des 17. Jahrhunderts: Das Aufgeben von Rätseln als Hochzeitsbrauch ist heute fast verschwunden; einige Zeugnisse aus der Gegenwart lassen sich noch nachweisen. Besonders bei der „Kranzwerbung" (s. Bolte, ZVfVk. 7, 382, vgl. a. 37/38, 96) spielt das Rätselraten eine Rolle. Neben dem volkstümlichen Hochzeitsrätsel steht das kunstmäßige, dem Kreise des gebildeten Bürgertums angehörend. Das gegenseitige Verhältnis ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden, doch ist anzunehmen, daß der Brauch aus ländlicher Übung übernommen worden ist. Aus Hochzeitsschriften, die die Hauptquelle darstellen, bringt H. 18 Proben aus dem Schlesien des 17. Jahrhunderts. — Der Herausgeber, der nicht mit einem volkskundlichen Beitrag, sondern mit einer Rede zum 100. Todestag Goethes vertreten ist, schildert in dem Vorwort mit warmer Verehrung die Persönlichkeit und das Schaffen des Meisters, dessen Arbeitskraft uns jeder neue Band der von ihm geleiteten Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde erweist. Eine Zusammenstellung der gesamten Werke, Aufsätze und Rezensionen des Gefeierten steht am Schluß. F. B.

Frölich, Karl: **Die rechtliche Volkskunde als Lehrfach und Forschungsgebiet.** S.-A. aus den Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft Bd. 10, Heft 3. — Nach grundsätzlichen Ausführungen über die Bedeutung der Volkskunde im Zusammenhang der Neuordnung des Rechtsstudiums entwickelt der Verf. den Plan zur Schaffung einer Anstalt für rechtliche Volkskunde an der Universität Gießen und berichtet über die ersten Schritte, die zu seiner Verwirklichung bereits getan sind. In einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift beabsichtigt der Verfasser Wert und Notwendigkeit eines solchen Unternehmens ausführlich darzutun und die Möglichkeiten einer weiteren Ausdehnung der geplanten Aufnahme der Rechtsüberlieferungen für ganz Deutschland zu erörtern. F. B.

Gocke, Elisabeth: Die Krautweihe in Cörbecke, Kreis Warburg i. W. (Abhandlungen aus dem Westfäl. Provinzialmuseum für Naturkunde 6, Heft 6). Münster i. W., Selbstverlag 1935. 29 S. — Die Schulkinder sammeln Sträuße von 24 (oder mehr) Kräutern, denen Heilkräfte zugeschrieben werden, wie Knoblauch, Dorant und Tausendgüldenkraut. Diese werden an Mariä Himmelfahrt (15. August) in der Kirche vom Priester geweiht und in Haus, Stall und Feld aufbewahrt. J. B.

Hahne, Hans, und Niehoff, Heinz Julius: Deutsche Bräuche im Jahreslauf. 24 Seiten Text mit 254 Tafeln. Halle a. S., Landesanstalt für Volksheitskunde 1935. 12 RM. (Veröffentlichungen der Landesanstalt, Heft 6.) — Diese aus dem umfangreichen Archiv der im Titel benannten Forschungsanstalt ausgewählte Sammlung volkskundlicher Bildurkunden ist z. T. ein Nachlaßwerk; der Begleittext läßt deutlich die Hand Hahnes, des im vergangenen Jahr verstorbenen Begründers der Anstalt, erkennen. Ihm, dem Dichter der „Jahreslaufspiele", ist auch der Grundgedanke eigen, die Gemeinschaftsbräuche des Jahreslaufs in einen weltanschaulich-völkisch bestimmten Zusammenhang zu bringen und sie als gleichnismäßiges Schauspiel des himmlisch-irdischen Schicksals und des Menschenlebens zu deuten. In diesen Rahmen wird das gesamte hier dargestellte Brauchtum eingefügt, und immer wieder werden wir auf den tiefen Sinn hingewiesen, der sich oft genug auch unter dem närrischen Treiben heutiger Brauchform verberge; selbst die Moritat, die Schauererzählung des Bänkelsängers, die Zurschaustellung von Abnormitäten u. dgl. auf

herbstlichen Jahrmärkten „weisen auf ‚alles, was sein kann', auf Wunder und Zeichen höheren Geschehens hin und fordern somit auf zum besonderen Nachdenken in der Schicksalszeit zwischen den Jahren, zwischen einstmals und dann". Mehrfach wird auf die Notwendigkeit genauerer Erforschung hingewiesen und vom Glücksgefühl zunehmender Erkenntnis gezeugt, doch scheint nach manchen Stellen letztes Verstehen nur dem intuitiv „Wissenden" vergönnt zu sein. Immerhin dünkt es uns gegenüber älteren Bemühungen, z. B. eines W. Mannhardt, nicht ganz gerecht zu sein, von dem „heute endlich beginnenden Streben nach verstehender Durchdringung unseres heimischen Volksbrauchs" zu sprechen. Nur wer von dem Leitgedanken eines sinnvollen Zusammenhangs aller Jahresbräuche so restlos überzeugt ist, wie es der Verfasser war, wird ihm in allen seinen Deutungen folgen können. Die schwerwiegende Frage, wie sich der Anteil heidnischer und christlicher Elemente in den heutigen Volksbräuchen verhält, wird zwar angedeutet, aber nicht eindringender behandelt. Wenn das überwiegend christlich-religiös betonte Brauchtum stark in den Hintergrund tritt, so hängt dies auch mit der landschaftlichen Auswahl der Bilder zusammen, die überwiegend aus dem protestantischen Mitteldeutschland stammen, wo jene Elemente weniger in die Erscheinung treten, als im katholischen Westen, Süden und Südosten. Die Bilder selbst, im Tafelformat 24 × 32 cm, sind ungekünstelte und ungestellte Momentaufnahmen, technisch freilich nur z. T. einwandfrei; bei vielen macht sich unscharfe Einstellung oder auch eine wohl mit der Vergrößerung zusammenhängende Flauheit störend bemerkbar. Inhaltlich bringen sie eine Fülle von Bräuchen, von denen sicher viele hier zum ersten Male einer breiteren Öffentlichkeit im Bilde vorgeführt werden. Denn neben oft photographierten Dingen, wie dem Narrotreiben in Villingen und Rottweil, dem Eisenacher Sommergewinn, dem Questenfest, dem Tölzer Leonhardiritt u. a. m., werden uns hier Bräuche aus kleinen, unbekannten Ortschaften gezeigt, meist durch eine ganze Reihe von Abbildungen. Und was besonders in Erstaunen versetzt — es handelt sich dabei vielfach (etwa bei einem Viertel des Ganzen) um Orte in dichtbesiedelten Industrie- und Bergbaubezirken der Provinz Sachsen. Gleich die Tafeln 2—13 stammen aus Spergau, einem nicht gar weit von den Leunawerken gelegenen Dorf, andere aus dem Geiseltal bei Merseburg, aus dem Mansfelder See- und Gebirgskreis usw. Die Bilder aus Süddeutschland (u. a. Imst, Salzkammergut, Tölz, Nürnberg, Furth — nicht Fürth — i. W.) und die wenigen aus dem Westen (Pfalz) können sich dagegen nur als Vergleichsstoff behaupten; Norden und Osten sind überhaupt nicht vertreten. Eine Gesamtschau war trotz des allgemeiner gehaltenen Titels gewiß auch von vornherein nicht beabsichtigt, da die Hallische Landesanstalt sich selbstverständlich zunächst der engeren Heimat widmet. Doch auch so besitzen wir in dieser Sammlung ein außerordentlich wertvolles Anschauungs- und Lehrmaterial. F. B.

Handbuch der Kulturgeschichte, hrsg. von Heinz Kindermann. Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. Lieferung 1—9, je 2,80 RM. — Unter der Führung des Danziger Germanisten hat sich ein ansehnlicher Stab bekannter Fachvertreter zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, deren Ziel eine Darstellung der Kulturen aller Völker der Erde ist, die dem Fachgelehrten wie vor allem auch einem weiteren Kreise die Ergebnisse der Forschung nach dem neuesten Stand vorführen soll. Das ganze Sammelwerk soll 85 Lieferungen zu je 3 Bogen in Großformat umfassen, die ein- bis zweimal monatlich erscheinen, so daß die Anschaffung auch bei beschränkten Mitteln möglich ist. Von der 1. Abteilung „Geschichte des deutschen Lebens" ist die erste und grundlegende Darstellung bereits abgeschlossen: in 4 Lieferungen (1, 5, 7, 9) behandelt G. Neckel die Kultur der alten Germanen. Seine Absicht ist, „daß an die Stelle der in der Welt verbreiteten Schlagworte und der gegensätzlichen Einschätzung, welche die Geister trennt und die Zwietracht der Parteien, Völker und Rassen unnötig steigert, ein Bild des heidnischen Germanentums trete, das einwandfrei auf dem gesamten Sachbefund beruht" (S. 3). Den wahren Sachverhalten „wird man nur gerecht in dem Maße, wie man sie auf Grund der gesamten Quellen zur Kenntnis nimmt und mit denen bei anderen Völkern und aus anderen Zeiten vergleicht" (ebd.); mit allgemeinen Schlagworten, wie „barbarisch" und „primitiv" ist nichts anzufangen. So legt N. seiner Darstellung die literarische und die monumentale Überlieferung in gleicher Weise zugrunde. Entgegen weitverbreiteter Ablehnung des Tacitus bewertet er dessen Zeugnisse sehr hoch und bestätigt sie, wie er es schon mehrfach mit umfassender Kenntnis und sicherer Kritik getan, für viele Gebiete der Kultur durch die germanischen Schriftdenkmäler, vor allem die isländischen Sagas, und durch die Bodenfunde. Ein verhältnismäßig breiter Raum ist den Runen gewidmet, über deren Bedeutung, Herkunft und Alter

sich N. gleichfalls schon öfters geäußert hat. Besonders auf Grund des Fundes von Kårstad, dessen Schiffdarstellungen er nach M. Olsen mit den norwegischen Felsritzungen in Beziehung setzt, ist er jetzt geneigt, die Entstehung der Runen ins 2. Jahrtausend v. Chr. zu verlegen; die Entlehnungstheorien, die keltische, wie die griechische und lateinische, hält er für überholt, die Runen sind ihm germanisch-keltischer Urbesitz. Von H. Wirth, dessen Runenlehre er zunächst noch als einen beachtenswerten Versuch ziemlich ausführlich bespricht, ohne freilich seine zeitlichen und weltanschaulichen Folgerungen mitzumachen, rückt er in einem Nachwort (S. 183) entschieden ab: die Veröffentlichung der Ura-Linda-Chronik „ist nicht dazu angetan, das Vertrauen zu ihm zu stärken". In der Behandlung der Dichtung fußt N. im Sachlichen auf A. Heuslers Altgermanischer Dichtung im Handbuch der Literaturwissenschaft des gleichen Verlages, nimmt aber im Gegensatz zu ihm an, daß nicht nur einfache Gebilde, wie Zaubersprüche und Merkverse, sondern auch Preis- und Heldenlieder keine Entlehnungen, sondern indogermanischer Urbesitz seien. Auch bezüglich der Religion ist er der Ansicht, daß die vielfach, so auch von Heusler, geübte Zurückhaltung und Resignation unberechtigt sei. Die originalen Zeugnisse, die antiken Berichte, die Überlebsel, die Bodenfunde zusammen mit dem Vergleichsmaterial der indogermanischen Mythologie machen unser Wissen reich genug, „um aus sich selbst und im Verbande unseres Gesamtwissens über das heidnische Germanentum verständlich zu sein". Die Ähnlichkeiten innerhalb der germanischen Religion und der anderer indogermanischer Völker erklären sich ihm nur zum geringsten Teil aus unmittelbarer Beeinflussung; in der Hauptsache handelt es sich um Urverwandtschaft, dies gilt für die Götterlehre wie für die Kosmogonie. Leider hat N. die sog. niedere Mythologie, den Zauber und den Kultus weder unter diesem Gesichtspunkt noch überhaupt behandelt; für die Volkskunde wäre das von besonderem Interesse gewesen. Im übrigen aber wird auch der Volkskundler diese von warmer Begeisterung getragene und doch auf wissenschaftlicher Höhe stehende, gerecht abwägende Darstellung mit warmem Dank begrüßen. — Die weiteren Hefte enthalten die Anfänge der folgenden Beiträge, auf die nach ihrem Abschluß näher eingegangen werden soll: P. Kletler, Deutsche Kultur zwischen Völkerwanderung und Kreuzzügen (Lfg. 2 und 6) und aus der 2. Abteilung „Geschichte des Völkerlebens" F. Wild, England (Lfg. 3 und 8), W. Mulertt, Frankreich (Lfg. 4). Wenn das Ganze hält, was die bisher vorliegenden Teile versprechen — und daran lassen die Namen der Mitarbeiter nicht zweifeln —, so ist hier ein Werk im Entstehen, dessen Wert und Wirkung für unsere Zeit nicht hoch genug geschätzt werden kann. Der Fachgelehrte wie der einigermaßen vorgebildete und aufgeschlossene Laie wird in ihm volles Genüge finden. Mit Anerkennung sei noch auf die Fülle der vorzüglichen, z. T. farbigen Abbildungen hingewiesen, für die besonders der Lehrer dankbar sein wird, der das Werk überhaupt mit größtem Nutzen verwenden wird. F. B.

Märkisches Heimatbuch, hrsg. von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. 3. Auflage. Mit 66 Textabbildungen und 8 Tafeln. Neudamm, J. Neumann 1935. X, 354 S. Geh. 3,50 RM., gebd. 5 RM. — Die Neuauflage des zum ersten Male im Jahre 1924 erschienenen Buches (s. ZVfVk. 34, 169) ist durch eine gründliche Neubearbeitung sämtlicher Beiträge gekennzeichnet, ein Beitrag über die Vogelwelt der Mark von K. Glasewald mit sehr gelungenen Federskizzen von A. Roës ist neu hinzugekommen. Von den Mitarbeitern sind leider gerade die, deren Aufsätze hier an erster Stelle zu nennen sind, inzwischen verstorben, A. Kiekebusch, der die Vorgeschichte behandelte, und R. Mielke, dessen knappe Brandenburgische Volkskunde den Schluß des Buches bildet. Der Neubearbeitung dieses Beitrages dürften bereits einige Ergebnisse der Arbeiten für den Atlas der deutschen Volkskunde zugute gekommen sein; war doch der Verfasser bis kurz vor seinem Tode Leiter der Landesstelle Brandenburg des ADV. Für alle Freunde des märkischen Landes und besonders für den Lehrer ist das mit guten Abbildungen reich versehene Buch ein klar redender und zuverlässiger Führer zum Verstehen und Erleben der Heimat in Natur, Geschichte und Volkstum. F. B.

Hyatt, Harry Middleton: Folk-Lore from Adams County Illinois. XVI, 723 S. Gebd. 6 $. (Memoirs of the Alma Egan Hyatt Foundation New York 1935.) — Das an Umfang unser Mecklenburg-Strelitz nicht erreichende Adams County (842 engl. Quadratmeilen), im Westen des Staates Illinois gelegen, wurde erst seit 1820 richtig besiedelt und hat heute etwa 63000 Einwohner, von denen mehr als die Hälfte auf die Stadt Quincy entfällt, während sich der Rest auf eine Reihe von kleineren und kleinsten Ansiedlungen verteilt; 95 % des Materials wurde in dem Hauptort und seiner

nächsten Umgebung eingesammelt. Unter den Pionieren, die das Land besiedelten, und den späteren Zuwanderern ist der deutsche Anteil verhältnismäßig stark, daneben sind Engländer, Schotten, Iren, Holländer, Franzosen und Skandinavier beteiligt; dazu kommen etwa 2000 Neger. Die sonstigen Bevölkerungselemente (Griechen, Italiener, Juden u. a.) fallen nicht ins Gewicht, noch weniger Reste der Urbevölkerung. Die Sammlung berücksichtigt fast ausschließlich den Aberglauben des täglichen Lebens, ist aber gleichwohl überaus reichhaltig: mehr als 10000 Einzeltatsachen werden beigebracht, ohne weiteren Kommentar, lexikalisch in zahlreichen Untergruppen aufgereiht. Die Hauptgebiete sind: Pflanzen, Tiere, Geburt, Hochzeit und Tod, menschlicher Körper, Krankheiten, Träume, Haus und Nahrung, Arbeit und Sport (allein dem Baseball sind über 50 Nummern gewidmet!), Hexerei und Zauber; außerdem Kinderreime und Rätselverse. Die völkische Herkunft der sämtlich unmittelbar aus dem Volksleben der Gegenwart geschöpften Items ist bei der Buntheit der Bevölkerung nicht festzustellen und bleibt unberücksichtigt. Eine Ausnahme wird nur in den Abschnitten über Zauberei und Hexenwesen gemacht, wo jedesmal die Herkunft angegeben wird. Dabei nimmt neben den Negern (Hodoo-Glaube) und Iren das deutsche Element einen sehr weiten Raum ein. Auch von den nicht etikettierten Meinungen sind ungezählte für den deutschen Aberglauben zu belegen. So ist das überaus fleißige Werk als eine sehr wertvolle Materialsammlung für die vergleichende Aberglaubensforschung zu bezeichnen und wird in vielen Fällen eine erwünschte Ergänzung zum Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens darbieten. F. B.

Kadner, Siegfried: Rasse und Humor. Mit 50 Abbildungen. München, J. F. Lehmann 1936. 236 S. Kart. 3,80 RM., gebd. 4,80 RM. — Dieser Versuch, die geistig-seelischen Eigenschaften der in Europa und besonders in Deutschland vertretenen Rassen in ihrem Humor und ihrer Auffassung des Komischen nachzuweisen, enthält ohne Zweifel viele treffende Beobachtungen und ist mit seinen zahlreichen Textproben und Abbildungen ergötzlich zu lesen. Wenn nicht alle Ausführungen des belesenen Verfassers überzeugen und mit den Kennzeichnungen der verschiedenen Rassenhumore (z. B. nordisch-fälisch: Schalkhaftigkeit und Unfug, deftig und gelassen; dinarisch: derb und schwunghaft; ostisch: pfiffig und stillvergnügt u. a. m.) doch nicht alle Wesenszüge erfaßt sein dürften, so ist dies angesichts des Fehlens unbedingt fester Maßstäbe nicht verwunderlich. In manchen Einzelheiten gleitet die Darstellung über Schwierigkeiten und Streitfragen allzu leicht dahin, z. B. in der Bedeutungsgeschichte der Bezeichnungen Humor, Komik, Kultur, Stil, in der antiken Theorie des Komischen (die einzige hierfür genauer bezeichnete Quellenstelle (S. 22) ist übrigens falsch zitiert: Cicero, de oratore II 238, muß es heißen), in der Herleitung des Kasperlespiels (daß der Hanswurst fast stets den dinarischen Typ zeigt und meist bayrisch spricht, bliebe zu erweisen). Einspruch muß man dagegen erheben, daß die „sokratische Gattung" als Bezeichnung silenenhafter Mißgestalten zum Fachausdruck der Rassenkunde erhoben wird, etwa wie das „Voltairegesicht" in der Kinderheilkunde. Plato, der Hauptzeuge für die äußerliche Häßlichkeit seines Meisters, spricht von ihr nur, um die Köstlichkeit und Schönheit, die sich unter ihr verbirgt, desto deutlicher hervortreten zu lassen, und übertreibt sie daher ohne Zweifel. Und wer hätte mehr Humor im besten Sinne gehabt? Führt doch der Verfasser selbst (S. 113) das Urteil Höffdings an, daß Sokrates und Shakespeare die einzigen Meister des wirklichen, großen, weltweiten Humors gewesen seien. Vom volkskundlichen Standpunkt muß man es sehr bedauern, daß der Verfasser den Humor mit geringen Ausnahmen nur in den Erzeugnissen der höheren Literatur und Kunst verfolgt und die volkstümlichen Äußerungen in Sprichwort, Schwänken usw. fast ganz beiseite läßt. Gerade bei einer Darstellung, die naturhafte Züge herausarbeiten wollte, hätte man auf diese reichlich fließenden Quellen erster Hand nicht verzichten sollen. F. B.

Ludwig, Otto: Richter und Gericht im deutschen Märchen. Bühl-Baden Konkordia 1935. 95 S. 2 RM. (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, hrsg. von E. Fehrle, Heft 12.) — Der im Heidelberger Archiv des Deutschen Rechtswörterbuches tätige Verf. vergleicht das, was die deutschen Märchen über Richter und Gerichtsverfahren erzählen, mit der geschichtlichen Wirklichkeit und entwirft, indem er ein überreiches Material (auch an Schwänken und Sagen) in knapper Übersicht zusammenstellt, lebendige Bilder von der Rechtssprechung, wie sie in der Volksüberzeugung öfter durch übernatürliche Mittel unterstützt wird. So wird die Mordklage bisweilen durch einen Vogel, einen Pflanzenstengel oder einen Knochen in Versform erhoben; der Untersuchungsrichter entscheidet schwierige Fälle durch kluge Fragen; beim Beweisverfahren wird wohl die Bahrprobe oder der Zweikampf

als Gottesurteil, aber nicht die Folter verwendet; die Halslösung wird oft durch Lösung von Rätseln oder andern Aufgaben erwirkt usw. Über die Formen und Gründe der Todesstrafen gibt eine genaue Tabelle Auskunft. Der literarische und legendarische Ursprung mancher Züge erfährt Berücksichtigung. J. B

Mauland, Torkell: Folkeminne fraa Rogaland, samla. Tridje Bandet. Oslo, Norsk Folkeminnelag Nr. 35. 1935. 127. S. — Dieser Schlußband der zuletzt in ZfVk. 3, 202 besprochenen Reihe norwegischer Sagen, Märchen und Bräuche aus Rogaland bringt in Abt. 22—24 Sprichwörter (z. T. aus Ivar Aasens Sammlung), Rätsel (264 Nr.), darunter Halslösungsrätsel Nr. 40 und 223 und Lieder. In der letzten Gruppe sind die Wiegenlieder und Lügenlieder hervorzuheben. J. B.

Mautner, Konrad, und Geramb, Viktor: Steirisches Trachtenbuch, Lieferung 5—6. Graz, Leuschner & Lubensky 1934/35. Je 9 RM. — Die erste der beiden Lieferungen führt zunächst das in der vorhergehenden begonnene Kapitel über die Kleidermoden des 16. Jhts. zu Ende. Diese stehen unter dem Einfluß des Landsknechtswesens, der Reformation und des spanischen Hofzeremoniells; vorzugsweise auf jener Zeit fußen die romantischen Vorstellungen einer „altdeutschen Tracht". Pluderhosen, Gretchenärmel, pelzverbrämtes Wams, spanische Halskrause und was sonst zu den unentbehrlichen Requisiten künstlerischer oder kitschiger Darstellungen gehört, ist in der Tat damals modern geworden, doch ist das Bild, das wir aus den Quellen tatsächlich gewinnen, selbstverständlich nicht so einheitlich, wie der Laie gemeinhin annimmt; noch werden oft neben dem modischen Gewand altväterische, ja urtrachtliche Stücke getragen. Am meisten gilt dies natürlich für den gemeinen Mann, in dessen Kleidung die Einflüsse der höfischen und städtischen Welt erst in der 2. Hälfte des Jhts. stärker hervortreten. Für die Steiermark erweist dies Geramb aus Bildern und vor allem aus den mit größter Sorgfalt ausgezogenen Nachlaßinventaren des Grazer Archivs, die ja für das ganze Werk die schriftliche Hauptquelle sind und hier bereits eine gewisse Statistik ermöglichen. Wenn man anderseits liest, einen wie geringen Prozentsatz die trachtenkundlich ergiebigen Stücke dieses Materials ausmachen, so muß man immer wieder den selbstlosen Fleiß bewundern, der sich durch die vielen Tausende von Aktenfaszikeln hindurchgearbeitet hat. Die erste Hälfte des 17. Jhts. (Kap. II) läßt besonders bei den höheren Ständen nach den alamodischen Auswüchsen der vorangehenden Zeit die Richtung auf eine weichere, bequemere Kleidung erkennen, die übrigens starke Beeinflussung durch die Soldatentrachten zeigt. Im gemeinen Volk setzt sich dieser Umschwung verhältnismäßig langsam durch, am ehesten noch da, wo die größere Bequemlichkeit augenfällig war, z. B. in den weiten Kniehosen, die damals nicht allein über die gepluderten und gepufften, sondern auch über die alten Langhosen und Beinlinge siegten. Für die speziell volkstümliche Tracht Steiermarks ist das Ergebnis der archivalischen und bildlichen Forschungen hier weniger ertragreich; bemerkenswert ist das Aufkommen des typischen kegelförmigen, aufgekrempten „Jodlhuts". Der allgemein getragene breite Bauernhut drang damals, in Umkehrung des üblichen Verhältnisses, in die Oberschicht ein, ebenso wie der lange, vorn geteilte Bauernrock zur hohen Mode wurde. Die bereits für die erste Hälfte des Jahrhunderts deutlich zutage tretenden Einflüsse des Auslands, das für Steiermark noch besonders durch die südlichen und östlichen Nachbarn vertreten ist, werden in der zweiten Hälfte übermächtig; Frankreich wird zur Gesetzgeberin der Mode, um es fast 150 Jahre lang zu bleiben (Kap. III). Die Einwirkungen auf die Bauerntracht sind auch in diesem Zeitraum unverkennbar, treten aber erst später ein und gehen an den schlimmsten Auswüchsen mehr oder weniger vorüber. Manche bäuerlichen Kleidungsstücke, z. B. die Hosen, nehmen eine besonders reiche Eigenentwicklung, der Hosenträger ist vielleicht sogar von der Steiermark ausgegangen (früheste Abbildung v. J. 1669). Sehr vielartig sind auch die steirischen Hauben dieses Zeitabschnittes, denen ein ausführlicher, auch sprachlich sehr interessanter Abschnitt gewidmet ist. Im allgemeinen macht sich überhaupt, wie überall, auch in Steiermark seit dem Ende des 17. Jhts. eine starke Ausgestaltung volkstümlicher Sondertrachten bemerkbar. Für das zunehmende Interesse an diesen Dingen zeugen zwei ausführliche, hier wiedergegebene Beschreibungen, die des Schweden Olof Celsius (1698) und die des Grazer Universitätsprofessors J. Ch. A. v. Fortag (1753). — Mit den ersten 6 Lieferungen ist der 1. Band des Werkes glücklich beendet, über dessen wechselvolle Schicksale wir oben 5, 222 ausführlich berichtet haben. Schmerzlich war es, daß der Grazer Verleger H. Krakowitzer, der eigentliche Retter des Unternehmens, diesen Abschluß nicht erleben konnte; er starb im August 1934. Doch ist die Fortsetzung dank der Bereitwilligkeit der Erben und des Grazer Verlages

von Leuschner & Lubensky gesichert. Die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft hat das Werk durch die Österreichisch-Deutsche Wissenschaftshilfe gefördert, ebenso die steiermärkische Landesregierung. Hoffen wir, daß die Mittel und die Arbeitskraft des Herausgebers ausreichen, auch den zweiten Band herauszubringen, für den besonders reiches Material zu verarbeiten ist. Was in unserer ersten Besprechung zum Lobe des Werkes gesagt wurde, könnte hier nur wiederholt werden. Je ergiebiger die Quellen flossen, desto schwieriger wurde die Scheidung und Deutung, da je länger je mehr die Bezeichnungen der einzelnen Kleidungsstücke sich wandeln und vertauscht werden, und nur ein weiter Blick und eine überlegene Kenntnis war imstande, dies Material zu meistern. Besonderes Lob verdient wieder die Fülle und die technische Wiedergabe der Abbildungen, von denen die beiden Lieferungen 91, darunter 25 farbige, bringen. Sie ergänzen den Text aufs schönste, zumal sie von ausführlichen Erklärungen begleitet werden. Möge — das muß nochmals gesagt werden — eine weite Verbreitung dieses keineswegs nur für Steiermärker oder für Trachtenspezialisten wertvollen, ja unentbehrlichen Buches den Einsatz lohnen, den alle Beteiligten, vor allem der Herausgeber, drangegeben haben. F. B.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1936. Leipzig, Bibliographisches Institut. 3,80 RM. — Der wohlbekannte, nun schon zum 39. Male erscheinende Abreißkalender ist diesmal für den Freund der Volkskunde eine besondere Überraschung. Zwischen seinen geschichtlichen und geographischen Bildern bringt er nämlich eine große Anzahl volkskundlicher Blätter; von den 366 des ganzen Jahres sind es mindestens 50. Meist handelt es sich um Abbildungen aus der im gleichen Verlage erschienenen Deutschen Volkskunde von Spamer. Das Brauchtum im Lauf des Jahres und des Menschenlebens, der Volksglaube und die Volkstrachten sind in trefflich ausgewählten Bildern mit kurzen Erklärungen berücksichtigt. Aufbewahrt ergeben sie ein hübsches Bilderbuch zur Volkskunde oder auch, worauf besonders die Schulen aufmerksam gemacht seien, gute Vorlagen für den Lichtbildapparat. F. B.

Meynen, Emil: Deutschland und Deutsches Reich. Sprachgebrauch und Begriffswesenheit des Wortes Deutschland. Herausgegeben von der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. Mit 40 Abbildungen und 10 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus 1935. XIV, 255 S. Geb. 12 RM. — Deutschland ist ein völkischer, kein staatsrechtlich-territorialer Begriff; es besteht eigenständig gegenüber dem Deutschen Reich. Die seit dem 17. Jahrhundert sich ausbreitende und trotz aller Proteste volkheitsbewußter Deutscher fortwuchernde Gleichsetzung der beiden Begriffe verkennt oder verfälscht den Tatbestand und ist eine Bedrohung deutschen Volkstums. Deutschland ist kein von klaren natürlichen oder historischen Grenzen umschlossenes Landgebiet, wohl aber durch die Gliederung in Tiefland, Mittelgebirge und Hochgebirge eine Landeinheit und eine eigengestaltige Kulturlandschaft. Es ist das geschlossene deutsche Volksgebiet, deutscher Volksboden und Volkssiedelboden, das Gebiet des Hochdeutschen als Schrift- und Kultursprache. Dies sind nur die Hauptgrundsätze, die sich dem Verfasser aus einer sorgfältigen Durchforschung eines geschichtlichen, geographischen, statistischen und diplomatischen Quellenmaterials ergeben, das von dem ersten Auftreten des Wortes „deutsch“ bis in die Gegenwart reicht; vielleicht hätten die Stimmen von jenseits der Reichsgrenzen noch stärker berücksichtigt werden können. Wünschenswert wäre auch ein kurzes Eingehen auf die Ergebnisse und die Aufgaben der deutschen Volkskunde angesichts des behandelten Tatbestandes gewesen. Der Verfasser berührt dies Gebiet nur in Sachen der Mundarten, die ihm als Kennzeichen deutscher Volkheit im allgemeinen hinter der Hochsprache zurücktreten. Für das, was er über das Verhältnis des deutschen Menschen zu seinem Boden und zu seiner Arbeit sagt, hätte die Volkskunde doch vielleicht schon einiges zur Bestätigung liefern können. Einige Wünsche, die mehr dem äußeren Aufbau des Buches gelten, seien angemeldet: Die Zusammenstellung der wichtigsten Quellenstellen im Wortlaut, die einen beträchtlichen Teil des Buches (S. 135—211) füllt, ist gewiß verdienstvoll und liefert z. B. für Unterrichtszwecke schätzenswerte Unterlagen, führt aber zu einer nicht ganz geringen Anzahl von Dubletten, wenn dieselben Belege auch im Text wörtlich mitgeteilt werden. Die Durcharbeitung des Buches würde ferner sehr erleichtert werden, wenn im Text jedesmal auf die entsprechende Stelle des Quellenanhangs hingewiesen würde. Enea Silvio brauchte nicht nach dem Druck von 1496 mit allen Druckfehlern und der altertümlichen Zeichensetzung angeführt zu werden. Bei Bohemus mußte im Literaturverzeichnis auf die Ausgabe von E. L. Schmidt verwiesen werden. Der

Gesamtwirkung tun diese Ausstellungen keinen Abbruch; jeder Deutsche, nicht zuletzt der Volkskundler, wird durch das Albrecht Penck gewidmete Buch angeregt, ja aufgerüttelt werden. F. B.

Moser, Hans Joachim: Tönende Volksaltertümer. Berlin-Schöneberg, Max Hesses Verlag (1935). VIII, 351 S. Geb. 7,25 RM. — Wenn der rühmlich bekannte Musikforscher im Vorworte seines prächtigen neuen Buches sagt, er strebe danach, die Musik von einer rechten Aschenbrödelstelle in der Volkskunde zu erlösen, so zielt er damit nicht auf die selbständigen Volkslieder, deren Weisen in zahlreichen wertvollen Sammlungen vorliegen, sondern auf die Brauchtumsmusik, die alten Rufe der Nachtwächter, der Hirten, die Umzüge der Kinder, die Zaubersprüche, die sich in Verbindung mit Sitte und Brauch oft bis zur Gegenwart erhalten haben, gelehrten Sammlern aber vielfach zu unscheinbar dünkten. Hierfür gibt uns Moser eine fesselnde, anschauliche Darstellung und eine erstaunlich reichhaltige Stoffsammlung. Die erste der drei Abteilungen ist betitelt 'Durchs Volk' und handelt von Straßenrufen, Jodlern, Arbeitsliedern der Rammer, Bergknappen, Handwerker, Fuhrleute. Die zweite führt den Anteil der Musik an den Festen des Jahres von Neujahr bis Weihnachten vor; die dritte geleitet 'durchs Leben' von den Wiegenliedern bis zu Gesellenbräuchen und Totengesängen. An den vorgeführten Beispielen zeigt Moser zugleich die musikalische Entwicklung vom Drei- und Fünftonsystem zu den Kirchentonarten und zur Durmollmelodik und weist auf die Grenze zwischen Volksmusik und Kunstmusik, auf die Einwirkung der Barockzeit, den Geschmack des 18. Jahrhunderts hin. Überraschende Einblicke gewähren manche seiner Zusammenstellungen: aus den Fanfaren der Turmbläser ergibt sich eine Städteheraldik, ähnliches aus den Pfiffen der Studentenkorporationen. Die Musik ist eins der stärksten Mittel zu magischer Beschwörung, ob es sich um Lieder zur Wintersonnenwende oder um Neujahrsansingen oder um Gewitterzauber oder das Schneiden einer Flötenpfeife handelt. Eine neue Deutung erhält das alte Lied der Tänzer zu Kölbigk (S. 180. 311); ergreifend wirkt der 'Widerruf' aus dem Grabe, wenn ein Sänger dem Chore im Namen des Toten dankt (S. 325). Welche Schätze uns das Auslandsdeutschtum auf diesem Gebiete bewahrt hat, zeigt die öfter zitierte lothringische Sammlung von L. Pinck. Dankbar sind wir für die reiche Beigabe von Abbildungen und ebenso für die sorgfältigen Literaturnachweise. — Dazu seien noch ein paar Nachträge verstattet: S. 38 Nachtwächterrufe (ZVfVk. 12, 304. 38, 244). — 42 Zahlendeutung (ZVfVk. 11, 398. 13, 87). — 153 Texte zu Militärsignalen (ZfVk. 1930, 83). — 215 Judasschelten (Pauli, Schimpf und Ernst 1924 c. 768). — 242 Kranzsingen (ZVfVk. 7, 320. 12, 456). — 249 Siebensprung (ZVfVk. 15, 282. 17, 81). J. B.

Nowotny, Ernst: Die Transmigration ober- und innerösterreichischer Protestanten nach Siebenbürgen im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der „Landler". Jena, G. Fischer 1931. IX, 114 S. 6 RM. (Schriften des Instituts für Grenz- und Auslanddeutschtum der Universität Marburg, Heft 8.) — Eine sehr wertvolle, zum großen Teil auf bisher unbenutztem Aktenmaterial aufgebaute Untersuchung über die zwangsmäßige Verpflanzung protestantischer Einwohner Oberösterreichs, Steiermarks und Kärntens nach Siebenbürgen. Es lassen sich zwei Hauptphasen dieser Kolonisation unterscheiden: die eine unter Karl VI. in den Jahren 1734—1737, die zweite unter Maria Theresia, 1752—1759; ein letzter Schub erfolgte noch 1774. Die Emigranten sind die Ahnen der „Landler", die sich z. T. noch heute in Siebenbürgen von der sächsischen Bevölkerung in Mundart, Tracht usw. abheben. Die Darstellung schildert die großen Schwierigkeiten der Einsiedlung, die Opfer an Gut und Gesundheit, die von diesen einfachen, aber glaubensstarken Alpenkindern gefordert wurden, hebt aber auch die wertvollen religiösen und nationalen Elemente hervor, die dem siebenbürgischen Sachsenvolk durch diese Verpflanzung zugeflossen sind. Ein schönes Zeugnis aus einem „Examen in puncto Religionis", das über einen 65jährigen „Delinquenten" verhängt wurde: Auf die Vorhaltung „Wann er die catholisch Glaubensbekanntnuß mit dem Schwur nit würd ablegen wollen, so ist er in Gefahr, das Landt raumen zu miessen. Ob er dann indemnach sich eines solchen waigere ?" antwortete der biedere Steirer: „Seys in Gotts Nam, er könne nit anders."

F. B.

Volkenkundige Opstellen II, Koloniaal Instituut te Amsterdam. Mededeeling No IX. 1928. — In diesem Quartheft ist außer Abhandlungen über Schädel von Schouten-Eiland und das Tanimbareesche Haus eine größere, auch sprachlich sehr sorgfältige Ausführung von J. Kreemer über Atjehsche Raadsels enthalten. Es

handelt sich um 76 malaiische und ins Niederländische übersetzte Rätsel, die mit Anmerkungen sachlicher Art versehen sind. Auf eine besondere Anordnung hat K. verzichtet, aber wertvolle Literaturangaben aus dem Bereich des Gesamtgebietes, z. T. auch aus dem Holländischen, zum Vergleich herangezogen. Die Atjeh wohnen im NW. von Sumatra. An die Natur des Landes erinnern die Rätsel Pinangnuss, Tamarindenbaum, Pisangpalme, Palmweinzapfer, Ananas u. a., an Sitte und Brauch der Ackerbauer und Fischer zahlreiche Beziehungen zum Reisbau; Pflug, Pflüger und Tier haben zusammen fünf Augen, das Auge des ersteren ist die Schneide. Büffelhorn und Ohr der Kuh sind doppelsinnig (obszön) gebraucht. Fischkorb aus 46 Bambusstreifen (gleich 46 Menschen, die zu einem Fest gehen), Wurfnetz (erst klein dann groß), Hüfttuch, Hausbau auf 16 Pfählen. Die herrschende Religion des Islam spiegelt sich in dem R. arabisches Alphabet, nach den verwendeten Punkten geordnet, mohamed. Mondjahr (ähnlich dem verbreiteten Jahresrätsel), das Haus kommt von Dschidda (Holz vom Gebirge, d. h. von fern). Zu weiteren Vergleichen nötigen die R. vom Frosch: wo er geht und steht, sitzt er; von der Henne: was stellt sich zum Kampfe, wenn die Kleinen lustig spielen?; von der Schlange und Krabbe: was geht ohne Fuß in den Baum, was geht ohne Kopf ins Wasser? Das vom Floh mutet wie ein deutsches an: Es ist kein Reh, es ist kein Hirsch, zwei töten ihn, acht spüren ihn auf. Ebenso: Nadel und Faden, Schreibgerät, Jacke (hat Arme und einen Leib, keinen Kopf, aber einen Hals), der Mensch in seinen Altersstufen, Hand und Finger als Baum und Äste. Das Verwandtschaftsrätsel: Zwei Väter und zwei Söhne hat sein Gegenstück: ein Mann, zwei ältere Schwestern und eine jüngere sollen drei Ochsen teilen. Die jüngere ist eben die zweite Schwester. Fast alle sind überraschend kurz (sprunghaft) und treffend: Netz der Spinne, wenn man es an einer Stelle anfaßt, schüttert das ganze Haus. In der Einleitung wird gesagt, daß alt und jung im Aufgeben wetteifern. Wer nicht lösen kann, muß ein neues aufgeben oder sich loskaufen. Die Batak kennen selbst ein R. auf das Rätsel: Wenn es kriegsgefangen gemacht (gelöst) wird, wird es nicht losgekauft, wenn es aber nicht gefangen wird, dann wird es losgekauft.

Arno Schmidt.

Peuckert, Will Erich: Die Brüder Grimm. Ewiges Deutschland. Ihr Werk im Grundriß hrsg. Leipzig, A. Kröner (1936). VII, 462 S. Geb. 4 RM. (Kröners Taschenausgabe Bd. 139.) — Es war ein guter Gedanke, dem deutschen Volk das Leben und das Werk der beiden großen Deutschen, deren 150. Geburtstag in den Jahren 1935/36 begangen wurde, in einer Auswahl aus ihren Schriften vorzuführen. Peuckert hat ihn mit Geschmack und Wissen und aus einer liebevollen Versenkung in das Wesen der Brüder heraus gestaltet. Ein Werden will er verdeutlichen, wie er einleitend sagt, kein Sein, und dies Wachsen und Werden läßt er den Leser aus Selbstzeugnissen der Brüder Schritt für Schritt erleben und im Zusammenhang mit den Ereignissen der Zeit verstehen, denn „das werdende Deutschland ist das der Grimm", und das Buch will zeigen, „wie zwei Brüder deutsche Gedichte suchten und Deutschland fanden". So berücksichtigt die sehr reiche, nicht nur mit oft bewunderten Glanzstücken prunkende Auswahl alle Gebiete, durch die der Weg ihres Forschens führte, Sage, Märchen, Volkspoesie, Volkslied, die Sprache, das Recht, den Glauben; die Deutsche Grammatik, die Rechtsaltertümer, die Mythologie, das Wörterbuch und die Kleinen Schriften Jacobs und Wilhelms sind mit umfänglichen Stücken vertreten, deren Herkunft im einzelnen durch das angehängte Quellenverzeichnis nachgewiesen wird. Fremdsprachliche, alt- und mittelhochdeutsche Zitate sind in den Fußnoten übersetzt, und kurze Zwischentexte sorgen dafür, daß der Leser Zusammenhang und Ziel im Auge behält. F. B.

Deutsche Rassenkunde. Forschungen über Rassen und Stämme, Volkstum und Familien im Deutschen Volk, hrsg. von E. Fischer. Jena, G. Fischer. Bd. 8: F. Keiter, Schwansen und die Schlei, Schleswigsche Bauern und Fischer. Mit einem Vorwort von O. Aichel. Mit 11 Abb. im Text und 15 Tafeln. 1931. VII, 114 S. Geh. 15 RM., geb. 17 RM. — Bd. 9: H. Göllner, Volks- und Rassenkunde der Bevölkerung von Friedersdorf (Kreis Lauban i. Schlesien). Mit 18 Abb. im Text und 17 Tafeln. 1932. VIII, 81 S. Geh. 15 RM., geb. 17 RM. — Bd. 10: W. Scheidt, Niedersächsische Bauern II. Bevölkerungsbiologie der Elbinsel Finkenwärder vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Gegenwart. Mit 25 Abb. im Text und 2 Tafeln. 1932. 95 S. Geh. 9 RM., geb. 10,50 RM. — In unserer oben 3, 84f. erschienenen zusammenfassenden Anzeige der ersten 7 Bände der Fischerschen Rassenkunde wiesen wir bereits auf den volkskundlichen Einschlag von einigen dieser vorzüglichen Einzeluntersuchungen hin. Das gleiche gilt auch von den seitdem herausgebrachten Bänden,

auf die wir, wenn auch verspätet, an dieser Stelle aufmerksam machen. Entsprechend dem Plan des ganzen Werkes widmen die Verfasser ihre Forschung einem kleinen Stück deutschen Volksbodens, dessen Bewohner aber mit um so größerer Genauigkeit nach jeder Richtung untersucht werden konnten. So handelt es sich bei Keiter um 16 Landgemeinden der zwischen Schlei und Eckernförder Bucht gelegenen Halbinsel Schwansen, bei Göllner um ein einziges schlesisches Dorf mit noch nicht 1000 Bewohnern. In der Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse von Schwansen sind u. a. die Ausführungen über die Sozialordnung und Siedlung des die Fischerei betreibenden Bevölkerungsanteils besonders bemerkenswert, ferner die Erhebungen über die Familiennamen, doch ist hier der volkskundliche Teil nicht so reichlich bedacht wie bei Göllner, der sogar auf die Mundart näher eingeht und das bäuerliche Leben in Arbeit und Feier genauer schildert, ohne dabei den starken Zerfall des alten Volksgutes zu bemänteln. Halten sich diese beiden Bände im allgemeinen an das übliche Schema landschaftlicher Volkskunden, so gibt Scheidt in dem Finkenwärder-Band eine Probe jener exakten bevölkerungsbiologischen Untersuchungsweise, über deren Bedeutung und Wert er sich in seiner „Kulturbiologie" (Jena, G. Fischer 1930, IV, 127 S. 6 RM.) ausführlich und gemeinverständlich geäußert hat. Wenn er dort diese, das genealogische und statistische Material bis aufs letzte auswertende Methode als einen Versuch bezeichnet, bestimmte Ergebnisse verschiedener Forschungsgebiete so zu ergänzen und aneinanderzupassen, daß gesetzmäßige Abläufe im Leben der Völker erkennbar werden, so kann man solche Zusammenarbeit, bei der doch die Eigenart und die Eigenziele der Einzelwissenschaften gewahrt werden, auch vom volkskundlichen Standpunkt nur billigen. F. B.

Retzlaff, Hans: Volksleben im Schwarzwald. 137 Bilder und 4 Farben-Photographien. Mit einführendem Text von Wilhelm Fladt. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 1935. 40 S. Text und 136 Tafeln. Kart. 5,80 RM., Ganzleinen 6,80 RM. (Bilderwerke zur deutschen Volkskunde, hrsg. von der Deutschen Volkskunst-Kommission.) — Im ersten Teil gibt der Freiburger Stadtarchivar, ein hervorragender Kenner des Schwarzwaldraumes, eine Übersicht über Land und Leute, Haus und Hof, über die im Schwarzwald vertretenen Rassen, unter denen der nordische Einschlag sehr stark zu sein scheint, über den Volkscharakter und die Mundart, beide im Norden und Süden verschieden; ausführlicher behandelt er die Bräuche in der Werktagsarbeit wie an Festtagen, besonders die Fastnachtsmaskeraden, bei Geburt, Hochzeit und Tod und an Volksfesten, die Trachten und die für den Schwarzwald kennzeichnenden Berufe, Hand- und Hauswerke. Diese knappe, aber ausgezeichnete Darstellung, auf eigenen Forschungen und auf älteren und neuen Sonderbehandlungen fußend, leitet glücklich zu dem Hauptteil, den Bildern, über. Retzlaffs Kunst ist bekannt; die Landschaft und die Menschen des Schwarzwalds boten ihr wundervolle Vorwürfe, und wundervoll ist die Auswahl und die Ausführung. Es ist unmöglich, Einzelnes aus dieser Fülle hervorzuheben; immerhin sei auf die Trachtenbilder und auf die Aufnahmen aus dem Volksleben, z. B. die Maskenzüge, vorzüglich hingewiesen. Wie immer bei Retzlaffs Photos bewundern wir die Kunst, der Landschaft und den Menschen Monumentalität und Leben abzulauschen und alle Pose zu vermeiden. Die kurzen Unterschriften unter den Bildern bestätigen und bereichern die Einleitung. Eine besonders kostbare Beigabe sind die vier Farbenphotographien aus dem Glottertal. Die Deutsche Volkskunstkommission konnte mit keinem schöneren Werk die Reihe eröffnen, die die deutschen Landschaften und Stämme in Wort und Bild schildern soll. F. B.

Rommel, Margarete: Von dem Fischer un syner Fru. Eine vergleichende Märchenuntersuchung. Heidelberger Diss. Karlsruhe, Macklot 1935. 139 S. — Das bekannte Märchen vom Fischer und seiner ungenügsamen Frau, dem eine Schülerin Panzers diese fleißige und anziehend gestaltete Untersuchung gewidmet hat, hat für unsere Wissenschaft eine besondere Bedeutung, weil es, 1806 durch den Maler Runge aus dem pommerschen Volksmunde aufgezeichnet, das Interesse der Romantiker weckte, und weil seine Entwicklung allerlei Probleme aufweist. Eine systematische Betrachtung sämtlicher Varianten ergibt 1. den europäischen Ursprung und 2. die Spaltung in vier Fassungen: der zaubergewaltige Fisch wird ersetzt durch einen Vogel oder einen Baum, oder der Mann trägt an der Paradiesespforte oder auf der Straße Gott selber seine Wünsche vor. Den Ursprung sucht die Verf. in Flandern, was man als möglich gelten lassen kann. Das Alter des Schwankes, dessen tiefere Bedeutung einleuchtet, ist schwer zu bestimmen; Frl. Rommel möchte die Urgestalt in einer Verserzählung des späten Mittelalters vermuten; einer Verserzählung, weil

die gereimten Gespräche von Fischer und Fisch dafür sprechen und die Motive der ehrgeizigen Frau und der steigenden Wünsche schon damals begegnen. Von Flandern wanderte diese Schwankerzählung östlich nach Deutschland und Osteuropa, wo sie umgestaltet wurde. In der masurischen Fassung (ZfVk. 4, 199) wird der Wunsch der Frau, sich morgens nicht mehr selber waschen und putzen zu müssen, als der frevelhafteste bezeichnet. Ebenso läßt sich die Verbreitung nach Westen und Süden verfolgen. — Zu S. 41 notiere ich die Froschfassung (Hdwtb. des Märchens 2, 130), zu S. 81 (Bonhomme Misère) Bolte-Polívka 2, 187, zu S. 103 weitere dichterische Bearbeitungen (L. Wiese, Märchenwald 1841 S. 198; Otto Ernst, Ortrun und Ilsebill 1906; Mantje Timpe Te, komp. von A. Naumann 1918). J. B.

Schopp, Joseph: Das deutsche Arbeitslied. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1935. X, 376 S. — Seitdem der Nationalökonom Bücher 1896 sein berühmtes Werk über Arbeit und Rhythmus schrieb, hat man den Liedern, die den Rhythmus der körperlichen Arbeit regelnd begleiten, erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet. Freilich haftete dem Begriffe Arbeitslied vielfach etwas Verschwommenes an, denn man gesellte den durch Improvisation bei der Arbeit entstandenen Rufen auch frühere Lieder bei, die dem rhythmischen Arbeitsgange angepaßt waren, oder Zaubersprüche, die beim Buttern oder Pfeifenschneiden üblich waren, endlich auch Unterhaltungs- oder Gesellschaftslieder. Dagegen waren schon H. Naumann und O. Lauffer aufgetreten, und ihnen folgt jetzt Schoppe. Er bietet uns eine außerordentlich reichhaltige Übersicht über die echten Arbeitslieder und ihre Melodien in klarer systematischer Anordnung. Unter den Arbeitsrufliedern sind die der Rammer am genauesten, auch in musikalischer Hinsicht, bekannt; der Inhalt der dem Rufe angeschlossenen Texte (Zählen, Lob, Klage, Feierabend usw.) wird genau zergliedert. Es folgen 2. die Arbeitstaktlieder beim Hirsejäten, Dreschen, Keltern, Buttern, Flachsreffen, Spinnen; 3. die Spinnstubenzählieder; 4. die Rhythmusmerkreime beim Wetzen, Dreschen, Weben mit genauen Textanalysen; 5. Ruflieder für Tiere (Kuhreihen, Fuhrmannslieder). Abweichend von Bücher bemerkt S. im Schlußwort, daß in der 1. und 2. Gruppe der Rhythmus in keinem ursprünglichen Zusammenhange mit dem Arbeitsrhythmus stehe, sondern ihm angepaßt sei. Wenn er bei der Vergleichung mit ausländischen Arbeitsliedern nur Motivgleichheit, aber keine wirkliche Abhängigkeit annimmt, so wird er im ganzen Recht haben. Für die Kettenmärchen verweise ich noch auf Haavio, FFC. 88 und 99, für die Wochentagslieder auf Bolte, Archiv f. n. Sprachen 98 und 99, für den Ortsspott auf ZfVk. 35, 36, ferner auf die Anmerkungen zu Grimms KHM. 72a und 80. J. B.

Sohnrey, Heinrich: Die Sollinger. Eine Volkskunde des Sollinger Waldgebietes. 2., vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung 1935. 415 S. Geb. 5 RM. — In Deutschlands schlimmster Zeit, August 1923, erschienen Sohnreys „Sollinger" zum erstenmal, ihnen folgte als zweiter Teil im Jahre 1929 „Tschiff, tschaff, toho!". Beide Bücher schildern in zwanglosem Aufbau die Bewohner des zwischen Harz und Teutoburger Wald gelegenen Waldgebietes in ihrer völkischen Eigenart, ihrer Sprache, ihren Sitten und Meinungen; für die Einzelheiten sei auf die früheren Anzeigen (ZVVfk 34, 130 und ZfVk 1, 118) verwiesen. Daß nunmehr das ältere der beiden Werke in neuer Auflage erscheinen kann, ist ein sehr erfreuliches Zeichen für den Aufschwung des Volks- und Heimatgefühls im Dritten Reich. Der Inhalt ist im ganzen unverändert geblieben, doch betonen zahlreiche Zufügungen im Text und besonders im Vorwort die Belebung und Neuausrichtung volkstümlicher Bräuche und Meinungen durch die Leitgedanken des Nationalsozialismus. Sohnreys Sollingleute sind keine Salonbauern; in ihrer derben und pfiffigen, aber grundehrlichen Denk- und Sprechweise läßt sie die bewährte Erzählerkunst des Verfassers als kräftige Vertreter echter deutscher Art vor uns lebendig werden. F. B.

Storaker, Joh. Th.: Menneskelivet i den norske Folketro (Storakers Samlinger 6) ved Nils Lid. Oslo, Norsk Folkeminnelag Nr. 34. 1935. 102 S. — Der neue Band der großen Storakerschen Sammlung norwegischen Volksglaubens, die zuletzt ZfVk. 3, 312 besprochen wurde, enthält 581 Zeugnisse über Schwangerschaft und Geburt, Kind, Hochzeit, Tod und Begräbnis, kirchlichen Brauch und Wahrsagung aus dem Kaffeesatz, Karten, Handlinien usw. J. B.

Svensson, Sigfrid: Skånes folkdräkter. Stockholm 1935. 377 S. (Die Volkstrachten in Schonen.) — Der Verfasser stützt seine eingehende Untersuchung über die Tracht der Bauernbevölkerung in Schonen innerhalb des ungefähren Zeitraumes

von 1700 bis 1825 in erster Linie auf die in den Museen befindlichen Trachtenstücke. Als Ergänzung dazu wurden in sorgfältigster systematischer Auswertung mehr als 900 Nachlaßverzeichnisse der Bauernbevölkerung benutzt, zum Vergleich auch solche der Handwerker und höheren Klassen herangezogen, sowie sogenannte bis ins 16. Jahrhundert zurückreichende Landesrechenschaftsberichte. Jedes einzelne Stück der Männer- und Frauentracht, das noch im Original vorhanden ist oder nach Bildern und archivalischen Quellen belegt werden kann, wird eingehend beschrieben und durch Abbildungen sowie Schnittmuster anschaulich gemacht. Zahlreiche Verbreitungskarten geben klare Überblicke über das Vorkommen von Formen, Bezeichnungen und Farben. Sehr beachtlich erscheinen die im letzten Kapitel zusammengefaßten Ergebnisse über die in Schonen beobachteten Wechselwirkungen zwischen Mode- und Volkstracht und die politischen, volkswirtschaftlichen und psychologischen Ursachen des Aufblühens und Absinkens der bäuerlichen Trachtenkultur gerade in dieser Provinz. Wenn der Verfasser im Vorwort auf den Übelstand hinweist, daß es nicht ein einziges Werk über die Modetracht auf nordischem Gebiete gibt, so kann das im Hinblick auf die vorliegende Arbeit als etwas durchaus Entbehrliches angesehen werden. Die Unvoreingenommenheit und Selbständigkeit, mit der der Verfasser an die kostümgeschichtlichen Untersuchungen herangeht, und die Vorsicht und Sparsamkeit, mit der er seine Parallelen zieht, berühren wohltuend. Selbst da, wo er sich in einzelnen Fällen überholter Trachtenwerke als Quellen bedient, geschieht es mit dem Freimut und der Selbständigkeit, welche ihm die Fülle seines eigenerarbeiteten wissenschaftlichen Materials gibt. — Eine Zusammenfassung des Inhalts in deutscher Sprache am Schluß des Buches erleichtert uns Deutschen seine Benutzung.

Helene Dihle.

Vakarelski, Hr.: Bit na trakijskitě i maloazijskitě Bulgari (Das Leben der thrakischen und kleinasiatischen Bulgaren). Trakijski Sbornik. V, 496 S., 420 Abb., 2 Karten und 6 farbige Tafeln. Sofia 1935. 200 Leva. — Das vorliegende stattliche Buch ist der erste Band der Veröffentlichungen des thrakischen Instituts in Sofia, das unter der Leitung von St. Mladenov, Hr. Kodov und Hr. Vakarelski die Dialekte sowie die materielle und geistige Volkskultur der Bulgaren in Thrakien und der bulgarischen Rückwanderer aus Kleinasien erforscht. Vakarelski breitet in diesem Buche ein auf Grund eigener wiederholter Bereisungen gewonnenes, ungemein reichhaltiges Material aus: Die gesamte materielle Kultur, der Volksglaube und das Brauchtum werden eingehend behandelt, von der Volkspoesie (Legenden, Lieder, Sprichwörter, Rätsel usw.) werden gute Proben gegeben. Der Text ist von über 400 Skizzen und Lichtbildern begleitet, sechs farbige Tafeln bieten Proben der hochstehenden textilen Volkskunst. Hervorgehoben zu werden verdient die genaue Berücksichtigung der Terminologie, die übrigens sehr viele türkische Elemente aufweist. — Ein Register und eine französische Inhaltsangabe erhöhen den Wert des Buches. Das Werk Vakarelskis ist eine äußerst verdienstvolle Leistung und wird nicht nur von der bulgarischen Volkskunde, sondern von der vergleichenden Volkskunde überhaupt aufs wärmste begrüßt werden.

Edmund Schneeweis.

Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde. In Verbindung mit der Görres-Gesellschaft hrsg. von Georg Schreiber. Mit 33 Abbildungen. München, Kösel & Pustet 1936. 312 S. Geh. 12 RM. — Bis auf ganz wenige Ausnahmen werden in den 23 Aufsätzen und 16 Miszellen, die dieses neue Jahrbuch vereinigt, Fragen der religiösen Volkskunde behandelt; die Mitarbeiter sind größtenteils katholische Theologen und Volkskundler. Damit ist die Gesamteinstellung bestimmt; innerhalb dieses Rahmens, doch oft über ihn hinausblickend, werden die mannigfaltigsten Probleme gründlich und ohne Einseitigkeit erforscht. Denn die religiöse Volkskunde steht, wie der Herausgeber in seinem Beitrag „Volksreligiosität im deutschen Lebensraum" zielsetzend erklärt, nicht im isolierten Raum und erstrebt keine privilegierte Stellung. Sie weiß um ihre Teilaufgabe, ist aber das Herzstück der volkskundlichen Forschung. Welche Arbeitsaufgaben ihr dabei gestellt und welche Quellen dafür auszuschöpfen und noch zu eröffnen sind, wird in diesem umfänglichsten Beitrag ausgeführt, der zahlreiche neue Probleme aufzeigt und durch eigene Forschungsergebnisse wie durch Literaturnachweise zu weiterer Bearbeitung anregt. Eine auch nur skizzenhafte Inhaltsangabe aller weiteren Aufsätze ist bei dem Umfang des Buches leider nicht möglich; so sei, ohne Wertungsabsicht, nur auf einige wenige aufmerksam gemacht: Th. Gentrup, „Zum Begriff Volkstum", kommt nach einer Darstellung der Volkstumstheorien Jahns und Arndts sowie neuerer Forscher zu der Definition: Volkstum ist die geistig-seelische Volkslebendigkeit, sofern sie von der im Volksbereich herrschen-

den Eigenart gestaltet und auf einen gemeinsamen letzten Träger bezogen wird. Die Förderung der religiösen Volkskunde durch katholische Geistliche (Schlicht, Weigert, Franz, Frank, Hindringer u. a.) und durch Anweisungen der Ordinariate behandelt der Bischof von Regensburg, M. Buchberger, A. L. Veit die Bekämpfung von Paganismen im merowingischen Gallien (besonders Vigilien, Hexenwahn, Tänze, Tagewählerei; was S. 128 über die Lamien als Wassergeister gesagt wird, paßt übrigens mehr auf das neue, als auf das alte Griechenland). J. M. Ritz, „Deutsche religiöse Volkskunst", fordert eine religiöse Volkskunstforschung, die das Künstlerisch-Formale und den kirchlich-religiösen Inhalt in gleichem Maße in Betracht zieht und ergründet, wie der vom offiziellen Kirchenwesen dargebotene Stoff im Bereich des Volksmäßigen gewandelt wird (durchgeführt an den Beispielen des Kultbaues, der Wallfahrtsandenken und Votive). Sehr fein und durch schöne Abbildungen bereichert ist der Beitrag von F. Zoepfl, „Das schlafende Jesuskind mit Totenkopf und Leidenswerkzeugen", der das Verlangen nach einer umfassenden Monographie der Marterwerkzeuge weckt. An Fülle des Inhalts, verbunden mit größter Knappheit der Darstellung, Klarheit des Zieles und Kenntnis der Quellen und Wege verdient, wenn doch einmal gewertet werden darf, der Aufsatz von J. Klapper, „Religiöse Volkskunde im gesamtschlesischen Raum", den ersten Preis. Er ist ein wahres Inventarium, von dem viele Dutzende von Einzeluntersuchungen ausgehen könnten. Das glückhafte Schiff, das den Umschlag des Buches schmückt, wird im nächsten Jahr seine zweite Fahrt antreten, zu der man ihm alles Gute wünschen darf. F. B.

Williams, Charles Allyn: The german legends of the hairy anchorite. With two old french texts of La vie de saint Jehan Paulus, edited by Louis Allen. (Illinois studies in language and literature, vol. 18, no. 1—2.) Urbana, Illinois 1935. 140 S. — Hier erhalten wir die Fortsetzung einer früher (ZVfVk 35, 225. 37, 154) besprochenen Untersuchung über die Sage von dem in völliger Verwilderung im Walde hausenden Einsiedler, der auf diese Weise eine Sünde abbüßen will. Aus einer um 1518 entstandenen Handschrift des Vatikans teilt Williams ein deutsches Meisterlied in der Feuerweis Albrecht Leschs (P. Runge, Sangesweisen der Colmarer Hs. 1896 S. 178) von dem Einsiedler Johannes Chrysostomus mit. Als diesem nachts eine von einem Greifen geraubte Königstochter naht, läßt er sich von Fleischeslust hinreißen; von Reue gepackt, stößt er sie dann in eine Felskluft, wo sie ein Kind gebiert. Er hält sich aber für ihren Mörder und lebt fortan als wildes Tier im Walde. Nach langer Zeit von Jägern aufgespürt und vor den König geschleppt, gesteht er sein Verbrechen; aber als sie zur Kluft kommen, finden sie die Prinzessin und ihren Sohn wohlbehalten. Diese beschließt ihr Leben in einem Kloster, ebenso der König und der Einsiedler. Diese seltsame Legende findet sich schon ähnlich 1471 in 'Der Heiligen Leben' und lateinisch in Henmanns Viaticum narrationum und in Korners Chronica novella. Für ihre Beliebtheit zeugen Zeichnungen von Dürer, den Brüdern Behaim und Cranach, in denen die junge Mutter mit ihrem Kinde und ganz im Hintergrunde der auf allen Vieren kriechende behaarte Büßer erscheint. Vielleicht gaben gerade diese Bilder den Anlaß, daß Luther 1537 eine heftige Flugschrift gegen diese 'Lügende' losließ. Auch bei den romanischen Nationen ist unsre Sage bekannt, aber ihr Held heißt hier nicht Chrysostomus, sondern Guarinus, Justinus, Albanus oder Johann Paulus (R. Köhler, Kl. Schr. 2, 203. Kümmell, Drei Prosalegenden 1906. Wesselski, Mönchslatein Nr. 63. G. Bundi, M. aus dem Bündnerland 1935 S. 16). Diese Fassungen wollte Prof. L. Allen im Zusammenhange behandeln; da er jedoch noch nicht zum Abschluß gelangt war, stellte er seinem Freunde Williams ein altfranzösisches Gedicht 'La vie de saint Jehan Paulus' aus dem 13. Jahrhundert und eine Prosafassung aus dem 14. Jahrhundert zur Verfügung. J. B.

Zender, Matthias: Volksmärchen und Schwänke aus der Westeifel gesammelt und herausgegeben. Bonn, L. Röhrscheid 1935. XXXIII, 171 S. = Deutsches Volkstum am Rhein Bd. 2. — Z. veröffentlicht hier aus der großen Zahl von Märchen und Schwänken, die er in den letzten 10 Jahren bei mehr als 400 bäuerlichen Erzählern in der Westeifel gesammelt, eine Auswahl von 200 Stücken. Er hat nicht nur die mundartliche Form treu wiedergegeben, sondern auch die einzelnen Erzähler in der Einleitung charakterisiert und bisweilen auch die Zwischenreden der Zuhörer notiert. Es sind zumeist bekannte Schwänke von Christus und Petrus, Pastor und Küster, Eulenspiegel, dem Alten Fritz, Lügenmärchen usw.; doch geht der Herausgeber ihrer Verbreitung in den sorgfältigen Anmerkungen nicht nach, sondern verzeichnet nur Varianten aus seiner eigenen Sammlung. Unter den Erzählern überwiegen die älteren Leute, die Jugend hört zu; Märchen erzählten nur Männer. Oft

formen die Erzähler bewußt an ihren Geschichten; Nr. 51 ist in der Ichform abgefaßt und bringt einen erfundenen Schluß. Doch will Z. seine Ergebnisse nicht verallgemeinern, da in anderen Landschaften (O. Brinkmann, Das Erzählen in einer Dorfgemeinschaft. 1933) andere Verhältnisse walten. J. B.

Zoder, Raimund: Volkstänze aus Österreich, gesammelt und herausgegeben. Klavier zu zwei Händen. Leipzig, Wien, Berlin, Verlag Ludwig Doblinger (B. Herzmansky). 1935. 20 S. fol. — Aus dem reichen Schatze von Tanzweisen, den das österreichische Volk besitzt, hat Zoder bereits eine große, planmäßig fortgesetzte Sammlung veröffentlicht (vgl. ZfVk. 5, 306). Jetzt gibt er, um die für Streichmusik erdachten Weisen, „die Geschwister der reizenden Menuette von Haydn und Mozart", auch der Hausmusik zugänglich zu machen, 21 Märsche und Tänze aus Österreich und Vorarlberg in einem einfachen, aber doch charakteristischen Klaviersatz, die Alexander Pöschl besorgte, mit genauer Angabe der Herkunft und Beschreibung der Ausführung heraus, um zugleich das Verständnis für die hohe Musik eines Beethoven und Schubert zu wecken. Er empfiehlt, die Melodie auch durch eine Geige spielen zu lassen. J. B.

Zunker, Ernst: Die volkskundliche Erfassung des Handarbeiterstandes. Leipzig, Eichblatt 1934. 117 S. Geh. 5,50 RM. (Form und Geist, Arbeiten zur germanischen Philologie, hrsg. von L. Mackensen, Bd. 32.) — Der Verfasser begründet zunächst die Wichtigkeit der im Titel seines Buches bezeichneten Forschungsaufgabe und gibt dann einen Aufriß über die Literatur vom Handarbeiterstand (Handarbeiter ist „der besitzlose, von der Heimat her anhaltslose, abhängige und unselbständige Mensch"), und zwar der wichtigsten wissenschaftlichen Darstellungen (Göhre, Rade, Sombart, Bechtolsheimer, Peuckert, Jünger u. a.) wie der Selbstzeugnisse von Arbeitern in Lebenserinnerungen, Gedichten usw. Mit Hilfe der aus diesem Material gewonnenen Einzelfeststellungen entwirft er weiterhin ein Bild von dem Leben des Arbeiters innerhalb der Kreise, in die er gestellt ist, und den weltanschaulichen Typen, die sich beobachten lassen. Zum Schluß wird nochmals auf die Dringlichkeit einer volkskundlichen Erforschung des Arbeiterstandes eingegangen, für die der Verfasser in seinem Buche Vorarbeiten und Anregungen gegeben zu haben hofft. So sehr man dies auch zugeben und den Fleiß des Verfassers anerkennen mag, so lassen sich gewisse Bedenken nicht unterdrücken. Die angewendete Mosaikmethode ist nicht ungefährlich; zu leicht werden dabei Einzeläußerungen verschiedenster Herkunft und Haltung auf dieselbe Fläche projiziert, und dieser Gefahr ist der Verfasser, wie uns scheint, nicht ganz entgangen. Außerdem ist es bedauerlich, daß die neue Einstellung des Arbeiters zu seiner Arbeit und zur Volksgemeinschaft zwar gestreift, aber nicht eingehender behandelt worden ist, was immerhin im Jahre 1934 bereits möglich war. Dem düsteren und trostlosen Bild vergangener Zeit hätte dadurch ein von Grund aus verwandeltes und hoffnungsvolleres gegenübergestellt werden können. Zumindest hätten neben den mehr rückschauenden Aufgaben, die der Verfasser für sein Gebiet der Volkskunde stellt, die neuen Ziele einer Gegenwartsvolkskunde des deutschen Arbeiters nachdrücklich hervorgehoben werden sollen. F. B.

Resolutionen des ersten Märchenforscherkongresses in Lund,

vorgeschlagen von Prof. Dr. Walter Anderson und Dr. Oskar Loorits, angenommen in der Schlußsitzung des Kongresses am 8. November 1935.

§ 1. Der Fortschritt der Märchenforschung, ebenso wie der Fortschritt der folkloristischen Forschung überhaupt, hängt vor allem von der Gründung und zweckmäßigen Organisation von nationalen folkloristischen Archiven ab.

§ 2. Jede Nation soll nach Möglichkeit ein einziges folkloristisches Zentralarchiv besitzen, welches alle jemals gemachten Aufzeichnungen von mündlichen Überlieferungen des betreffenden Volkes enthält, einerlei ob sie schon gedruckt sind oder noch nicht.

§ 3. Die Existenz von Provinzialarchiven ist nur wünschenswert, insofern als sie das Sammeln der Volksüberlieferungen auf einem kleineren geographischen Gebiet besser organisieren und überwachen können. Als Prinzip muß man aufstellen, daß alles Material, das sich in den Provinzialarchiven befindet, in Abschrift oder Original auch im Zentralarchiv vorhanden sei.

§ 4. Jedes folkloristische Zentralarchiv hat folgende Aufgaben:

1. Alle bei dem betreffenden Volke schon existierenden volkskundlichen Aufzeichnungen aufzubewahren, sei es im Original, sei es in einer Abschrift;
2. für eine möglichst systematische Ergänzung und Nachprüfung des vorhandenen Materials zu sorgen: a) durch Aussendung von wissenschaftlich vorgebildeten Sammlern, b) durch Organisierung eines Netzes von freiwilligen Mitarbeitern und systematische Versendung von Fragebogen, c) durch Heranziehung der Schuljugend zur Aufzeichnung von Volksüberlieferungen;
3. alle Materialien so zu ordnen und zu katalogisieren, daß die Benutzer die für sie nötigen Texte nicht persönlich herauszusuchen brauchen, sondern sie brieflich bestellen können;
4. sämtliche bei dem betreffenden Volke vorhandenen gedruckten volkskundlichen Texte zu sammeln, zu ordnen oder wenigstens zu bibliographieren, besonders soweit sie an wenig bekannten oder schwer zugänglichen Stellen verstreut sind — in Werken der Literatur, in Zeitungen, Zeitschriften, Volkskalendern usw.;
5. eine allen Ansprüchen der Wissenschaft genügende Veröffentlichung der vorhandenen volkskundlichen Texte zu leiten.

§ 5. Eine besonders wichtige Aufgabe der internationalen Organisation der Märchenforschung wäre es, die in wenig bekannten Sprachen abgefaßten Texte den Forschern zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke wäre es erwünscht, sämtliche derartige Texte in irgendeine Weltsprache zu übersetzen. Der Kongreß befürwortet eine Übersetzung solcher Aufzeichnungen ins Englische und eine Flüssigmachung internationaler Geldmittel zu diesem Zwecke. Der Kongreß wünscht, daß diese Übersetzungen gleichzeitig in mehreren Exemplaren angefertigt werden, die an den wichtigsten speziellen Forschungsstätten der Welt aufzubewahren sind.

§ 6. Der Kongreß betont die Notwendigkeit einer internationalen Organisation der folkloristischen Sammelarbeit in jenen Ländern, wo die örtlichen Verhältnisse eine Organisation von genügend aktiven volkskundlichen Archiven leider noch nicht gestatten, und der Flüssigmachung von internationalen Mitteln zur Aussendung von volkskundlichen Sammlern nach solchen Ländern.

§ 7. Der Kongreß drückt den Wunsch aus, daß Wege gefunden werden, um ernste Forscher von einem Teil der Kosten der von ihnen bei den Archiven bestellten Abschriften zu befreien.

Nachrufe.

Robert Mielke †.

Am 30. August verstarb plötzlich auf einer Reise in Freiburg i. B. Professor Robert Mielke, einer der ältesten Vorkämpfer unserer Wissenschaft. Ein langes Leben voll ertragreicher und weithin wirkender Forschung wurde jäh abgeschlossen. Und ein besonderes Kennzeichen dieses Lebens kann man darin sehen, daß sich bei diesem Geschichtschreiber des deutschen Dorfes, dem Erforscher der Siedlungsgeschichte, dem Mitbegründer des Heimatschutzes die weitgreifende Forschung mit warmer künstlerischer Empfindung für das Schöne paarte.

Mielke war ein Berliner Kind. Geboren am 15. Dezember 1863, besuchte er die Friedrich-Werdersche Oberrealschule, die er 19jährig verließ, um Landschaftsmaler zu werden. Aber bei seinem Aufenthalt in Italien, der ihm durch ein 3jähriges Stipendium ermöglicht wurde, kam er zu der Erkenntnis, daß seine eigentliche Neigung und Begabung den kunstgeschichtlichen und volkskundlichen Studien gehöre. Er sattelte nach 5 Studienjahren um und entwickelte eine rege schriftstellerische Tätigkeit, während er zugleich als Lehrer an verschiedenen gewerblichen Fachschulen wirkte; vom Jahre 1893—1928 war er Zeichenlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Er trat dem 1890 von Karl Weinhold gegründeten Berliner Verein für Volkskunde bei, zu dessen Programm auch die Geschichte des Hauses und Hofes, der Flurteilung und Dorfanlage und der durch Stamm, Volk und Land bedingten Unterschiede gehörte. Schon 1892 erschien in der Zeitschrift des Vereins Mielkes Studie über die Giebelentwicklung des sächsischen Bauernhauses, der noch viele ähnliche Aufsätze, Vorträge und Rezensionen folgten. Auch in der Brandenburgia und im Verein für die Geschichte Berlins wirkte er mit und wurde im Museum für Volkskunde ein eifriger und wertvoller Berater bei der Herstellung der Sammlung von Bauernhausmodellen. Auf vielen Wanderungen zu Fuß und zu Rad durchstreifte er die deutschen Landschaften und dehnte seine Forschungen auch auf andere Länder bis nach Kleinasien und Nordafrika aus. Seine Feststellungen über die stilistische Fortbildung, die Hausformen und ihre Verbindung mit Boden und Stammescharakter sind also erwandert. Das große Bildmaterial, das er hierbei sammelte, kam seinen Büchern zugute. 1907 veröffentlichte er das mehrfach aufgelegte Buch 'Das deutsche Dorf', 1909 ein Handbuch der künstlerischen Dorf- und Flurgestaltung, 1913 'Unsere Dorfkirche', 1926 'Die Siedlungen der Heimat', 1927 'Siedlungskunde des deutschen Volkes', 1929 'Im Schatten der Dorflinde', 1934 'Der deutsche Bauer', um von anderen Werken zu schweigen; mit Ernst Friedel zusammen hatte er schon 1909 ein auf vier Bände geplante Landeskunde der Provinz Brandenburg herausgegeben, in der er selbst die 'Äußere Volkskunde' darstellte; der 4. Band ist leider nicht erschienen. Die dem Sechzigjährigen im 34. Jahrgang der 'Brandenburgia' gewidmete Festgabe enthält eine bis zum Jahre 1923 reichende Übersicht über sein Schaffen.

In allen seinen Werken suchte Mielke die Gesamtheit der Heimat zu erfassen und die Fäden zwischen Dorf und Stadt zu ziehen; Berlin galt ihm als altes Rundorf, während seine Schwesterstadt Köln aus einem jüngeren Angerdorf erwachsen war. Daß er auch geschmacklose Hausformen in seinen Bildern aufzeigte, geschah, um der Verunstaltung des Heimatbildes entgegenzutreten. Und aus solchem erzieherischen Leitgedanken heraus begründete er mit Prof. Ernst Rudorff den Bund Heimatschutz, dessen Zeitschrift er seit 1904 herausgab. Mit Recht nennt ihn die erwähnte Festschrift den Begründer des deutschen und des märkischen Heimatschutzes. Später gab ihm seine Tätigkeit als Dozent an der Staatlichen Versuchs- und Lehranstalt für Gartenbau in Dahlem und als Professor an der Technischen Hochschule Gelegenheit, in gleichem Sinne zu wirken.

Den Bestrebungen des nationalsozialistischen Deutschlands, dem Nährstand zu neuer Blüte und Geltung zu verhelfen, stellte er seine reichen Erfahrungen und seine bis zum letzten Augenblick bewahrte Rüstigkeit mit Begeisterung zur Verfügung.

So steht sein Bild vor uns als das eines kerndeutschen Mannes und eines hochbegabten, von warmer Heimatliebe erfüllten und unermüdlich schaffenden Förderers der deutschen Volkskunde, dem wir ein treues Andenken schulden.

Berlin. Johannes Bolte.

Wilhelm Wisser †.

In seinem 93. Lebensjahr verstarb am 15. Oktober 1935 in Oldenburg Professor Dr. Wilhelm Wisser, geboren am 27. August 1843 zu Klenzau bei Eutin. Wie so mancher Volkskundler kam er nicht von der germanischen, sondern von der klassischen Philologie her; als Gymnasiallehrer hat er bis 1902 an dem ehrwürdigen Gymnasium zu Eutin, dann bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1909 am Gymnasium zu Oldenburg gewirkt.

Wie Wisser dazu kam, die Märchen seiner ostholsteinischen Heimat, genauer gesprochen der Nordostecke von Holstein zwischen Plön und Lübeck einschließlich Fehmarns, unmittelbar aus dem Volksmunde zu sammeln, das hat er selbst in seiner Vorrede zum 1. Bande der Plattdeutschen Märchen und vor allem in seinem hübschen Buch „Auf der Märchensuche. Die Entstehung meiner Märchensammlung" (Hamburg und Berlin 1926) geschildert. Erst spät wandte er sich dieser Aufgabe zu: seine Sammlung kam in der Hauptsache in der Zeit von 1898—1909 zustande; die späteren Jahre dienten hauptsächlich der Sichtung, Ordnung und Lesbarmachung des gesamten handschriftlichen Materials, von dem die veröffentlichten Stücke nur eine kleine Auswahl darstellen. Nach einer Reihe von Veröffentlichungen in Zeitschriften gab er 1904/05 drei Bändchen plattdeutscher Volksmärchen unter dem Titel „Wat Grotmoder vertellt" bei Diederichs in Jena heraus. Ihnen folgten im gleichen Verlag 1914 und 1927 die beiden Bände „Plattdeutsche Volksmärchen" mit dem Zusatz „Ausgabe für Erwachsene". Eine Nachlese brachte die als Festgabe zu seinem 90. Geburtstag veröffentlichte Sammlung „De Wunschsteen" (s. o. 5, 119). Stilistische und biologische Probleme des Märchens behandelte er in gemeinverständlicher Form in dem Büchlein „Das Märchen im Volksmund" (Hamburg 1925, Quickborn-Bücher 32). In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde untersuchte er die Märchen vom Meisterdieb (13, 301), vom Schweinehirt und der Königstochter (14, 432), vom tapferen Schneiderlein (22, 166), vom Ritt auf den Glasberg (25, 305), von der klugen Bauerntochter (N. F. 2, 288); außerdem veröffentlichte er an gleicher Stelle „Vier Volksballaden aus dem östlichen Holstein" (15, 331. 470) und, zusammen mit J. Bolte, „Die Scheune brennt" (28, 135). In diesen Aufsätzen — die an anderer Stelle erschienenen bleiben hier unerwähnt — tut man einen Blick in Wissers Materialschätze, hier legt er in den verschiedenen Lesarten den Rohstoff unverändert vor, während er in den für ein größeres Publikum bestimmten Märchenausgaben unbedenklich geglättet, verbessert, ja kontaminiert hat, wenn es ihm notwendig erschien. Er spricht sich in der Vorrede zum 1. Bande der Plattdeutschen Märchen ausführlich über die Beweggründe dieser bisweilen mißverstandenen Bearbeitung aus. Er wollte eben in diesen Ausgaben wie die Brüder Grimm den Leuten ein Buch zum Lesen schenken und nahm sich daher auch die gleichen Freiheiten wie jene. Daß die Wissenschaft Anspruch auf die unveränderten Texte hat, erkannte er selbstverständlich als unbedingt notwendig an. Sehr erfreulich ist es daher, daß Wissers handschriftliche Sammlung, die weit über 2000 Seiten umfaßt, vom Reiche erworben und für die deutsche Volksforschung sichergestellt worden ist.

Wisser wollte nie etwas davon hören, daß er einen „feinen Spürsinn" habe, und meinte, er habe die meisten und besten Erzähler „ohne jedes eigene Verdienst" gefunden. Er hatte es nicht nötig zu spüren und abzulisten. Wer ihn kannte, wußte, daß er seine Erfolge seiner ganzen Persönlichkeit verdankte. Diesem schlichten, knorrigen Mann, der selbst aus holsteinischem Bauerngeschlecht stammte und seine Mundart sprach, der so gar nichts Professorales an sich hatte, öffneten sich Herz und Mund seiner Landsleute; sie fühlten, er war ein Mann von ihrem Blut und von ihrer Scholle. So ward es ihm möglich, alle jene Märchen im heimischen Platt mit allen Feinheiten und Derbheiten getreu aufzunehmen.

Mit Recht weist F. von der Leyen (o. 1, 20) auf Wisser neben Wossidlo und Frank angesichts des Vorwurfs, die deutschen Forscher hätten keine lebendige Fühlung mit dem Volke; freilich kann er nicht leugnen, daß die deutsche Volkskunde nicht viele solcher Männer besitzt. Um so mehr möge ihr stets Werk und Persönlichkeit dieses echten deutschen Mannes und Volksforschers Vorbild und Verpflichtung sein.

Berlin-Pankow. Fritz Boehm.

Register.

Die Namen der Mitarbeiter sind *kursiv* gedruckt.

Aall, L. s. Weiser-Aall.
Aalraupe 211.
Aaron 45.
Ablaß 33.
Abortivmittel 44.
Adel 117.
Adel (Krankh.) 179, 184.
Adrian, K. 297.
Adventskrone 240.
Agheci, N. 292.
Agrargeschichte 169.
Ägypten 37, 45f. Märchen 77.
Ahnenkult 293ff.
Aichel, O. 308.
Albertano von Brescia 9.
Albrecht der Bär 110.
Alemannen 69, 98.
Alexandersage 105.
Allen, W. 312.
Almgren, O. 280, 294.
Aloysius, hl. 206.
Alpenländer 69f., 98.
Alraun 43, 46.
Alte Jungfern 50.
Altenburg, O., Bannfluch gegen einen unbekannten Honigdieb 244 bis 250.
Amerika 119, 303; vgl. Indianer
Ammanati, J. 1f.
Amulett 41, 203, 206, 297, 300.
d'Ancona, A. 7.
Anderson, W. 79, 314.
Andersson, O. 70.
Andrea, Ser 12.
Andree, A. 176.
Angang 227.
Anhalt 96.
Anthropos 291f.
Anzeiger, Ethnologischer 297.
Apfel 50, 52, 54.
Apfelbaum 101.
Aphrodisiaca 42.
Apotropäisches 44, 108, 206, 233ff.
Arabien 45.
Arbeiterstand und Volkstum 131, 195, 313.
Arbeitslied 300, 306, 309; vgl. Rhythmus.
Arg (Krankh.) 180.
Aristoteles 6, 29.
Arlotto 1.
Arndt, E. M. 117, 311.
Aronstab (Arum maculatum) 36ff.
Athenaios 31.
Atlas der deutschen Volkskunde 98, 278f., 291.
Attila 44f.
Aufgebot 217.
Aufklärung 207.
Augenkrankheiten 184.
Augsburg 208.
Aunjetitzer Kultur 147.
Auslanddeutschtum 63ff., 119f., 124, 195f., 261ff.
Aussteuer 53, 216f., 221f.
Ayrer, J. 104.

Baasen, C. 171.
Bad 69.
Baden 98.
Baja 292.
Baldamus, A. 80.
Ballade: Deutschland 81ff., 288f. Finnland 71. — Königskinder 289. Schloß in Österreich 289.
Balys, J. 73.
Band 218.
Bandkeramik 146.
Bannfluch 244ff.
Banse, E. 71.
Bär 41.
Barbarazweige 242.
Bargheer, E. Bauopfer an Bord 107—108.
Barletta, G. 30.
Barock 166, 200.
Bartoli, G. 12.
Basel 32.
Batschka, 63ff., 261ff.
Bauernlegung 114.
Bauernstand und Volkstum 131.
Bäume, blutende 99.
Baumgeburt 93ff. -geister 105. -seele 105.
Bauopfer 107.
Bayern: Volksglaube 98.
Beamtenstand und Volkstum 132f.
Beatus Rhenanus 29.
Bebel, H. 15ff.
Becchi, G. 13.
Becker, A. 234. Die Sator-Arepo-Formel patentamtlich geschützt 66. Zwei scherzhafte Todesanzeigen 275—277.
Beckwith, M. W. 71.
Begattung 76.
Begräbnisbräuche 135.
Beilager 57f.
Belgien 102f.
v. Below, G. 117.
Benediktiner 204.
Benediktionen 198ff., 301.
Bergen 106.
Bergisches Land 97, 100.
St. Bernardino v. Siena 11.
Besen 54, 223.
Besprechen 179.
Bett 69f. -federn 56.
Beurmann, E. 212.
Bibernelle 44.
Bibliographie 297.
Biedermeier 166.
Biel, G. 17, 20.
Bienen 182, 244.
Bjirrum, A. 77.
Bilderschrift 71.
Binden 54, 96.
Birke 242.
Birnbaum 97, 99f.
Blieskastel 66.
Blockbau 69f.
Blumenmädchen 105.
Blut 77, 180, 185. -harnen 182. -mischung 116.
Boberg, J. M. 77.
Boccaccio, G. 9.
Bock, H. 37f., 45.
Boden 113, und Volkstum 124.

Boehm, F., Wilhelm Wisser † 315, Not. 71—80, 297—313.
Böhm, M. 68.
Böhmen: Besiedlung 117.
Bohnsack 282.
Bolte, J. 297. Volksrätsel aus der Mark Brandenburg 250—260. Robert Mielke † 315. Bespr. 288—289. Not. 71—80, 304—313.
Borchers, W. 236.
Bova, hl. 203.
Brabant 171.
Brakteaten 157.
Brand (Krankheit) 179, 183f.
Brandenburg: Besiedlung 193. Volksrätsel 250ff. Wirtschaft 117.
Brandsch, G. 297.
Branntwein 54, 56, 58, 60f.
Braren, O. 166.
Brassicanus, J. 22.
Brather, F. 71.
Braunschweig: Brauch 136ff. Volksglaube 96. Volkskunde 144ff.
Braut 50ff. -besen 54. -bett 57f., 231. -dieße 54. -kranz 220. -tracht 226. -wagen 53f., 96, 221. -werbung 214; vgl. Hochzeit.
Bremen 210ff.
Bretschneider, A. Not. 78.
Bricke (= Brettchen) 137f.
Bringemeier, M. 67.
Bronzekultur 147, 173.
Brosch, F. 193.
Brot 55.
Bruch s. Krankheiten.
Bruderschaft 136.
Brunfels, O. 45.
Brunnen 96, 203f.
Brustwarze 47.
Buchberger, M. 312.
Buche 96ff.
v. Bucher, A. 208.
Bücher, K. 301, 310.
Buchsbaum 102.
Bulgarien 197, 311.
Bundi, G. 298.
Bürger, E. G. 197.
Bürgerstand und Volkstum 132.
Bußbücher 204.
Butter 53.

Capitulare de Villis 39.
Carducci, G. 7.
Cavalcanti, G. 9.
Celsius, O. 305.
v. Chamisso, A. 214.
Chaucer, G. 11.
Chauken 148.
China: Roman 75. Volkskunde 297.
Cholera 205.
Christbaum s. Weihnachtsbaum.
Christianisierung 204.
Christiansen, R. Th., Neue Beiträge zur irischen Volkskunde 289—291.
Ciriaco v. Ancona 33.
Claassen, O. 72.
Clauß, J. 298.
Clemens, L. 21.
Cocchiara, G. 299.
Cöler, H. 16.
di Coppo, M. 10.
Coyote 71, 76.
Cramer, D. 244.
Crammer, A. 207.
v. Cube, Joh. 38.

Dach 69f., 265ff.
Dänemark: Zauberlied 77.
Dante 9.
Danzig 277ff., 282.
Darré, W. 174.
Deckengehänge 235.
Degner u. Lussewinne 81ff.
Delpino, F. 38.
Deutschland u. Deutsches Reich 306.
Dido 80.
Diebssegen 185, 244ff.
Diele 155.
Dienstag 217, 221.
Diepgen, P. 299.
Dieße 54.
Dihle, H., Not 310.
Dion Chrysostomos 4, 299.
Dioskurides 38f., 44.
Dodenkamer 107.
Dodonaeus 39, 41, 48.
Dogma 128f.
Domenichi, L. 8.
Donarseiche 93.
Donatello 13.
Donatus, hl. 201.
Donauschwaben 261ff.
Doni, A. 5.
Donnerbesen 234.
Donnerstag 217, 221.
Dopsch, A. 170.
Dorant 44.
Dorf: Hagen- 114, 116. Marschhufen- 118. Straßen- 118. Waldhufen- 118.
Dörrer, A. 72.
Dörrhaus 69.
Drachen 162.
Drakontion 39.
Dreifelderwirtschaft 115, 170ff.
Durchziehen 287.
Dürer, A. 167.

Eberhard, Herzog 16f.
Ebrard, F. 241.
Echo 297.
Eckernförde 117.
Egede, H. 300.
Ei 239, 292.
Eiche 96ff., 103.
Eifel 97, 312.
Eigennamen 150f.
Eimann, J. 262.
Einschott (Krankh.) 181, 185.
Einsiedler 299, 312.
Ekkhart-Jahrbuch 300.
Elbe 78.
Elisonas, J. 73.
Elsaß 34f., 98, 298f.
Emser, H. 31.
Ente 55.
Entrückung 80.
Erasmus v. Rotterdam 29.
Erbsenbär 281.
Erbzinsrecht 114.
Erk, L. 250, 288.
Erle 97, 100.
Erlösungsmotiv 77.
Ernteorakel 43, 49.
Esche 99f., 103f.
Estland: Sage 79. Wirtschaft 117.
Estragon 39.
Etrurien 6.
Eulenspiegel 154.
Exorzismus 209.

Faber, Joh. 25.
Fahne 129f.
Familiennamen 64.
Farben: gelb 184. grün 184. rot 58, 130, 184, 226. schwarz 140. weiß 130, 142, 226.
Fastelabend 67.
Fastenzeit 53.
Fastnachtsmasken 281.
Faustsage 78.
Fazetien 1; vgl. Schwank.
Federkleid 300.
Fehnkolonie 110.
Feigenbaum 101.
Felmer, M. 297f.
Felszeichnungen 173, 280, 294, 303.
Fenster 70, 225.
Feuer 76. -stätten 69.
FF Communications 76.

Ficino, M. 6, 12.
Fick, L. Das schwäbische Kolonistenhaus in der Batschka 261—274.
Fieber 180, 202.
Fiesole 5.
Fingerhakeln 300.
Finkenwärder 102, 107.
Finnland: Lied 71. Schneeschuhe 287.
Fischart, J. 48.
Fischer: Aberglaube 107.
Fischer und seine Frau 309.
Fischer, E. 308.
Flachs 281.
Fladt, W. 309.
Folkers, J. U. Koloniale Abwandlung deutscher Volksart i. ostelbischen Raume 108—122.
v. Fortag, J. Chr. 305.
Fragebogen 68, 71, 278.
Franciscus, hl. 203.
Franco, M. 12.
Fraenger, W. 162f.
Franken 148.
Frankreich: Sprichwort 75. Volksglaube 103.
Franz, A. 198.
Frau Holle 101.
Freiligrath, F. 80.
Freitag 53.
Freiwerber 215.
Freudenthal, H. „Mein Kampf" als politische Volkskunde der deutschen Gegenwart auf rassischer Grundlage 122—135.
Friedersdorf 308.
Friedrich d. Gr. 73, 111.
Friesland: Besiedlung 120. Haus 120. Volksglaube 97.
Frölich, K. 301.
Fruchtbarkeitszauber 96.
Fuchs, L. 38.
Führertum 126f.
Fuhse, F. Graftbräuche beim Handwerk 135 bis 144.
Fürstenmacht 114.
Fußspur 292.

Gaden 69.
Galenus 38.
Gallehus 286.
Gallien 172, 312.
Gang 267ff.
Garn abwickeln 217.
Gart der Gesundheit 37.
Gärtnerei 197.
Gast, J. 32.
Gebärden 299.
Geburt 93ff., 203, 205.
Geheimbünde 293ff.
Gehöftanlage 155.
Geißler, W. H. 42.
Gemeinschaftsleben 194ff.
Gentrup, Th. 311.
Geographie 186ff.
Geopolitik 124.
v. Geramb, V. 305.
Gerbert, M. 199.
Germanen: Ehe 214f. Haus 69. Kultur 302. Landwirtschaft 169ff. Religion 293ff. Siedlung 147. Sage 76. — und Römer 172ff. — und Christentum 204.
Gertrud, hl. 201.
Geschichte und Volkstum 125.
Geßler, H. 34.
Gewerkschaften 133.
Gicht 181, 184.
Giebel 70, 265f.
Gilde 135ff.
Gildemeister, F. 210.
Giusti, G. 10f.
Giustinian, L. 33.
Glasewald, K. 303.
Glockenbecker 147.
Glockenläuten 137, 142.
Gobii, J. 11.
Gocke, E. 301.
Göllner, H. 308.
v. d. Goltz, Th. 113, 116.
Goethe, J. W. 210, 301.
Göttingen 96.
Grabbeigaben 300. -haus 70.
Graber, G. 234f.
Graftbräuche 135ff.
Grenzdeutsche 195f.; vgl. Auslanddeutschtum.
Grenze 223.
Griefahn, C. 178.
Grimm, Brüder 308.
Grönland 300.
Großgrundbesitz 113, 117f.
Großstadt: Volkskunde 195.
Grundherrschaft 170.
v. Güntersberg, H. 245f.
Gürtel 203.
Gutsherrschaft 114ff.

Haberlandt, A. 68, 162, 301.
— M. 68, 167.
Hagendorf 110f., 114, 116.
Hagiologie 298f.
Hahn 222.
Hahn, J. Ph. 245.
Hahne, H. 301.
Hakenkreuz 129f., 228.
Halstuch 59.
Hameln 75.
Handel 117.
Handwerker 132, 135ff., 153.
Handwerksburschenlied 96. -spruch 284.
Hannover: Volksglaube 96.
Hansen, J. 73.
Harn 49.
Hartmann, H. 223.
Harz 146f.
Haube 230, 305.
Haus: Altsachsen 121. Batschka 261ff. Friesland 120. Niedersachsen 154. Serbien 263f. Vorhallen- 69. Lage zur Straße 155, 267. -begräbnis 292. -formen 109, 120f. -grenze 154. -grundriß 69f. -inschriften 156. -landschaften 68f. -namen 63ff. -schmuck 156. -urnen 70. -zeichen 64.
Havers, W. 300.
Hawamal 106.
Hebamme 96, 99, 103.
Heckscher, K. 176, 239.
Hegi, C. 36f., 39.
Heidelbeere 241.
Heiligenverehrung 204ff., 298f.
Heinrich der Löwe 149, 152.
Helbok, A. 108, 121. Bespr. 68ff.
Heldenverehrung 127.
Helm, K. 94.
Helmold v. Bosau 110, 116, 119.
Helvetien 34.
Henßen, G. 73.
Herbstzeitlose 47.
Herd 69f., 76.
Herg, E. 73.
Hermunduren 147.
Herodot 77.
Herrad v. Landsberg 106.
Herzspann 179.
Hesiod 104.
Heß, D. 238.
Heuberge 70.
Heusler, A. 303.
Hexenwesen 18f., 44, 286, 312.
Heydrich, M. 297.
Hildesheim 106.
Himmelfahrt Christi 42.
— Mariae 201, 301.

Hippe, M. 300.
Hirsau 109.
Hitler, A. 122ff.
Hochholzer, H. 188.
Hochzeit: goldne 232. silberne 232. Hochzeitsbitter 58. -brauch 50ff., 96, 214ff., 301. -einladung 218. -geschenke 224. -mahl 219. -ordnungen 212. -tag 217. -tanz 229f. -zeiten 53, 217.
Hoffmann, J. 74.
Hoffmann-Krayer, E. 7.
Höfler, M. 98, 100.
— O. 293.
Hohenstetter, K. 23.
Holstein: Besiedlung 117, 119.
Holunder 101.
Holzinger, K. 16.
Honigdiebstahl 244ff.
Hörigkeit 116.
Horn 299.
Horner, 2, 4.
Hosenträger 305.
Hoyken 212.
Hübner, A. 74.
Huhn 55, 108, 217.
Humanismus 1ff.
Humor 304f.
Humoralpathologie 185.
Hundshaare 12.
Hunsrück 98.
Hure 47.
Husten 40.
Hut 305.
Hveding, J. 74.
Hyatt, H. M. 303.

Idiotikon, holsteinsches 78.
Ignatius v. Loyola 201f.
Illyrier 69.
Indianer: Märchen 71f., 76. Zauber 292.
Indien 79.
Ingwer 41, 49.
Initiation 294.
Innung 135ff.
Inschriften: Haus- 156.
Iran 105.
Irland: Volkskunde 289ff.
Irminsul 93.
Isoergen 69.
Italien: Humanisten 1ff. Märchen 14. Sprichwort 9. Volksglaube 105.
Ittenbach, M. 67.

Jahn, L. 311.
Jakobi, P. 17.
Jean Paul 238, 242.
Jesse, W. Beiträge zur Methodik der städtischen Volkskunde am Beipiel der Stadt Braunschweig 144—157.
Jesuiten 201f., 205.
Jodler 307.
Johann, Graf von Nassau-Siegen 286f.
Johannes Chryostomus 312.
Johannes d. T. 201.
Johannistag 44. -haupt 44, 48.
Josua und Kaleb 45.
Josef II. 72.
Jovianus Pontanus 5.
Judasschelte 307.
Juden 45f., 51, 78, 118, 125, 127, 132.
Juffinger, J. 72.
Jütland 147.

Kadner, S. 304.
Kaiser, R. Bespr. 67—68.
Kalb 55.
Kalender 71, 306. simplizianischer 242f.
Kaltschale 54.
Kammertenne 70.
Kamphausen, A. Volkskundliches und Volkskunstforschung zur Unterbauung neuer kunstgeschichtlicher Betrachtung 158—168.
Kanal 110f.
Karl d. Gr. 39, 109, 170.
Kartographie 67f., 73, 78, 109ff., 160, 186ff.
Käse 38.
Kastanie 105.
Katze 53.
Katzenmusik 224.
Keiter, F. 308.
Kerzenorakel 239.
Keuschheit 227.
Keyser, E. Die volkskundliche Landesaufnahme im Gebiet der Freien Stadt Danzig 277—279.
Kiefer 236.
Kielbalken 286f.
Kiekebusch, A. 303.
Kienspanhalter 69.
Kinderbaum 94ff. -herkunft 93ff. -lied 219. -spiel 293.
Kindermann, H. 76, 302.
Kirschner, H. 74.
Klabautermann 287.
Klapper, J. 312.
Klassizismus 166.
Klein, P. 67f.
Kletler, P. 303.
Klima 113.
Klöster 204.
Knapp, G. F. 116.
Kobold 74.
Köchlin, M. 34.
Kohl 102f., 105.
Kolbatz 245.
Kolik 182.
Kolonisation s. Siedlungskunde.
Kolonistenhaus 261ff.
Kommunismus 79.
Königskinder 71, 281.
Kopfschmerzen 181.
Kornhandel 117.
v. Kotzebue, A. 210.
Kötzschke, R. 170ff.
Krakowitzer H. 305.
Krankenkassen 136.
Krankheiten 179ff., 299f. Bruch 49. Husten 40. Pest 44. Schwindsucht 40. Augen- 41. Magen- 41, 49. Vieh- 182, 206.
Krantz, A. 153.
Kranz 220, 225. -werbung 301.
Kräuterbücher 36ff.
Krautweihe 301.
Kreemer, J. 307.
Kreuz 137, 142.
Krieckeberg, W. 72.
Krogmann, W. 75.
Krone 143.
Krüger, J. 210.
Krüppel 213.
Krüsel 211.
Kuchen 224.
Kuckuck 216.
Kuh 55.
Kuhlmann, K. 235ff.
Kuhn, F. 75.
— W. 191, 193, 196f.
Kultbauten 312.
Kulturbewegungen 68f., 188ff., 189. -biologie 309. -geographie und Volkskunde 186ff. -geschichte 200ff., 302. -gut, gesunkenes 161. -kreislehre 291.
Kummer, B. 93f., 101.
Kümmernis, St. 203.
Kunstgeographie 167. -geschichte und Volkskunst 158f.
Kuß 77, 88.

Lade 137.
Lametta 239.
Lamia 4ff., 312.
Lamparter, G. 24.

Lamprecht, K. 112f., 119.
Landerwerbung 213.
Landler 307.
Landwirtschaft: Geschichte 169ff.
Lang, Matth. 17.
Langer, O. 138.
Lappland: Rechtswesen 79.
Lärche 99f.
Laubmännchen 281.
Lauffer, O. 78, 301, 309. Kinderherkunft aus Bäumen 93—106. Neue Beiträge zur Geschichte des Weihnachtsbaumes 233—243.
Lausitzer Kultur 69.
Lebensbaum 94, 105f.
Legende 312.
Lehmann-Nitsche, R. Das Sternbild der Sense 62 bis 63.
Leichenbahre 138. -bitter 137. -folge 136. -mahl 143. -träger 139f. -tuch 140.
Leinewand 56, 59.
Leland, Ch. G. 6.
Leo X., Papst 17.
Leonhard, hl. 205.
Lesch, A. 312.
Leser, P. 173.
Lettland: Besiedlung 117.
Leunis, J. 45.
Licht 137, 143.
Lichterorakel 53.
Lichtmeß 201.
Lid, N. 310.
Liebesorakel 50, 53. -zauber 50.
Liebrecht, F. 101.
Lied: Entstehung 80. Sammlung 288f. Stil 74. Wesensart 80. — Arbeits- 301, 307, 310. Frauen- 80. Handwerksburschen 96. Kinder- 219. Tage- 89. — Bremberger 88. Königskinder 71, 281. O Tannebaum 240. Prinz Eugen 80. Schloß in Österreich 71. Schornsteinfeger 285. — Dänemark 77. Finnland 71. Litauen 80. Pommern 67f; vgl. Ballade.
Linde 89, 96, 100, 103.
Lippe (Land) 50.
Lippi, L. 5.
Litauen: Lied 80. Märchen 73. Sage 73. Wirtschaft 118.
Liturgik 198f.
Livland: Wirtschaft 117.
Lohmeyer, K. Warum der Hahn auf dem Kirchturm sitzt 279—280.
Lommatzsch, E. 75.
Löns, H. 156.
Loorits, O. 76, 314.
Lößgrenze 146.
Lotti, P. 13.
Lück, K. 196.
Ludwig, O. 304.
Luther, M. 35.
Luxusverordnungen 138f., 143, 216, 219, 225, 229, 231.

Mackensen, L. 79.
Magen und Glieder 78.
Magenkrankheiten 41.
Malaien: Rätsel 307.
Männerbünde 286, 293ff.
Mannhardt, W. 94, 302.
Märchen: Grimms 14, 31. Musäus 209ff. -archiv 314. -erzähler 73. -kongreß 314. Recht 304. Ketten- 279f. Tier- 71. — Fischer und seine Frau 309. Rotkäppchen 291. — Ägypten 77. Eifel 312. Jndianer 71f., 76. Irland 290f. Italien 14. Litauen 73. Münsterland 73. Neger 293. Schweiz 298.
Margarete, hl. 100.
Maria Theresia 72.
Marschhufendorf 109, 118.
Martène, E. 199.
Marterwerkzeuge Christi 48f., 312.
Marxismus 125, 153.
Marzell, H. Der Aronstab im Wandel der Zeiten 36—50.
Masken 280f., 293ff.
Massenpsychologie 126ff.
Maßmann, E. H. Hochzeitssitten und Hochzeitsgebräuche des Osnabrücker Landes 214 bis 232.
Masuren 206.
Mauland, Th. 305.
Mautner, K. 304.
Maybaum, H. Beiträge zur Geschichte der germanisch-deutschen Landwirtschaft 169—178.
Mayrhofer, J. 72.
Mecklenburg: Besiedlung 110, 112, 116, 120. Landwirtschaft 113ff. Segen 178ff.
Medaille 205.
de' Medici, G. 13.
— L. 1f., 7f., 17.
— P. 8.
Megalithkultur 146.
Meier, J. 7, 64, 288. Degner und Lussewinne. Eine niederdeutsche Ballade des 14./15. Jahrh. 81 bis 93.
Meierrecht 114f.
Meisinger, O. 71f.
Meitzen, A. 109.
Melanchthon, Ph. 16ff., 35.
Messe 198.
Mexiko 72.
Meynen, E. 306.
Michael Scotus 30.
Mielke, R. 171, 303, 315.
Milchzauber 44.
Milieutheorie 119, 124.
Militärsignale 307.
Minkoff-Marriage, E. 88, 91.
Mischehe 221.
Mistel 241.
Misthaufen 51, 70.
Mitgift 52, 223.
Mittelalter: Kunst 164f. Landwirtschaft 169f.
Mittwoch 221.
Mitzka, W. 278.
Mond 72.
Montag 217.
Moser, H. J. 307.
Möser, J. 34, 197, 306.
Möβinger, F. Masken mit Schwänzen 280—281.
Much, R. 170.
Mulertt, W. 303.
München 207.
v. Münchhausen, B. 88.
Mundart: niederdeutsch 81ff., 151. -grenzen 151f. -kunde 78f.
Münsterland: Märchen 73. Sage 73. Schwank 73.
Münzprägung 157.
Murner, Th. 35.
Musäus, K. 209ff.
Mutter Erde 94.
Mutterrecht 79, 291.
Mythos 4.

Nachtwächterruf 306f.
Nadler, J. 151, 168.
Nähterin 57f.
Namen: Eigen- 64, 150f. Haus- 63ff. Krankheits- 179ff. Orts- 147, 203. Pflanzen- 44ff. Tauf- 64f., 84.

Napoleon I. 72.
Nationalsozialismus 122ff.
Naturdenkmäler 303.
Nauclerus, J. 17.
Naumann, H. 310.
Neckel, G. 76, 302.
Neger 292f.
Neun s. Zahlen.
Neuwerbaß 63ff.
Nicolai, F. 208.
Niederlande: Mundart 83ff. Siedlung 110f. Sprichwort 25f. Volksglaube 97, 103.
Niedersachsen: Begrenzung 151.
Niehoff, H. J. 301.
Nieuwenhuis, A. W. 76.
Nikolaus, hl. 99.
Norwegen: Volksbrauch 74. Volksglauben 74, 310. Volkskunde 305.
Nowotny, E. 307.
Numismatik 157.
Nürnberg 104.
Nußbaum 104.

Obrovac 262ff.
Odilia, hl. 299.
Odin 104, 106.
Ofen 69f., 265f.
Öl 207.
Oldenburg: Landwirtschaft 171.
Olrik, A. 77.
Orakel s. Wahrsagung.
Orchideen 49.
Orco 5.
Ordensland 117.
Orion 62f.
Ortsnamen 147f.
Osnabrück 214ff.
Ostdeutschland: Volksart 108ff.
Österreich: Besiedlung 118. Tanz 313. Volksglaube 99.
Ostland: Besiedlung 115ff.

Paganismen 312.
Palermo 299.
Palm 102.
Pancratius, M. 291.
Paradestube 270.
Paradiesbaum 106, 234.
Paris 102.
Parlamentarismus 133.
Parodie: Predigt- 284.
Partei 133.
Passarge, S. 189.
Passionsblume 48f. -spiel 72.
Pastor, E. 233.
— L. 6.
Patentamt 66.
Patronate 202.
Penck, A. 191, 307.
Penis 46f.
Peßler, W. 120f., 151, 291.
Pest 206.
Petersilie 102.
Petrarca, F. 4, 6.
Peuckert, W. E. 308. Besprech. 291—293. Not. 72, 75, 77.
Pfalz 98.
Pfeilschifter, G. 199.
Pferdekrankheiten 182, 185.
Pfingsten 49.
Pflanzen 36ff., 301.
Pflug 172ff.
Pieper, M. 77.
Pioniertyp 119.
Pirminius v. d. Reichenau 203.
Pitrè, G. 299.
Plantsch, M. 19f.
Plenzat, K. Zum Fastnachtpferdreiten 281 bis 286.
Plinius 38, 40f., 45, 173.
Plutarch 5, 15, 41.
Poggio, G. F. 8.
Polderland 109.
Polecken 16.
Polen: Besiedlung 117. Wirtschaft 118.
Poliziano, A. 2ff.
Polterabend 224.
Pommern: Bienenrecht 244ff. Landwirtschaft 113f. Lied 67f. Tanz 67f.
Pöschl, A. 313.
Presse und Volkstum 127.
Priamel 25, 29, 31.
Propaganda 123ff.
Proverbia communia 25ff.
Psychologie 126ff., 294f.
Puppe 47, 55.
Pyramiden 240.

Quantitätsbegriff 164.
Quappe 211.
Quelle 97, 203f.

Raabe, W. 156.
Rabelais, F. 11.
Ranke, F. 76.
Rasse: Mischung 125. nordisch-fälische 116, 119. und Volkstum 124f.
Rassenkunde 80, 116, 304, 308.
Rätoromanen 298.
Rätsel 292, 301. Malaien 307. Brandenburg 250ff.
Rattenfänger v. Hameln 75.
Rauchboden 69.
Raupen 205.
Rawolle, E. 78.
Recht: bäuerliches 114f. im Märchen 304.
Rechtsbrauch 79, 296.
Refkor 179.
Regen 227.
Reihendorf 109.
Reimer, J. 72.
Reliquien 203ff.
Reproduktionstheorie 7.
Retzlaff, H. 309.
Reuchlin, D. 17f.
— J. 16f., 34.
Réz, H. Alte deutsche Hausnamen in Neuwerbaß (Batschka) 63—65.
Rheinland: Brauch 203. Heimatkunde 80. Pflug 176. Volksglaube 97.
Rheumatismus 181.
Rhythmus 301, 310.
Rieck, F. 78. Mecklenburgische Heil- u. Zaubersegen des 19. Jahrh. 178—186.
Riehl, W. H. 72, 197.
Rittergut 114f.
Ritz, J. M. 312.
Rockenphilosophie 42.
Roës, A. 303.
Römer und Germanen 172ff.
Rommel, M. 309.
Rose 102, 105.
Rose (Krankh.) 183f.
Rosmarin 103.
Rot s. Farben.
Rotkäppchen 291.
Rousseau, H. 166.
Rubens, P. P. 207.
Rumänien: Wirtschaft 118.
Rummelpott 67.
Runen 77, 302.
Runge, Ph. O. 102.
Rußland: Wirtschaft 118.

Saarbrücken 279.
Saarland 66.
Saatkorn 55.
Sacchetti, F. 10.
Sachsen: Siedlung 148. Volksglaube 95.
Sächsische Schweiz 78.
Sage: Alexander- 105. Dido- 80. Entrückungs- 80. Faust- 78. Hamlet- 78. Rattenfänger- 75.

Schatz auf der Brücke 80, 213. Schatz des Rhampsinit 78. Verwandlungs- 104f. Volsunga- 106. — Bremen 213. Estland 79. Germanen 76, 104. Litauen 73. Münsterland 73.
Sägen 230.
Salz 222.
Salzburg 297.
Salzmühle 80.
Sarg 138f.
Sator-Arepo 66.
Saxo Grammaticus 78.
Schädel 107.
Scharfsinnsproben 78.
Schatten (= aufhalten) 57, 223, 226.
Schatz auf der Brücke 80, 213.
Schatz des Rhampsinit 78.
Scheidt, W. 308.
Schell, O. 97, 100.
Scheune 70.
Schick, J. 78.
Schielen 29.
Schier, B. 68f., 189ff.
Schießen 57, 223, 225f.
Schiffer: Aberglaube 107f.
Schildbürger 31.
Schimmelreiter 281.
Schlachtefest 211.
Schlafbühne 69f.
Schlange 49.
Schlaraffenland 9.
Schleier 87f.
Schlenger, H. Die Volkskunde als Grundwissenschaft der Kulturgeographie 186—197.
Schlesien: Besiedlung 193. Volksglaube 95. Volkskunde 308, 312.
Schleswig-Holstein: Volksglaube 96. Volkskunde 308.
Schlonsaken 193.
Schloß in Österreich 71.
Schmidt, A. Not. 307f.
— P. 291.
Schneeschuhe 287.
Schneeweis, E. Not. 311.
Schnellenberg, T. 45.
Schnitzerei 156.
Schnurkeramik 146.
Scholz, A. 79.
Schopp, J. 310.
Schornsteinfegerlied 285.
Schreiber, G. 311. Heilige Wasser in Segnungen und Volksbrauch 198 bis 209.
Schüller, A. 206.
Schumacher, K. 177.
Schütting 212.
Schütze, J. F. 78.
Schützenfest 61.
Schwaben 22f., 31, 98.
Schwangere 203, 205.
Schwank: deutsch 23, 73, 154, 312. italienisch 23; s. Fazetien.
Schwansen 308.
Schwanz 280f., 295.
Schwarz s. Farbe.
Schwarzwald 98, 120, 309.
Schweden: Tracht 310.
Schwein 55.
Schweiz: Volksglaube 98f.
v. Schwerin, C. 88.
Schwindel 180.
Schwindsucht 40.
Schwitzbad 69.
Secreta secretorum 29.
Segen 178, 205. Bienen- 182. Diebs- 185. Schutz- 186.
Segnungen 198ff., 301.
Seidelbast 49.
Seiler, F. 28.
Selbstmörder 142.
Sense 62f.
Serbien: Haus 263f.
Sering, M. 113.
Sforza, G. M. 13.
Sieben s. Zahlen.
Siebenbürgen: Besiedlung 118. Brauch 238, 241. Hausnamen 64. Landler 307. Volksglaube 99. Volkskunde 297f. Volkstum 196.
Siebensprung 307.
Siebs, Th. 300.
Siedlungskunde 68ff., 78, 108ff., 115, 124, 145f., 192f., 194, 277, 307.
Silvester 50.
Sitzgeräte 70.
Sizilien: Volkskunde 299.
Slawen: und Germanen 116f., 121. Hausformen 68ff. Rasse 116. Volksart 108ff., 116.
Sohnrey, H. 310.
Sokrates 304.
Soldatensprache 276.
Soldatenstand und Volkstum 133.
Solem, E. 79.
Solling 310.
Sommerküche 264ff.
Sonntag 217.
Spamer, A. 160f.
Spanien: Aberglauben 44. Kulte 200f., 205f., 209.
Speicher 69f., 191.
Speisen 211, 215, 224, 228.
Sperren 223.
Spiel: Kinder- 293. Passions- 72.
Spieser, F. 68.
Spinnrad 53, 222.
Sprachatlas 152.
Sprache und Volkstum 128, 152.
Sprachinseln 187, 191, 196.
Sprachtabu 300.
Sprichwort: deutsch 23ff., 73ff. französisch 75. italienisch 9.
Stab 59.
Stadt. -anlage 154. und Volkskunde 144ff.
Stall 69f., 205.
Stammbaum 106.
Stände und Volkstum 130ff.
Standesamt 224f.
Steiermark: Tracht 305.
Steingräber 146.
Steinzeit: Pflug 174.
Steller, W. 300.
v. Stern, C. 79.
Sternbilder 62f.
Stickerei 141.
Stiefmutter 77.
Storaker, J. Th. 310.
Storch 97, 101f., 228.
Stradino, Padre 8.
Straßburg 34.
Straßendorf 118.
Straßenruf 307.
Streler, J. 23, 34.
Strick 203.
Strohpuppe 296.
Strümpfe 56.
Strzygowski, J. 161, 164.
Stube 69f.
Stübiger, E. 234.
Sudetendeutsche: Volksglaube 95.
Sueven 147.
Suringar, W. 22ff.
Svensson, S. 310.
v. Sydow, C. W. 234.
Symbol 129f., 163, 228, 230.
Sympathie 41.

Tacitus 24, 170, 302.
Tagewählerei 53, 217, 312.
Tanne 98, 103.
Tanz 42, 67f., 229, 313.
Tänzer zu Kölbigk 307.
Tardel, H. 80. Zum Märchen „Stumme Liebe" von Musäus 209—214.

Tenne 70.
Teschen 193.
Tessmann, G. 292.
Thausing, A. 115.
Theophrast 39.
Therese, hl. 200f.
Thiersee 72.
Thüringen 147ff.
Tietze, H. 161.
Tirol: Volksglaube 99. Volksschauspiel 72.
Tisch 70.
Tobler, A. 75.
Todesanzeigen 275ff.
Tollwut 12.
Totemismus 76.
Totenheer 294f. -kassen 136. -krone 143. -kult 293ff.
Tracht: Braut- 226. Trauer- 136, 140. — Bremen 212. Schweden 310. Siebenbürgen 298. Steiermark 305.
Trauergefolge 136.
Traum 48.
Trier 102.
Tübingen 18f.
Tunnicius, A. 28.

Ulrich, Herzog von Württemberg 16, 24.
Umzüge 285ff., 293ff.
Ungarn: Besiedelung 118.
Uniform 129.
Ura-Linda-Chronik 74, 303.
Urnenformen 147.

Vakarelski, Hr. 311.
Veit, A. L. 312.
Verbrennung 183.
Vereinswesen 134.
Verfangen (Krankheit) 182f.
Verfluchungsformeln 244ff.
Vergil 3f.
Verkehr 113.
Verkehrte Welt 285.
Verlobung 52, 216.
Verwandlung 77, 104.
Viehheilige 205.
Vigilien 312.
Visconti, G. M. 10.
Vitalis, hl. 203.
Vogesen: Besiedlung 120.
Völkerschelten 30.
Volksbotanik 36ff.
Volksbrauch: kirchlicher 198ff.; vgl. Einzelstichwörter.
Volkscharakter: Deutsche 117, 119, 125ff., 153. Slawen 116.
Volksglaube s. Einzelstichwörter.
Volkskunde: Atlas 98, 278f., 291. Begriff 300. Geschichte 78. der Großstadt 195. Jahrbuch 311. psychologische 160. religiöse 198ff., 311. städtische 144ff., 195. — und Geschichte 175f. — und Kirche 311. — und Kulturgeographie 186ff. — und Kunstgeschichte 158ff. — und Nationalsozialismus 122ff. — und Recht 301. — und Schule 72f.
Volkskunst: Aufgabe 158, 312. Begriff 161. — und Stilkunst 161f.
Volkslied s. Lied.
Volksmärchen s. Märchen.
Volksmedizin 40, 178ff.; vgl. Krankheiten.
Volksmusik 307.
Volksrätsel s. Rätsel.
Volkssage s. Sage.
Volksschauspiel s. Spiel.
Volkstanz s. Tanz.
Volkstum: Begriff 311. Pflege 187. — und Arbeiter 195. — und Boden 124. — und Geschichte 125. — und Presse 127. — und Rasse 124f. — und Sprache 128, 152. — und Stände 130ff.
Völsungasaga 106.
Vorgeschichte 68ff., 74, 146f.
Vorhallenhaus 69.
Vorzeichen 227, 230.
Votive 312.

Wacholder 236.
Wachs 244.
Wagen 295.
Wagner, G. F. 215.
— K. 301.
Wahrsagung 43, 50, 53.
Waldhufendorf 109, 118.
Walle: Pflug 174.
Wallfahrt 312.
Walter, F. 113.
Walther v. d. Vogelweide 118.
Wand 69.
Wasser 95. — im relig. Brauch 200ff. -geister 77. -guß 57. -weihe 205. Ignatius- 205. Xaverius- 206f.
Weben 56f.
Weber, G. 80.
— M. 113.
Wehrhan, K. Brautstand und Hochzeit im Lippischen, I. 50—61.
Weide 97ff.
Weiditz, H. 139.
Weihnachtsbaum 233ff. -esel 281.
Weinhold, K. 193.
Weiser-Aall, L. 234, 236. Bespr. 293—296.
Weiß s. Farbe.
Weißenhofer, R. 72.
Weistümer 114.
Welteislehre 72.
Wendelin, hl. 205.
Wenden: Rassencharakter 116.
Werbung 50f.
Werwolf 80, 295.
Weselin, G. 31.
Wesselski, A. Humanismus und Volkstum 1 bis 35.
Westfalen: Brauchtum 214ff., 301. Volksglaube 96, 103.
Westpreußen: Fastnachtsbrauch 281ff.
Wetter 53.
Wiederheirat 231.
Wiege 54, 69f., 190.
Wieland, C. M. 207f.
Wikinger 162.
Wild, F. 303.
Wildes Heer 294f.
Wilgefort, hl. 203.
Williams, Ch. A. 312.
Wimpheling, J. 35.
Winkelhoffer, H. 34.
Wirth, H. 74, 303.
Wirtschaftsformen 112ff., 171f.
Wisser, W. 316.
Wittich, W. 114.
Wochentage: Dienstag 53. Donnerstag 53. Freitag 53. Sonntag 53.
Wöchnerin 140, 203.
Wolf, K. Lesefrüchte aus einem Kriegsbuch des 17. Jahrhunderts 286 bis 287.
Wolke 94.
Wossidlo, R. 239.
Wunderhorn 288.
Wurst 55, 57.

Xaverius, F. hl. 206.
Ximenez, F. 72.

Yggdrasil 93, 106.

Zahlen: Dreizehn 239. Neun 42. Sieben 53. Vierundzwanzig 301.
Zauber: -abwehr 44. -lied 77. -pflanzen 43f., 50. -spruch 66, 178ff.; vgl. Segen. — Fruchtbarkeits- 96. Liebes- 43, 50. Milch- 44. Schaden- 292.
Zaun 263.
Zehrwurzel 42.
Zeichendisput 292.
Zender, M. 312.
Zepp, P. 80.
Ziege 292.
Ziesemer, W. 278.
Zimmermann 57f.
Zoder, R. 312.
Zoepfl, F. 312.
v. Zuccalmaglio, A. 74.
Zünfte 153.
Zunftkrone 143.
Zunker, E. 313.
Zweibrücken 275.
Zwerge 77.
Zwetsche 101.
Zwickau 138.
Zwiehof 69.
Zwölften 53, 239, 281.

010198

Handwörterbuch zur deutschen Volkskunde

Herausgegeben vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde

I. Abteilung:

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens

Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von **Hanns Bächtold-Stäubli**

Bisher sind erschienen:

Band I: Aal—Butze(n)mann. LXXI, 1764 Spalten. 1927/28.
Subskriptionspreis RM 44.—, in Halbleder RM 52.—

Band II: C—Frautragen. 1778 Spalten. 1928/1930.
Subskriptionspreis RM 45.—, in Halbleder RM 53.—

Band III: Freem—Hexenschuß. IV, 1920 Spalten. 1930/31.
Subskriptionspreis RM 53.—, in Halbleder RM 61.—

Band IV: hieb- und stichfest—knistern. 1584 Spalten. 1932.
Subskriptionspreis RM 44.—, in Halbleder RM 52.—

Band V: Knoblauch—Matthias. 1872 Spalten. 1932/33.
Subskriptionspreis RM 52.—, in Halbleder RM 57.—

Band VI: Mauer—Pflugbrot. IV, 1728 Spalten. 1933/35.
Subskriptionspreis RM 48.—, in Halbleder RM 53.—

Band VII: im Druck. Ausführlicher Prospekt auf Wunsch

II. Abteilung:

Handwörterbuch des deutschen Märchens

Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von Johannes Bolte und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von **Lutz Mackensen**

Bisher sind erschienen:

Band I: A—E. VII, 659 Seiten. 1930/33.
Subskriptionspreis RM 42.50, in Halbleder RM 45.—

Band II: erscheint z. Zt. in Lieferungen. Ausführlicher Prospekt auf Wunsch

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Die Deutsche Schachzeitung

erscheint als ältestes aller bestehenden Schachblätter seit 1846 in ununterbrochener Folge. Monatlich 1 Heft im Umfang von 32 Seiten.
Preis vierteljährlich RM 2.—

Für jeden Schachfreund, der um die Verbesserung seiner Spielstärke bemüht ist und sich über die Vorgänge im Schachleben Deutschlands und des Auslandes unterrichten will, ist sie **unentbehrlich.**

Lassen Sie sich bitte ein Probeheft senden!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Soeben erschien:

MINERVA

JAHRBUCH DER GELEHRTEN WELT

Herausgegeben von Dr. GERHARD LÜDTKE. Redakt. Leitung Dr. FRIEDRICH RICHTER. 32. Jahrgang 1936

Abteilung

Universitäten und Fachhochschulen

XXXIV, 2201 Seiten Gebunden RM 48.—

Die Teilung der Minerva, des Jahrbuches der gelehrten Welt, in zwei Abteilungen: Bibliotheken, Archive, Gesellschaften und Universitäten und Hochschulen ermöglichte es, jetzt wieder den Band

Die Universitäten und Hochschulen der Welt

herauszubringen, der in seinem neuen Aufbau überall günstige Aufnahme gefunden hat.

Die Minerva ist immer noch das in der ganzen Welt verbreitetste deutsche Werk, dem noch kein anderes gleichartiges Unternehmen an die Seite gestellt werden konnte.

Der Umfang wurde erhöht, der Preis verbilligt.

Ausführlicher Prospekt kostenlos!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Weltgeschichte des Aberglaubens

von Julius Negelein

Professor an der Universität Erlangen

1. Band:

Die Idee des Aberglaubens

Sein Wachsen und Werden

Gr.-Oktav. VI, 372 Seiten. 1931. RM 17.10, gebunden RM 18.—

2. Band:

Haupttypen des Aberglaubens

Gr.-Oktav. XVIII, 441 Seiten. 1935. RM 16.—, gebunden RM 17.50

Ein ausführlicher Prospekt steht kostenlos zur Verfügung.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Zur Förderung der Wiederwehrhaftmachung unseres Volkes!

Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften

Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften und unter Mitarbeit zahlreicher Sachverständiger von

HERMANN FRANKE

Generalmajor a. D.

Mit einem Geleitwort von Reichskriegsminister Generaloberst v. Blomberg

4 Bände. Lexikon-Oktav

Im Februar erschien:

I. Band: Wehrpolitik und Kriegführung. Mit 81 farbigen und schwarzen Tafeln und 147 Skizzen im Text. XI, 749 Seiten. 1936. **Subskriptionspreis** bei Bezug aller 4 Bände **gebunden RM 32.—**, bei Einzelbezug geb. RM 36.—. Nach Erscheinen aller 4 Bände wird der Preis voraussichtlich auf RM 40.— erhöht.

In Vorbereitung befindet sich Band II: **Das Heer** — Band III: **Kriegsmarine und Luftwaffe** — Band IV: **Wehrwirtschaft und Wehrtechnik.**

Das Werk wird durch Ergänzungshefte vor dem Veralten geschützt.

Das Handbuch soll nicht nur wie die früheren Militärwörterbücher ein willkommenes Hilfsmittel für den Berufssoldaten und Offizier des Beurlaubtenstandes sein, sondern auch den Vertretern der Wissenschaft, Technik, Wirtschaft und Presse, den Beamten und der studierenden Jugend als Nachschlagewerk dienen und ihnen Gelegenheit geben, sich über alle Fragen der Landesverteidigung zu unterrichten. Hat doch der Weltkrieg mit seinem alles umfassenden Wesen gezeigt, daß die Sicherung des Volkstums und Lebensraumes nicht mehr wie einst nur von militärischen Gesichtspunkten aus betrachtet werden darf, sondern das Interesse und die verständnisvolle Mitarbeit aller Staatsbürger sowie die Schulung der studierenden Jugend als Teil der künftigen Führerschicht in wehrwissenschaftlichen Fragen fordert. Die Erfüllung dieser Forderung setzt aber die Kenntnis aller der geistigen, seelischen, körperlichen und wirtschaftlichen Kräfte und Mittel voraus, deren Einsatz der totale Krieg von Volk und Staat in ihrem Existenzkampf gebieterisch verlangt und deren Gestaltung und Ausnutzung schon im Frieden vorbereitet sein muß. Zu diesem Zwecke soll das Handbuch das Gesamtgebiet der Wehrwissenschaften umfassen und deren Begriffe in allgemein verständlicher Weise klären.

Dieses „Handbuch" wird das geistige Handwerkszeug für den Berufsoffizier, den Führer des Beurlaubtenstandes und für jeden wehrfreudigen Deutschen werden. Wir liefern Ihnen unter Bezugnahme auf diese Anzeige einen achtseitigen Prospekt, der das vollständige Mitarbeiterverzeichnis und Probeseiten enthält, kostenlos.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Zeitschrift für Volkskunde

Im Auftrage des

Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde

unter Mitwirkung von Johannes Bolte

herausgegeben von

Fritz Boehm

Neue Folge Band 6

(44. Jahrgang. 1934)

Heft 3 (Schlußheft)

(Mit 16 Abbildungen)

Berlin und Leipzig 1936

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

Z. f. Vk.	N. F. 6, H. 3, S. 233—325	Berlin, März 1936

Inhalt.

Seite

Neue Beiträge zur Geschichte des Weihnachtsbaumes. Von Otto Lauffer . . . . . 233—343

Bannfluch gegen einen unbekannten Honigdieb. Von Otto Altenburg . . . . . 244—250

Volksrätsel aus der Mark Brandenburg. Von Johannes Bolte 250—260

Das schwäbische Kolonistenhaus in der Batschka. Von Luise Fick. (Mit 15 Abbildungen . . . . . 261—274

Kleine Mitteilungen . . . . . 275—287

Zwei scherzhafte Todesanzeigen (1866—1922). Von Albert Becker. S. 275—277. — Die volkskundliche Landesaufnahme im Gebiet der Freien Stadt Danzig. Von Erich Keyser. S. 277—279. — Warum der Hahn auf dem Kirchturm sitzt. Von Karl Lohmeyer. S. 279 bis 280. — Masken mit Schwänzen. Von Friedrich Mößinger. S. 280—281. — Zum Fastnachtspferdreiten. Von Karl Plenzat. S. 281—286. — Lesefrüchte aus einem Kriegsbuch des 17. Jahrhunderts. Von Karl Wolf. S. 286—287.

Bücherbesprechungen . . . . . 288—296

J. Meier, Deutsche Volkslieder, Balladen, 1. Teil (J. Bolte). S. 288—289. — Neue Beiträge zur irischen Volkskunde (Reidar Th. Christiansen). S. 289—291. — Anthropos, Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde, Bd. 27 (W. E. Peuckert). S. 291—292. — G. Tessmann, Die Baja. Ein Negerstamm im mittleren Sudan (W. E. Peuckert). S. 292—293. — O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen (L. Weiser-Aall). S. 293 bis 296.

Notizen . . . . . 297—313

Adrian, Ethnologischer Anzeiger, Bolte, Brandsch, Bundi, Clauß, Cocchiara, Diepgen, Egede, Ekkhart-Jahrbuch 1936, Festschrift Theodor Siebs, Frölich, Gocke, Hahne-Niehoff, Handbuch der Kulturgeschichte, Märkisches Heimatbuch, Hyatt, Kadner, Ludwig, Mauland, Mautner-Geramb, Meyers Kalender 1936, Meynen, Moser, Nowotny, Volkenkundige Opstellen, II, Peuckert, Deutsche Rassenkunde, hrsg. von E. Fischer, Bd. 8—10, Retzlaff, Rommel, Schopp, Sohnrey, Storaker, Svensson, Vakarelski, Volk und Volkstum, hrsg. von G. Schreiber, Williams, Zender, Zoder, Zunker.

Resolutionen des ersten Märchenforscherkongresses in Lund 314

Nachrufe

Robert Mielke. Von Johannes Bolte 315

Wilhelm Wisser. Von Fritz Boehm 316

Register. Von Fritz Boehm . . . . . 317—325

Zeitschriftenschau.

Archiv für Religionswissenschaft, hrsg. von O. Weinreich und M. P. Nilsson, 32, 3—4. Leipzig und Berlin, Teubner 1935.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hrsg. von E. Hoffmann-Krayer, H. Bächtold-Stäubli und J. Roux, 34, 2—3. Basel, Helbing & Lichtenhahn 1935.

Der Bauberater, Merkblatt des Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz, 6, 3. München 1935.

Blätter für Heimatkunde, hrsg. vom Historischen Verein für Steiermark, Schriftl. K. Wutschnig, 13, 1—6. Graz, Leuschner & Lubensky 1935.

Hessische Blätter für Volkskunde, hrsg. von H. Hepding, 33. Gießen, Hessische Vereinigung für Volkskunde 1934.

Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.

Zeitschriftenschau (Fortsetzung).

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, hrsg. von K. E. Fritzsch, 10, 1—6. 11, 1. Leipzig, Kabisch 1935/36.

Badische Heimat, hrsg. von H. E. Busse, Jahresheft 22 (Offenburg und die Ortenau). Karlsruhe, Braun 1935.

Mein Heimatland, Badische Blätter für Volkskunde, Heimat- und Naturschutz, Denkmalpflege, Familienforschung und Kunst, hrsg. von H. E. Busse, 22, 11—12. 23, 1—2. Freiburg i. Br. 1935/36.

Ukrainische Kulturberichte des Ukrainischen Wissenschaftlichen Instituts in Berlin, hrsg. von Z. Kuziela, 20—23. Berlin 1935/36.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, hrsg. von Th. Siebs, 35. Breslau, Marcus 1936.

Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Klasse, Jahresbericht 1934/35. Berlin, Weidmann.

Sudeta, Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte, hrsg. von E. Gierach, gel. von L. Franz und E. Schwarz, 11, 3. Reichenberg i. B. 1935.

Vierteljahrsblätter für Luxemburgische Sprachforschung, Volkskunde und Ortsnamenkunde, hrsg. von der Luxemburgischen Sprachgesellschaft, 1, 4. Luxemburg, Linden & Hansen 1935.

Siebenbürgische Vierteljahrsschrift, Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, hrsg. von K. K. Klein, 58, 3—4. Hermannstadt, Krafft & Drotleff 1935.

Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnisse und Pflege, hrsg. vom Deutschen Volksgesang-Verein in Wien, gel. von K. Liebleitner, R. Zoder, G. Kotek, K. M. Klier, 37, 8—10. 38, 1—2. Wien 1935/36.

Volkstum und Kultur der Romanen, Vierteljahrsschrift, hrsg. vom Seminar für romanische Sprachen und Kultur. Schriftl. W. Küchler und F. Krüger, 8, 2—3. Hamburg, Verlag des Seminars 1935.

Württemberg, Monatsschrift im Dienste von Volk und Heimat. Schriftl. A. Lämmle, 7, 7—12. 8, 1—2. Stuttgart, Knöller 1935/36.

Zeitschrift für Deutschkunde, hrsg. von G. Fricke, W. Hoffstaetter, W. Linden und M. Vanselow, 50, 1—2. Leipzig und Berlin, Teubner 1936.

Zeitschrift für Ethnologie, Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 67, 1—4. Berlin, Springer 1935.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, hrsg. von E. Fehrle, 6, 1—9, 3. Bühl, Baden, Konkordia 1932/35.

Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins, hrsg. von E. Kaeber, 52, 3—4. 53, 1. Berlin, Verlag des Vereins 1935/36. — Beiblatt 1935, 4.

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, hrsg. von G. Jungbauer, 8, 5—6. 9, 1. Prag, Calve 1935/36.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde, hrsg. vom Verein für Volkskunde in Wien, gel. von M. Haberlandt, 40, 6. Wien, Selbstverlag des Vereins 1935.

Académie Royale Serbe, Bulletin de l'Académie des Lettres, 1. Belgrad 1935.

Akademija Nauk SSSR, Trudi instituta antropologii, etnografii i archeologii, Tom. 1, bip. 4—5. Moskau-Leningrad 1935/36.

Budkavlen, Organ för Brages sektion för folklivsforskning och Institutet för nordisk etnologi vid Åbo Akademi, red. G. Nikander, 14, 3—4. Abo Akademi 1935.

Field Museum of Natural History, Report Series Vol. 10, 2 (Publ. 336). Anthropological Series Vol. 21, 3 (Publ. 346). Chicago 1935.

Fornvännen, Meddelanden från k. vitterhets historie och antikvitets akademien, red. S. Curman, 30. Stockholm 1935.

Smithsonian Institution, Publ. 3277, 3279, 3322, 3323. Washington 1935.

Lares, Organo del Comitato Nazionale Italiano per le Arti Popolari, dir. E. Bodrero, 6, 3. Bologna, Cappelli 1935.

Lud, Organ polskiego towarzystwa ludoznawczego we Lwowie, red. A. Fischer, 32, 1—4. 33, 1—4. Lwów 1933/4.

Portucale, Revista ilustrada de cultura literária, científica, e artística, dir. C. Basto & P. Vitorino, 46—47. Porto 1935/36.

Prace Etnograficzne, red. A. Fischer, 2. Lwów 1935.

Revista Lusitana, dir. por J. Leite de Vasconcellos, 33, 1—4. Lisboa, Teixeira & Co. Filhos 1935.

Vjesnik Etnografskog muzeja u Zagrebu, 1, 1—2. Zagreb, Franić 1935.

Weltgeschichte des Aberglaubens

1. Band: Die Idee des Aberglaubens

Sein Wachsen und Werden

Groß-Oktav. VI, 372 Seiten. 1931. RM 17.10, geb. RM 18.—

Aus dem Inhalt:

Der Aberglauben im Völkerleben: Definitionen des Aberglaubens — Die abergläubische Substanz — Zur Psychologie des Aberglaubens. Der Aberglauben der Primitiven: Die primitive abergläubische Gefühlseinstellung — Der Primitive als Einzelindividuum Träger mantischer Kräfte — Der Primitive in seinem magischen Verhältnis zur Außenwelt — Der primitive abergläubische Brauch: Die Bestattung — Begünstigende und steigernde Momente der abergläubischen Handlung — Die Zauberhandlung — Kulturbedingte und kulturfördernde Elemente — Die primitive abergläubische Ethik. Indischer Aberglauben: Die abergläubische Idee — Die abergläubische Handlung — Aberglauben und Ethik.

2. Band: Haupttypen des Aberglaubens

Groß-Oktav. XVIII, 441 Seiten. 1935. RM 16.—, geb. RM 17.50

Aus dem Inhalt:

Vorwort und Einleitung – Ägyptischer Aberglauben – Babylonischer Aberglauben — Palästinensischer Aberglauben — Römisch-Griechischer Aberglauben — Germanischer Aberglauben — Ugrofinnischer Aberglauben — Samojedischer Aberglauben — Rundblick und Zusammenfassendes.

Aus Urteilen:

Deutsche Literaturzeitung 1933, Heft 22: Die umfangreiche Darstellung Regeleins verarbeitet eine gewaltige Fülle von Material. Schon seine Bewältigung bedeutet eine beachtenswerte Leistung und verpflichtet Mitforscher und Publikum zu Dank. Joachim Wach.

Archiv für Kulturgeschichte 1933, Heft 1: Eine noch schwierigere und umfangreichere Aufgabe hat Julius von Negelein mit seiner „Weltgeschichte des Aberglaubens" in Angriff genommen, deren erster Band erschienen ist . . . Der Leser gewinnt Einsicht in die Herrschaft, die unausrottbarer Aberglaube bis zu den jüngsten Zeiten ausgeübt hat, er bekommt zugleich einen Einblick in die Zusammenhänge der verschiedenen Kulturen. Winderlich.

Sonderprospekt kostenlos!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Anzeigenpreise nach Tarif 2. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Kurt Dittrich, Berlin. I. v. W. g.
Druck von C. G. Röder A.-G. in Leipzig